





Bensinger 1925.



Gustav Freytag

Bilder
aus der deutschen Vergangenheit



Aus neuer Zeit

1700–1848

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Die Ausgabe erscheint im Einvernehmen mit den Freytagschen Erben und dem Verlag S. Hirzel, Leipzig.
Dr. G. A. E. Bogeng, Bad Harzburg,
gab sie heraus. Die Einführung und die ergänzenden Anmerkungen dieses Bandes verfaßte Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Brandenburg, Leipzig. Einband und Textvignetten zeichnete Professor Georg Belwe, Leipzig, der auch die übrige künstlerische Ausstattung überwachte. P. A. E. Andrae, Leipzig, leitete die Buchherstellung.

Druck und Bindearbeit wurde in den Spamerschen Offizinen besorgt; die Firma Dr. Trenkler & Co. führte die Vierfarbendrucke, Sinsel & Co. die farbigen Offsetdrucke aus; H. H. Ullstein lieferte das Papier. Sämtlich in Leipzig.

Inhaltsübersicht.

V. Aus neuer Zeit.
(1700—1848.)

Seite

Einführung von E. Brandenburg XII

Einleitung. Das Volk und der einzelne. Eigentümliches in der Fortbildung des deutschen Volkes seit dem Dreißigjährigen Kriege 1

I. Die Stillen im Lande. Richtungen im Protestantismus bis 1618. Folgen des Krieges. Gleiches Herzensbedürfnis bei allen Bekenntnissen. Älterer Pietismus, Spener. Wundersucht. Haß gegen weltliche Ergötzlichkeit. Hochmut. Die Frauen. Selbstbeobachtung. Gesellschaftlicher Verkehr. Gute Einwirkung auf die Sittlichkeit. Die Erweckung. Bibeldeutung. Petersen und Frau, Charakteristik. Erzählung von Johanna Eleonora Petersen, darauf: Erzählung von Dr. Johann Wilhelm Petersen. Schicksale der Gatten und ihre Offenbarungen. Der spätere Pietismus und seine Verirrungen. Auflehnung dagegen. Qualen des Studenten Ernst Johann Semler. Fortschritt des Volkes durch den Pietismus 6

II. Der Wasunger Krieg. Die politische Lage. Stellung der Fürsten. Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. Ehe und Schicksale, Kampf um die Anerkennung seiner Ehe. Händel der Damen am Hofe von Meiningen. Veranlassung zum Kriege zwischen Meiningen und Gotha. Bericht aus dem Tagebuch des Gothaischen Leutnants Rauch vom Jahre 1747. Ausgang der Wasunger Händel 56

III. Es wird Licht. Wandlung des Menschengeistes durch den Bücherdruck. Befestigung der Eindrücke. Mathematische Lehrzweige und Naturwissenschaften. Das Recht. Die Philosophie und ihre Stellung zur Theologie. Die Führer. Umwandlung der Literatur durch die Wolfianer. Bewegung der Geister. Schilderung einer deutschen Stadt um 1750. Aussehen der Stadt; Häuser. Polizei. Handwerker. Die Honoratioren. Kaufleute und ihr Handel. Geistliche. Lehrer und Schule. Die Aufklärer. Gottsched. Vielgelesene Bücher. Stadtgelehrte. Buch- und Antiquarhandel. Honorare. Apotheke. Post. Reisen. Haushaltung und Hauseinrichtung. Kleidung. Zucht. Freunde und

Seite

Gönner. Weichheit. Tränen. Selbstbeobachtung. Armut des Ausdrucks. Künstlichkeit des Benehmens. Ehe als Geschäft. Frauen und Pflicht des Hauses. Erzählung von Johann Salomo Semler. Brief einer Braut an ihren Bräutigam im Jahre 1750. Charakteristik Semlers 104

IV. Aus der Garnison. Das Heer und die Verfassung des Staates. Die Landesmiliz und ihre Geschichte. Das Kriegsvolk des Landesherrn. Veränderte Heereseinrichtung nach dem großen Kriege. Die Ergänzung. Die Anfänge der gezwungenen Aushebungen um 1700. Allmähliche Einführung der Kantonpflicht. Die Werbung und ihre Ungesetzlichkeiten. Gaunereien der Werber. Weiber und Kinder des Heeres. Verachtung des Soldatenstandes. Fahnenflucht. Verhandeln der Armeen. Das preußische Heer unter Friedrich Wilhelm I. Das Garderegiment zu Potsdam. Die preußischen Offiziere. Ulrich Bräcker. Erzählung eines preußischen Deserteurs 166

V. Aus dem Staat Friedrichs des Großen. Der Staat der Hohenzollern, seine Kleinheit, Charakter des Volkes, der Fürsten. Kinderleben Friedrichs. Gegensatz zum Vater. Die Entscheidung. Zucht durch Arbeit. Einwirkung auf seinen Charakter. Seine Heirat. Verhältnis zu Frauen. Aufenthalt in Rheinsberg. Sein Wesen, da er König wird. Seltsamer Gegensatz zwischen poetischer Wärme und herber Schonungslosigkeit. Innere Wandlungen durch die ersten schlesischen Kriege. Verlust der Jugendfreunde. Die literarische Zeit bis 1756. Seine Poesie, Geschichtschreibung, literarische Vielseitigkeit. Sieben Jahre eiserner Arbeit. Seine Kriegführung, sein Heldenkampf. Bewunderung der Deutschen, des Auslandes. Seine Leiden. Auszüge aus Briefen Friedrichs (von 1757—1762). Er ist größer als seine Worte. Ausdauer. Grundsätze seiner Regierung. Verbesserung Schlesiens. Unterschied zwischen preußischem und österreichischem Regiment. Pflichtgefühl der preußischen Beamten. Preußisches Wesen. Erwerbung Westpreußens. Geschichte des Landes. Kläglicher Zustand vor 1772. Kulturen Friedrichs. Seine letzten Lebensjahre. Seine Größe 209

VI. Der erste Luftballon zu Nürnberg. Einfluß Friedrichs auf deutsche Kunst, Philosophie, Geschichtschreibung. Das Heraufkommen der philologischen und historischen Wissenschaften seit 1750. Blüte der Dichtkunst. Aussehen einer Stadt um 1790. Die Häuser. Arme. Krankenpflege. Pocken. Vergnügungen. Kaffeegärten. Theater. Anreden. Reisen. Postwagen. Sinn für Natur. Mundart. Neuigkeiten. Wichtigkeit des Klatsches. Die Erfindung des Luftballons und die Aufregung darüber. Das Urteil Goethes. Bericht über die Auffahrt des Franzosen Blanchard zu Nürnberg im Jahre 1787 nach einer Flugschrift 272

VII. Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers. Langentbehrte Empfindung des Gedeihens im deutschen Bürgertum um 1790. Verschiedene Grundlagen für Sittlichkeit und Tatkraft bei Adel, Bürgern und Bauern. Bemerkenswerte Züge im Leben des Landadels. Die Frömmigkeit der Landleute. Das gebildete Bürgertum. Vorzüge der lateinischen Schule und der Universitätsbildung. Mißbehagen gegenüber dem Leben.

Seite
Die Empfindsamkeit und ihre Wandlungen von 1750—1790. Aus dem Leben einer Familie von aufsteigender Lebenskraft. Die Kinderjahre von Ernst Friedrich Haupt 326

VIII. Aus der Zeit der Zerstörung. Lage Deutschlands. Höfe und Städte des Reichs. Das Volk im Reich. Die Reichsarmee. Die Emigranten. Einwirkung der Revolution auf die Deutschen. Gegensatz zu französischem Wesen. Der preußische Staat. Sein schnelles Wachstum. Die königliche Würde. Güte der Beamten. Von Held. Beamtenherrschaft. Das Heer. Die Generäle. Der Sturz. Erzählung aus den Jahren 1806 und 1807 von Christoph Wilhelm Heinrich Sethe. Sein Leben 377

IX. Die Erhebung. Traurige Lage des Volkes im Jahre 1807. Die ersten Zeichen der steigenden Kraft. Haß gegen den Kaiser. Rüstungen Preußens. Charakter und Bedeutung der Erhebung von 1813. Napoleons Flucht. Zug der Franzosen nach Rußland 1812 und Rückkehr im Januar 1813. Die Kosaken. Das Volk steht auf. Epische Stille, einfache Herzlichkeit. Allgemeine Begeisterung. Die freiwilligen Jäger. Die Gaben für das Vaterland. Die Landwehr und die Arbeit der Kleinen. Der Landsturm. Das erste Gefecht. Eindrücke des Krieges auf den Bürger. Die Krankenpflege und Hilfe der Frauen. Der Feind in der Stadt. Das Vordringen der Freunde. Die Gefangenen. Kräftigung der Charaktere. Verlauf des Krieges. Siegesfeier. Die Toten. 419

X. Erkrankung und Heilung. Zeit der Reaktion. Hoffnungslosigkeit der deutschen Frage. Die Unzufriedenen. Ermattung der Preußen. Die Wissenschaft und ihre Schäden. Schwäche der Gebildeten in Norddeutschland. Aufblühen der praktischen Tätigkeit. Die Süddeutschen. Die Dorfgeschichten. Lebensschicksale eines Süddeutschen. Schilderung einer Dorfschule durch Karl Mathy. Die Hohenzollern und das Volk. Das deutsche Bürgertum. Schluß 475

Anmerkungen 549

Register 557

Einführung.

Je mehr sich Freytags Darstellung der Gegenwart nähert, desto lohnender und desto schwieriger wird ihre Aufgabe. Wir kommen jetzt zu den Zeiten, die schon von den gleichen Fragen bewegt werden wie die Gegenwart, die wir daher mit dem größten innerlichen Anteil mit durchleben können, weil wir die Luft atmen, in der wir zu leben gewöhnt sind. Aber auch das zu bewältigende Material wächst lawinenartig an; eine Fülle von Selbstbiographien, Denkwürdigkeiten, Briefen, Flugschriften ist aus dem 18. und 19. Jahrhundert erhalten; immer schwieriger wird es, die richtige Auswahl zu treffen, das Wesentliche und Bezeichnende aus der unendlichen Menge des Stoffes herauszuholen.

Freytag hat auch diese schwere Aufgabe glänzend gelöst. Er sucht uns zunächst in die neue Denk- und Empfindungsweise einzuführen, die sich in dem Jahrhundert nach dem großen Kriege unter den Gebildeten Deutschlands entwickelt hat. Der Pietismus mit seinem vertieften Gefühlsleben, seinen strengen ethischen Forderungen, aber auch mit seinen Sonderbarkeiten und Entartungen wird uns an der Hand einiger höchst charakteristischer Aufzeichnungen geschildert; mit Recht weist Freytag darauf hin, wie sich hier zuerst bei den einzelnen das Bedürfnis nach einem höheren geistigen Lebensinhalt nach der Zeit schwerer materieller Sorgen wieder regt und zugleich der Zusammenschluß Gleichgesinnter zu gemeinsamer Tätigkeit auf neuer Grundlage beginnt.

Als Gegenstück dazu wird uns das Leben an den kleinen Fürstenhöfen, das sich um Klatsch, Hofintrigen, Rang- und Etikettenfragen dreht, an dem tragikomischen Beispiel des „Wasunger Krieges" gezeigt, zugleich aber auch die unheilvolle Einwirkung solcher Vorgänge auf das Land und seine Bewohner, die Machtlosigkeit der Reichsgewalt gegenüber einem offenen Bruch des Landfriedens.

Dann führt uns Freytag wieder zurück in jene Kreise, in denen der geistige Aufschwung der Nation in den nächsten Jahrzehnten seinen Ursprung hat, in die Welt des Bürgertums. Er läßt uns eine deutsche Stadt der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchwandern. Wir sehen ihre Häuser und Straßen, wir treten in die Häuser und in den Kreis der Honoratioren, die im öffentlichen Leben den Ton angeben. Eine geistige Atmosphäre umgibt uns, wie wir sie etwa aus den Jugendschriften unserer Klassiker kennen: Gefühlsüberschwang und Empfindsamkeit, strenge Förmlichkeit des Betragens, dabei lebhaftes Interesse für alles Wissenswerte, und

eine uns sonderbar anmutende rechnende Nüchternheit in wichtigen Lebensfragen, z. B. bei Eingehung der Ehe, verbinden sich zu einem eigenartigen Ganzen. Und in dieser bürgerlichen Gesellschaft beginnt zuerst seit der Zeit des Rittertums die Frau wieder eine entscheidende Rolle zu spielen, als Gefährtin und Beraterin des Mannes, vor allen Dingen aber als Erzieherin der heranwachsenden Generation.

Aus dem ruhigen Leben im Bürgerhause der Kleinstadt treten wir unter die Soldaten, mit denen die Herrscher ihre Kriege führen und auf deren Gehorsam sie im Zeitalter des Absolutismus ihre Macht hauptsächlich stützen. Aus der Schilderung eines von preußischen Werbern verlockten Schweizers lernen wir das Martyrium der Armen kennen, die von dieser mitleidlosen Maschine erfaßt waren und von ihr willenlos mitgerissen wurden, bis ihnen vielleicht ein glücklicher Zufall die Befreiung ermöglichte. Freytag weiß uns das äußere Leben und den Geist dieser Soldheere, namentlich des preußischen, lebendig zu machen; er zeigt uns die Erziehungsarbeit der preußischen Könige, aber auch ihre rücksichtslose Härte; wir sehen, wie sie sich ein Offizierskorps schaffen, dem sie neue Ehrbegriffe geben, indem sie jedes Mitglied als Kameraden des Herrschers behandeln, wie sie aber damit zugleich den Kastengeist großziehen, der diese Offiziere des friderizianischen Heeres von ihren Soldaten, aber auch von dem ganzen übrigen Volk schied, und der, namentlich in späteren Zeiten, als unerträglicher Standeshochmut empfunden wurde, weil die Offiziere fast ausschließlich aus dem Adel genommen wurden. Allerdings hatte auch diese Einseitigkeit ihr Gutes, weil der Zwang zum Dienst im Heere den Adel erst wieder daran gewöhnte, dem Staate seine Kräfte zu widmen und nicht nur seiner Wirtschaft und seinem Vergnügen. So verwuchs der preußische Adel mit dem Staat, während in Frankreich der Adel sozusagen außerhalb des Staates blieb und seine großen Reichtümer und Privilegien genoß, ohne der Gesamtheit dafür etwas zu leisten.

Und nun geht es aus der Kaserne zum Fürstenschloß. Nachdem wir das Werkzeug kennengelernt haben, sehen wir den, der es am glänzendsten zu handhaben verstand, den einsamen großen König, den Philosophen und Dichter von Sanssouci, den fleißigen Verwalter und Finanzmann, den ruhmgekrönten Sieger auf so vielen Schlachtfeldern. Die Schilderung seiner Persönlichkeit und seiner Bedeutung gehört zu den glänzendsten Kapiteln dieses Buches. Nur zwei großen Deutschen hat Freytag eine eingehende persönliche Würdigung zuteil werden lassen in diesem Werk, das nicht der Geschichte der hervorragenden einzelnen, sondern der Stillen und Namenlosen geweiht ist, welche die große Mehrheit jedes Volkes ausmachen. Diese beiden sind Martin Luther und König Friedrich. Er hat es getan, weil er in ihnen die größten Erzieher des Volkes zu den männlichen Tugenden der Pflichttreue, Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe erkennt. Man fühlt aus seinen Worten die scheue Bewunderung heraus, mit der er sich der Gestalt des großen Königs nähert, den er nicht eigentlich liebt, aber aufs tiefste verehrt. Er schildert uns seine harte Jugend, den Kampf mit dem Vater, wobei er übrigens dem König Friedrich Wilhelm I. nicht ganz gerecht wird. Er hat noch zu sehr das Bild des launischen Tyrannen vor Augen, der in wildem Jähzorn jeden Widerspruch mit dem Stocke bedroht, während uns inzwischen durch Gustav Schmollers und seiner Nachfolger Forschungen die gewaltigen Leistungen dieses Mannes auf dem Gebiet der inneren Verwaltung

seines Landes, seine Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit und auch die zarteren Regungen in dieser anscheinend so robusten Natur viel klarer und greifbarer geworden sind. Uns erscheint Friedrich Wilhelm heute als der größte „innere König" Preußens, als der Mann, der die Mittel schuf, mit deren Hilfe sein Sohn die Großmachtstellung Preußens begründete, als der eigentliche Schöpfer jenes vielgehaßten und dem Deutschtum doch so notwendigen militärisch harten Preußentums, das schließlich doch auch den anfangs widerstrebenden und im Grunde anders gearteten Sohn in seinen Dienst zwang. Wir sehen dann den großen König im menschlichen Verhältnis zu seiner Familie, zu seinen Freunden; wir erleben an der Hand seiner Briefe mit ihm die furchtbaren seelischen Nöte nach den ersten Niederlagen im Siebenjährigen Kriege, seine Einsamkeit im nur noch der Arbeit gewidmeten Alter. Wir haben auch über König Friedrichs Tätigkeit und Persönlichkeit viel Neues gelernt, seit Gustav Freytag schrieb, wie jeden ein Blick in Reinhold Kosers großes Werk über ihn zeigen kann; aber dennoch ist auch hier das Gesamtbild, das seine Künstlerhand geschaffen hat, eigentlich nirgends erheblich verändert worden, und seine Schilderung gehört noch immer zu den besten und eindrucksvollsten, die wir haben.

Nachdem er so lange im politischen Mittelpunkt des damaligen Deutschland, dem Berliner Königshof, verweilt hat, drängt es unseren Führer, schnell wieder hinabzutauchen in die Masse des Volkes und uns ein heiteres und bewegtes Bild aus ihrem Leben zu zeigen: das Aufsteigen des ersten Luftballons auf deutschem Boden, im altehrwürdigen Nürnberg, dessen Insasse allerdings kein Deutscher, sondern ein Franzose war. Er lehrt uns in der Begeisterung des Volkes ein Zeichen sehen, daß man eine neue Zeit, eine Befreiung von den alten Schranken des Erdendaseins, die Möglichkeit anderer großer Umwälzungen, ahnend spürte. Noch einmal läßt er uns dann hineinblicken in das Empfinden und die Lebensweise des deutschen Bürgertums, kurz bevor die französische Revolution neue Gedanken und Ziele über den Rhein warf.

Die unmittelbaren Wirkungen der Revolution werden nur kurz gestreift, die Verknöcherung des preußischen Beamtentums und Offizierkorps nach dem Tode des großen Königs ebenfalls kurz skizziert. Alles das bildet nur den Auftakt zur Darstellung des Zusammenbruches von 1806, den uns ein preußischer Rheinländer, der ihn in Münster miterlebte, in seinen Aufzeichnungen schildert.

Hätte man von den Leiden der Franzosenzeit gern etwas mehr gehört — denn es gibt hier sehr lebendige Schilderungen von Augenzeugen —, so wird man entschädigt durch die glänzende Darstellung der Erhebung von 1813. Man sieht das große Millionenheer Napoleons in trauriger Verfassung zurückfluten aus den endlosen Räumen Rußlands, man sieht die Kosaken kommen und mit den sie nun bewundernden Bürgern Freundschaft schließen, man fühlt die Begeisterung mit, die durch das ganze Volk geht, als der König endlich das Signal zur allgemeinen Erhebung gibt. Man erlebt die Spannung, mit der das ganze Volk den Verlauf des entscheidenden Kampfes verfolgt, und den Eifer, mit dem jeder an seiner Stelle mithelfen will an dem großen Werk der Befreiung, und man atmet auf, als es endlich gelungen ist und die Opfer nicht umsonst gewesen sind.

Ich gestehe, daß ich persönlich immer die Empfindung gehabt habe, Gustav Freytag hätte mit diesem schönen Kapitel sein Werk schließen sollen. Offenbar konnte

er die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem knappen Raum weniger Bogen, die ihm noch zur Verfügung standen, nicht mit ähnlicher Anschaulichkeit zur Geltung kommen lassen, wie die vorhergehenden Jahrzehnte; darum wäre es vielleicht besser gewesen, von dieser Zeit gar nichts mehr zu sagen. Aber dazu hat sich Freytag doch nicht entschließen können. Er wollte wenigstens noch ein Bild aus der Restaurationszeit geben und wählte dazu das Leben Karl Mathys in der Verbannung aus der badischen Heimat als Schulmeister in dem kleinen schweizerischen Orte Grenchen. Dessen Erzählung ist zwar an sich sehr hübsch und anschaulich, bietet aber eigentlich kein charakteristisches Beispiel für deutsches Leben und Denken oder deutsche Zustände in diesem stillen und dunklen Menschenalter, in dem doch die Keime zu der Entwicklung der folgenden Jahrzehnte schon vorhanden waren, wenn auch die Sonne fehlt, die ihnen zum Wachsen und Reifen nötig war.

Mit einem kurzen Ausblick in die Zeit nach 1848 und auf das Verhältnis Deutschlands zum Staate der Hohenzollern, der ihm eben Führer zur Einheit des Staatslebens werden sollte, entläßt Freytag den Leser. Freudiger Optimismus beseelt die letzten Zeilen, der Glaube an eine nahe bevorstehende große Zukunft, an der die damals lebende Generation kräftig mitschaffen zu können hoffte, strahlt daraus hervor. Fast mit Neid könnten wir heute auf diese Stimmung blicken, wenn wir uns nicht sagen dürften, daß auch wir wieder auf dem Wege nach oben sind, der uns aus dem Abgrund führen soll, in den Niederlage und Revolution uns gestürzt haben.

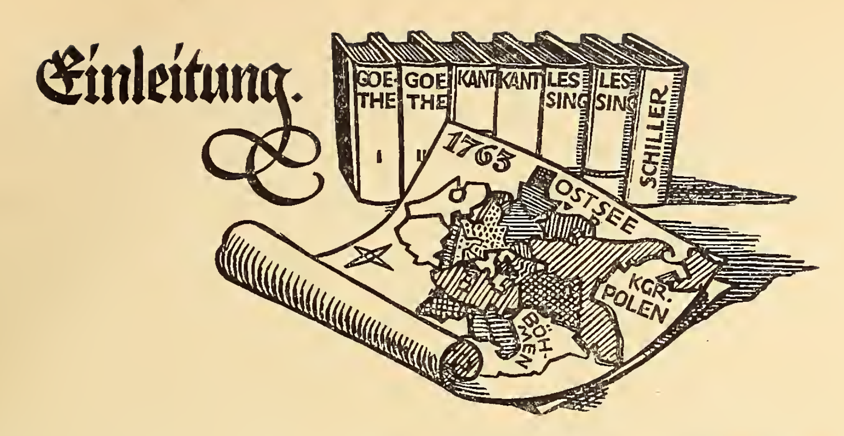
Es mag manchen Leser, wenn er diesen letzten Band aus der Hand legt, schmerzlich berühren, daß von dem Größten, was Deutschland im 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, von seiner klassischen Literatur, und von den Kreisen, aus denen sie hervorwuchs, fast nichts darin steht. Wohl tauchen an der äußersten Peripherie der Darstellung als ferne Sterne gelegentlich die Namen Goethes und Kants auf; aber man hört nichts Genaueres von ihnen und ihrem Werk. Gewiß hätte mancher gern einen Blick in das Treiben am Weimarer Musenhof zur Zeit Anna Amaliens und Karl Augusts oder in den romantischen Kreis Karolinens oder später in den Salon der geistreichen Rahel Varnhagen getan. Und an Material, um solche Schilderungen zu beleben, hätte es gewiß nicht gefehlt. Aber ich habe schon bei früherer Gelegenheit darauf hingewiesen, daß Freytag absichtlich die Entwicklung der Kunst aus seiner Darstellung ausgeschlossen hat, sobald sie mehr als Betätigung einzelner und nicht als unmittelbares Erzeugnis des Volkslebens erscheint. So hat er auch hier einer solchen Versuchung, den einmal gezogenen Rahmen zu sprengen, widerstanden. Denn daß er sie nicht gefühlt haben sollte, kann ich mir nicht denken. In der Tat waren aber Philosophie und Literatur in jener Zeit nur die Sache enger Kreise; in die Massen des Volkes ist das, was die Großen dachten und schufen, erst im Laufe der nächsten Generation, im wesentlichen durch die Vermittlung der Schule gedrungen.

Wenden wir beim Abschied den Blick noch einmal zurück auf den ganzen Weg, den uns Freytag geführt hat, vom Urwald bis an die Schwelle des Maschinenzeitalters, lassen wir uns noch einmal die Seele bewegen von der Fülle der Lebensäußerungen, die wir gesehen und miterlebt haben, so können wir nur mit einem tiefen Gefühl des Dankes von diesem Werk scheiden, das, soviel ich weiß, in der Geschichtschreibung anderer Völker kein ebenbürtiges Gegenstück hat. Freilich er-

scheint es uns heute unvollständig. Wir möchten von ebenso sicherer Hand und mit ebenso liebenswürdiger Kunst auch durch das letzte Jahrhundert unseres Volkslebens geführt werden, wir möchten das Emporwachsen der Fabriken mit ihren Industriekapitänen und Arbeiterheeren, das Werden der modernen Großstädte und die Entfaltung ihres vielgestaltigen Lebens, die allmähliche Entstehung eines selbständigen politischen Denkens und Wollens in allen Volkskreisen und das langsame Reifen neuer Lebensstimmungen ebenso in den Zeugnissen der Mitlebenden verfolgen können, wie die großen Wandlungen der früheren Jahrhunderte in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit". Wir möchten auch die Zeit des Weltkrieges, von der ersten flammenden Begeisterung an, die alle Volkskreise mitriß, bis zu den trüben Zeiten der Hungerblockade und Teuerung, die Zuckungen der Revolutionszeit und das allmähliche Wiedergesunden unseres Volkes in anschaulichen Bildern für die Zukunft festgehalten sehen. Aber wo ist der Mann, der, Forscher und Künstler zugleich, wie es Freytag war, ausgerüstet mit weitem Blick für die großen Zusammenhänge und mitfühlendem Verständnis auch für das scheinbar Kleine und Alltägliche, ein solches Werk zu schaffen unternehmen möchte? Solange wir es noch nicht haben, wollen wir uns um so mehr erfreuen an dem, was wir in diesem Buche besitzen.

Erich Brandenburg.

Einleitung.



Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und eigenartiger die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes. Nach unendlich vielen Richtungen äußert sich die schaffende Kraft des Menschen, aber die letzte Bedingung aller anderen Tüchtigkeit ist die politische Bildung des einzelnen und des Volkes durch den Staat. Geist, Gemüt, Charakter werden durch das Staatsleben beeinflußt und gerichtet, der Anteil, welchen der einzelne am Staate hat, gibt ihm die höchste Ehre, das männlichste Glück.

Wenn der Deutsche zur Zeit unserer Väter und Großväter seine Stellung unter den Menschen der Erde betrachtete, so mochte er wohl fragen, ob sein Leben arm oder reich war, ob Hoffnung, ob Trauer überwog. Denn ganz ungewöhnlich war seine Erdenstellung. Freudig empfand er sich im Genuß einer freien und schönen Bildung, und täglich drückte ihn die Härte und Willkür oder die Schwäche und Nichtigkeit seines Staates, in dem er wie ein rechtloser Fremdling lebte; stolz blickte er auf die Riesenarbeit deutscher Wissenschaft, und mit herbem Leid erkannte er, daß Millionen seiner Stammgenossen von den höchsten Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit durch eine tiefe Kluft geschieden waren. Er empfand um sich das Wirken einer Volkskraft, welches im Reiche des Geistes das Kühnste mit heldenmütiger Beharrlichkeit wagte, und sah wieder rings um sich engherzige Ungelenkigkeit, wo es galt, Einfaches und Naheliegendes durchgreifend zu wollen; er fühlte mit Tausenden heiße Sehnsucht nach einem Inhalt des Lebens, welcher erheben und begeistern konnte, und wieder erkannte er sich und seine Umgebung überall eingeengt durch kleinlichen Sinn, durch provinzielle und örtliche Abgeschlossenheit. Wer so fühlte, der durfte wohl fragen, ob wir Deutsche alt oder jung sind, ob unser Schicksal sein soll, die deutsche Art nur in einzelnen Meisterwerken der Kunst und Wissenschaft auszudrücken, oder ob eine harmonische Ausbildung des gesamten Volkes in seinen praktischen und idealen Richtungen, in Arbeit und Genuß, Staat, Kirche,

Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiß uns in Zukunft noch bevorstehe; und ob wir als Männer eines großen Staates jemals wieder die Herrenrolle in Europa spielen würden, welche, wie alte Überlieferungen verkünden, in grauer Vorzeit unsere Ahnherren durch ihr Schwert und die Wucht ihrer Natur errungen haben. Noch in unserer Erinnerung liegt eine Zeit, wo die Hoffnung so unsicher war, daß man zweifelhafte Antwort auf solche Frage wenigstens entschuldigen konnte.

Während aber nach den Freiheitskriegen ein Ausklingen alter Bildungsverhältnisse bedeutsam ist, schreiten wir jetzt mit junger Kraft, neuen Ideen, frischem Willen einem neuen Höhenpunkte zu. In den Charakteren der nächstvergangenen Zeit macht sich nur zu häufig die Absonderung geltend, Hoffnungslosigkeit, Mangel an politischer Sittlichkeit, in der neuen Zeit schärferes Auge, erhöhte Betätigung für das Ganze, Bedürfnis des Anschlusses an Gleichgesinnte, praktische Gesichtspunkte. Der Realismus, welchen man rühmend oder zürnend ein Merkmal der Gegenwart nennt, ist in Kunst, Wissenschaft, im Glauben wie im Staate nichts als die erste Bildungsstufe eines aufsteigenden Geschlechtes, welches das gegenwärtige Leben nach allen Richtungen zu vergeistigen sucht, um dem Gemüt neuen Inhalt zu geben.

Aber wenn auch nicht mehr nötig ist, der eigenen Seele Hoffnung zuzusprechen, so ist es doch eine holde Arbeit, sich deutlich zu machen, wie weit wir gekommen sind im Vergleich zur Vergangenheit, im Vergleich zu anderen Kulturvölkern: weshalb wir in manchem zurückbleiben mußten, was unsere Nachbarn in reicher Fülle besitzen, warum wir anderes Eigentümliche erwarben, das wir vor ihnen voraus haben. Es ist lehrreich für uns, so zu fragen, und die Antwort, die wir darauf finden, mag auch lehrreich für andere Völker sein. Zwar vermag kein einzelner jedem genügende Lösung zu geben; auch dem Stärksten ist das Verständnis des großen Lebens seiner Nation sehr unvollständig; das beste Auge, das unbefangenste Urteil ist gegenüber der größern Einheit des Volkes eng begrenzt. Aber wie unvollkommen das Abbild sei, welches der einzelne vom Leben seines Volkes gibt, jeder der Zeitgenossen wird doch einige Hauptzüge des Bildes wiederfinden, welches in seiner Seele liegt, am liebsten freilich, wer mit dem Darsteller in gleicher Bildungsschicht steht.

Das Folgende soll einen Blick geben auf einige Wege deutscher Charakterentwicklung durch das achtzehnte Jahrhundert bis zur Gegenwart. Wieder sollen Berichte Vergangener und Lebender die Zeit malen, in welcher sie arbeiteten. Aber je näher wir der Gegenwart kommen, desto weniger machen die Aufzeichnungen des einzelnen den Eindruck des Gemeingültigen; zunächst freilich, weil wir in der größern Nähe genauer das Eigenartige von dem Gemeinsamen zu scheiden wissen, dann aber auch, weil die Mannigfaltigkeit der Charaktere und die Unterschiede der Bildung immer größer werden, je weiter der Vertiefungsprozeß der deutschen Seele fortschreitet. Deshalb verlieren die Beispiele für die Empfindung des Lesers wahrscheinlich einiges von dem Reiz, welchen frühere Jahrhunderte darbieten. Dazu kommt, daß Aufzeichnungen aus der letzten Vergangenheit weit mehr gekannt und

von unseren volkstümlichen Schriftstellern vielfach verwertet sind. Endlich sind die politische Geschichte wie die Entwicklung des deutschen Geistes seit Friedrich dem Großen durch ausführliche Werke Gemeingut der Nation geworden. Es ist deshalb hier nicht die Absicht, weder in eine Darstellung des wissenschaftlichen Geistes noch der politischen Verhältnisse hineinzugreifen; nur einige Seiten des Gemüts und solche soziale Zustände, welche vorzugsweise den Charakter des Volkes bestimmt haben, werden dargestellt. Aus ihnen soll die fortlaufende Entwicklung und manche Eigentümlichkeiten unserer gegenwärtigen Bildung erklärt werden.

Die neue Zeit begann, wie in früheren Bänden dargestellt wurde, durch einen gewaltigen Kampf, in welchem der Deutsche die römische Kirche des Mittelalters sprengte und sich aus dem Glauben an Autorität zu selbstkräftigem Suchen der Wahrheit erhob. Es gelang den Deutschen aber nicht, zu gleicher Zeit das Staatsleben aus den feudalen Unformen des Mittelalters zu einer einheitlichen Monarchie herauszubilden. Das Kaiserhaus der Habsburger wurde eifriger Gegner der nationalen Entwicklung. Unter diesem Gegensatze erhob sich die Macht der einzelnen Landesherren, die politische Schwäche Deutschlands wurde um so fühlbarer, je mehr die gesteigerte Lebenskraft der Nation eine entsprechende politische Kraftentwicklung forderte. Sehr litt darunter der Charakter der Deutschen. Das Pfaffengezänk wurde lange Zeit die einzige wichtige Volksangelegenheit; aber Stolz und Freude am Vaterlande, der ganze Kreis von sittlichen Empfindungen, welche politisches Selbstgefühl auch in dem kleinen Mann lebendig macht, fehlte den Deutschen nur zu sehr.

Seit der Reformation wurde es Schicksal des deutschen Volkes, seinen Charakter unter Verhältnissen zu entwickeln, welche von denen anderer Kulturvölker Europas grundverschieden waren. In Frankreich wurde die protestantische Partei durch das Königtum blutig niedergeschlagen, der despotische Staat Ludwigs XIV. und die Revolution wuchsen aus diesen Siegen heraus. In England kam die protestantische Partei durch die Tudor zur Herrschaft, die Kämpfe gegen die Stuart und die Ausbildung der englischen Verfassung waren die Folgen. In Deutschland folgte dem Gegensatze der Parteien kein Sieg und keine Versöhnung, das schließliche Ergebnis war der Dreißigjährige Krieg und die politische Ohnmacht Deutschlands, aus welcher erst die letzte Vergangenheit erhoben hat.

Dieser Dreißigjährige Krieg, seit der Völkerwanderung die ärgste Verwüstung eines menschenreichen Volkes, ist das zweite Ereignis deutscher Geschichte, welches dem Charakter des Volkes eigentümliche Richtung gab. Der Krieg zerstörte die Volkskraft bis auf Trümmer, er beseitigte allerdings auch die Gefahren, welche einer deutschen Bildung durch das Bündnis des Kaiserhauses mit den Romanen drohten. Er trennte den Kaiserstaat auch politisch von dem übrigen Deutschland; erst allmählich wurde, was durch die Habsburger im Westen an Frankreich verloren wurde, im Osten durch ein anderes Fürstengeschlecht dem deutschen Wesen wieder gewonnen. Der große Zerstörungsprozeß des Krieges machte das gemeinsame Staatsleben der Deutschen zu einer hohlen Form, er warf die Deutschen in Wohl=

stand, Menschenzahl, politischer Gesittung gegenüber ihren Stammgenossen in England um fast zwei Jahrhunderte zurück. Immer wieder muß gesagt werden, daß er wenigstens zwei Dritteile, wahrscheinlich drei Vierteile der Menschen, einen noch größeren Teil ihrer Habe und Nutztiere vernichtete, daß er Sitte, Kunst, Bildung, Kraft auch der Überlebenden verderbte. Aus den Überresten deutschen Lebens, welche er zurückließ, entwickelte sich langsam und unbehilflich der neuzeitliche Charakter der Deutschen: Einzelleben unter gewalttätigen Regierungen.

Es ist die Zeit der langsamen Erhebung unserer Volkskraft aus tiefster Niederlage, welche durch Berichte der Zeitgenossen hier geschildert werden soll. Wieder eine große Zeit, aber eine Periode deutscher Entwicklung, deren letzte und höchste Ergebnisse erst jetzt zur Geschichte werden.

Den Deutschen eigentümlich ist auch der Weg, auf welchem sich das Volk aus so tiefer Versunkenheit erhob. Seltsam wie die Zerstörung wurde auch die Wiederbelebung. Mehr als eine Nation ist durch äußere Feinde übermächtig bedrängt, ja, politisch unterdrückt worden, jede hatte besondere Entwicklungskrankheiten durchzumachen, welche ihr zeitweise ein hoffnungsloses Aussehen gaben; immer aber, solange es Geschichte gibt, hat sich eine neue Erhebung so vollzogen, daß die Kräftigung des Staatskörpers und der geistige Fortschritt Hand in Hand gingen. Als die Hellenen in dem Perserkriege die politische Tüchtigkeit ihres Wesens empfanden, erblühte fast gleichzeitig die griechische Wissenschaft und Kunst; als Augustus der zerfallenden römischen Republik neue Stützen und eine neue Verfassung gegeben hatte, begann sogleich in dem genußsüchtigen Rom eine neue kaiserliche Kultur; von Horaz und Virgil bis Tacitus folgte das geistige Leben dem Geschicke des Staates, jedesmal gab die erhöhte Ausdehnungskraft des Reiches auch den einzelnen Geistern stärkere Spannung und Selbstgefühl. Und wieder, als in England der Krieg der weißen und roten Rose beendet war, als das Volk friedlich um den Maibaum tanzte und ein glänzendes Hofleben die wilden Barone in höfliche Sitte zwängte, als kühne Kaufleute und Abenteurer der spanischen Silberflotte auflauerten und die Gewürze Indiens die Themse hinaufführten, da faßte sich die Volkskraft fröhlich in der größten Dichterseele zusammen, welche den neueren Völkern geworden ist. Selbst in Frankreich gab die glänzende Zwingherrschaft Ludwigs XIV. nach den Kriegen der Hugenotten und der Fronde dem beruhigten Lande plötzlich eine glänzende höfische Blüte der Kunst und Literatur. Ganz anders in Deutschland. Während überall der Staat einem Körper gleicht, dessen Kraftfülle die Werke des schöpferisch gestaltenden Geistes herauftreibt, entwickelt sich in Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege in einem ganz zerrütteten, abgelebten Staatswesen unter niederdrückenden, verderbenden, demütigenden politischen Einwirkungen jeder Art allmählich aus der erwachenden Volkskraft eine neue nationale Kultur, zuerst in Abhängigkeit von Fremden, dann selbständiger, freier, zuletzt ein leuchtendes Vorbild für andere Völker, Blüte der Poesie, Blüte der Wissenschaft von der höchsten Schönheit, dem höchsten Adel und der größten innern Freiheit; sie ent-

wickelt sich aus Menschen, denen gerade die Zucht des Gemütes und Charakters fehlte, welche dem einzelnen nur vergönnt wird, wenn er Teilnehmer an einem großen Staate ist. Die deutsche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts war in der Tat die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib.

Und, was noch auffallender ist, diese neue nationale Bildung sollte auf Umwegen dazu helfen, die Deutschen zu politischen Männern zu machen. Aus ihr sollte sich die Begeisterung für einen gefährdeten deutschen Staat, der Kampf dafür, Leidenschaften, Parteien, endlich politische Neubildungen entwickeln. Nie hat eine Literatur solche Rolle gespielt und so große Aufgaben gelöst wie die deutsche von 1750 bis zur Gegenwart. Denn sie ist auch durchaus unähnlich den modernen Versuchen anderer Völkerschaften, welche aus Patriotismus, d. h. aus dem Bedürfnis eines staatlichen Fortschritts, sich eine auf politischen Grundlagen und Zielen beruhende Literatur großziehen. In diesen Fällen dient Kunst und Poesie von Anfang an der Politik, sie wird vielleicht künstlich gepflegt, der wissenschaftliche und Kunstwert der einzelnen Leistungen gilt wahrscheinlich weniger als der patriotische Zweck. In Deutschland waren die Wissenschaft, Literatur und Kunst nur um ihrer selbst willen vorhanden, die beste schöpferische Kraft, die wärmste Anteilnahme der Gebildeten war allein auf sie gerichtet, sie waren immer deutsch und vaterländisch, im Gegensatz zu dem übermächtigen Französischen, aber sie hatten, wenige Ausbrüche politischen Zorns oder volkstümlicher Begeisterung abgerechnet, keinen andern Zweck, als der Wahrheit und Schönheit zu dienen. Ja, die größten Dichter und Gelehrten betrachteten die staatlichen Zustände, in denen sie lebten, noch als eine gemeine Wirklichkeit, aus welcher die Beschäftigung mit dem Idealen herausheben müsse.

Gerade darum aber, weil Kunst und Wissenschaft der Deutschen nichts wollten als ehrliche Leistungen innerhalb ihrer Gebiete, durchglühten ihre lauteren Flammen das weiche Gemüt der Deutschen, bis es für einen großen politischen Kampf gehärtet war.

Der Zweck dieses Buches ist, zu zeigen, wie die Deutschen aus Privatmenschen allmählich durch den Staat der Hohenzollern politische Männer wurden, wie in die lyrischen Einzelleben dramatische Kraft und Spannung kam, wie mit der wachsenden Bildung das Bürgertum erstarkte, wie es Adel und Bauern seinem Einfluß unterwarf, zuletzt die Besonderheiten der Stände beseitigte und die Charaktere nach seinen Bedürfnissen und Gesichtspunkten zu formen begann.







I. Die Stillen im Lande.

Der Gegensatz zwischen der epischen Zeit des Mittelalters und einer neuen Periode, welche hier bereits öfter die lyrische genannt wurde, ist auf jedem Gebiete des deutschen Lebens sehr kenntlich, nicht am wenigsten im Reiche des Glaubens.

Die katholische Kirche des Mittelalters hatte das Leben jedes einzelnen durch eine Menge von frommen Bräuchen geweiht und in einen aristokratischen geistlichen Staat eingeschlossen, in dem der Mensch in starrer Gebundenheit mit geringer Selbsttätigkeit festgebannt lebte. Die Reformation zerschlug für den größten Teil Deutschlands diese Fesseln des Volksgeistes, sie setzte freie Selbstbestimmung dem altgewohnten Zwang, innerliche Tätigkeit des einzelnen den glänzenden Äußerlichkeiten der alten Kirche gegenüber. Der Protestantismus war aber sowohl ein Gebäude von Lehren als eine Befreiung und Vertiefung des deutschen Gemütes. In der großen Seele Luthers waren beide Richtungen des neuen Glaubens im Gleichgewicht; je leidenschaftlicher er für seine Erklärung der Heiligen Schrift und die Sätze seiner Lehre kämpfte, desto stärker und origineller wurden auch die Gemütsvorgänge, durch welche er auf eigenen Wegen in freiem Gebet seinen Gott suchte. Es ist jedoch klar, daß der große Fortschritt, der für das Menschengeschlecht durch seine Lehre dargestellt wurde, sehr bald die Folge haben mußte, zwei entgegengesetzte Richtungen im Protestantismus herauszubilden. Die beiden Pole jeder Religion, das Wissen und das Sehnen, das verständige Umgrenzen der religiösen Erkenntnis und das gemütvolle Hingeben an das Göttliche mußten sich je nach dem Bedürfnis des einzelnen Menschen und der Bildung der Zeit in den Seelen mit verschiedener Gewalt geltend machen; bald mußte das eine, bald das andere überwiegen, es konnte die Zeit kommen, wo beide Richtungen in Gegensatz und Streit gerieten. Zunächst war der Protestantismus auf Krieg gegen die alte Kirche angewiesen und gegen die Parteien, welche in ihm selbst auflebten als notwendige Folge größerer Freiheit und Selbstbestimmung. Erbittert war der Kampf für die neubegrenzten Dogmen, vorzugsweise nach dieser Richtung wurde die Seele der

Protestanten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gezogen. Die unterscheidenden Lehrsätze der einzelnen Kirchen wurden mit einem Scharfsinn und einer Streitlust, welche uns oft bedauernswert erscheint, immer kleinlicher und spitzfindiger herausgebildet. Es war nicht unnatürlich, daß derjenige seinen Parteigenossen für den besten Christen galt, der, mit den Feinheiten der neuen Begriffsbestimmungen vertraut, vorzugsweise in ihnen das Wesen seiner Kirche suchte. Und die unvermeidliche Folge dieser Richtung war, daß gerade in den Theologen, welche sich für die gewissenhaftesten Nachfolger der großen Reformatoren hielten, am wenigsten von dem reichen Gemütsleben zu finden war, welches die Stifter der neuen Lehre in der Tat zu Aposteln ihrer Zeit gemacht hat. Denn der Haß war in ihnen größer geworden als die Liebe; und während die Selbsttätigkeit der Geistlichen und Laien vorzugsweise für dialektische Prozesse und für sophistische Spielereien in Anspruch genommen wurde, verödete das Gemüt, verschlechterte sich die Sittlichkeit. Dagegen kam die Auflehnung. Sie begann schon bei Luthers Leben in Wittenberg selbst, sie regte sich in den Seelen einzelner Universitätsgenossen, welchen die Ansprüche der neuen Theologie peinlich wurden, z. B. in den beiden Schurf, den alten Freunden Luthers, welche mit ihm zerfielen. Sie ist nach den Händeln der Flacianer und der Ausbreitung des Jesuitenordens in Deutschland überall erkennbar. Das letzte Drittel des sechzehnten Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des siebzehnten bis zu den Verwüstungen des großen Kriegs erhalten dadurch eine eigentümliche Bedeutung. Die streitsüchtigen Theologen beherrschen die Höfe und die Landesregierungen, aber durchaus nicht mehr allmächtig das Gemüt des Volkes. Schon vor 1600 ist bei wohlwollenden und patriotischen Männern fast guter Ton, über das widerwärtige Gezänk der Geistlichen zu klagen, unterrichtete Laien sehen darin das Verderben der Nation. Wer über die Zustände Deutschlands spricht, verrät gern, daß er Unterschiede in den Glaubenssätzen nicht für die Hauptsache halte[1]. In den zahllosen Zerrbildern und Satiren des Dreißigjährigen Krieges wird dieselbe Stimmung sehr auffallend; zwar der Haß gegen die Jesuiten und der Groll gegen den fanatischen Kaiser ist bei zwei Dritteilen des Volkes sehr lebendig, aber die Teilnahme an der eigenen Kirche keineswegs mehr eine Herzenssache, wie hundert Jahre früher; mit bitterer Laune werden einigemal lutherische, kalvinistische und katholische Eiferer nebeneinander verspottet. — Aber auch würdige Geistliche der protestantischen Kirche mahnten zum Frieden, immer wieder wurde eine Vereinigung der getrennten Bekenntnisse versucht, immer lauter wurde von frommen Schwärmern innigere selbsttätige Hingabe an Gott gefordert und ein göttliches Leben in der Natur und der Menschenseele gelehrt, welches mit den orthodoxen Lehren im innersten Gegensatze stand. In der Tat wurde diese Uneinigkeit und der beginnende Liberalismus die Schwäche des Protestantismus gegenüber seinen eifrigen Gegnern. Denn der Spott der Weltleute, die stille Arbeit der Naturforscher und der Glaube der Gemütvollen wirkten zunächst noch mehr zersetzend als neubildend und erhebend auf die Seele des Volkes.

Es ist schwer, zu sagen, wohin solche liberale und versöhnliche Richtung des Protestantismus die Nation geführt hätte, wenn nicht das Elend über sie hereingebrochen wäre. Der große Krieg aber brachte eine eigentümliche Abspannung in viele der besten Seelen. Fast jede der kriegführenden Parteien trug ein Glaubenszeichen auf ihrer Fahne, jede brachte unendliches Unglück über das Volk, an jeder wurde sichtbar, wie wenig Taufe und Abendmahl hinreiche, die Bekenner einer Kirche zu guten Menschen zu machen. Als das Kriegsfeuer niederbrannte, war man sehr geneigt, den konfessionellen Streitigkeiten einen Hauptanteil an dem eigenen Elende und dem des Landes zuzuschreiben. So war natürlich, daß die kälteren Weltkinder von aller Religion wenig hielten und sich achselzuckend abwendeten, als das alte Gezänk der Geistlichen, das während des Krieges niemals ganz geschwiegen hatte, jetzt wieder auf den Kanzeln und den Märkten zu toben begann. In vielen Landschaften aber war durch Dragonaden und die äußersten Zwangsmittel auch die Masse des Volkes drei-, viermal gezwungen worden, den Glauben zu wechseln, auch ihr waren die Bekenntnisformeln deshalb nicht werter geworden, weil sie mehrere derselben herzusagen gelernt hatte. So war eine innere Leere und Verödung in das kirchliche Leben gekommen, die mit der Roheit und den Lastern, die der lange Krieg in die Menschen gebracht hatte, dem ersten Jahrzehnt nach dem Kriege ein so besonders trostloses Ansehen verleiht. Es gab wenig zu lieben, sehr wenig zu ehren auf Erden.

Und doch hatte gerade in dieser Zeit, wo der einzelne immer wieder von Todesgefahren umgeben war, ein günstiges Geschick so oft vor dem äußersten Verderben bewahrt. Überraschend und furchtbar, wie die Gefahren, ebenso überraschend und wunderbar erschien die Rettung. Daß die Kraft des Menschen nichts sei in diesem ungeheuren Spiele übergewaltiger Kräfte, war jedem tief in die Seele geschrieben worden. Wenn die Mutter sich mit ihren Kindern, während ein Reiterhaufen in der Nähe vorüberzog, zitternd im hohen Getreide barg und in den Augenblicken der Todesgefahr die Gebete des Glaubens murmelte, so war natürlich, daß sie ihre Rettung dem besonderen Schutz ihres gnädigen Gottes zuschrieb. Wenn der zerschlagene Bürger in seinem Waldversteck die Hände faltete und feurig betete, daß die Kroaten, welche die Stadt plünderten, seine letzten versteckten Taler nicht finden möchten, und wenn es ihm später gelang, aus den Kohlen des verbrannten Hauses die Silberstücke herauszuscharren, so war natürlich, daß auch er an besondern göttlichen Schutz glaubte, welcher die gierigen Augen der Feinde abgelenkt hatte. Überall, wo ungeheure Schicksale in raschem Wechsel über den einzelnen hereinbrechen, bildet sich der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen, natürliche Warnungen. Während die Menge auf Nordlichter und Sternschnuppen, auf Gespenster, den Schrei des Käuzchens, ein unerklärbares Anschlagen der Glocken mit banger Furcht achtete, suchte der feinere Geist die Weisungen des Herrn aus Träumen und himmlischen Offenbarungen zu erkennen. Es ist wahr, der lange Krieg hatte die Seelen gegen das Elend anderer verhärtet, aber er hatte ihnen die sichere

gleichmäßige Kraft zu sehr genommen, und das gedankenlose Starren in eine öde Welt und die kalte Gleichgültigkeit wurde in den meisten durch Anfälle von plötzlicher Weichheit unterbrochen, die vielleicht bei unbedeutender Veranlassung hervorbrachen und einen rücksichtslosen Sünder wie plötzlich in Schmerz und Zerknirschung auflösten. Es ist wahr, das Leben war sehr arm an Liebe und Größe, aber das Bedürfnis, zu lieben und zu ehren, welches so tief in deutscher Natur begründet ist, suchte nach dem Frieden angstvoll ein Gewaltiges, Hohes, Festes, um dem eigenen verarmten und wankenden Dasein einen Inhalt und rege Tätigkeit zu geben. So klammerte sich der Sinn an die heiligen Bilder des Glaubens, die man sich wieder in stiller Andacht herzlich, hold, vertraulich herzurichten bemüht war.

Aus solchen Herzensbedürfnissen des Volkes entwickelte sich ein neues Leben in der christlichen Kirche. Nicht bei den Nachfolgern Luthers allein, ebensosehr bei den Reformierten, fast ebensosehr bei den Katholiken, auch nicht mehr in Deutschland allein und in den Ländern, welche damals in Abhängigkeit von deutscher Bildung waren: Dänemark, Schweden, dem slawischen Osten und Ungarn, fast gleichzeitig in England, sogar früher in Frankreich und Holland, wo religiöse und politische Parteiung durch fast hundert Jahre die Seelen in scharfen Gegensätzen auseinandergezogen hatte. Ja, bis in die Ordenshäuser der Jesuiten wirkte dasselbe Bedürfnis eines neuen Idealismus im freudenarmen Leben. In der Geschichte der christlichen Kirche ist dieser Pietismus — wie die neue Richtung von den Gegnern seit 1674 genannt wird — eine vorübergehende Bildung, deren Aufblühen und Hinwelken sich in wenig mehr als hundert Jahren vollendet. Die Einwirkungen aber, welche er auf Kultur, Sitte und Gemüt der Deutschen ausgeübt hat, sind zum Teil noch heut erkennbar. Einzelnes davon ist Erwerb der Nation geworden, und von dieser Einwirkung soll hier kurz die Rede sein.

Da der Pietismus oder der Glaube der Pietät, wie seine Anhänger ihn zuweilen nannten, keine neue Lehre war, welche von einem großen Reformator verkündet wurde, sondern eine Richtung des Gemütes, welche zu gleicher Zeit in vielen Tausenden aufbrach, so blieb die große Mehrzahl seiner Bekenner in der ersten Zeit fest in den Dogmen ihrer Kirche stehen. In der Tat sprach er anfänglich nur weitverbreitete Überzeugungen aus, welchen die Besten schon vor dem Dreißigjährigen Kriege Ausdruck gegeben hatten: daß nicht die abweichenden Lehrmeinungen, sondern die Übereinstimmung der religiösen Parteien die Hauptsache des Glaubens sei; daß das persönliche Verhältnis zu Gott unabhängig sei von den Glaubenssätzen; es nütze wenig, die Predigt zu hören, das Sakrament zu nehmen, in der Beichte zu erzählen, daß man ein großer Sünder sei, seine Hoffnung auf das Verdienst Christi und nicht auf die eigenen Werke zu setzen, sich allenfalls vor groben Sünden zu hüten und zu bestimmten Stunden ein gedankenloses Gebet zu sprechen. Und doch sei dies das gewöhnliche Christentum der Geistlichen und Laien, ein toter Glaube, ein äußerlicher Gottesdienst, Buchstabe ohne Geist. Wenig bedeute die Taufe des

Kindes ohne die Bekehrung der Erwachsenen, wenig bedeute ein kirchliches Leben, bei welchem der Laie die Güter des Heils fast nur passiv empfange, jeder einzelne müsse in seinem Herzen das Priestertum des Lammes aufrichten. So empfanden Tausende.

Von den vielen aber, welche diesem Zuge des Herzens folgten, hat in Deutschland durch mehrere Jahrzehnte keiner so großen Einfluß ausgeübt als Philipp Jacob Spener (von 1635—1705)[2a]. Im Elsaß geboren, wo seit mehr als hundert Jahren die Lehre Luthers und der Schweizer Reformatoren einander bekämpften und zusammenflossen, wo die Gelehrsamkeit der Niederländer, ja, die frommen Bücher der Engländer geschätzt wurden — war sein frommes Herz durch ernste Schulbildung und unter dem Schutze, welchen ihm vornehme Frauen in schwerer Zeit gewährten, früh im Glauben fest geworden. Schon als Knabe war er strenge gegen sich selbst gewesen; als er einmal gewagt hatte, zum Tanz anzutreten, mußte er aus Gewissensangst den Reihen verlassen. Dann war er Erzieher an einem Fürstenhofe gewesen, hatte zu Basel weiter studiert, zu Genf mit Bewunderung gesehen, wie Jean de Labadie durch seine Bußpredigten die Weinhäuser leerte, die Spieler veranlaßte, ihren Gewinn zurückzugeben, und die Lehre von der innern Heiligung und der rücksichtslosen Nachfolge Christi den verwilderten Kindern Calvins in die Herzen schlug. Von da war Spener nach Frankfurt a. M. als Seelsorger gegangen und hatte dort seit 1666 eine segensreiche Wirksamkeit geübt, welche immer größere Verhältnisse annahm und ihm bald Anhänger durch ganz Deutschland verschaffte. In glücklicher Ehe, in günstigen äußeren Verhältnissen, friedliebend und vorsichtig, von ruhigem Gleichgewicht und zarter Empfindung, ein liebevolles, bescheidenes Gemüt, war er vorzugsweise gemacht, Ratgeber und Vertrauter bedrängter Herzen zu werden. Zumal auf weibliche Naturen übte der feine, gutherzige, würdevolle Mann eine sehr große Anziehungskraft. Er richtete in einer Privatwohnung Versammlungen frommer Christen ein, die vielbesprochenen Collegia pietatis, in denen Bücher der Heiligen Schrift erklärt und von den Männern besprochen wurden; die Frauen hörten in besonderem Raume schweigend zu. Als er diese Vorträge später in die Kirche verlegen mußte, verloren sie für Eifrige die Anziehungskraft, welche das Stille, Gewählte der geschlossenen Gesellschaft ausgeübt hatte, es entstanden Parteien, ein Teil seiner Schüler trennte sich von der Kirchengemeinde. Er selbst wurde nach zwanzigjähriger Tätigkeit von Frankfurt nach Dresden, bald darauf nach Berlin gerufen.

Spener selbst war allem Sektiererwesen abhold, schon die Mystik Arndts, noch mehr die von Jacob Böhme stieß ihn innerlich ab; er mißbilligte, wenn einzelne seiner Freunde die Gemeinschaft der Kirche verließen, er kämpfte durch sein ganzes Leben gegen die Feinde, welche ihn aus der Kirche herausdrängen wollten, und in der letzten Hälfte seines Lebens einen stillen Kampf gegen die eigenen Anhänger, welche die Dogmen der Kirche öffentlich mit Nichtachtung behandelten. Er selbst war durchaus kein Schwärmer; daß die christliche Religion eine Lehre der Liebe

sei, daß man Christi Leben durch das eigene Leben nachahmen und die vergänglichen Freuden der Welt gering achten müsse, daß man nach dem Beispiel des Erlösers seinen Mitmenschen Liebe beweisen müsse, das blieb immer der edle Kern seiner Lehre. Und doch wurde schon durch einiges in seinem Wesen, ohne daß er es wollte, die Absonderung und Abgeschlossenheit begünstigt, in welcher das religiöse Leben der Pietisten im nächsten Jahrhundert verkümmern sollte. Das Gewicht, welches er auf Privaterbauung und auf das einsame Ringen der Seele nach Gott legte, und vor allem das kritische Mißtrauen, mit welchem er das Weltleben betrachtete, das mußte seine Anhänger sehr bald in einen Gegensatz zu dem Leben der Menge bringen. Bei der inneren Armut und Dürftigkeit vieler Anspruchsvollen, welche sehnsüchtig sich an ihn klammerten, konnte nicht fehlen, daß die gleichmäßige Art, zu empfinden und das Leben zu beurteilen, in kurzem zur Manier wurde, welche sich in Sprache, Haltung, Tracht darstellte.

Immer noch war Gott der liebevolle Vater, welcher durch die Kraft des Gebetes bestürmt und wohl bewogen werden konnte, zu erhören. Aber das lebende Geschlecht hatte bange Entsagung gelernt, und ein leises Flüstern zu Gott war an die Stelle des starken Gebetkampfes getreten, in welchem Luther seinem Herrgott „den Sack vor die Füße geworfen hatte". Die Unerforschlichkeit der Vorsehung war durch furchtbare Lehren tief in die Seele geprägt, und die Fortschritte der Wissenschaft ließen bereits so viel von der Größe der Weltordnung ahnen, daß die Schwäche und Kleinheit des Menschen stärker betont werden mußte. Der Sünder war seinem Gott gegenüber schüchterner geworden, die naive Unbefangenheit der Reformationszeit verloren. Dafür hatte sich in dem lebenden Geschlecht die Wundersucht gesteigert, eifrig bemühte man sich, auf Umwegen hinter den Willen des Herrn zu kommen. Träume wurden gedeutet, Vorzeichen erkannt, jede schöne Empfindung der eigenen Seele, jeder schnelle Fund, welchen der denkende Geist machte, wurden sehnsüchtig als eine unmittelbare Eingebung Gottes betrachtet. Es war ein volkstümlicher Glaube, zufällige Worte, welche von außen in die Seele fielen, als bedeutsam zu betrachten; dieser Glaube ward jetzt in einen wohlgeordneten Bau gebracht. Wie der Jütländer Steno — jener katholische Bischof zu Hannover, der Bekannte von Leibniz — plötzlich zum katholischen Fanatiker wurde, weil eine Dame aus dem Fenster einige gleichgültige Worte herunterrief, die der Vorübergehende für einen Befehl des Himmels hielt, ganz ebenso beherrschte das zufällige Wort auch den deutschen Pietisten. Der uralte Aberglaube, welcher schon im Jahre 506 auf dem Konzilium von Agde den Christen verboten wurde, kam wieder in Aufnahme: man schlug die Bibel oder das Gesangbuch auf, um aus zufälligem Wortlaut die Entscheidung bei innerer Unsicherheit zu finden, — der Spruch, auf welchen der rechte Daumen traf, war der bedeutsame; — ein Brauch, der noch heute fest in unserm Volke haftet und von den Gegnern schon um 1700 als „Däumeln" verhöhnt wurde. Kam von außen ein Ruf, ein Anerbieten, so war üblich, ein erstes Mal abzulehnen; wiederholte sich die Aufforderung, dann rief der Herr. Es ist leicht



Ankleide- und Empfangszimmer einer Dame. (Anfang des 18. Jahrhunderts.)
(Kupferstich aus: Amaranthes, Frauenzimmer-Lexikon. Leipzig, 1715.)



Nürnberger Frau im weißen Regen=Tuch. Anfang des 18. Jahrhunderts.
(Kupferstich von J. A. Friderich. — Frauen schützten sich gegen den Regen durch das Regen=Kleid oder Regen=Tuch, ein aus Seide oder Wolle angefertigtes, in seiner Ausschmückung und Farbe mit der Mode wechselndes breites und langes Tuch. Amaranthes [G. W. Corvinus] erklärte in seinem „Frauenzimmer=Lexikon" [Leipzig, 1715]: „Regen=Schurtz ist ein langer von schwarzem Parat verfertigter Weiber=Rock, der zu einem Regen=Kleid mit gehöret und in Hamburg keines sonder das andere getragen wird. Das Frauenzimmer ziehet sie über alle Kleider, auch über das Aufstecke=Kleid, wenn es ausgehet." „Parasol heißt eigentlich ein Schirm=Tach von Wachs=Tuch, so an einem Stänglein das Frauenzimmer über sich träget, um sich dadurch wider der Sonnen Hitze zu bedecken. In hiesigen Landen [Leipzig] aber brauchet sie das Frauenzimmer zur Regen=Zeit. Sie können ausgespannt und wieder eingezogen werden. Die Franzosen geben ihm den rechten Namen und nennen es Paraplupe." Für das allmähliche Aufkommen von Regenmantel und Regenschirm ist zu beachten, daß noch im 18. Jahrhundert die empfindliche Besuchstracht der vornehmen Welt ebenso wie der Straßenzustand fast ganz den Fußgängerverkehr bei anhaltendem schlechten Wetter behinderten. Man benutzte in den höheren Ständen Sänfte und Wagen und paßte sich deshalb langsamer der Straßentracht=Zweckmäßigkeit an.)



Reifrock. Um 1750.

(Holzschnitt aus: Curiöse Gespräche zwischen Charlottgen und Monsieur Aventurier. 1750. — Die für das 18. Jahrhundert kennzeichnende Mode des Reifrockes gelangte aus Spanien über England — gegen 1710 — und Frankreich — gegen 1720 — nach Deutschland, wo sie sich ebenfalls nicht ohne Widerstand durchsetzte. Das „Frauenzimmer-Lexikon" erklärte 1715: „Reiffen-Rock ist insgemein ein von roher Leinwand mit Stricken oder Fischbein-Reiffen weit ausgespannter und ausgedehnter Unter-Rock, den das Frauenzimmer nach jetziger Mode, um ihrer Taille dadurch ein Ansehen zu machen, unter die andern Röcke zu ziehen pfleget." Der Reifrock wurde, abgesehen von seinen modischen Vorzügen, als bequem und billig empfunden, weil er die bis dahin üblich gewesenen vielen Unterröcke ersetzte und sich bald auch durch Gelenke den Bewegungen der Trägerin anpaßte. In den verschiedenen Ausgestaltungen der Krinolinenmode wechselnd, wurde er erst durch die neue seit der französischen Revolution üblich werdende Tracht abgeschafft.)

Laden einer Modenwaren-Händlerin.

(Kupferstich aus: Die dem lieben Frauenzimmer sehr angenehmen und commoden Contusche und Reifen-Rock... Gedruckt in der Lindenstadt [Leipzig] 1713. 3. A. 1717. —



Die beiden Käuferinnen tragen die Kontusche, ein eben aufkommendes, in und außer dem Hause benutztes leichtes, mantelähnliches Oberkleid, einen ohne Schnürbrust benutzten Überwurf, gegen den sich vielfach die Geistlichkeit wendete. An den Wänden hängen Kontuschen und Reifröcke.)



Spottbild auf den Modenarren. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von J. Chr. Weigel aus: Centi-Folium Stultorum in Quarto. Wien und Nürnberg [1709.])

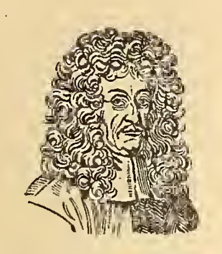
Spottbild auf die Schönheitsmittel. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: J. F. v. Göz, Die heutige sichtbare Körperwelt. Augsburg [1783—85]. Puder, Schminke usw. dienten indessen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur zur „Ergänzung entschwundener Reize", sondern gehörten mit den Schönheitspfläſterchen zur Damenmode ebenso wie die Schnürbrust und die seit etwa 1780 aufkommenden falschen Culs und Bouffanten, die den Reifrock zu ersetzen begannen.)



Supplement des Graces effanees.

Perücke und Zopf.

Der Gebrauch von Haaraufsätzen aus fremden Haaren, von Perücken, schon im Altertum, im Mittelalter und in der Reformationszeit nicht unbekannt, wurde, nachdem im Anfange des 17. Jahrhunderts der Pariser Haarkünstler Ervais die Erfindung der durch Tressieren von Haaren zwischen Seidenfäden hergestellten Perücken gemacht hatte, durch König Ludwig XIII. von Frankreich um 1625 eine Mode, die unter König Ludwig XIV. in der Allongeperücke ihren Höhepunkt erreichte. Diese, auf der Stirn hochgetürmt und in der Mitte gespalten, ließ in reichen Locken das Perückenhaar zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Brust und, die Achseln freilassend, bis zur Mitte des Rückens herabfließen, erlangte jedoch ihres hohen Preises wegen nur als vornehme Standestracht in ganz Westeuropa Geltung. Im Hause ersetzte man bald die kostbare Staatsperücke durch eine kürzere Stutzperücke, bei der die flatternden Locken der Allongeperücke an ihren Enden geknotet wurden. (Knotenperücke.) Um 1700 kam das Einpudern der Perücken auf, um 1720 ersetzten sie Zopf und weiterhin Haarbeutel, die unter den Einflüssen der Revolutionsmoden um 1800 allmählich außer Gebrauch kamen. (Bis etwa 1820 gehörte der Zopf zur hessischen Militäruniform.) Geflochtene Zöpfchen, die rechts oder links am Ohr oder an beiden Ohren herabhingen, waren schon im 17. Jahrhundert Stutzertracht gewesen, indessen geht der künstliche oder natürliche Zopf als die herrschende Männerhaartracht des 18. Jahrhunderts auf König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zurück, der 1713, den Perückenprunk abschaffend, zur einfachen militärischen Uniform sein eigenes Haar schlicht in einem hinten herabhängenden mit schwarzem Bande bewundenen Zopf trug und diesen gleichzeitig auch für die Uniformierung seines Heeres einführte; eine Aufsehen erregende Neuerung, die bald von allen anderen europäischen Heeren übernommen wurde. Im Gegensatz zu dem als Kennzeichen der militärischen Uniform betrachteten Zopf wurde um 1750 der Haarbeutel das modische Zeichen der guten Gesellschaft, ein, meist schwarzes, seidenes Bändchen, das sich platt auf den Oberteil des Rückens legte, die Nackenhaare zusammenfaßte und noch mit weiteren seidenen Bändchen gebunden und verziert war. Dazu verkürzten sich die Lockenmassen der Perückenseitenflügel zu einer einzigen Lockenrolle über Stirn, Schläfen und Ohren, der Vergette, die man schon aus den eigenen Haaren herstellte, pomadisierte und mit Puder bedeckte.


1. Johann Ludwig Fabricius


2. Fried. Spanheim


3. Friedr. Ulrich Calixtus


4. Heinrich Rixner

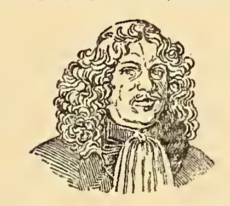

5. Hermann Barkhaus


6. D. Philip Jacob Spener


7. D. Johann Simonis

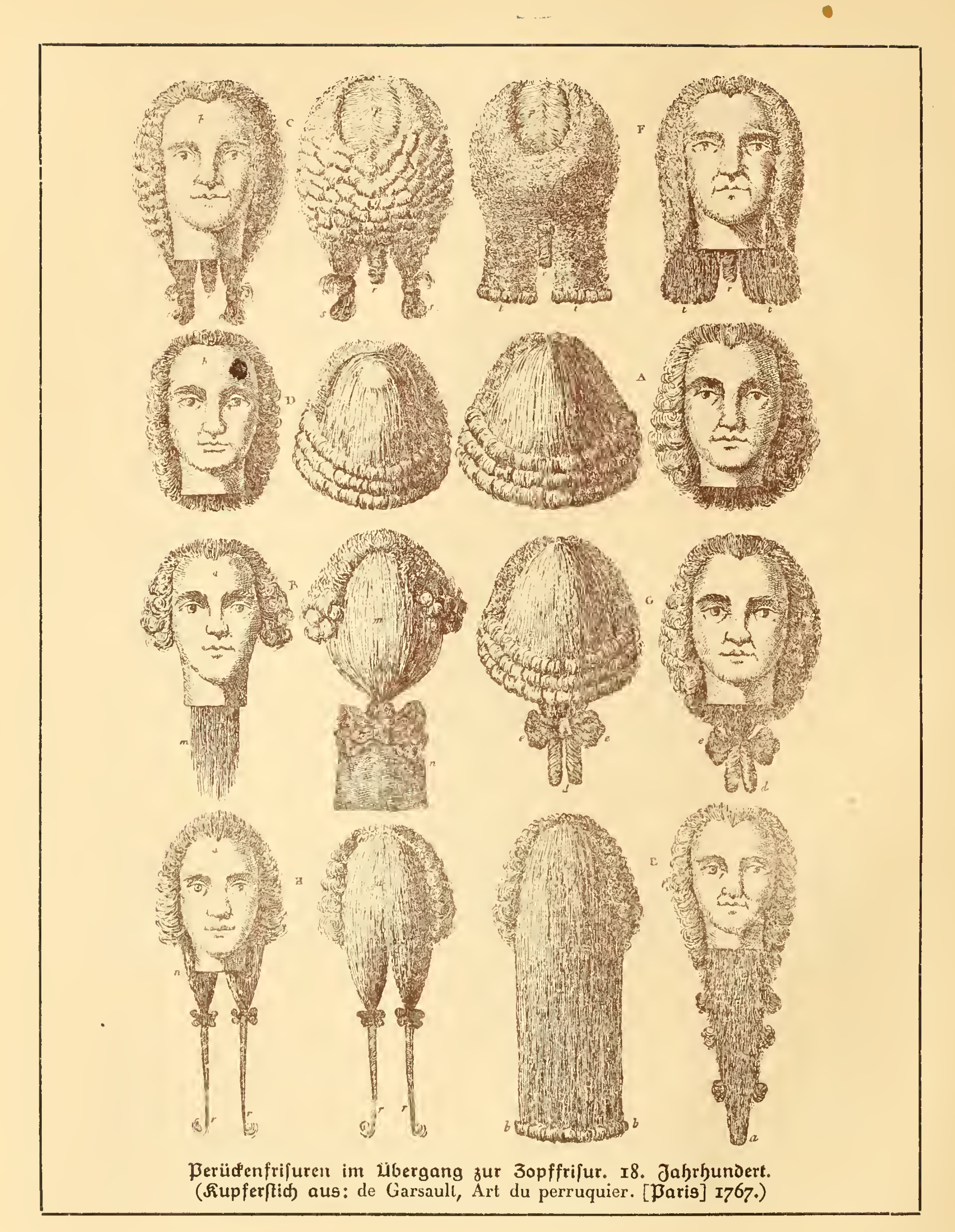

8. Joh. Paul Aßmann


9. Johann Fritzsch


10. Johann Rißelmann

1., 2. Ref. Professoren der Theologie in Heidelberg. 3., 4. Luth. Professoren der Theologie in Helmstedt. 5. Generalsuperintendent in Hannover. 6. Propst Spener, eigene Haare. 7. Professor der Theologie in Frankfurt a. O. 8., 9. Prediger an der Nicolaikirche in Berlin. 10. Professor der Theologie in Frankfurt a. O., eigene Haare.

Deutsche Predigerperücken um 1700.
(Kupferstiche aus: F. Nicolai, Über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken. Berlin und Stettin, 1801. — Sowohl die Annahme der Perücken durch die Geistlichkeit am Ende des 17. Jahrhunderts wie auch die Wiederabschaffung der Perücken der Geistlichkeit am Ende des 18. Jahrhunderts veranlaßten heftige theologische Streitigkeiten, die älteren gegen die Einführung, die neueren gegen die Wiederabschaffung.)



Perückenfrisuren im Übergang zur Zopffrisur. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: de Garsault, Art du perruquier. [Paris] 1767.)



Spottbilder auf die Ausartungen der Mode, insbesondere auf die Damen-Coiffüren, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihren modischen Übertreibungen rasch wechselten. (Kupferstiche von J. M. Will. Augsburg.)

Coefures de Berlin.



1. Coéfage de noce. 2. Heriſson. 3. Phylantropine
4. Preſervatif. 5. Heriſson négligé.

Coéfures de Berlin.



1. Coeur baré. 2. Treshumble. 3. Jſraelite.
4. Circaſsienne. 5. Georgienne.

Berliner Coiffüren-Moden. Ende des 18. Jahrhunderts.
(Radierungen von D. Chodowiecki.

Berliner Moden. Ende des 18. Jahrhunderts.

(Radierungen von D. Chodowiecki. 1778/79.)



1. Habit de gala 2. Négligé. 3. Froc 4. Surtout.



1. Robe de Cour. 2. Demi paré. 3. Retrousse. 4. Pequeche.



1. & 3. Négligé. 2. & 4. Circassienne.

einzusehen, daß die gläubige Seele, ohne sich dessen bewußt zu werden, bereits in der Form der ersten Ablehnung einer stillen Neigung des Herzens folgen konnte, welches heimlich ein Ja oder Nein empfahl.

Daß in einer zügellosen Zeit auch die Auflehnung der Besseren gegen das Gemeine und Wilde das Maß überschreitet, ist natürlich. Nach dem Kriege war ein wahnsinniger Kleideraufwand eingetreten, schamlos liebten die Frauen, ihre Reize zu zeigen, leichtfertig waren auch die Tänze, roh die Trinkgelage, die Komödien und Romane oft nur eine Sammlung von Unsauberkeiten. Da war natürlich, daß solche, die sich ärgerten, einfache, dunkle, verhüllende Gewänder wählten, und daß die Frauen sich nonnenhaft von Tanz und Lustbarkeiten zurückzogen, das Weintrinken in Verruf kam, die Komödie nicht besucht wurde und jeder Tanz für eine gefährliche Leichtfertigkeit galt. Aber der Eifer ging noch weiter. Auch die laute fröhliche Unterhaltung erschien bedenklich, die Menschenseele sollte immer beweisen, daß sie die vergänglichen Freuden der Welt gering achte. Selbst das Harmloseste, was die Natur dem offenen Sinn des Menschen entgegentrug, ihre lachenden Blüten, das Singen der Vögel, das durfte nur mit Vorsicht bewundert werden, es galt für unerlaubt, wenigstens am Sonntage, Blumen zu pflücken oder sie gar an Brust und Haar zu stecken. Daß auch ehrenwerte Leistungen der schönen Künste vor solcher Richtung wenig Gnade fanden, ist natürlich. Malerei und weltliche Musik wurden ebenso gering geachtet wie die Arbeiten der Dichter, in denen die Sorgen einer irdischen Liebe anschaulich dargestellt wurden. Man sollte die Welt nicht dem Erlöser gleichstellen. Die nicht „der Pietät" folgten, lebten in „Gleichstellung der Welt".

Wer sich in solcher Weise gegen die Mehrzahl der Menschen abschließt, der mag sich selbst täglich sagen, daß er in Demut und Entsagung seinem Gott lebe, er wird nur selten geistlichen Hochmut von sich fernhalten. Es war natürlich, daß die Stillen im Lande, wie sie sich schon früh selbst nannten, ihr Leben für das bessere und würdigere hielten, aber es war ebenso natürlich, daß sich dabei eine geheime Eitelkeit und selbstgefälliges Wesen großzog. Sie hatten so oft den Versuchungen der Welt widerstanden, sie hatten so oft große und kleine Opfer gebracht, dafür erleuchtete sie die Gnade des Herrn, sie waren seine Auserwählten. Ja, ihr Glaube war menschenfreundlich, Christenpflicht üben, anderen Gutes tun in der Wüste des Lebens, wie jener Samariter dem Reisenden. Aber es war doch natürlich, daß sie Teilnahme und Wohlwollen zumeist solchen zuwandten, welche dieselbe Glaubensrichtung hatten. Und ihr Zusammenhang wurde durch mehrere Umstände merkwürdig fest. Es waren zuerst nicht vorzugsweise gelehrte Geistliche, welche der Pietät anhingen, im Gegenteil, die große Mehrheit der Theologen stand bis etwa um 1700 vom orthodoxen Standpunkte gegen sie in Waffen. Sie aber lebten mehr dem Evangelium als dem Gesetz, sie suchten sorgfältig den Schein zu vermeiden, als dürfe der Prediger eine Herrschaft über das Gewissen der Gemeinde ausüben. Das fesselte vorzugsweise die Laien, strenge Geister und warme

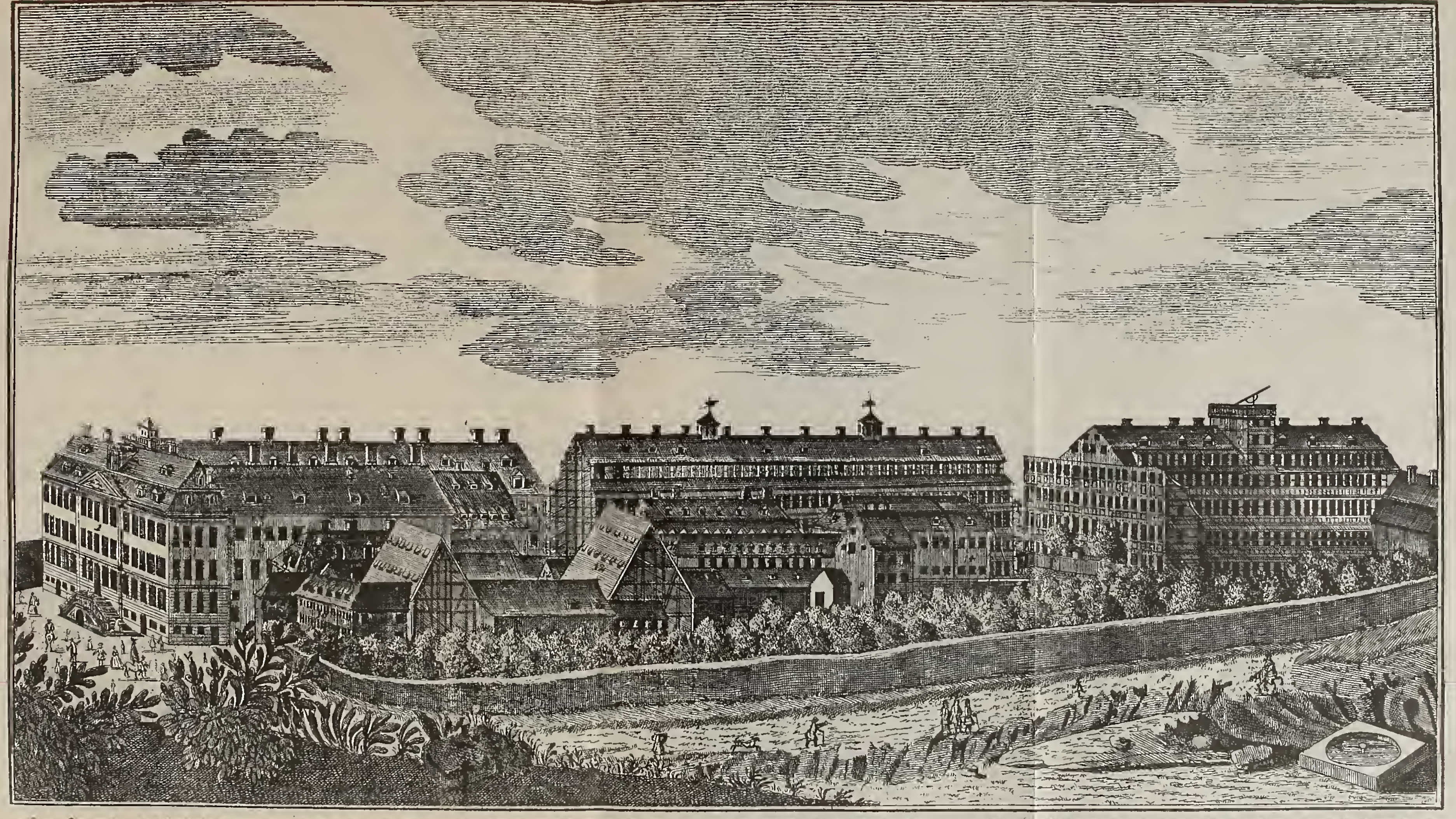
Herzen aus allen Ständen, Gelehrte, Beamte, Bürger, und wieder nicht wenige Vornehme, auch vom hohen Adel, vor allem aber die Frauen.

Zum ersten Male seit der deutschen Urzeit — eine kurze Periode des ritterlichen Frauendienstes ausgenommen — wurden die deutschen Frauen über den Kreis der Familie und des Hauses herausgeführt, zum ersten Male nahmen sie selbsttätig als Mitglieder einer großen Gesellschaft teil an den höchsten Angelegenheiten der Menschheit. Gern wurde von den frommen Theologen der Pietät hervorgehoben, daß sich in ihren Gemeinden fast mehr Frauen als Männer befanden, wie fleißig und eifrig die Frauen alle Übungen der Gottseligkeit durchmachten, daß die Frauen schon am Kreuze stehengeblieben waren, als die Apostel alle davonliefen[2]. Ihr inneres Leben, ihr Kampf mit der Welt, ihr Ringen nach Christi Liebe und Erleuchtung von oben wurde von den Vertrauten mit herzlicher Teilnahme beobachtet, sie fanden treue Berater, liebevolle Freunde unter feinfühlenden und ehrenwerten Männern. Die neue Auffassung des Glaubens, welche viel weniger die Buchgelehrsamkeit betonte als die Empfindung eines reinen Herzens, mußte gerade auf sie wie ein Zauber wirken. Auch das Stille, Abschließende, Aristokratische der Richtung zog sie mächtig an, ja, ihre größere Weichheit, die Kraft ihrer unmittelbaren Empfindung und ein reizbares nervöses Leben machte sie besonders geeignet, Rührung, Begeisterung und die wunderbaren Einwirkungen der Gottheit zu empfinden. Schon war die geniale Anna Maria von Schurmann zu Utrecht, wohl das gelehrteste aller Mädchen, lange Zeit die Bewunderung der Reisenden, durch Jean Labadie von der Kirche gelöst worden, und das fromme und liebenswürdige Herz hatte (1670) alle ihre Schriften — die doch nichts Unchristliches enthielten — in heiligem Eifer widerrufen. Wie sie, suchten auch andere Frauen ihr Priestertum vor dem Volke zu vertreten, mehrere der frommen Theologen durften sich starker Gattinnen rühmen, welche an ihrer Seite beteten, tröfteten, sie selbst bei Widerwärtigkeiten im Glauben stärkten und wie sie teil an den Erleuchtungen hatten. So kam es, daß Frauen aus allen Ständen die eifrigsten Parteigänger der Pietät wurden. Kaum eine erlauchte oder reiche Familie, welche nicht unter den Damen ihres Hauses eine Fromme zählte und durch das gehaltene Wesen und die sittlichen Ermahnungen derselben zuerst geärgert, allmählich beeinflußt wurde. Gerade für solche vornehme Frauen hatte es einen großen Reiz, den Begabteren ihrer Gemeinde wohlwollenden Schutz zu gewähren. Sie wurden die eifrigsten Gönnerinnen, unermüdliche Proselytenmacher, zuverlässige Vertraute und Helfer bei Bedrängnissen anderer. Während sie aber für die Bestrebungen ihres Glaubens arbeiteten, erfuhr auch ihr eigenes Leben manche Einwirkung. Sie kamen in Verbindung mit Männern aus verschiedenen Ständen, sie gewöhnten sich, mit den Abwesenden schriftlich zu verkehren, sie lernten, sich über Geheimnisse des Herzens, über zarte Empfindungen der Seele aussprechen. Geschah das oft in den abgebrauchten Ausdrücken der Gemeinde, es war doch für viele eine Vertiefung des innern Lebens. Ja, es wurde dadurch einiges Neue herausgebildet in dem Gemüt des Volkes.

Die Gewöhnung, über die eigenen Zustände nachzudenken, auch noch bei starker innerer Bewegung sich selbst zu beobachten, war der deutschen Seele etwas ganz Neues. Oft rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Vorgänge ihrer geistigen Tätigkeit, die Regungen ihres Herzens nachsinnend betrachten. Vieles ist ihnen erstaunlich und überraschend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und anderen zu erforschen, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorstellungen, welche schnell zu einem Bilde, einem Gedanken, einer Idee zusammenschießen, jedes schnelle Aufblitzen eines Gefühls, dessen leitende Fäden sie nicht übersehen, erscheint ihnen wunderbar. Der Bibelspruch, dessen Sinn sie nach längerem Grübeln verstehen, „wird ihnen aufgeschlossen". Ihre Traumbilder, welche bei der emsigen Beschäftigung mit der Schrift häufig biblische Gestalten zeigen, werden von ihnen nach dem Erwachen sorglich in verständigen Zusammenhang gebracht und, ohne daß sie sich der erfindenden Zutat bewußt werden, zu einer kleinen Dichtung abgerundet. Ihre lyrischen Stimmungen formen auch die Tagebücher um, welche bis dahin meist nur ein Verzeichnis der zufälligen Vorfälle gewesen waren, die vertrauten Blätter werden von jetzt mit unbehilflichen Versuchen, durch prächtige Worte ein leidenschaftliches Gefühl auszudrücken, und mit Betrachtungen über das eigene Herz gefüllt. Wenn eine Pietistin kurz nach 1700 schreibt: „Es waren so viele tiefe Gedanken in meinem Herzen, daß ich's nicht ausdrücken kann", oder „Ich hatte große Empfindungen über diese Gedanken", so klingt dergleichen für uns wie eine Äußerung der jüngst vergangenen Zeit, etwa von Bettine Arnim, welche allerdings in mancher Hinsicht ein Nachklang jener erregten Frauen ist, die einst am Main unter Speners Leitung beteten. Aus dem Leben drang dieselbe Fertigkeit einer staunenden Selbstbetrachtung in die Poesie: die Lyrik, später auch die Romane.

Ferner begann mit dem Pietismus in Deutschland auch ein neuer gesellschaftlicher Verkehr. Selten war den Häuptern der frommen Gemeinden ein ruhiges Leben beschieden, sie wurden hin und her versetzt, verjagt, umhergetrieben. Die Jüngeren, welche Lehre, Trost, Erleuchtung suchten, taten deshalb Reisen oft in entfernte Landschaften. Überall fanden sie verwandte Seelen, Gönner, Bekannte, oft gute Aufnahme und gastlichen Schutz auch von Fremden. Wer nicht selbst reiste, liebte doch, an Geistesverwandte über seine Stimmungen, über Versuchung und Erleuchtung zu schreiben. Auch das war neu. Solche Briefe wurden herumgetragen, abgeschrieben, weit verschickt. Es war der Anfang des Briefkultus. So entstand ein stiller Zusammenhang der frommen Seelen durch ganz Deutschland, eine neue menschliche Verbindung, welche zuerst die Vorurteile des Standes durchbrach, die Frauen zu angesehenen Mitgliedern einer geistigen Genossenschaft machte, ein Verkehr, dessen Hauptsache das innere Leben der einzelnen war. Und dieses gesellschaftliche Treiben der Frommen aus der Zeit von Spener hat noch hundert Jahre später Form und Wesen des Verkehrs der schönen Seelen bestimmt; ja, das menschliche Verhältnis unserer großen Dichter zu deutschen Fürsten und vornehmen Frauen ist vielleicht nur möglich geworden, weil die Stillen im Lande in

Prospect des Waysen-Hauses zu Glaucha vor Halle von der Mittags Seite.



1. das vordere und erste Gebäude des Waysenhauses, so An. 1698. erbauet, in welchem die Apothecke, Buchladen, Druckerey, des Buchladens, die Classen der Lateinischen Schule und Naturalien Saal befindlich. 2. das Seiten-Gebäude zur lincken hand, in welchem der Waysen Knaben Wohn Stuben, die Classen der Teutschen Schule, der Waysen Mägdlein Wohn-Stuben, die Classen und Singe-Saal der Mägdlein befindlich. 3 das Seiten-Gebäude zur rechten, in welchem der grosse Singe- u. Speise-Saal befindlich.
4. das Cansteinische Bibel-Haus, alwo die Bibel-Druckerey. 5. die Bibliotheck. 6. das Seiten-Gebäude, in welchem Studiosi u. Schüler wohnen. 7. Pædagogium Regium. 8. Krancken-Pflege. 9. Brau- u. Back Hauss. 10. 11. Bücher-Magazine. 12. Scheunen u. Ställe in der Meierei. 13. Gärten.
14. Die Wohnung des Speisewirths bey der Lateinisch Schule.

Kupferstich aus: Beschreibung des Hallischen Waisenhauses und der übrigen damit verbundenen Franckeschen Stiftungen. (Halle, 1799.)

V S. 26

ähnlicher Weise an den Höfen gelebt haben. Auch der äußere Brauch blieb derselbe, die Besuche der Reisenden, die Briefe, die stillen Gemeinden der Feinfühlenden. Und die Empfindsamkeit des Wertherzeitalters ist nur eine Stieftochter von der Gefühlsseligkeit des alten Pietismus.

Auch die segensreiche Einwirkung, welche die Pietisten auf Sitte und Zucht des Volkes ausübten, ist nicht niedrig anzuschlagen; sie wurde allerdings dadurch beeinträchtigt, daß sie sehr geneigt waren, sich von der Menge abzuschließen. Überall aber, wo die Tätigkeit, welche Spener als Seelsorger geübt hatte, Nachahmung fand, vollends wo der Pietismus in der Landeskirche zur Anerkennung kam, wurde das praktische Christentum der neuen Lehre erkennbar. Wie Spener brachten seine Nachfolger die Kinderlehren in Ansehen, gern benutzten sie diese Stunden, wo die jungen Seelen der Gemeinde und die Herzen der Eltern sich ihnen aufschlossen, um bedeutsame Tagesereignisse zu beurteilen und praktische Anwendungen ihrer Lehre zu machen. Sie waren es, welche zuerst nach dem verwüstenden Kriege mit warmem Herzen für die Volksschulen sorgten, auf sie müssen die ersten Anfänge einer geordneten städtischen Armenpflege in größeren Städten zurückgeführt werden. Es ist bekannt, wie die deutschen Waisenhäuser durch sie eingerichtet wurden; dem Beispiel Franckes in Halle folgte man in vielen anderen Städten, die großen Anstalten wurden von den Zeitgenossen wie ein Wunder angestaunt. Und für alle Zeit soll unser Volk mit besonderem Anteil auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge einzelner aus ganz Deutschland gegründet werden. Zum ersten Male wurde durch sie dem Volke in das Bewußtsein gebracht, wie Großes durch das Zusammenwirken vieler Kleinen geschaffen werden könne. Daß diese Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erschien, ist nicht auffallend, wenn man erwägt, daß durch die Stillen in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutscher Zunge weit mehr als eine Million Taler für Waisenhäuser und ähnliche wohltätige Anstalten zusammengebracht worden sein muß, — allerdings nicht nur aus Privatkassen; — aber in dem armen, noch dünn bevölkerten Lande haben solche Summen eine Bedeutung.

So bereitete der Pietismus nach vielen Richtungen große Fortschritte vor, und das Beste, was er seinen Gläubigen bot, eine Steigerung des Pflichtgefühls und eine größere Innigkeit der Empfindung, das ging aus den stillen Gemeinden auch in die Seelen von vielen tausend Weltkindern über; er trug kaum weniger als die Wissenschaft des beginnenden Aufklärungszeitalters dazu bei, das wilde und rohe Treiben, welches in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts überall abstößt, zu mildern und dem Familienleben der Deutschen wenigstens in den Städten größere Einfachheit, Ordnung und Zucht zu geben. Die Familien, aus denen unsere großen Gelehrten und Dichter herausgewachsen sind, das Vaterhaus von Goethe, Schiller und Kant, zeigen die Einwirkungen, welche die Pietät auf die letzten Geschlechterfolgen der Vorfahren ausgeübt hatte.

Daß viele der Pietisten sich schnell in Wunderlichkeiten und auf gefährlichen Abwegen verlieren mußten, ist freilich begreiflich.

Es war natürlich, daß denen, welche nach inneren Kämpfen und langem Ringen die Kraft zu einem gottseligen Leben gewonnen hatten, die Erhebung des sündigen Menschen zur Hauptsache wurde; und da man überall sehnsüchtig eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf das eigene Leben suchte, so lag nahe, auch diese Erweckung einer besondern Begnadigung des Herrn zuzuschreiben und die Stunde, in welcher die Erleuchtung und Heiligung des eigenen Wesens durch Offenbarung des Göttlichen stattfand, angstvoll zu erflehen, und wenn nach hoher Spannung der Seele die Verzückung eintrat, diese als den Anfang eines neuen gottbegnadeten Lebens zu betrachten. Auch Luther hatte nach der Erleuchtung gerungen, auch er hatte das Entzücken der Erhebung, innern Frieden, Ruhe, Klarheit, Gefühl der Überlegenheit über die Welt empfunden. Aber es war bei ihm und den kräftigen seiner Zeitgenossen ein immerwährender Kampf und ein häufig wiederholter Sieg gewesen, ein gewaltiger seelischer Vorgang, der ihm selbst zwar zuweilen wundervoll erschien, der aber bei seiner gesunden starken Natur nichts Kränkliches hatte und dessen besondere Formen, die Kämpfe mit dem Teufel, nur die natürliche Folge des naiven und treuherzigen Volksglaubens waren, welcher die alten Hausgeister und Kobolde unserer heidnischen Ahnen in christliche Engel und Teufel verwandelt hatte. Die neuen Frommen dagegen lebten in einer Zeit, in welcher das Leben der Natur und des Menschen bereits viel verständiger nach Ursache und Wirkung aufgefaßt wurde, wo eine Menge von wissenschaftlichen Vorstellungen volkstümlich war, wo ein praktischer weltlicher Sinn, der sich weniger leicht Selbsttäuschungen hingab, überwog, wo Begeisterung und große Ideen selten das Menschenherz erhoben. Schon lagen die Anfänge des Rationalismus in den Seelen der Zeitgenossen. In solcher Zeit war die Wiedergeburt, die Stunde der Erweckung keine Stimmung, welche leicht kam, kein Zustand, in den man sich bei gesundem Nervenleben ohne eine gewisse Gewaltsamkeit versetzen konnte. Man mußte lange darauf warten, sich angestrengt vorbereiten, Körper und Seele dazu zwingen; mit einer Selbstbeschaulichkeit, in der schon etwas Ungesundes lag, belauerte man ängstlich die eigene Seele, ob der Zeitpunkt nahe sei, ob man die Erweckung habe. Und dieser Augenblick der Erweckung selbst sollte ein durchaus von aller anderen menschlichen Stimmung verschiedener sein. Um die Überzeugung hervorzubringen, daß er gekommen sei, reichte den meisten Naturen auch nicht mehr die Stimmung aus, welche die kräftigen Reformatoren nach schweren Gewissenskämpfen beglückt hatte, und welche zu allen Zeiten auf dem Menschenantlitz wie ein Abglanz des Göttlichen ruhen wird: der Friede und die Heiterkeit, wie sie nach starker schöpferischer Arbeit des Geistes, nach dem siegreichen Ende eines Kampfes zwischen Pflicht und Neigung kommen. Jener Durchbruch der Gnade bei den Pietisten war, wenigstens häufig, von Entzückungen, Gesichten und ähnlichen pathologischen Erscheinungen begleitet, welche zu keiner Zeit gefehlt haben, die man aber damals als die höchsten

Genüsse und Ziele des Erdenlebens mit Leidenschaft aufsuchte, mit Bewunderung berichtete. Es sollte in kurzem klar werden, daß gerade die Erweckung die Klippe war, an welcher der Pietismus zugrunde ging.

Auch das Lesen in der Schrift mußte bei solcher Richtung allerlei besondere Gefahren bereiten. Wer die heiligen Bücher deutete und die Überzeugung hatte, daß Gott ihn mit unmittelbaren Einwirkungen begnadige, der war in der unglücklichen Lage, jeden zufälligen Einfall, der ihm bei einer Stelle kam, für eine unfehlbare Offenbarung zu halten. Nun machte aber die Sehnsucht der schwachen Zeit nach besseren Zuständen und die besondere Neigung der Frommen nach Erleuchtungen die prophetischen Bücher des Alten und Neuen Testaments besonders lockend. So kam es, daß die Pietisten aus ihnen eine Menge von Enthüllungen und Prophezeiungen herauslasen. Es ist fast zufällig und nicht von Wichtigkeit, zu welchen Ergebnissen sie gerade kamen. Die Beschäftigung aber mit den dunkleren Stellen der Propheten und vollends mit der Offenbarung Johannis, welche noch Luther eine Zeitlang vertraulich für ein verworrenes und unangenehmes Buch erklärt hatte, trug nicht dazu bei, ihr Urteil klarer und ihre wissenschaftliche Bildung tüchtiger zu machen, denn noch hatte ihre Zeit den Schlüssel zum Verständnis dieser Aufzeichnungen nicht gefunden. Dazu kam, daß die Sprachkenntnisse auch der Gelehrten meist ungenügend waren, obgleich nach dem Vorbilde der Schurmann bereits hier und da ein frommes Fräulein Hebräisch lernte. Nicht lange, und der Mehrzahl erschien alle weltliche Wissenschaft unnütz und schädlich.

So drohten dem Pietismus sofort nach seinem Aufkommen in Deutschland große Gefahren. Aber das Leben der älteren Pietisten, welche von Frankfurt aus sich über Deutschland verbreiteten, ist doch noch einfacher und harmloser, als das spätere Treiben zu Halle und unter den Sondergemeinden des achtzehnten Jahrhunderts.

Uns sind zwei Selbstbiographien frommer Seelen aus der Schule Speners erhalten, welche auch andere Richtungen des deutschen Lebens gut beleuchten. Beide gehören zusammen, es ist Mann und Frau, welche sie uns hinterlassen haben, gutherzige Menschen von warmem Gemüt, einiger Gelehrsamkeit und nicht vorzugsweise kräftigem Gefüge des Geistes, der Theologe Johann Wilhelm Petersen und seine Gattin Johanna Eleonore geb. von Merlau. Nachdem die Gatten sich nicht ohne einen angenehmen Wink Gottes ehelich verbunden hatten, führten sie miteinander ein geistliches Leben; einträchtig, wie ein Vogelpaar, flatterten sie durch Anfechtungen und Beschwerden dieses Erdentals. Gemeinsam kamen ihnen die himmlischen Tröstungen und Offenbarungen, oft mußten sie von einem Zweig auf den andern fliegen, weil das Lied, welches sie zusammen eingeübt hatten, der Welt für schwärmerisch galt. Bei den Besten unter den Stillen aber blieben sie bis an ihr Lebensende in Ansehen, zuverlässig wegen ihrer Herzensgüte, welche auch durch die fromme Eitelkeit nicht erstickt wurde. Der Mann, von Haus eine fleißige und pflichtgetreue Natur mit poetischer Empfindung und dem Bedürfnis, sich an-

zulehnen, von nicht unbedeutender philologischer Bildung, wird offenbar durch die entschlossenere Frau, welcher ihr „weltlicher Adelsstand" auch unter den Frommen Ansehen gibt, sehr beeinflußt. Erst seit seiner Verheiratung ist unruhige Erregung, zuweilen eine Maßlosigkeit des Eifers in ihm sichtbar. Die Frau aber, einige Jahre älter als er, hatte einst an kleinem Fürstenhofe ihre strenge Frömmigkeit im Kampfe gegen das Kavalierleben herausgebildet, man darf aus ihrer Lebensbeschreibung schließen, daß sie nicht frei von Ehrgeiz und Herrschsucht, und nicht ohne einen Beisatz von herber Strenge war. Ihr langer stiller Widerspruch hatte sie übereifrig gemacht, und die fromme Frau Baur von Eysenec, bei welcher sie später in Frankfurt lebte, gehörte ebenfalls zu den begeisterten Gemeindegliedern, welche Konventikel hielten und ihrem Seelsorger Spener deshalb Kummer machten. So ist anzunehmen, daß vorzugsweise der Einfluß der Frau den Gatten auf dem Wege forttrieb, der ihn zuletzt aus seinem Amte entfernte und als Schwärmer und Chiliasten in Verruf brachte. Aber durch den Haß der Orthodoxen ist beiden Unrecht geschehen, sie waren ehrlich, auch da, wo sie Auffallendes verkündeten. Hier werden zuerst die Jugendjahre der Frau, dann einige hierhergehörige Züge aus dem Leben des Mannes mit ihren eigenen Worten berichtet. Johanna Eleonore Petersen, geb. von und zu Merlau (geboren 1644, den 25. April), erzählt von sich folgendes [3].

„Die Furcht des Herrn hat mich bewahret und seine Güte und Treue hat mich geleitet.

Den Trieb seines guten Geistes habe ich von zarter Kindheit an empfunden, aber demselben guten Geist aus Unwissenheit oft widerstrebt. Ich habe ihm in meinem weltlichen Adelstand große Hindernisse bereitet, weil ich ihm die Welt gleichstellte, bis mir das Verständnis kam und bis das heilbringende Wort eine kräftige Überzeugung in mir gewirkt hat. Denn als ich ungefähr vier Jahr alt war, traf es sich, daß meine lieben Eltern, welche der Kriegsunruhe wegen in Frankfurt gewohnt hatten, wieder aufs Land zogen, weil überall Friede war. Sie hatten schon vieles aufs Land bringen lassen, und die selige Mutter war mit mir und meinen beiden Schwestern auf einem Gute bei Hettersheim, Philippseck genannt, und besorgte nichts Übels. Da kam das Dienstvolk und berichtete, wie ein ganzer Trupp Reiter käme, worauf denn jeder geschwind das Seine auf die Seite brachte und die selige Mutter mit drei kleinen Kindern allein ließ, von denen das älteste sieben, ich vier Jahr und das dritte an der Brust war. Da nahm die selige Mutter das jüngste an die Brust, uns beide an die Hand, und ging ohne Magd nach Frankfurt, welches eine große halbe Meile entfernt war. Es war aber im Sommer, die Frucht stand auf dem Felde, und man konnte den Schall der Soldaten hören, welche etwa einen Pistolenschuß von uns marschierten. Da wurde der seligen Mutter sehr bange und ermahnte uns zum Gebet. Als wir aber zum äußeren Schlage der Stadt kamen, wo wir in Sicherheit waren, setzte sich die selige Mutter mit uns nieder und vermahnte, dem höchsten Gott zu danken, der uns behütet. Da sprach meine älteste Schwester, die drei Jahr älter war als ich: ‚Warum sollen wir

jetzt beten? Jetzt können sie ja nicht mehr zu uns kommen.' Da habe ich in meinem Herzen einen rechten Schmerz über diese Rede gehabt, daß sie Gott nicht danken wollte, oder meinte, daß es nun nicht nötig wäre. Das verwies ich ihr mit brünstiger Liebe gegen den Herrn, dem ich von Herzen dankte. — Item als ich beredet wurde, daß die Bademutter die Kinder aus dem Himmel holte, habe ich großes Verlangen gehabt, mit der Bademutter zu reden, habe ihr anbefohlen, den Herrn Jesum herzlich zu grüßen, und von ihr zu wissen begehrt, ob der liebste Heiland mich auch lieb hätte. Das waren die ersten Kinderbewegungen, deren ich mich noch genau erinnern kann.

Als ich in das neunte Jahr ging, wurden wir mutterlose Waisen, und erging es uns nicht zum besten. Denn der Vater hielt sich fünf Meilen von unserm Gute bei Hofe auf, und nahm zu uns Kindern eine Schulmeisterwitwe ins Haus. Diese hatte ihre eigenen Kinder im Flecken und wandte ihnen zu, was uns gebührt hätte, ließ es uns aber fehlen, so daß wir oft gern nahmen, was andere nicht mochten. Auch geschah es durch ihre Praktiken, daß sie uns oft bei Abendzeit im Hause allein ließ. Dann kamen gewisse Leute, die sich in weiße Hemden gekleidet, ihre Gesichter mit Honig bestrichen und Mehl hineingestreut hatten; sie gingen mit Lichtern im Hause herum, brachen Kisten und Kasten auf und nahmen daraus, was sie wollten. Darüber bekamen wir solche Furcht, daß wir uns zusammen hinter den Ofen setzten und vor Angst schwitzten. Solches geschah so lange, bis das Haus sehr ausgeräumt wurde. Weil aber der Vater sehr hart gegen uns war, hatten wir nicht das Herz, etwas zu klagen, wir waren nur froh, wenn er wieder fortgereist war, und litten das Unwesen so lange, bis einst der von Praunheim, der nunmehr meine Schwester hat, uns besuchte, welcher damals noch sehr jung war. Dem klagten wir unsere Not, und er nahm sich vor, im Hause verborgen zu bleiben bis an den Abend und zu sehen, ob das Gespenst wiederkommen wollte. Als es nun kam und gleich nach dem Schranke ging, ihn aufzubrechen, da sprang er hervor und wurde gewahr, daß es Leute aus dem Flecken waren, Söhne eines Wagners, welche gute Bekanntschaft mit der Witwe hatten, die uns behüten sollte. Aber weil er allein war, sprangen sie davon und wollten's nicht zugeben, daß sie es gewesen wären. Doch kam das Gespenst nicht wieder, und wir erhielten auch vieles zurück, was sie auf den Boden über der Küche geschleppt hatten.

Diese Witwe schaffte der selige Vater ab und wurde ihm eine Kapitänsfrau vorgeschlagen, welche in der Haushaltung und andern Geschicklichkeiten berühmt war; da meinte der selige Vater, uns gar wohl versorgt zu haben, aber es war eine unchristliche Frau, die ihre Soldatenstücke noch nicht vergessen hatte. Denn als sie einst eine Menge fremder kalekutischer Hühner auf dem Wege sah, ließ sie dieselben ins Haus treiben, griff das beste und die andern ließ sie wieder fortjagen. Zu diesem ihrem gestohlenen Braten wollte sie trockenes Holz haben und schickte mich, um solches zu erlangen, auf einen hohen Turm, der fünf Stockwerk hoch und viereckig gebaut war. Dort war unter dem Dache ein Taubenhaus gewesen, wo lose

dürre Bretter lagen, von diesen Brettern sollte ich ihr holen. Und als ich einige heruntergeworfen hatte und eins abreißen wollte, das noch an einer Stelle fest war, schlug ich zurück, fiel zwei Stockwerke hoch hinab und kam an eine Treppe zu liegen; hätte ich mich umgewendet, so wäre ich noch zwei Stockwerk tief gefallen. Ich lag aber etwa eine halbe Stunde in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir selbst kam, wußte ich im Anfang nicht, wie ich dorthin gekommen, stand auf und fühlte, daß ich sehr matt war, ging die Stiege hinunter und legte mich in das Bett, das in einem Gemache desselben Turmes stand, auf welchem der selige Vater zu schlafen pflegte, wenn er zu Hause war. Dort schlief ich etliche Stunden, und hernach stand ich auf und war frisch und gesund. Es war aber während der Zeit keine Nachfrage nach mir geschehen, und als ich sagte, daß ich gefallen wäre, bekam ich Scheltworte, warum ich mich nicht vorgesehn. Ich ging aber auf die Seite und wollte nichts von dem gestohlenen Braten essen; es erschien mir als eine rechte Schmach, und ich hatte doch nicht das Herz, etwas zu sagen.

Als ich nun in das eilfte Jahr ging, wurde meine selige Schwester, die drei Jahr älter war, zum Pastor geschickt, daß sie wegen des heiligen Abendmahls unterrichtet werden sollte. Da bekam ich solche Lust und wollte gern mitgehen, der selige Vater aber wollte mich nicht dazu lassen, weil ich kürzlich erst zehn Jahr alt geworden. Ich aber hielt so lange an, bis der Vater darein willigte, wenn der Herr Pastor mich für tüchtig halten würde. Dieser kriegte mich vor und fragte mich nicht allein nach den Worten, sondern auch nach dem Verstande der Worte. Da gab mir Gott solche Gnade in den Antworten, daß der Herr Pastor vergnügt war und mich zuließ.

Etliche Zeit danach kam meine Schwester nach Stuttgart, und ich mußte die Haushaltung über mich nehmen und von allem Rechenschaft geben, was mir sehr schwer war, weil der selige Vater, so oft er nach Hause kam, mir sehr hart begegnete, und alles, was zerbrochen oder sonst nicht recht nach seinem Sinne war, von mir forderte, und mich oft, wenn ich unschuldig war, hart strafte. Darüber bekam ich solche knechtische Furcht, daß ich zusammenfuhr, wo ich nur eine Stimme hörte, die der Stimme meines Vaters ähnlich war. Darüber habe ich manchen Seufzer zu meinem Gott geschickt; aber wenn er wieder weg war, wurde ich gutes Muts, sang und sprang und war sehr fröhlichen Geistes. Dabei hatte ich aber einen rechten Ekel vor allem, was nicht sittsam oder kindlich war, mochte auch nichts mit dem Hochzeit- oder Kindtauffspielen der Mädchen und dergleichen zu tun haben, denn ich schämte mich davor.

Mit zwölf Jahren wurde ich an den Hof getan, zu der Gräfin von Solms-Rödelheim. Diese hatte es in den sechs Wochen bekommen, daß sie bisweilen nicht recht bei Sinnen war. Damals aber ging es noch ziemlich mit ihr. Als sie aber bald darauf entbunden wurde und zwei Kinder zugleich bekam, einen jungen Herrn und ein Fräulein, wurde es von Tag zu Tag schlechter mit ihr, sodaß sie mich öfter für ihren Hund ansah, welcher ein kleines Löwenhündchen war, und mit seinem

Namen nannte und mich schlug wie ihn. Auch geschah es oft, daß wir auf dem Wasser fuhren, denn in Winterszeit sind die Wiesen zwischen Frankfurt und Rödelheim ganz mit Wasser überlaufen, sodaß das Wasser in die Kutschen ging; da fuhren die Kutschen ledig, wir aber auf einem Kahn, bis wir wieder am Ende des Wassers einstiegen. Wenn wir so fuhren, hat sie mich oft ins Wasser stürzen wollen, ich sollte als ihr Hündchen schwimmen, aber der Höchste hat mich bewahrt. Einmal wurde ich gewahr, daß sie aus ihrem Schranke ein Messer mit einer Scheide zu sich steckte; ich sagte es der Kammermagd, welche schon etwas ältlich war, diese aber wollte mir kein Gehör geben und meinte, die Gräfin hätte kein Messer, es wäre Kinderei von mir. Es ging aber aus der Gräfin Schlafkammer eine Tür in unsere Kammer und eine andere Tür in des Grafen Gemach. Als es nun Nacht war, wollte ich mich nicht niederlegen, weil mir das Messer im Sinne lag, die Kammerfrau aber zürnte mit mir und drohte, dem Grafen zu sagen, daß ich mich so kindisch stellte, doch ich legte mich nur mit den Kleidern aufs Bett. In der Nacht aber hörte ich einen Tumult, ich weckte alle auf und stieg aus dem Bett. Da hörten sie den Grafen aus der Kammer laufen, und sofort kam die Gräfin und hatte das Nachtlicht und das bloße Messer in der Hand. Als sie uns nun alle wach sah, erschrak sie und ließ das Messer fallen; da sprang ich zu, als wollt' ich ihr das Messer langen, lief aber damit zur Tür hinaus und im Dunkeln die Treppe hinab. Als ich auf der Treppe war, hörte ich den Grafen rufen: ‚Wo ist meine Gemahlin?' Dem antwortete ich, daß ich das Messer hätte. Ich war aber so furchtsam, daß ich mich nicht wieder umzukehren getraute, sondern ich ging in einen Saal, welcher der Riesensaal genannt ward und sehr unheimlich ist, da blieb ich. Die Kammerfrau aber war eine Leibeigene von der Frau Mutter der Gräfin aus Böhmen, die ging weg und kam nicht wieder; da war ich etliche Wochen ganz allein um die Gräfin, mußte sie aus- und ankleiden, was mir sehr hart ankam.

Es erfuhr aber der selige Vater von andern, daß ich in solcher Gefahr war, und nahm mich da weg. Hernach kam ich, etwa fünfzehn Jahr alt, zu der Herzogin von Holstein, einer gebornen Landgräfin von Hessen, welche dem Herzog Philipp Ludwig aus dem Sonderburgischen Hause vermählt war. Der Herzog hatte aus der ersten Ehe eine Prinzessin, welche gerade an den kaiserlichen Kammerpräsidenten Grafen von Zinzendorf verheiratet wurde. Für diese fürstliche Braut wurde ich zur Hofjungfer angenommen, ihre Kammerjungfer war eine von Steinling, die schon an dreißig Jahr alt war. Gleich nach meiner Ankunft wurde die Reise nach Linz angetreten, wo das Beilager sein sollte. Wir fuhren auf der Donau, und es ging sehr lustig zu, die Pauken und Trompeten gaben einen schönen Ton auf dem Wasser, und überall auf der ganzen Reise wurden wir sehr herrlich empfangen auf Veranstaltung derer, die gesandt waren, die fürstliche Braut zu holen. Es kam mir auf meine vorige Angst sehr fröhlich vor, und ich hatte keine Sorge, als daß ich dachte: Wenn's nur der Seele nichts schadet, weil ich an einen papistischen Ort kam. So oft wir nun in das Quartier kamen, suchte ich ein Gemach, wo niemand

war, fiel auf meine Knie und bat, Gott möchte das alles hindern, was mir an meiner Seligkeit schädlich sein könnte. Dies Beiseitgehen merkte das Kammermädchen der Braut, schlich mir einst nach und wollte sehen, was ich doch allein machte, da sie mich noch für sehr kindisch ansah, weil ich sehr schmal war. Als sie mich aber auf den Knien betend fand, ging sie still wieder zurück, ohne daß ich wußte, daß sie mich gesehen hatte. Aber als einst die fürstliche Braut mich fragte, ob ich auch betete, antwortete die Kammerjungfer, man dürfe keine Sorge um mich haben. Da merkte ich, daß sie mich im Gemach wahrgenommen hatte. Als wir nun nach Linz kamen, war das Beilager auf dem kaiserlichen Schlosse und ging alles sehr prächtig zu. Am andern Tage mußte die fürstliche Braut in die Schloßkapelle gehen, da ward ein Segen über sie gesprochen und ein goldner Becher voll Wein gegeben, das nannten sie den Johannissegen, daraus mußte der Graf und sie trinken. Da geschah es, daß nach dem Beilager, als jedes wieder an seinen Ort ziehen wollte, unter der Herrschaft ein Disputat meinetwegen entstand. Der Graf von Zinzendorf nämlich sagte, er könnte nur das Kammerfräulein (wie man dort die adligen Jungfern nennt) an seine Tafel nehmen, die andere müßte mit der Hofmeisterin speisen. Das wollte der Herzog nicht zugeben, indem er sagte, daß die Hofmeisterin nur bürgerlichen Standes wäre, ich aber wäre von einem alten Hause und nicht geringer als die andere; er könnte es nicht verantworten, daß ein so großer Unterschied zwischen uns gemacht würde, ich wäre seiner Gemahlin Taufpate.

Als aber das nicht helfen wollte, ward beschlossen, daß ich wieder mit der Herzogin zurückkehren sollte, und als mir auch die Ursache angesagt wurde, deuchte sie mir gar wunderlich, denn es war mein Wunsch, allein mit der Hofmeisterin zu speisen, lieber als an des Herrn Tafel. Aber ich wußte nicht, daß es die Barmherzigkeit Gottes so fügte, und daß mein armes Gebet so gnädig erhört wurde; denn nach Verlauf einiger Jahre fiel die Fürstin und alle Personen, die mit ihr gekommen waren, zur päpstlichen Religion. Damals aber war ich sehr betrübt, daß ich wieder zurücksollte, ich dachte, man könnte meinen, ich hätte mich nicht recht geschickt, auch war mir bange, wieder unter die harte Zucht des seligen Vaters zu kommen.

Da der Herzog von Holstein aber Wiesenburg von Kursachsen überkommen hatte, zehn Meilen von Leipzig, eine Meile von Zwickau, und dort wohnte, da beliebte der Herzogin, mich bei sich zu behalten. Ich übte mich in allerlei Geschicklichkeiten, so daß ich sehr beliebt wurde, auch im Tanzen hatte ich vor andern den Preis, was mir die Eitelkeit lieb und angenehm machte; auch zur Kleiderpracht und dergleichen Nichtigkeiten hatte ich rechtes Belieben, weil es mir wohl anstand und ich von jedermann gerühmt wurde. Niemals sagte mir jemand, daß es nicht recht wäre, man lobte solche Eitelkeiten an mir und hielt mich für gottselig, weil ich gern las und betete und zur Kirche ging und oft die Predigt in allen Punkten wieder erzählen konnte; ich wußte, was das vorige Jahr über denselben Text gepredigt worden. Ich ward von Geistlichen und Weltlichen für eine gott=

selige Jungfrau gehalten, und doch führte ich meinen Wandel noch mit weltlichen Gedanken und war in die wahre Nachfolge Christi noch nicht getreten.

Da fügte es die Barmherzigkeit Gottes, daß ein Oberstleutnantssohn vom Geschlecht Brettwitz in mich verliebt wurde, und als er durch seinen Vater bei meiner Herrschaft und nachher bei meinem seligen Vater um mich ansuchte, da hieß es auf allen Seiten: ja. Er sollte ein Jahr als Kornett hinausziehen, dann sollte er die Kompanie des Vaters haben, der Oberstleutnant unter dem Kurfürsten von Sachsen war. Da er nun hinauskam in den Krieg, hörte ich oft von andern, daß sein Leben nicht gottselig, sondern nach der Welt war; da betrübte ich mich heimlich und lag auf meinem Angesichte vor Gott und flehte, daß entweder sein Gemüt oder unser Verlöbnis geändert werden möchte. Ich wußte aber nicht, daß der Höchste solches geschehen ließ, damit ich vor andern adligen Heiraten behütet würde; denn ich war damals noch sehr jung, und es fiel manche Gelegenheit, zu heiraten, vor, denen allen ich durch diese Verlobung auswich, obgleich auf seiner Seite schon an manche andere gedacht worden war, da er in der Fremde sich bald hier, bald da engagiert hatte. Das währte etliche Jahre, in denen ich viele heimliche Betrübnisse hatte, welche die Freude der Welt sehr in mir dämpften. In diesen Jahren geschah eine zehnmalige Veränderung mit dem Brettwitz, daß er allemal anderes Sinnes wurde und seinen Sinn auf andere stellte; und wenn mit solchen nichts wurde, kehrte er immer wieder um und schrieb von Beständigkeit, welches ich alles dem Höchsten anheimstellte und mich mit Gott näher zu vereinigen suchte. Dabei wurde mir manche Erquickung durch die Heilige Schrift mitgeteilt, zuweilen im Schlaf durch göttliche Träume, wo ich mit solcher Kraft die Worte der Schrift redete und darüber aufwachte, daß meine Gespielin, welche ein gottseliges Herz hatte, oft sehr darüber betrübt wurde, daß sie dergleichen nicht empfing. Diese tröstete ich immer damit, daß sie mich als ein Kind ansehen sollte, welches vom Vater mit Zucker gelockt würde, sie aber wäre bewährt und hätte solche Lockungen nicht nötig. Und das ging mir von Herzen. Denn ich sah wohl, daß die Welt mich an sich zog wegen des freudigen Geistes, der in mir war, mein Gott aber zog mich durch seine Freudigkeit und Liebe wieder zu sich.

Endlich kam die Person, welche sich so oft verändert hatte, nach Hause und sprach an unserm Hofe vor. Da wollte ihm mein geistlicher Zustand nicht anstehen, weil er meinte, es würde sich für eine Soldatenfrau nicht schicken, so viel in der Bibel zu lesen. Er hätte gern gesehen, daß ich ihm aufgesagt hätte, weil sein Vater eine reiche Heirat in Dresden für ihn wußte, wenn er mit Manier von mir abkommen könnte, und doch wollte er nicht gern untreu genannt werden; so hätte er es gern auf mich geschoben. Aber ich blieb still und kehrte mich an gar nichts, sondern vertraute meinem himmlischen Vater, der würde es wohl machen. Als nun einer, genannt von Fresen, mich gern gewarnt hätte, in der Meinung, ich merkte nicht, daß gedachter von Brettwitz nicht aufrichtig wäre, schrieb derselbe einen Brief an mich, denn er hatte keine Gelegenheit, mit mir zu reden, da ich fast immer bei meiner Herzogin im Gemache war. Diesen Brief bekam gedachter Brettwitz in die

Hände, und meinte, großen Beweis darin zu haben, um mich zu beschuldigen, daß ich gegen andere Affektionen hätte oder mit andern freite. Sein Vater, der damals gegenwärtig war, dachte auch, daß es eine gute Gelegenheit für sie wäre und sie jetzt mit guter Manier die reiche Heirat antreten könnten, ging zum Herzoge und zeigte ihm den Brief vor, als wenn andere mit mir freiten und deshalb sein Sohn sich keine Hoffnung mit mir machen könnte noch wollte, sondern sein Glück weiter suchen müßte. Es verdroß zuerst den Herzog, solches von mir zu hören, da ich bisher zu ihrer Verwunderung alle Gelegenheiten ausgeschlagen hatte. Mich aber wollte sehr schmerzen, daß die Herrschaft solches von mir denken sollte. Als ich nun mit Tränen in mein Gemach ging, fielen mir in meinem Herzen die Worte bei: ‚Was ich jetzt tue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren.' Darauf gab ich mich zufrieden. Als nun am andern Tage der Brief recht gelesen ward, da fand sich, daß der Schreiber darin klagte, wie er nie eine Gelegenheit habe, mit mir zu reden und seine ehrliche Liebe zu offenbaren, und wie ich mich doch durch falsche Personen abhalten ließe, die Liebe anderer anzunehmen. Da wurde erkannt, daß ich ja unschuldig wäre, und die Brettwitze konnten so nicht loskommen. Es fragten mich aber der Herzog und die Herzogin, wie ich gesinnt wäre, es müßte jetzt entschieden werden. Da bat ich, man möchte den Brettwitz nicht dazu antreiben, mich zu nehmen. Darauf sandte gedachter von Brettwitz zween Kavaliers an mich, um zu hören, wie ich gegen ihn gesinnt wäre, ob ich noch einige Zeit auf sein Glück warten wolle. Ich aber gab ihm seine Freiheit, meinetwegen sein Glück zu suchen, wo er wollte, denn ich fühlte mich nicht länger verpflichtet, mein Gemüt an solch ein untreues Herz zu wenden, das womöglich gern mich aller Untreue beschuldigt hätte. Darauf wurde ein falsches Kompliment ausgerichtet, das Mißverständnis wäre ihm leid und es wäre dabei ausgemacht, daß er weiter keinen Anspruch an mich haben sollte. Die reiche Heirat aber ging nicht vor sich, er selbst ist auch später kontrakt geworden.'

So wurde ich die Last los, und ich war unterdes so stark geworden, daß andere Heiratsgedanken nicht bei mir stattfanden. Immer lag mir im Sinn, daß unter Edelleuten so große Mißbräuche wären, die dem Christentum ganz und gar zuwider sind. Erstens, daß sie zum Trinken mehr Gelegenheit haben als andere Standespersonen; zweitens, daß sie gleich um jedes unrechte und leichtsinnige Wort Leib und Seele in Gefahr setzen müssen, wenn sie nicht beschimpft sein wollen. Solche Dinge gaben mir ein sehr tiefes Nachsinnen, daß man sich einbilden darf, ein Christ zu sein und doch ganz gegen die Lehre Christi leben darf; und daß ihnen nicht einmal angesonnen wird, von solchem Vornehmen abzustehen, das hat mir allen Mut benommen, zu heiraten. Denn obgleich ich einige feine Gemüter kannte, die einen Abscheu gegen diese Laster hatten, so lag mir doch im Sinn, daß die Nachkommen wieder in dieselbe Gefahr gesetzt würden. Eine Mannsperson aus anderem Stande, dachte ich, dürfte ich doch nicht nehmen, weil der selige Vater sehr auf sein altes Geschlecht sah.

Da gab mir Gott immer mehr Gnade. Ich wurde mit einem rechten Gottesmann in Frankfurt bekannt. Denn da meine gnädigste Herrschaft nach dem Emser Bad reiste, war ein Fremder auf dem Schiff, in dem wir nach dem Wasserbad fuhren. Er kam durch Gottes sonderbare Schickung neben mich zu sitzen, und wir gerieten in einen geistlichen Diskurs, welcher etliche Stunden währte, so daß die vier Meilen von Frankfurt bis Mainz, wo er ausstieg, mir nicht eine Viertelstunde deuchten. Wir redeten ohne Aufhören zusammen, und es war nicht anders, als ob er in mein Herz sähe. Da kam alles heraus, worüber ich bis dahin noch in Zweifel gelebt. Ja, ich fand in diesem Freunde das, was ich an einem Menschen in der Welt zu finden bezweifelt hatte; lange hatte ich mich danach umgesehen, ob auch wahre Täter des Wortes sein könnten, und hatte mich daran gestoßen, daß ich keinen fand. Aber als ich an diesem gewahr wurde, daß er so große Einsicht hatte und bis auf den Grund meines Herzens sehen konnte, auch solche Demut, Sanftmut, heilige Liebe und Ernst den Weg zur Wahrheit zu lehren, da wurde ich recht getröstet und sehr gestärkt, und suchte durchzubrechen [4]. Da kam eine göttliche Überzeugung in mein Herz, ich bekam immer mehr einen Abscheu vor der Welt. Und ich sprach bei mir selbst: ‚Soll ich mich um schnöde vergängliche Lust der göttlichen Natur berauben? Nein, ich will mit Gottes Hilfe durchdringen, es koste, was es koste.' Ich schrieb darauf an den Freund, der mir so göttliche Gabe mitgeteilt, daß ich ihn als einen Vater liebte, ich hätte vor, mich von allen Banden der Welt loszumachen. Der aber war in Sorgen, daß ich nicht möchte stark genug sein, alles zu ertragen, was mir dabei begegnen könnte. Mir aber waren das Gleichnis von den fünf törichten Jungfrauen und andere dergleichen heilsame Örter der Heiligen Schrift immer im Herzen, sie trieben mich an, die Freuden der Welt von mir abzulegen; und doch hatte ich vor meiner Herrschaft eine Furcht, die ich nicht überwinden konnte. Da tanzte ich oft mit Tränen und wußte mir nicht zu helfen. ‚Ach,' dachte ich oft, ‚daß ich doch eines Viehhirten Tochter wäre, so würde mir nicht verdacht werden, in der einfältigen Lehre Christi zu wandeln, niemand würde auf mich achten.' Als ich aber erkannte, daß mich kein Stand entschuldigen könnte, wurde ich entschlossen, mich weder durch Tod noch Leben aufhalten zu lassen, ich ging darauf zu meiner seligen Herzogin und begehrte meine Entlassung. Diese wurde mir durchaus verweigert. Als sie aber wissen wollten, was mich dazu bewegte, sagte ich frei heraus, daß mein Wandel, wie ich ihn bei Hofe führen müßte, wider mein Gewissen stritte. Da wollte die liebe selige Herzogin mir solches aus dem Sinne reden, sah es für eine Melancholei an und sprach: ‚Ihr lebet ja als eine tugendsame Jungfrau und leset und betet fleißig; sehet doch die und die an, welche auch christliche Leute sind und solche Dinge mittun, es ist ja nicht verboten, wenn man nur nicht das Herz daran hängt.' Ich aber zeigte ihr das einzige Exempel Christi und sein Wort, ich wollte andere Menschen nicht beurteilen, aber mit ihrem Exempel könnte ich mich doch nicht beruhigen. Da nun meine liebe Herzogin sah, daß ich mich nicht ändern würde, versprach sie mir, alles zu erlassen, was ich wider mein Ge-

wissen fände; ich sollte nur bei ihnen bleiben und im übrigen meine Dienste verrichten wie früher. Ich aber stellte vor, daß sie dadurch vieler Aufwartung beraubt sein würden, zumal wenn Fremde kämen, wo es leicht kommen könnte, daß die andere Jungfer krank würde; dann würden sie ganz ohne Aufwartung sein, weil ich bei angestellten Fröhlichkeiten nicht gegenwärtig sein wollte, und das würde den Fremden Anlaß zum Spotten geben. Sie aber ließen sich nicht irren, sondern versprachen mir treulich, daß ich aller Aufwartung bei Eitelkeiten überhoben sein solle. Darauf sagte sie es dem Herzog; der kriegte mich hart vor und sprach, es wäre vom Teufel, ich wäre eine junge Dame, bei Hohen und Niedern beliebt, und wollte mich nun in eine solche Verachtung stürzen, daß man mich für eine Törin halten würde; was denn die Meinen dazu sagen sollten? Als nun alles Zureden nichts helfen wollte, wurden mir einige sogenannte Geistliche über den Hals geschickt, die wollten mich bereden, daß ich die Worte der Schrift nicht recht verstände. Aber ich fragte sie auf ihr Gewissen, welcher von diesen beiden Wegen der sicherste wäre: in aller Einfalt den Fußstapfen Christi nachzufolgen, oder im Genusse der weltlichen Freuden davon zu reden und eine Verehrung desselben zu bezeigen und doch anders zu tun. Da sprachen sie, das erstere wäre freilich besser, wer vermöchte aber so zu leben, wir wären alle sündige Menschen. Da sprach ich: ‚Mir ist befohlen, das Beste zu erwählen, um das Können und Vermögen lasse ich meinen Gott sorgen.' Da ließen sie mich gehen.

Sie versuchten's aber noch auf eine andere Weise und dachten mich durch Hohn abzubringen. Denn über der fürstlichen Tafel sah oft einer den andern an, und dann mich, und lachten gegeneinander, auch redeten sie oft, daß den Frauenzimmern nicht zieme, so viel in der Bibel zu lesen, sie würden sonst allzuklug. Ich aber ließ sie spotten. Als das nun fast ein Jahr gewährt, und es schien, daß mich auch der Geringste am Hofe, ausgenommen etliche fromme Herzen, spöttisch behandelte, während ich es gering achtete, um Christi willen zu leiden, da wendete sich's ganz um. Und der große wunderbare Gott legte eine solche Furcht in aller Herzen, sowohl Hohen als Niedern, daß sie sich scheuten, in meiner Gegenwart etwas Unrechtes zu reden oder zu tun; ob sie sich gleich nicht vor dem Hofprediger scheuten, so war es doch in meiner Gegenwart ganz still; auch die sonst wilde Jugend stellte sich ganz still und ehrbar, wenn sie mich kommen sahen. Da dachte ich oft mit Tränen bei mir selbst: ‚Du wunderbarer Gott, mit welcherlei Macht habe ich's doch zuwege gebracht, daß Große und Kleine sich in meiner Gegenwart scheuen, unrecht zu tun?' Solches blähte nicht mein Herz auf, sondern zog mich zur Demut; ich zerfloß gleichsam vor meinem Gott, da ich seine Größe fühlte und sah, daß er der Fürsten Herzen lenken könnte wie Wasserbäche. In solchem Zustande bin ich noch drei Jahre am Hofe gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich ungemeine Güte, nicht allein von der lieben Herrschaft, sondern von jedermann erfuhr; aber ich habe mich durch Gottes Gnade bewahrt, daß ich die Gnade der Hohen nicht im Überfluß annahm noch zu etwas Zeitlichem verwendete.

Als ich nun drei Jahre in aller Einfalt meinen Wandel bei Hofe geführt und alle vergängliche Lust von mir abgelehnt hatte, wodurch nur das Fleisch und nicht der Geist erquickt wird, da geschah es, daß mein seliger Vater mich verlangte, weil die Stiefmutter im Kindbett gestorben und das Kind damals noch am Leben war; da sollte ich dem Vater die Haushaltung führen, und wurde so vom Hofe abgefordert. Es hielt aber sehr hart, daß ich meine Entlassung bekam, weil meine liebe selige Herzogin mich liebte, als wenn ich ihr Kind wäre, auch mit vielen Tränen meinen Abschied beklagte, so daß mir auch nachgesandt wurde, ich möchte doch wiederkommen, und nicht nachgelassen, bis ich versprach, daß, sofern ich wieder nach Hofe ginge, ich ihnen vor allen verbunden sein wollte. Als ich aber nach Hause kam, war unterdes das Kind gestorben und der Vater hatte sich resolviert, Hofmeister bei der Fürstin von Philippseck zu werden. So bekam ich Freiheit, mich bei einer vornehmen gottseligen Witwe, Baurin von Eiseneck, geb. Hinsbergin, in die Kost zu begeben, deren Lebenswandel jedermann in Frankfurt bekannt gewesen ist, und ihr Ende ist im Segen. Bei ihr bin ich sechs Jahre gewesen, und wir haben uns geliebt, wie ein Herz und eine Seele.

In dieser Zeit hat mich der Herr in einer Wassergefahr so mächtig gestärkt, daß ich mich freute, während andere zitterten und zagten. Denn es geschah, daß ich auf dem Marktschiff von Frankfurt nach Hanau fuhr, meine Schwester zu besuchen; da waren auf dem Schiff unterschiedliche Leute, auch einige Soldaten, die mit vier unkeuschen Weibspersonen sehr grobe und unzüchtige Scherzreden führten. Ich wurde betrübt, daß die Menschen ihre Seelen so ganz vergaßen, lehnte mich an das Schiff und suchte einzuschlafen, daß ich solche Reden nicht länger hören möchte. Im Schlafe träumte mir der Spruch Psalm 14: ‚Der Herr schauet vom Himmel auf die Menschenkinder.‘ Damit erwachte ich, und schon im Wachen kam mir's vor, als ob ein großer Sturmwind das Schiff umdrehe; da erschrak ich und dachte: ‚Du wachst ja, wie ist dir denn zumute?‘ Und es war nicht eine Viertelstunde darauf, da kam ein mächtiger Wirbelwind, der das Schiff faßte. Wir waren in sehr großer Gefahr, so daß sie alle vor Angst schrien und den Namen Jesu um Hilfe anriefen, den sie zuvor in ihrem leichtfertigen Scherz oft so unnütz genannt. Da tat mir Gott meinen Mund auf, daß ich ihnen vorstellte, wie gut es sei, in der Furcht des Herrn zu wandeln, auf daß man in aller Not Zuflucht haben möchte. Als nun der Höchste Gnade gab, daß sich der unvorhergesehene Sturm legte, war eine von den Frauensleuten so frech, daß sie scherzweis sagte, es wäre hier auch bald gegangen, daß unser Schifflein wäre mit Wellen bedeckt worden, ‚aber weil ein Heiliger hier ist, sind wir bewahrt worden‘, wobei sie laut lachte. Worüber ich recht eifrig wurde und sagte: ‚Ihr freches Frauenzimmer, denkt ihr nicht, daß uns die Hand des Herrn noch finden könnte?‘ Und kaum hatte ich meinen Mund zugetan, da erhob sich der vorige Wind, und in das Schiff wurde ein Loch geschlagen, daß alle ihr Leben aufgaben. Ich aber bekam eine sehr ungewöhnliche Freude und dachte: ‚Soll ich nun meinen Jesum sehen; was wird hier im Wasser bleiben? Nichts anderes als das Sterbliche, das mich so oft beschwert hat; was in mir Leben gewesen, stirbt

nicht usw.' Schon hatte das Schiff sehr viel Wasser, alles Zustopfen und Ausschöpfen wollte nichts helfen, auch der Sturm hielt an, daß man weder zur Rechten noch zur Linken ans Land konnte, und wir meinten schon, daß das Schiff sinken wollte: da auf einmal wurde es ganz still in der Luft, und der Schiffer drang an das Land. Da sprangen sie aus dem Schiff, und die wilden Soldaten hatten meine Worte zu Herzen genommen, nahmen genau acht auf mich, daß ich wohl an das Land kam, und dankten, daß ich ihnen zu Herzen geredet.

Als ich etwa ein Jahr bei der Baurin war, hatte die liebe Herrschaft erfahren, daß der Vater mich nicht nötig hätte; also schrieb meine liebe Herzogin selbst, daß ich doch wiederkommen sollte und meine Dienste antreten, sie wollten Kutsche und Pferde schicken und mir doppelte Besoldung geben, ich sollte auch den Namen einer Hofmeisterin haben; aber ich entschuldigte mich damit, daß ich die Aufsicht über des Vaters Güter führen und oft dort gegenwärtig sein müsse. Als ich aber sechs Jahr bei der lieben Frau Baurin zugebracht hatte, fügte es der höchste Gott, daß mein lieber Mann, welcher mich etliche Jahr zuvor in Frankfurt gesehen, einige Gedanken bekam, mich zu heiraten; er gab zu Lübeck einer gewissen Person die Kommission, mit mir zu reden, welche das erst nach einer geraumen Zeit tat, aus Mangel an Gelegenheit. Als mir aber dies ausgerichtet wurde, konnten mir gar keine Gedanken zum Heiraten in den Sinn kommen, sondern als ich mit einem Gebet vor Gott gewesen, setzte ich mich nieder und schrieb es ab und schlug eine andere sehr tüchtige Person vor. Aber mein lieber Mann ließ sich nicht irren, sondern schrieb an meinen lieben Freund und vornehmen Geistlichen und auch an meinen seligen Vater. Den Brief an diesen behielt ich im Anfang zurück, bis ich in meinem Gewissen gedrungen wurde, die ganze Sache meinem Vater zu übergeben, weil sie keinen andern Zweck hatte, als der Ehre Gottes zu dienen. Da schrieb ich ihm und sandte ihm seinen Brief und war dabei so still, als ob mich's gar nicht anginge. Alles, was in diesem Briefe an meinen Vater stand, war mir unbekannt, ich dachte auch nicht, daß mein seliger Vater seine Einwilligung geben würde. Als ich aber seine Antwort bekam, worin er schrieb, er hätte viele Ursachen, mich jetzt in seinem Alter nicht so weit von sich zu lassen, und hätte sich noch nie resolvieren können, ein Kind außerhalb seinem Stande zu verheiraten, doch wüßte er nicht, wie er dem Willen Gottes widerstreben sollte: da ging es mir zu Herzen und ich dachte, es muß von Gott sein, weil meines Vaters Herz so gegen alles Vermuten gerührt war. Er stellte die Sache in meinen Willen, was ich aber nicht annehmen wollte, sondern alles seinem Willen überließ. Mein Schwager, der von Dorfeld, Hofmeister am Hanauischen Hofe, war sehr dawider, aber mein seliger Vater antwortete ihm sehr christlich [5]: es wäre nicht fein, daß wir in der evangelischen Religion die Geistlichen so gering achteten, da die Päpstlichen ihre Geistlichen so hoch hielten; ferner: seine Tochter schickte sich für keinen Weltmann, sie heiratete nicht in Leichtsinn aus ihrem Stande, das wäre jedermann bekannt, Gott hätte mich zu solchem Werke berufen. Damit mußten sie stille sein, und mein seliger Vater gab das Ja.

Darauf reiste mein lieber Mann nach Frankfurt, und unsere Trauung geschah am 7. September 1680 durch Dr. Spener in Beisein ihrer Durchlaucht der Fürstin von Philippseck, meines seligen Vaters und einiger vornehmen Leute, es waren ungefähr dreißig Personen, und alles ging so christlich und wohl ab, daß jedermann vergnügt war. Es konnte aber auch der Lästerteufel seine Tücke nicht lassen, sondern es verdroß seine Werkzeuge, daß die Hochzeit nicht mit Fressen, Saufen und wildem Wesen vollbracht wurde. Da erdachten sie die Lüge, der Heilige Geist hätte sich in dem Gemach, wo wir getraut wurden, in Feuergestalt sehen lassen und wir hätten die Offenbarung Johannis ausgelegt. Solche Lügen wurden auch gegen Herrn Dr. Heiler erzählt, welcher aber selber auf unserer Hochzeit gewesen war. Als er aber widersprach und vermeldete, daß er selbst dabei gewesen, und daß es nicht anders als christlich und recht zugegangen wäre, haben sie sich ihrer Lügen schämen müssen."

So weit die Gattin. Eine Ergänzung ihrer Mitteilung ist der Bericht ihres Mannes. Vorher soll auch er seine Jugendzeit und einige Erfahrungen, die er als Seelsorger gemacht, erzählen. Dr. Johann Wilhelm Petersen beginnt:

„Ich bin in der berühmten Stadt Osnabrück nach geschlossenem Frieden Anno 1649, den 1. Juli, zur Welt geboren, wohin mein Herr Vater seliger Georg Petersen wegen des Friedensgeschäftes von Lübeck geschickt worden war. — Da ich mit den Jahren zunahm, haben mich meine Eltern zu Lübeck in die lateinische Schule getan. Man hat mich nie zum Studieren treiben dürfen, sondern ich habe alle Stunden wohl in acht genommen, und die Lichter versteckt, auf daß ich dabei studieren könnte, wenn andere schliefen; wie ich denn auch unterschiedliche Büchlein abgeschrieben habe, als ich sie gedruckt sobald nicht kriegen konnte. Vornehmlich aber habe ich mich, wie ich's an meiner Mutter sah, auf das Gebet gelegt, nachdem ich von ihr gehört, daß man durchs Gebet alles von Gott erlangen könne; weswegen ich vor dem Studieren allemal Gott angerufen habe, daß er es doch segnen möchte. Und da es mir einst an einem Buch, aber auch an Geld fehlte, dasselbe zu kaufen, so ging ich in die Marienkirche, setzte mich in die langen Stühle, die hinter dem Altar sind, und bat Gott, er möchte mir doch was bescheren, damit ich das verlangte Buch kaufen könnte. Als ich nun meine Knie gebeugt und ausgebetet hatte, lag ein Häufchen Geld auf der Bank, vor welcher ich gekniet hatte; das stärkte mich sehr. Als ich aber eine Gewohnheit daraus machen und wieder durchs Gebet etwas Geld erlangen wollte, da habe ich nichts gefunden, nach der weisen Lenkung Gottes, der uns nur dann erhört, wenn wir ohne Nebenabsicht einfältig und kindlich vor ihm erscheinen. Wenn ich aber doch einmal wegen irgend etwas bestraft werden sollte, so habe ich mich zu Gott im Gebet gewandt und manche Strafe abgebeten.

Als ich nun nach Tertia kam, bin ich sehr fleißig gewesen, weshalb der Herr Konrektor mit meinem Exempel die andern beschämte und dabei sagte, daß ich es allen vortun und die Krone erlangen, und, wie er sich ausdrückte, ihnen den Sand in die Augen werfen würde. Das hat die Schüler sehr verdrossen und haben mich

deswegen beneidet, in mein Buch eine Krone gemalt und dick mit grobem Sande bestreut, mit der Unterschrift: ‚Dies ist Petersens seine Krone und der Sand, den er uns in die Augen streuen soll.' Ich fürchtete mich zuletzt sehr, meine Lektion fertig herzusagen, obgleich ich sie wohl gelernt hatte, damit ich nicht von den übrigen Schülern geschlagen würde. Als ich nach Prima versetzt wurde, waren dort köstliche Präceptores. Ich habe in dieser Zeit viel Carmina drucken lassen, absonderlich auf den Tod meiner herzlieben Frau Mutter, habe auch zwei lateinische Orationes von Lübecks wiedererlangtem Frieden und vom Herkules am Scheidewege gehalten. Anno 1669 reiste ich nach der Universität Gießen. — —

Da ich nun in Gießen Magister geworden und bei denen Herren Professoribus beliebt war, auch mit jedermann, soviel an mir lag, aufrichtige Freundschaft hielt, da ward mir der Herr Dr. Spener in Frankfurt von einem sehr rekommandiert, weshalb ich mich resolvierte, nach Frankfurt zu ziehen und ihn zu besuchen, um zu sehen, ob die Tat mit dem großen Lob übereinkäme. Und ich fand viel mehr an ihm, als ich von ihm gehört hatte, ein ganz anderes Leben und Wesen als ich insgemein gesehen. Zwar hatte ich nach meiner Art Gott gefürchtet und die Heilige Schrift geliebt; aber bei meiner äußerlichen Gelehrsamkeit kam mir diese sehr dunkel vor, so daß ich mich, während ich bei einer Disputation präsidierte, am meisten vor den Stellen der Schrift fürchtete, welche mir etwa einer entgegenwarf. Jetzt ward ich gewahr, was dazu gehört, den Sinn des Geistes in der Schrift recht zu verstehen, und daß an der Wissenschaft nicht viel wäre, die man sich durch bloßen natürlichen Fleiß erworben.

Es war auch damals eine adelige Person, die früher an einem Hofe Kammerfräulein gewesen, aber sich nach Frankfurt begeben hatte, um Freundschaft und Umgang des Herrn Dr. Spener zu genießen. Und weil ich gern einmal mit dieser mündlich sprechen wollte, so bat ich den Herrn Dr. Spener, er möchte mir doch durch ein Zettelchen Adresse an sie geben. Das geschah auch, und ich ging zu ihr und überreichte ihr meine neulich gehaltene Disputation, in der Meinung, es würde ihr, die hebräisch gelernt und auch sonst in der Heiligen Schrift gute Erkenntnis hatte, nicht unangenehm sein. Sie antwortete mir aber, ich hätte den ‚Gott Petersen' darin geehrt, es würde weit mehr zur wahren Erkenntnis Gottes in Christo erfordert als solche äußerliche Gelehrtheit, womit man sich insgemein brüste, und wodurch man schwerlich zu der göttlichen Einfalt der himmlischen Dinge gelangen könne. Diese Rede fiel tief in mein Herz, und ich ward gleich überzeugt, daß dem so wäre. Darauf fing ich an, mir ein Büchlein zu machen, worin ich das aufzeichnete, was ich von Frommen über den Weg zur wahren Gottseligkeit hörte, und ich begann zu praktizieren, was ich so gefaßt hatte; denn ohne dies lebendige Tun sollte alles andere vergeblich sein.

Als ich nun darin bekräftigt war, reiste ich nach Gießen zurück, wo man bei mir eine Veränderung gewahr wurde und mich wegen der Pietät höhnte. Ich aber fragte wenig danach." —

(Darauf kehrt Petersen in seine Heimat Lübeck zurück, wird dort Professor der Poesie, aber von Jesuiten sehr angefeindet, nimmt 1677 ein Predigtamt in Hannover an, wird von da 1678 nach Eutin als Hofprediger des Herzogs von Holstein berufen.)

„Ich war aber nicht lange in meiner Hofpredigerstelle zu Eutin gewesen, da begab sich's, daß einem Kammerjunker an fünfhundert Taler aus seiner Kammer gestohlen wurden. Damit er wieder zu seinem Gelde käme, ging er zu einem Erbschmied[6] nach dem Dorfe Zernikaw, um dem Diebe das Auge ausschlagen zu lassen; und damit es der Schmied desto eher tun möchte, ließ er ihm durch einen Einspänner[7] sagen, daß der Bischof solches haben wollte, was doch nicht der Fall war. Wenn der Schmied solches Werk verrichten will, muß er drei Sonntage nacheinander einen Nagel verfertigen, und am letzten Sonntag diesen Nagel an einen dazu gemachten Kopf einschlagen, worauf dem Dieb, wie sie sagen, das Auge ausfallen muß. Er muß auch um Mitternacht nackend aufstehen und rücklings nach einer Hütte, die er neu im freien Felde aufgebaut hat, hingehen und zu einem neuen großen Blasebalg treten, ihn ziehen und das Feuer damit aufblasen, dazu finden sich zwei große höllische Hunde ein. Als solches am ersten Sonntag in der Nacht geschehen war, kamen die Leute aus dem Dorfe Zernikaw zu mir und klagten, wie sie im ganzen Dorfe keine Ruhe gehabt vor dem erschrecklichen Geheul, das sie während dem Schmieden gehört hätten, ich sollte es doch dem Herzog kund tun, daß er das böse Werk störte. Ich sprach, das wären große Dinge, die sie sagten, und fragte sie ernstlich, ob es sich auch so verhielte. Sie antworteten, das ganze Dorf könne zeugen, der und der Einspänner hätte den Schmied dazu vermocht. Darauf ging ich zum Bischof[8], bei welchem gerade der Kammerjäger stand, und sagte, ich hätte wohl etwas im geheimen zu reden. Als ich's nun ihm allein erzählte, entsetzte sich der Bischof, erkundigte sich weiter und erfuhr, daß der Einspänner solches in des Bischofs Namen dem Schmied anbefohlen hätte; da fragte mich mein Herr, was bei der Sache zu tun wäre? Ich antwortete, weil es öffentliche böse Dinge wären, wozu der Name des Bischofs gemißbraucht worden sei, so müßte die Hütte, die dem Teufel zu Ehren aufgebaut wäre, im Namen Gottes zerstört werden. Dies wurde auch applaudiert. Darauf fuhr ich hin, die Knaben aus der Schule und die Edelpagen und viele Edelleute ritten mit hin, das Werk des Teufels zu zerstören. Der Schmied war schon weggelaufen, seine Frau aber kam und bat um den neuen Blasebalg und um das eiserne Gerät. Ich aber sagte, sie sollte sich schämen, solches zu begehren und, was der Teufel in seiner Hand gehabt hätte, unter ihren Sachen zu dulden, worauf sie zu bitten aufhörte. Die Edelpagen aber und andere nahmen Feuer und verbrannten die Hütte und den Blasebalg und schmissen das Eisenwerk in ein tiefes Wasser. Es kamen aber einige Kaufleute von Hamburg gefahren, die dies mit ansahen und meine Rede mit anhörten. Es war eben in der Weihnachtszeit; deshalb nahm ich den Spruch: ‚Siehe eine Hütte Gottes bei den Menschen', und erklärte ihn in Kürze, sagte aber gleich in der Applikation:

Siehe eine Hütte des Teufels bei den Zernikawern. Dies ist der Ort, wo vormals der Abgott der Holsteiner, Zernebog, geehrt worden ist, der wollte sich jetzt wieder einnisteln, ist aber doch auf Befehl des Bischofs verstört worden.' Ich tat auch bei der Katechismuslehre, wohin der Herzog mit dem Hofstaat hinabzufahren pflegte, eine nachdrückliche Rede, und sagte, daß der Dieb bei Hofe sein müsse, auch wären einige Mutmaßungen, wer es sein müsse, vorhanden, der Dieb solle mir dieses Geld bringen, ich bezeugte hiermit vor Gott, daß ich ihn nicht verraten wolle. Der Dieb hat auch des Nachts das Gestohlene bei meinem Hause auf den Kirchhof niederlegen wollen, hat aber nicht gekonnt, weil der Kammerjunker seine Leute zur Nacht aufgestellt hatte, den Dieb zu fangen. So hat er selbst das Wiederkriegen verwehrt. Der Bischof aber war auf den Kammerjunker zornig, und dieser mußte vom Hofe weichen. Zwar ließ er mir dräuen, ich hätte ihn in der Predigt beschimpft, weil ich sagte: sein Name, den der Schmied bei dem Actus nennen muß, wäre dem Teufel in der Hölle bekannt, er möchte zusehen, daß er nicht ganz und gar hineinkäme. Ich aber habe nach seinem Dräuen nichts gefragt, sondern mich auf meinen Gott und mein Amt verlassen.

Es suchten aber die Höflinge gegen mich Bande zu machen; sie hielten es fast alle mit dem Hofmarschall, einem Mecklenburger. Der Marschall aber suchte allerhand Dinge gegen die Herzogin und gegen das Kammerfräulein Naundorfin hervor und bildete dem Herzoge ein, daß die Herzogin alles täte, was die Naundorfin ihr riete; dadurch kriegte der Herzog einen Widerwillen gegen die Herzogin. Mittlerweile hatten sie im trüben Wasser gut fischen. Weil ich aber nicht von ihren Banden war, so fragte mich der Hofmarschall auf öffentlichem Saal, mit welcher Partei ich's hielte, mit der großen oder mit der kleinen? Unter der großen Partei verstanden sie sich selbst. Ich antwortete, ich hielte es mit Gott und der Gerechtigkeit. Der Marschall sprach, man könnte mir wohl den Mantel kürzer machen. Als ich nun merkte, daß der Widerwillen des Herzogs gegen die Herzogin immer größer ward, ging ich zu dem Herzoge und redete ihm beweglich zu, er solle sich nicht von der Gemahlin so abwendig machen lassen, die solches wollten, suchten ihr eigenes Interesse. Der Herzog ging darauf mit mir zur Herzogin, und sie vertrugen sich in meiner Gegenwart, worauf ich sie gleichsam von neuem kopulierte. Der Bischof sagte, ich solle dies geheimhalten, er aber merkte von da auf die Intrigen des Hofmarschalls und sagte ihm den Dienst auf.

Es war auch eine böse Aktion, da sich ein Edelmann des hochfürstlichen Hofes von Plön mit einem Edelmann von unserm Hofe entzweite und sie sich untereinander herausforderten. Sobald ich dies vernahm, ging ich zu meinem Beichtkinde und hielt ihm vor, was das für eine unchristliche Sache wäre, sich also zu duellieren, da Christus uns auch geboten, die Feinde zu lieben. Als er mir nun sagte, er wolle zusehen, daß der Handel beigelegt würde, so war ich einigermaßen sicher. Da aber hörte ich des Morgens früh in der Dämmerung einen Haufen Pferde bei meinem Hause vorbeitraben, und mir fiel ein, daß der Teufel doch mit meinem

Beichtkinde sein Spiel haben wollte; ich stand auf, erweckte meinen Diener, und weil ich in geschwinder Eil' keinen Wagen kriegen konnte, ging ich mit meinem Diener ihnen nach. Als ich eine Meile gegangen war, hörte ich von ferne einige Schüsse, die Losung, daß die beiden Parteien jede von ihrem Ort angekommen seien. Ich aber meinte, daß sie schon Kugeln wechselten, fiel auf meine Knie und bat Gott, er möchte sie doch bewahren, daß keiner den andern ermordete. Darauf lief ich weiter, den Pferdefußstapfen nach, die ich wohl sehen konnte, weil viele der holsteinischen Junker mit meinem Beichtkinde gezogen waren. Und da ich sie noch beiderseits vor dem Gefecht antraf, ging ich zu meinem Beichtkinde hin und riet ihm von der bösen Aktion ab. Der Gegenpart aber meinte, daß mein Beichtkind mich dazu bestellt hätte, was ich mit teuren Worten verneinte; auch dem andern vom Plönischen Hofe redete ich beweglich zu. Sie wollten sich aber nicht vertragen. Da sprach ich: ,Nun, weil ihr nicht wollt, so gebe Gott ein solch Exempel, daß er euch beide samt den andern, die mit hierher zu dem Duell gekommen sind, vor aller Welt Augen in seinem Zorn hinnehme.' Doch im Herzen wünschte ich, sie möchten bewahrt bleiben. Da fügte Gott, daß die Sekundanten ihnen beiderseits zuredeten und sie sich untereinander vertrugen, und einen Wagen kriegten, der mich wieder nach Hause führen mußte. Wer war froher als ich, der ich dem Teufel einen Braten entzogen hatte. Inzwischen war doch die holsteinische Noblesse in ihrem Herzen gar übel darauf zu sprechen, und ließ sich bei meinem Herrn merken, daß er in Zukunft keinen ehrlichen Kavalier an seine Tafel bekommen würde. Auch mein Herr war im Anfang übel auf mich zu sprechen, auch deshalb, weil ich ihnen zu Fuß nachgegangen war. So kam einer von den Hofjunkern, der mir sagte, daß der Herr sich über meine üble Konduite so geärgert hätte, daß er auf dem Bett läge. Ich antwortete, er würde nicht eher vom Lager aufstehen, bis er erkenne, daß ich nichts anderes getan, als was meine Hirtentreue erfordert hätte. Darauf ließ mich mein Herr zu sich fordern, dem ich vorhielt, daß die seine Tafel nicht zieren könnten, die sich gegen Christum setzten. Sei ich so wach und treu für einen Bedienten meines Herrn, wie viel mehr würde ich's für meinen Herrn selbst sein. Da ward der Herr, der wahrlich Gott fürchtete, besänftigt. Bald darauf besuchte unsern Hof der Herzog von Plön, dessen Vorwürfe wegen meiner Tat mein Herr gefürchtet hatte; dieser aber lobte mich, dagegen schalt er seinen Hofprediger, der den Duellanten so nahe gewesen, die Sache gewußt und doch keinen Fuß geregt hatte. Das gefiel meinem Herrn sehr wohl und er ließ darauf ein sehr scharfes Edikt gegen alle Duelle publizieren.

Bisher war ich unverheiratet, wäre wohl auch so geblieben, wenn nicht mein lieber Vater mich zur Heirat angemahnt hätte. Schon in Lübeck war mir eine vornehme Geschlechterin vorgeschlagen worden, die mir in ihrem vollen Schmuck entgegenkam und die mir der Vater gern gewünscht hätte. Aber sie war mir zu prächtig vorgekommen, und ich sagte, daß sich das schwerlich zu einem Geistlichen schicken würde. Wenn ich heiraten solle, wäre mir niemand besser als das Fräulein von

Merlau, die mir in meinem Amte gar nicht hinderlich sein würde. Ich scheute mich aber sie deswegen anzusprechen, damit sie nicht meinen möchte, ich hätte deshalb in Frankfurt ihre Bekanntschaft gesucht. Aber jemand, der nach Frankfurt reisen wollte, übernahm es, ihr mündlich meine Werbung zu sagen. Meine Liebste aber wollte dem, welcher warb, nicht antworten, schrieb aber an mich, sie sei zwar durch kein Versprechen gehindert, habe aber noch keine Freiheit, mir mit Ja zu antworten; sie schlug mir aber eine andere junge Doktorin in Frankfurt vor, die mehr Gaben habe als sie, und die sich für mich wohl schicken würde. Ich aber antwortete, entweder sie oder keine, und schrieb zugleich an den Herrn Dr. Spener, er möchte sie doch dazu bereden, schrieb auch an ihren Herrn Vater, der mich kannte, weil ich einmal am Philippseckischen Hofe, wo er Hofmeister war, vor seiner Herzogin gepredigt hatte. Er antwortete darauf: obgleich er nie gesinnt gewesen, seine Tochter einem zu geben, der nicht von Adel sei, so wüßte er doch nicht, wie es käme, daß er so beängstigt wäre, wenn er die Sache abschlagen wollte; er glaube deswegen, daß es Gottes Wille sei, wenn seine Tochter dem Superintendenten Petersen anvertraut würde. Deshalb überschriebe er hiermit sein väterliches Ja. Diesen Brief schickte mir meine liebe Johanna zu, und Dr. Spener gratulierte mir auch. Wer war fröhlicher als ich, der ich merkte, daß mein Gebet erhört worden. Denn ich hatte meinen Gott auf den Knien darum gebeten, er möchte die Heirat kräftiglich verhindern, wenn es sein Wille nicht wäre; wäre es aber sein Wille, so möchte er den Vater ängstigen, daß er nicht widerstehen könnte. Als ich nun die Worte in dem Briefe des Vaters las, daß er so geängstigt würde, so merkte ich daran, daß es die wäre, die mir Gott von Ewigkeit zugedacht hatte. So reiste ich fröhlich über Hamburg nach Frankfurt, und ließ mich durch Herrn Dr. Spener aufbieten und darauf von ihm trauen. —

Es ward aber 1685 mir und meiner Liebsten in wunderbarer Weise die heilige Offenbarung aufgeschlossen, welche Gott dem Apostel und Evangelisten Johannes durch seinen Engel in gewissen Visionibus und Bildern bedeuten lassen. Sonst hatte ich mich immer gefürchtet, solches Buch zu lesen, weil es gemeiniglich dafür gehalten wird, es wäre ein versiegeltes Buch, welches niemand verstehen könnte. Aber an gewissem Tage hat mein Gott mich mächtiglich beweget und getrieben, in solchem Buche zu lesen, und ohne mein Wissen hat meine Liebste an gleichem Tag und in gleicher Stunde denselben Trieb durch Gott empfunden und das Buch zu lesen angefangen, die gleichfalls nicht wußte, daß ich solchen Trieb empfangen. Als ich nun auf meine Studierstube hinaufging und mir einiges aufnotierte, da ich aus der Übereinstimmung des Propheten Daniel mit dem dreizehnten Kapitel der heiligen Offenbarung gefunden hatte, was das Tier und das kleine Horn wäre — siehe, da kam meine Liebste zu mir und erzählte mir, wie sie sich so ernsthaft vorgenommen, das heilige Buch zu lesen, und was sie darin gefunden. Und das harmonierte mit dem meinigen, das ich ihr aufgeschrieben wies, und das noch naß war. Da haben wir uns übereinander entsetzt und haben verabredet, wir wollten nach etwa vier

Wochen miteinander konferieren, was wir weiter gefunden und bemerkt hätten. Aber wir konnten es nicht halten, wenn wir etwas Sonderliches und Wahrhaftes fanden, und es ergab sich, daß es immer genau dasselbe war, was sie und was ich fand. Darüber erfreuten wir uns sehr und dankten Gott kindlich, daß er uns beiderseits so mit seinem aufschließenden Geiste gewaffnet hatte, die künftigen Fata der Kirche zu erkennen und davon zu zeugen. Lange Zeit behielten wir es bei uns, bis wir mit dem Fräulein Rosamunda Juliana von der Asseburg bekannt wurden, welche in ihren Zeugnissen ebendavon gezeugt hatte, doch nicht nach Erforschung der Heiligen Schrift, sondern aus einer extraordinären Gnade von oben herab. — Hierbei ist noch zu merken, was meiner Liebsten, als sie achtzehn Jahr alt war, begegnete, und was ich mit ihren Worten hierher setze: ‚Mir träumte, daß ich am Himmel mit großen goldenen Ziffern die Zahl 1685 sah; zu meiner Rechten sah ich einen Menschen, der deutete auf die Zahl und sprach zu mir: Siehe, zu der Zeit werden anfangen große Dinge zu geschehen, und dir soll etwas eröffnet werden. Nun ist in diesem 1685sten Jahre die große Verfolgung in Frankreich gewesen, und mir ist in demselben Jahre das gesegnete tausendjährige Reich in der Apokalypse eröffnet worden; mit meinem lieben Mann zugleich in einer Stunde, und ohne daß eines von dem andern wußte, hat unser beider Aufsatz darüber so zusammengestimmt, daß wir uns selbst darüber entsetzten. Wir sind deshalb unter uns göttlich überführt, daß das wahr sei, was wir in der Heiligen Schrift von dem Reich unseres Königs gefunden haben. Und wir haben später unsern Fund einfältig andern mitgeteilt und nichts danach gefragt, wenn ihm von Gelehrten und Ungelehrten widersprochen wurde.‘ “

So weit die Erzählung von Petersen. — Die ersten Jahre ihrer Ehe vergingen den Gatten in Frieden. Er hatte einst zufällig den rechten Daumen auf den Spruch gelegt: Sara soll einen Sohn haben; das Jahr darauf ward ihm die Freude, daß Johanna Eleonora einen Sohn zur Welt brachte, der zwar bei der Geburt sehr klein war, aber doch kurz darauf wunderbarerweise den Kopf aus seinem Bettchen in die Höhe hob und auch sonst erfreuliche Anzeichen gab, daß er etwas Ungewöhnliches, dem Herrn Wohlgefälliges werden würde. In der Tat wurde er später königlich preußischer Rat und konnte seine lieben Eltern schützen, als das tausendjährige Reich ihr Leben sorgenvoll machte. Denn leider war ihnen nicht vergönnt, das große Licht, welches ihnen beiden zugleich angezündet worden war, unter dem Scheffel zu halten. Es wäre für ihr irdisches Behagen besser gewesen.

Was das Ehepaar aus der Offenbarung herausgelesen hatte vermittelst Vergleichung zahlreicher Bibelstellen, bei denen sie durch fleißiges Gebet und Erleuchtungen gestützt wurden, war allerdings ein wenig seltsam, aber im Grunde sehr gutmütig. Das tausendjährige Reich sei nicht bereits dagewesen, sondern stehe noch bevor, es werde mit einer Wiederkehr Christi in nicht ferner Zukunft beginnen; bei dieser Gelegenheit werde ein Teil der Toten auferstehen, von da ab solle in großen tausendjährigen Zeiträumen das ganze Menschengeschlecht, Lebendiges und Totes,

zur Seligkeit kommen, die Reformierten und Lutheraner sollten vereinigt, alle Juden und Heiden bekehrt, dann alle, auch die ärgsten armen Sünder, aus der Hölle erlöst, zu allerletzt der Teufel selbst aus seinem elenden Zustand herausgebracht und durch Reue und Buße wieder in einen Engel verwandelt werden, dieser alte Bösewicht allerdings erst nach 50 000 Jahren; von da ab sollte unaufhörliche Seligkeit, nur Liebe, Freude und Herzensgüte sein. — Sie waren merkwürdigerweise geneigt, anzunehmen, daß die Zeit von 1739 bis 1740 zum Anfang der Herrlichkeit bestimmt sei.

Es war viel Menschenfreundlichkeit in dieser Überzeugung, sie hatte kaum weniger Berechtigung, als manche andere Erklärungen des Schrifttextes, welche in den Kirchen durch Jahrhunderte fortgeschleppt worden sind. Denn bei dem Verfahren, eine Schriftstelle aus der anderen zu erklären, welches bis in die neue Zeit von unserer Theologie ertragen werden mußte, war es beinahe zufällig, worauf eine umherspürende Seele verfiel. Seit Luther den alten Zwang der Kirche gesprengt hatte, bis zu der Zeit, in welcher deutsche Gelehrte die Bibel allen Gesetzen der wissenschaftlichen Kritik unterwarfen, war in der Tat nicht das Wort der Schrift, sondern der gemeine gesunde Menschenverstand das letzte Richtmaß der protestantischen Lehre; nur ein gemäßigter Sinn, der sicher und unbefangen die Bedürfnisse seiner Zeit empfand und vorsichtig vermied, auf dunklen Stellen zu verweilen, konnte vor arger Abgeschmacktheit geschützt bleiben. Mann und Frau Petersen besaßen nur ein wenig mehr Eifer und ein wenig mehr behagliche Eitelkeit als vorteilhaft war. Bald sollten sie darunter leiden.

Im Jahre 1688 nahm Petersen einen Ruf als Superintendent nach Lüneburg an; die Gatten betrachteten es als eine Schickung des Herrn, daß er dorthin gerufen wurde, weil er einmal auf der Durchreise eine schöne Predigt gehalten und sehr gefallen hatte. Aber in Lüneburg fand er mehrere orthodoxe Gegner, welche ihn ärgerten und reizten und einiges von dem tausendjährigen Reiche, was ihm entschlüpft war, aufmutzten. Ferner aber schadete den Gatten die Bekanntschaft des Fräulein Rosamunda von der Asseburg, deren starke Erweckung und nervöse Verzückung großes Aufsehen machte. Das zarte und unschuldige Wesen des Mädchens fesselte die beiden Petersen, sie nahmen die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen in Schutz und vertraten sie in der Presse, zumal das liebe Mädchen ganz dasselbe von der bereits erwähnten Wiederkehr des Lammes offenbarte, was ihnen selbst aufgeschlossen war. Die Privaterbauungen, welche sie mit dem kranken Fräulein hielten, erregten bei den Weltlichgesinnten ihrer Stadt großen Anstoß und wurden bösartig verleumdet. Als Petersen nun vollends einmal auf der Elbe in Wassernot geriet, da erschien er sich wie der Prophet Jonas, der von dem Herrn in einen Walfisch gesteckt wurde, weil er das Geheimnis des Wortes nicht verkündigen wollte; er gelobte in der Todesgefahr, sein großes Geheimnis fortan nicht mehr der Welt zu verhüllen. Und er hielt redlich Wort. Das tausendjährige Reich und die Wiederkehr des Lammes brachen jetzt unaufhaltsam in seinen Predigten hervor.

Die Zuhörer erstaunten, seine Gegner machten insgeheim Anzeige, er wurde 1692 vom Amte entfernt. Die Gatten trugen auch dieses Unglück mit Liebe und Gottvertrauen.

Von da verlief ihr Leben in Umherreisen und Schriftstellerei, in Besuchen Gleichgesinnter und unaufhörlichen Händeln mit Orthodoxen. Sie wurden der Menge berüchtigte Personen, an welche sich Verleumdung und widerwärtiger Klatsch hing, sie beschieden sich, ihre Namen auf Reisen meistens geheim zu halten. Niemals aber fehlte es ihnen an warmen Gönnern und Freunden. In den Fürstenschlössern, den Häusern des Landadels, bei Stadtbehörden und in den Stuben der Handwerker fanden sie Bewunderer. Vor anderen wurde der Kammergerichtspräsident Kniphausen in Berlin ihr Schützer, er wirkte noch im Jahre der Absetzung ein Gnadengehalt des Berliner Hofes aus und räumte ihnen eine Wohnung in Magdeburg ein; auch andere Gönner sandten Geld und gewährten Fürsprache, so daß die Gatten imstande waren, sich im Magdeburgischen ein kleines Landgut zu kaufen. Allerdings wurden sie auch dort durch die Bauern und den Ortspfarrer und durch Beschwerden und heimliche Anklagen in Berlin geärgert, aber die Königin selbst unterhielt sich mit dem Verkünder einer Offenbarung, die so hoffnungsvoll war, und freute sich, daß er zuletzt allen Sündern die Seligkeit gönnen wollte. So blieb er ungefährdet. Zuweilen freilich waren die arglosen Verkünder einer bevorstehenden Herrlichkeit in Gefahr, von Wölfen im Lammpelz betrogen zu werden. Denn unter den umherreisenden Frommen waren auch viele Betrüger. Da kamen fechtende Studenten, behaupteten, auch sie wären Pietisten, und forderten eine Unterstützung; ein Abenteurer begehrte Unterricht, weil er gehört hatte, daß jeder, der sich bekehren lasse, zehn Taler erhalte. Zuletzt kam gar ein falscher Oberst und schlich sich in Abwesenheit des Mannes unter dem Zeichen des Lammes bei der Frau Doktorin ein, welche wahrscheinlich durch eine unvertilgbare Erinnerung an ihren „weltlichen Adelstand" besonders wohlwollend gegen hochgestellte Gläubige gestimmt wurde, und der Mann kehrte gerade noch zu rechter Zeit heim, um zu verhindern, daß der fremde Betrüger seiner ahnungslosen Frau eine Vollmacht abschwatzte. Auf einer Reise nach Nürnberg wurden die Gatten in den Pegnitzer Blumenorden aufgenommen, er als Petrophilus, sie als Phöbe. Solche Erfolge trösteten über den Schwall von Flugschriften, der gegen sie aufrauschte. Treuherzig klagte Petersen, daß jeder sich im Kampfe gegen ihn als orthodox erweisen und zum Doktor der Theologie machen wollte; still ergeben trug er auch, wenn selbst die Frommen sich an seine Lehre von der siebenten Posaune stießen, oder wenn sie ihm einen Vorwurf daraus machten, daß er bei Gelegenheit einmal den alten Professor der Poesie herauskehrte und in lateinischen Versen, welche ihm wie Wasser flossen, die Krönung Friedrichs I. von Preußen und andere weltliche Ereignisse besang. Die letzten Jahre ihres Lebens wohnten die Gatten in der frommen Gegend von Zerbst zu Thymern, wo sie ein Gut erworben hatten, weil der frühere Besitz zu Nieder-Dodeleben ihnen zu unruhig und die Bauern zu auffässig geworden waren.

Im Jahre 1718 half Petersen noch den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, den der Jesuit Schmeltzer katholisch gemacht, durch siegreiche Religionsgespräche wieder evangelisch herstellen. Sie starben in hohen Jahren kurz hintereinander: sie 1724, er 1727.

Es war ihnen nicht beschieden, im Jahre 1740 durch den Schall der siebenten Posaune auferweckt zu werden, man hörte damals vielmehr den Klang preußischer Trompeten, welche die Thronbesteigung und den ersten Krieg Friedrichs II. anzeigten. Aber in der neuen durchaus nicht himmlischen Zeit, welche diese Fanfaren anmeldeten, sind doch bereits einige von den Prophezeiungen der beiden „Enthusiasten" in Erfüllung gegangen, die Union der protestantischen Kirche, Einfügung der Juden in die christliche Bildung, ja sogar die Beseitigung des unmoralischen Widersachers, welcher damals in Zernikaw am neuen Blasebalg so arg geheult hatte. Ludwig Zinzendorf aber widmete der Frau Doktor Petersen bei ihrem Eingange in die Freuden des Himmels ein herzliches Gedicht, in welchem er für sie und sich selbst folgendes Zeugnis ablegte:

Von ihren Meinungen, die sonderlich gewesen,
Hab' ich bis diesen Tag noch keinen Satz gelesen.
Was aber bauet ihr ein Denkmal bei uns auf?
Ihr eingekehrter Mensch in sanft- und stillem Geiste,
Damit sie unverrückt die Jesus-Liebe preiste,
Ihr vor der ganzen Welt untadelhafter Lauf.

Seit Spener nach Berlin versetzt war, wurde die Universität Halle der wissenschaftliche Mittelpunkt des Pietismus, dort leitete der leidenschaftliche Francke mit seinen Gefährten Breithaupt und Anton das theologische Leben[8a]. Dort wurde die Jugend systematisch zu dem Glauben der Pietät herangezogen; ungeheuer war der Zulauf, nur Luther hatte zu Wittenberg mehr Studenten um sich gesammelt. Freilich wurden zu Halle sofort die Gefahren der neuen Richtung handgreiflich, die Kollegien erhielten den Charakter von Erbauungsstunden, die Erweckung wurde zur Hauptsache, das emsige, geduldige Arbeiten in menschlicher Wissenschaft erschien fast überflüssig, nicht nur die Streitpunkte der Orthodoxen, auch die Dogmen der Kirche wurden von vielen mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt. Die massenhaften Gebete und geistlichen Übungen führten zur Überspanntheit, statt der zügellosen Burschen, welche die Hieber an den Steinen gewetzt und ungeheure Gläser Bier floricos oder hausticos — in einem Guß oder in Schlucken — getrunken hatten, schlichen oder hüpften jetzt bleiche Gesellen durch die Straßen der Stadt, in sich gekehrt, mit heftigen Handbewegungen, mit lauten Ausrufen. Alle Gläubigen jubelten über die wundervollen Offenbarungen göttlicher Gnade, die Gegner klagten über die zunehmende Melancholie, über Geistesstörungen und Verrücktheiten der schlimmsten Art. Vergebens warnte der maßvolle Spener.

Von Halle verbreitete sich der Pietismus über die anderen Universitäten, am längsten widerstanden Wittenberg und Rostock, durch Jahrzehnte die letzten Boll-

werke der Orthodoxie. Auch an den Höfen gewann der Glaube Einfluß, er drang in die Regierungen und erfüllte nach 1700 die Landeskirchen der meisten deutschen Reichsgebiete. Und nicht auf Deutschland blieb seine Herrschaft beschränkt, ein lebhafter Verkehr mit den Frommen in Dänemark, Schweden, dem slawischen Osten trug dazu bei, die innige Verbindung dieser Länder mit dem geistigen Leben Deutschlands zu unterhalten, welche bis zum Ende des Jahrhunderts gedauert hat. Selbst die orthodoxen Gegner wurden, ohne es zu wissen, durch die Pietät umgeformt, das alte scholastische Gezänk verstummte, mit größerer Würde und besserer Gelehrsamkeit suchten sie ihren Standpunkt zu verteidigen.

Unterdes wurden in dem Glauben der Pietät die Schäden größer, das Verderben auffälliger. Seit jener Prozeß der geistlichen Erweckung ein geheimnisvoller Vorgang im Menschenleben geworden war, auf den die ganze Seele sich krankhaft spannte, sollte von ihm die Aufnahme in die Gemeinschaft der Frommen, alles Glück der Seligkeit abhängen. Wer durch einen besonderen Gnadenakt Gottes zur Erweckung durchgebrochen war, der lebte als Wiedergeborner im Stande der Gnade, ihm wurde von dem Herrn der Welt die Seele versiegelt gegen alle Sünde, er atmete in einer reinern Gottesluft, der Gnade des Lammes sicher, schon hier von der Sünde gelöst. Da wurde es dem Gebildeten, der jemals in das ironische Antlitz des Thomasius geblickt oder etwas von dem Menschenverstand der nüchternen deutschen Rede Wolfs in sich aufgenommen hatte, immer schwerer, diesen Gemütszustand in sich durchzumachen. Nicht allen gewissenhaften Männern glückte es damit so gut wie dem Rechtsgelehrten Johann Jacob Moser; kläglich und erschütternd sind die Nachrichten, welche uns von dem Ringen einzelner überliefert sind, von der Qual und Selbstpeinigung, in welcher sich Körper und Seele fruchtlos aufrieben. Bei den Schwächeren machte sich jede Art von Selbsttäuschung und unfreies Nachsprechen anderer breit. Und nicht weniger die Heuchelei. Bald erschien es sehr zweifelhaft, ob der Wiedergeborne ein Schwärmer oder ein Betrüger sei, zuverlässig war er oft beides zugleich.

Seit der Pietismus die Gunst der Vornehmen und die Herrschaft gewonnen hatte, war er aber auch ein lohnendes Unternehmen, eine Modesache, ein Hilfsmittel für sehr weltliche Zwecke. Häufig waren solche, welche die heiligsten Offenbarungen empfingen, zarte, schwächliche Naturen, denen man ernste Dienste, welche zur menschlichen Ordnung gehörten, gar nicht zumuten konnte; sie gewöhnten sich, auf Kosten ihrer Gönner zu leben. Der Handwerker drängte sich in die Gesellschaft Vornehmer, um sein Fortkommen zu sichern, und zu den Erbauungsstunden großer Herren, welche am liebsten nicht in den Schloßkirchen, sondern in besonders eingerichteten Gemächern gehalten wurden, eilte bußfertig, wer irgend Gunst oder Schutz begehrte. Seufzen, Stöhnen, die Hände ringen, von Erleuchtung schwatzen wurde bald hier, bald dort das einträglichste Geschäft. An den erweckten Geistlichen, welche die Seele schwacher Landesherren in Händen hatten, wurden alle Fehler, welche herrschsüchtigen Günstlingen eigen sind, bemerkt: Hochmut und

niederer Eigennutz. Bald kam auch die Sittlichkeit vieler in üblen Geruch, und wenn irgendwo nach dem Tode eines frömmelnden Fürsten eine Gesellschaft herrschlustiger Frommer ausgetrieben wurde, so erregte das eine allgemeine Schadenfreude.

Aber es war für die Berater vornehmer Gewissen auch aus anderen Gründen eine angenehme Sache, durch ihre Wiedergeburt und Versiegelung Fürstinnen und Edelfrauen zur Andacht hinzureißen. Es schmeichelte ihrem Stolze, dieselben mit frommer Vertraulichkeit zu behandeln, ihnen jede Stunde des Lebens zu beherrschen. Schon um 1700 wird geklagt, daß wiedergeborne Seelsorger im Schlafrock ohne Rock und Kamisol unter den vornehmen Frauen umhergehen und sehr bereit sind, die Hände zu drücken, zu duzen und zu küssen. Zumal Frauen von Stande wurden durch diese Verbindung mit Frommen zuweilen aus dem Geleise ihres Lebens gerissen: eine Gräfin von Leiningen-Westerburg heiratete um 1700 den Pastor Bierbrauer, vier Gräfinnen von Wittgenstein verbanden sich ebenso nicht ohne ärgerliche Zwischenfälle mit frommen Separatisten, mit bürgerlichen „Canaillen und Knipperdollings", wie ihr empörter Bruder sie nannte [9]. In denselben Jahren flohen fünf Fräulein von Kallenberg aus Kassel zu der erweckten Eva von Buttlar, welche früher als Hofdame sehr weltlich gelebt hatte und jetzt in anstößiger Verbindung mit einigen Separatisten durch das Land zog, sich mit zweien ihrer Begleiter als Joseph, Maria und Jesus verehren ließ und in ihren Konventikeln arge Unsittlichkeit großzog; ihre „Rotte" vermochte sich, durch die Obrigkeiten verfolgt, nirgends zu halten.

Immer mehr nahm das Konventikelwesen überhand, neben maßlosen und verschrobenen zogen sich auch feiner beanlagte Seelen mit höheren sittlichen Ansprüchen aus der Kirche.

So geschah es, daß sich von allen Seiten der Widerspruch gegen den Pietismus erhob, Orthodoxe, Weltkinder und Gelehrte, zuletzt der gesunde Menschenverstand des Volkes. Wie sich das Urteil der Besonnenen gegen ihn in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stellte, soll hier noch an einem kurzen Beispiel gezeigt werden.

In seinen Jugenderinnerungen erzählt der würdige Semler, von welchem später ausführlich die Rede sein wird, das traurige Geschick seines Bruders Ernst Johann, der von der Universität Jena aus dem erweckten Kreise des Magisters Brumhardt und des Professors Buddeus tief zerrüttet ins elterliche Haus zurückkehrte. Die Stelle gibt eine so gute Einsicht in die Periode des untergehenden Pietismus, daß sie hier mit wenigen Verkürzungen mitgeteilt werden soll.

„Mein Bruder war zur Rechtschaffenheit so sehr gewöhnt worden, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag und die Stunde der Versiegelung anzugeben, von wo an sie in lauter geistlicher, himmlischer Fröhlichkeit zu leben alle Ursache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen waren, erhoben wurden: so wenig konnte mein Bruder dieses Nachsprechen und geistliche Lügen sich

verzeihen; es traf nichts bei ihm ein, was andere so leicht und so unzähligemal daher redeten. Er geriet also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heilande, und es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Er aß selten Fleisch, kein Weißbrot oder Semmel; er hielt sich ganz unwert seines Daseins. Alle Nächte, wenn ich eingeschlafen war, stahl er sich heimlich aus dem Bette, schlich sich in die anstoßende kleine Bücherkammer, kniete oder lag ganz auf der Erde und verlor im Affekt nach und nach die Vorsichtigkeit, sachte und leise zu reden; sein helles Winseln und Jammern weckte mich auf. Ich suchte ihn, und so wenig ich mir zutrauen konnte, als ein wenig bekehrter Schüler großen Eingang zu finden, so sagte ich ihm doch zuweilen solche schöne Zeilen und Verse, auch wohl griechisch und hebräisch vor, daß er mich oft umarmte und seufzete: ‚Ach, wenn das mich anginge!' Ich erwiderte zuweilen hastig, was dies für Verkehrung eines Menschen statt Bekehrung sei, wie dieser Weg unmöglich richtig und wahr sein könnte, worauf man allen Absichten Gottes entgegen handelte und eine absolut unnütze, recht anstößige Kreatur aus sich selbst machte. ‚Ja,' sagte er, ‚das bin ich, und kann es noch nicht genug erkennen.' Ich sprach mit meiner Mutter; die weinte über ihren Sohn, der nun unsere Stütze sein könnte, wenn ihn nicht solche unwahre Einbildungen verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dies alles noch ernsthafter, und holete aus der Dogmatik und Polemik so weit aus, daß ich es wohl verstand, wofür er diese neuen Seelenanstalten hielt. Indes mußte er sich in acht nehmen, denn der ganze Hof war für diese Partei; viele waren ganz gewiß sehr gutmeinende Christen, aber es waren auch ganz unleugbare Müßiggänger und bekannte Abenteurer, die in diese Anstalten eintraten und ihre gute sehr bequeme Lebensart leicht fanden. Alle Beweise von ihrem Leben im Fleische — welche Beweise gar nicht selten oder unkenntlich waren —, halfen nichts; wer konnte hier hindurchdringen! Hie und da hatte ein solcher Bekehrter mit seiner Magd in Schande gelebt; es wurde nicht untersucht, es war Kalumnie, und man setzte ihn zur Not wo anders hin, wenn seine Bauern hierin zu altlutherisch blieben. Mein Bruder gab nach und nach zu verstehen, daß auch mein Vater den engen Weg noch nicht selbst gegangen sei, es war ihm also nicht zu helfen. Man lief sogar im Wald herum Tag und Nacht, so daß die Andacht im Mondenlicht, welche jetzt manche wieder anempfehlen, nichts Neues ist; man sang die neuen Liederchen miteinander; der Herzog gab freilich oft den Konversations-Wagen dazu her nebst der leiblichen Bewirtung; ja, er war oft selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilandes willen öffentlich zu ehren. Ich übertreibe die Sache so wenig, daß ich hier noch nicht alles sage. Es kam die Zeit der jährlichen Wallfahrten, denn auch diese alte Kunst hatte man aus den Zeiten und Anstalten der Mönche beibehalten; an manchen Orten sollte die Gnade des Heilands ganz reichlich und fast sichtbar wohnen, da wallfahrteten Brüder und Schwestern hin, in der Tat wider Christi Grundsatz, daß weder Jerusalem noch Samaria den

Gnadenort enthalte. Es brachten wenigstens viele ihre Zehrung mit. Mein Bruder reiste gewiß nicht ohne Geld nach Ebersdorf, und brachte nichts zurück, vielmehr hatte er dem und jenem Bruder zum Andenken dies oder jenes Büchelchen abgekauft. Die Schwärmerei hatte wirklich Absichten, die ins Große gingen, ob sie gleich nachher die Sache wieder ins Gemäßigte setzten, weil die philadelphischen Rechnungen nicht eintrafen. Während einer solchen frommen Reise meines Bruders starb meine Mutter, eine Frau, deren Andenken ich vor Gott täglich segne. Mein Bruder fand sie eben im Sarge, als er wiederkam; er fühlte allen Schmerz eines Sohnes, legte sich lang auf ihr Gesicht und rief laut: ‚Ach, wäre ich unnützer Mensch an meiner Mutter Stelle gestorben!' Nun hatten wir alle einigen Zugang zu seinem Herzen, diese Reise zu Fuß hatte die Hypochondrie sehr geschwächet; das dortige Zureden der Brüder hatte einige Vorstellungen herbeigerufen, die er selbst sich nicht erwerben konnte, er war ziemlich beruhigt oder fing an zu glauben. Wir stellten ihm vor, er müsse doch auch den Menschen mit seinen noch kleinen Gaben dienen; er nahm zuerst eine Stelle an als Präzeptor in dem kleinen Waisenhause, und nachher bei einem Herrn von Dieskau, der auf dem sogenannten Schlößchen wohnte, in der allerschönsten Gegend, die man sich wählen kann. Auf der Stadtmauer steht der eine Teil dieses alten Schlosses; unter der Mauer ist noch ein schmaler Fußsteig, den angepflanzte Hecken für das Ausglitschen beschützen; aber gerade unter diesen Bruchstücken eines Felsen fließet die Saale, zuweilen sehr groß und breit, stets aber voll genug, daß Flöße und Kähne gebraucht werden können; vom Schlosse aus trug das Auge in einem halben Zirkel auf lauter Wald und Berge. Hier hätte sich mein Bruder vielleicht erholen können; aber er lebte nicht lange mehr."

Soweit der Bericht Semlers. Er selbst wurde später von der herrschenden Gemütsrichtung angesteckt, auch er rang noch als Knabe nach der Erweckung, aber das kräftigere Gefüge seines Geistes machte ihm die Heilung möglich.

Auch die Zeit half dazu.

Denn dieser frommen Richtung wurde das Jahr 1740 verhängnisvoll. Der neue König von Preußen war den Pietisten ebenso abhold, als sein Vater ihnen geneigt gewesen war. In seinen Landen wurde zuerst mit Bewußtsein und Energie das neue wissenschaftliche Leben der alten Gefühlsseligkeit gegenübergesetzt. Fast gleichzeitig verloren die Frommen an mehreren sächsischen Höfen die Herrschaft; die Zeit der Aufklärung begann, das beste Leben der Nation ging seitdem in anderen Bahnen, die Stillen im Lande erhielten sich nur als vereinsamte Gemeinden. — Auch die Brüdergemeinden des Grafen Zinzendorf entwickelten zwar durch längere Zeit eine achtenswerte Missionstätigkeit in fremden Ländern, sie blieben aber ohne Einfluß auf die Strömung des deutschen Lebens, welche jetzt tiefer und kräftiger dahinflutete.

Der Pietismus hatte eine Anzahl Geweckter zusammengeschlossen, er hatte die einzelnen aus dem Leben der Familien herausgehoben, in den Seelen die Sehnsucht

nach einem stärkern Inhalt gesteigert; er hatte neue Formen des Verkehrs eingeführt, hier und da den starken Unterschied der Stände durchbrochen, er hatte in der ganzen Nation größern Ernst, äußerliche Zucht gefördert; aber den nationalen Zusammenhang der Deutschen hatte er nicht gekräftigt. Wer sich ihm eifrig hingab, gerade der war in der größten Gefahr, sich mit Gleichgesinnten aus der großen Strömung des Lebens zurückzuziehen und aus der Einsamkeit wie ein Schiffbrüchiger von seiner Insel auf die große Wasserwüste hinabzusehen, die ihn umgab.

Auch die neue Wissenschaft schuf zunächst nur einzelne Gelehrte; dann eine freie Bildung, darauf das Bewußtsein nationaler Einheit in einem Volke, welches für seine Selbständigkeit zu kämpfen und zu sterben, endlich auch zu leben wagte.





Meiningen um 1700.

II. Der Wasunger Krieg.

(1747.)

Mit Blut und Kanonendonner begann das große Jahrhundert der Aufklärung. Der spanische Erbfolgekrieg tobte an der Westgrenze, in dem zerrissenen Reich kämpften Bayern und Köln unter Reichsacht im Bunde mit Ludwig XIV. gegen das Haus Habsburg.

Ohnmächtig war die Reichsverfassung geworden, ein Spott des Auslandes; bald kam die Zeit, wo der Deutsche sich fragte, wie das Reich doch noch immer zusammenhalte. Im Osten standen die Hohenzollern bereits mächtig neben den Habsburgern, auch die Hohenzollern seit dem Beginn des Jahrhunderts Könige außerhalb des Reiches, das Kurhaus Sachsen kurz vorher im unsichern Besitze der polnischen Wahlkrone.

Noch brannten die Scheiterhaufen über verurteilten Hexen, noch haderten die Geistlichen der drei Bekenntnisse in unerquicklichem Streit, noch lag auf den Massen die Unduldsamkeit der Kirche, der Druck der Armseligkeit, der Mangel an großen politischen Zielen, die Kläglichkeit der kleinen Landesgebieter und ihrer Höfe.

Immer schroffer wurde die Trennung der Stände. Der Edelmann, welcher nicht auf seinem Gut „verbauern" wollte, regierte zuweilen als Beamter seines Fürsten in den Städten, oder er suchte eine Offizierstelle, oft noch in fremden Heeren; am liebsten zog er sich an den Hof, wo er mit seinem Gebieter tafelte, jagte, und in der Aufregung kleiner Umtriebe und dem Zeremoniell des Hofdienstes nicht weiser und nicht mannhafter wurde. Der Begriff von Hoffähigkeit und von den höfischen Rechten des Adels wurde immer einflußreicher. Noch waren zuweilen die bürgerlichen Rechtsgelehrten des Landesherrn seine Vertreter auch gegen einen anderen Staat, aber doch nur aus Not, weil im Adel die geschulten Kräfte fehlten. Die Person des Landesherrn war seit der ersten Jugend vom Hofadel umgeben, dem nur zuweilen noch der Geistliche oder ein bürgerlicher Erzieher gegenüberstand. Die

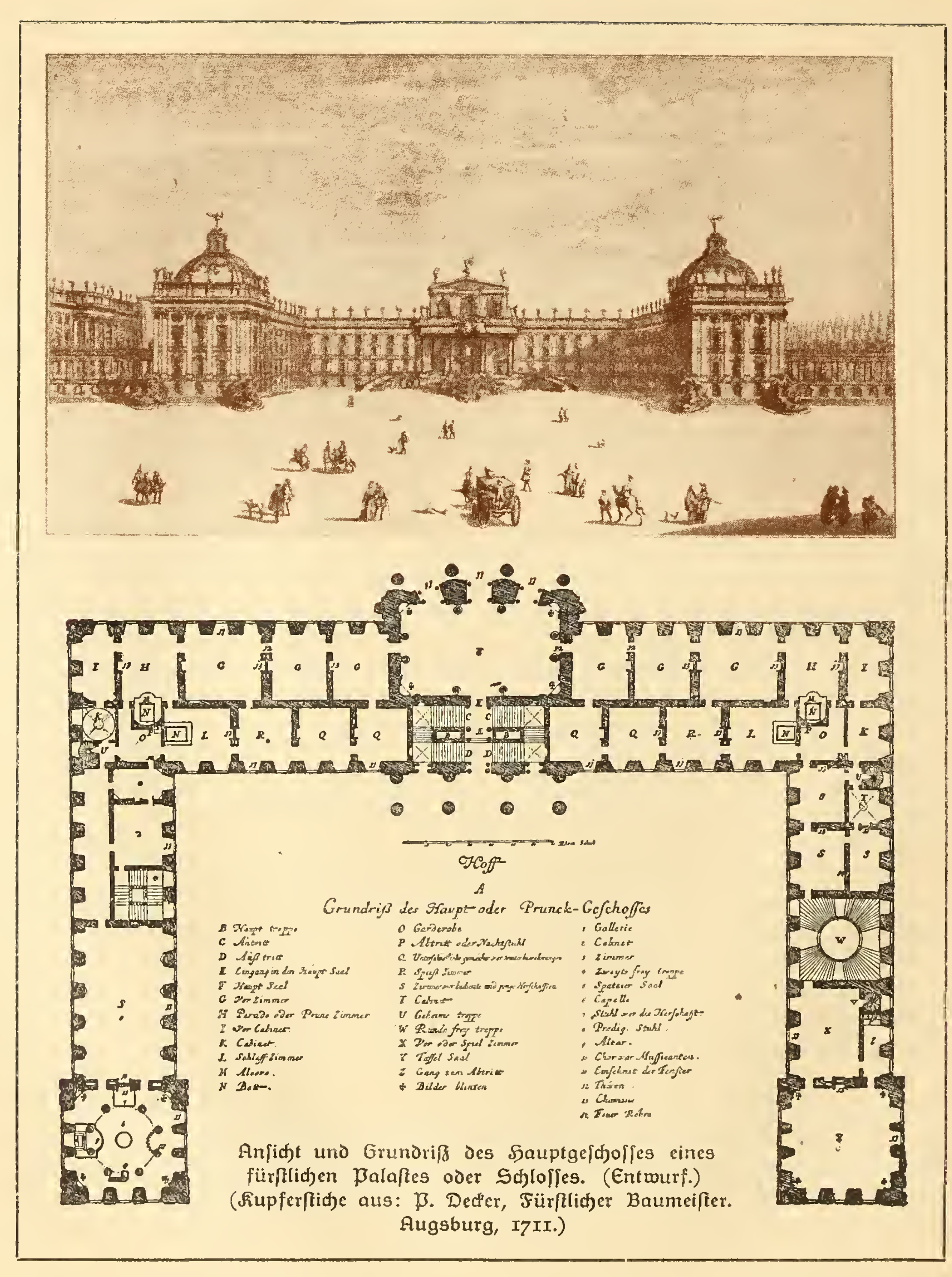
Etikette erlaubte dem Fürsten nur in einzelnen Fällen, in bestimmten Formen, mit dem Bürgerlichen zu verkehren. Es kam vor, daß ein guter Landesvater sich in einen Privatmann verpuppte, in eine entlegene Stube zurückzog, einen alten Schlafrock anlegte und eine Pfeife in den Mund nahm, um mit seinen Bürgern unmittelbar verkehren zu können und aus ihrem eigenen Munde ihre Wünsche zu hören. Während solcher Stunden war seine fürstliche Würde gewissermaßen außer Kraft; trat er aus dem Zimmer heraus, so umgab ihn der Bann des Hofes.

Und doch fanden gerade in dieser Zeit zahlreiche Mißheiraten statt. Noch durchbrach bei vielen vom hohen Adel eine wilde Natur den Zwang des Hofbrauches, und mehr als einmal wurde bürgerlichen Mädchen der zweifelhafte Vorzug, zur angefeindeten Gemahlin eines Fürsten aus altem Geschlechte zu werden. Selten erhielt die Frau durch den Kaiser die Rechte der Ebenbürtigkeit, meist wurde die Ehe morganatisch geschlossen, den Kindern die Thronfolge versagt.

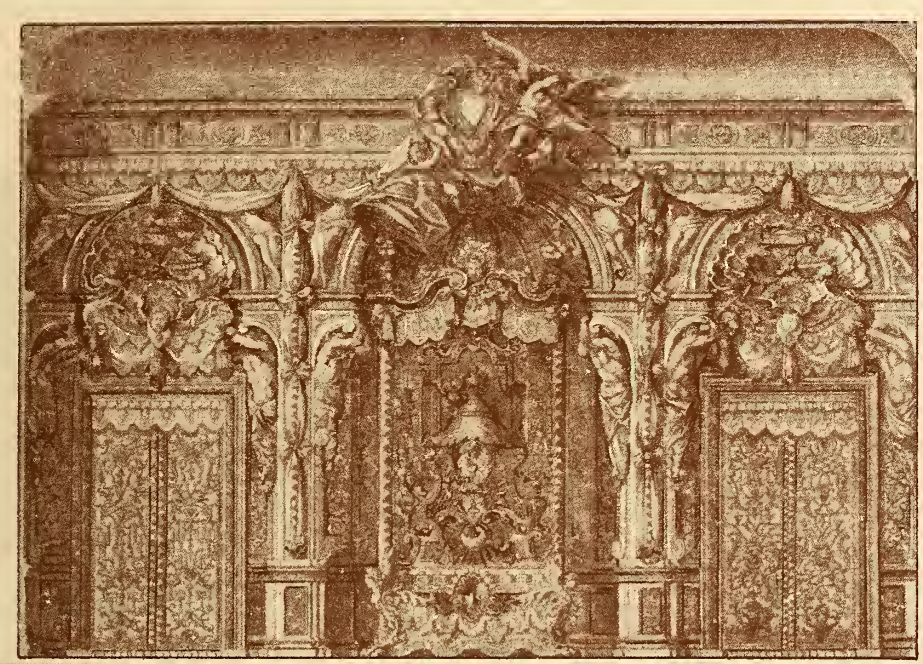
Zu den deutschen Fürsten, deren Leben durch eine solche Verbindung aus dem Gleis gebracht wurde, gehört Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. Geboren 1687, der jüngste von drei Brüdern, wurde er nach dem alten Brauch seines Hauses Mitregent des Landes in der Art, daß der älteste Bruder die höchsten Regierungsrechte ausübte, die jüngeren aber einen Anteil an den Landeseinkünften erhielten. Als junger Prinz hatte er Reisen gemacht, im Erbfolgekrieg durch einige Feldzüge als kaiserlicher Offizier gedient, beim Frieden von Rastatt war er als Generalmajor vom Heere geschieden. Ein feuriger Jüngling, höflich und gewandt, leutselig, wie jüngeren Prinzen ziemt, nicht ohne einige geistige Bestrebungen, — er hat, der herrschenden Mode folgend, eifrig Kunstsachen und Naturmerkwürdigkeiten gesammelt —, von lebhaftem Geist, ritterlicher Haltung, war er der Liebling des Landes, das er nur dem Namen nach beherrschte. Was ihn erfüllte, trieb er eigenwillig, rücksichtslos, mit einer eisernen Ausdauer, die ihn wohl zu Großem gebracht hätte. Da wurde sein Geschick, daß er Philippine Cesar, die Tochter eines hessischen Hauptmanns, Kammerfrau seiner Schwester, der Äbtissin von Gandersheim, liebgewann; er führte sie nach Holland und ließ sich mit ihr trauen.

Mehrere Jahre umhüllte er seine Ehe mit Geheimnis. Sein Leben wurde unstet, seine Gemahlin hatte er in Amsterdam geborgen, die Diener hatten strengen Befehl, seinen Wohnort zu verheimlichen, Briefe von Haus empfing er auf Umwegen, er selbst fuhr nur ab und zu in das Land seiner Väter. Als ihm aber seine Gemahlin immer werter wurde und einige Söhne geboren hatte, da erwachte die Hartnäckigkeit seiner Natur: er offenbarte seine Vermählung und verlangte von der Familie die Anerkennung der Ehe, die Erbberechtigung für seine Kinder.

Jetzt brach der Unwille seines stolzen Hauses aus. Die Anerkennung wurde verweigert. Nach Ansicht der deutschen Höfe war eine solche Ehe allerdings eine Ungeheuerlichkeit, aber es war immerhin zweifelhaft, ob die Bestimmungen des Lehnrechts genügten, gerade diese Ehe für ungültig zu erklären. Deshalb traten sämtliche Herzöge von Sachsen 1717 zusammen und beschlossen, daß alle nicht eben-



Ansicht und Grundriß des Hauptgeschosses eines fürstlichen Palastes oder Schlosses. (Entwurf.) (Kupferstiche aus: P. Decker, Fürstlicher Baumeister. Augsburg, 1711.)



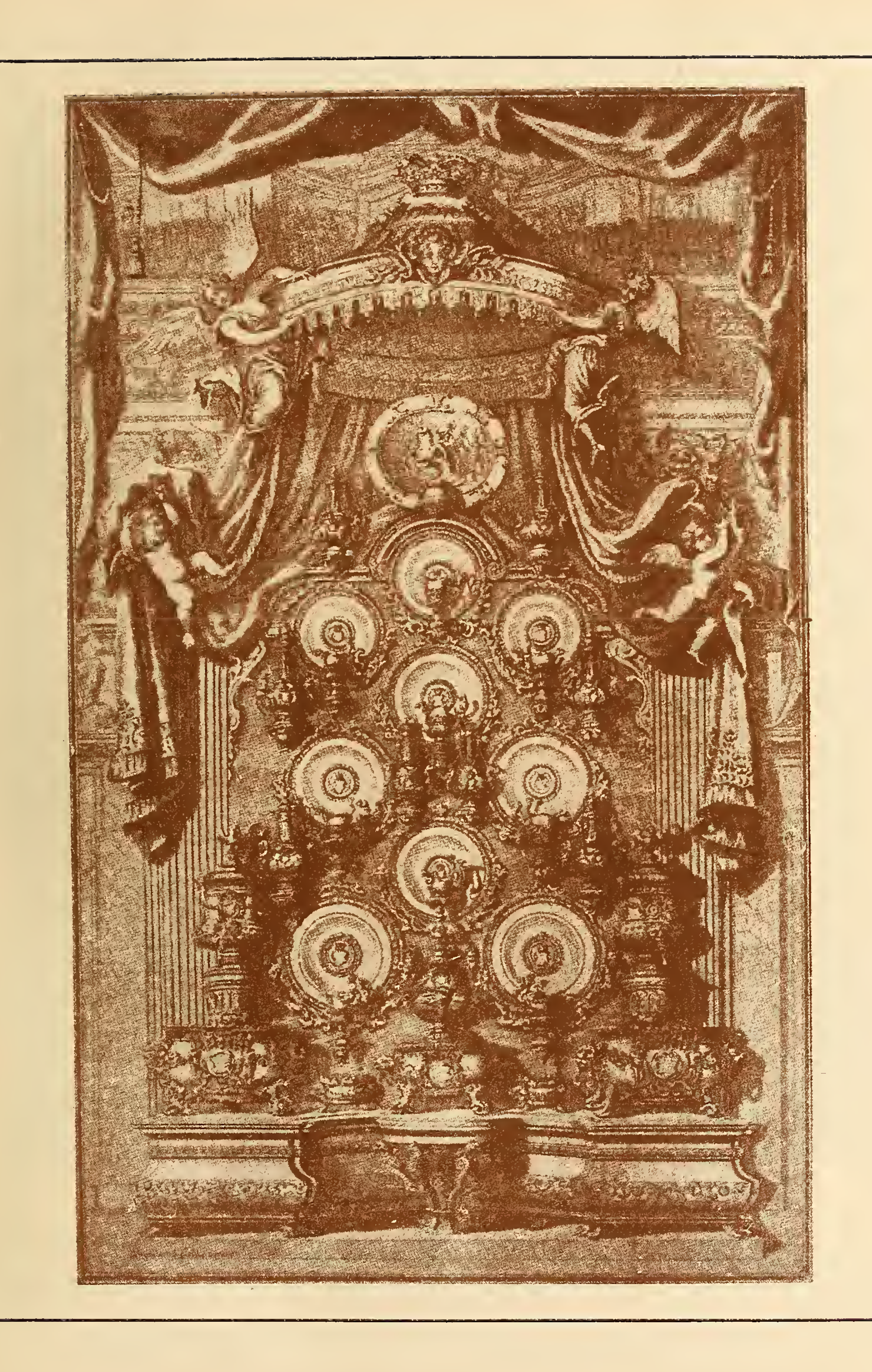


Ansicht eines fürstlichen Paradezimmers mit Prunkbett. (Entwurf.)
Kupferstich aus: P. Decker, Fürstlicher Baumeister. Augsburg, 1711.)

Das Porzellan- und Spiegelkabinett im Gräflich Schönbornschen Schlosse Weißenstein.
(Kupferstich von J. G. Pintz nach einer Zeichnung von S. Kleiner. 1728.)



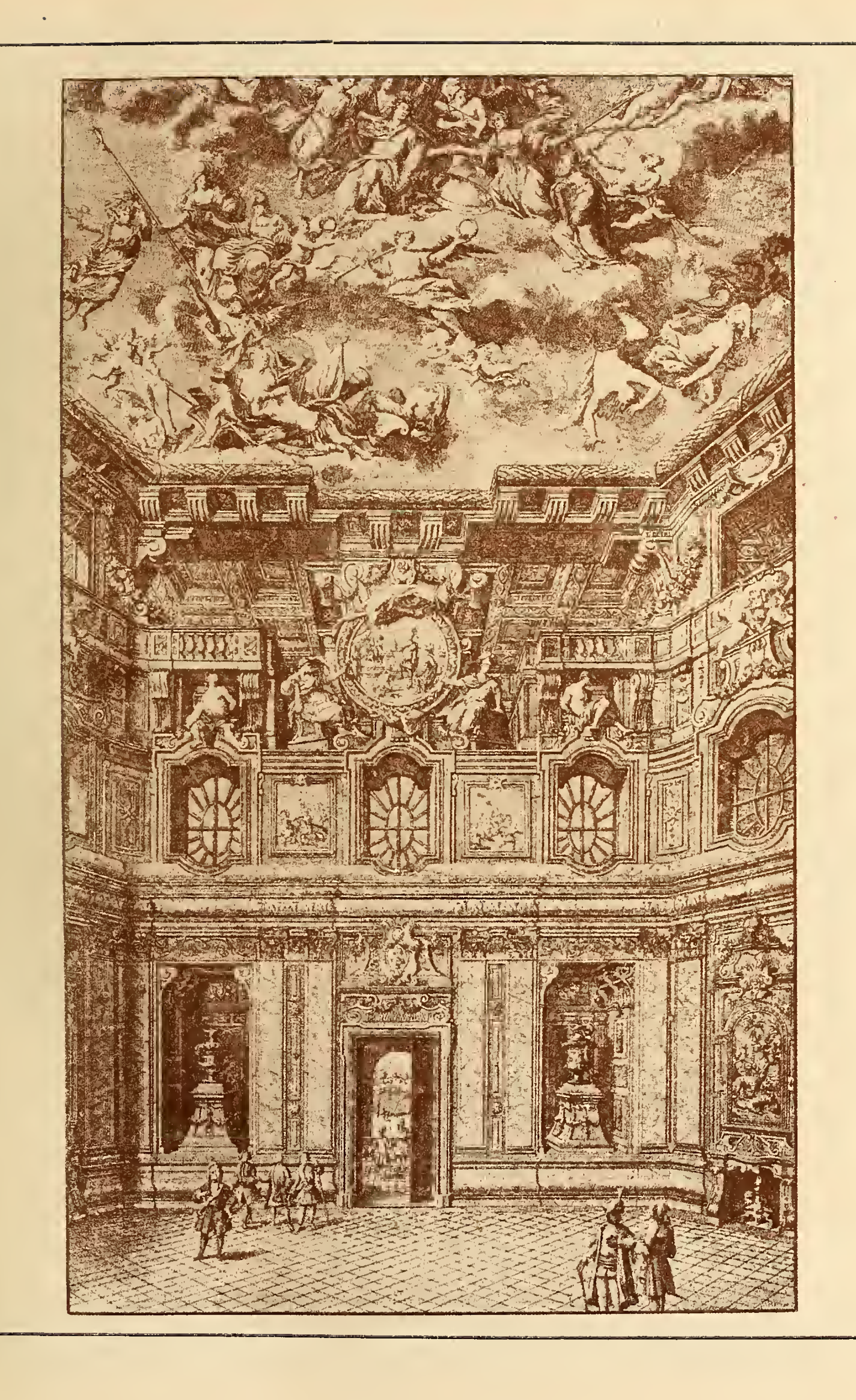
Porzellankabinett im Königlichen Schlosse Charlottenburg. Um 1700.
Aufbau des Prunk-Tafelsilbers im Rittersaal des Königlichen Schlosses Berlin. Um 1700.
(Nach den Entwürfen des Hofbaumeisters Eosander von Göthe. Kupferstiche von M. Engelbrecht.)





Haupttreppe im Gräflich Schönbornschen Schlosse Weißenstein.
(Kupferstich von D. Heumann nach einer Zeichnung von S. Kleiner. 1728.)

Großer Marmorsaal im Palaste des Prinzen Eugen von Savoyen. Wien.
(Kupferstich von J. G. Thelott nach einer Zeichnung von S. Kleiner. 1731.)

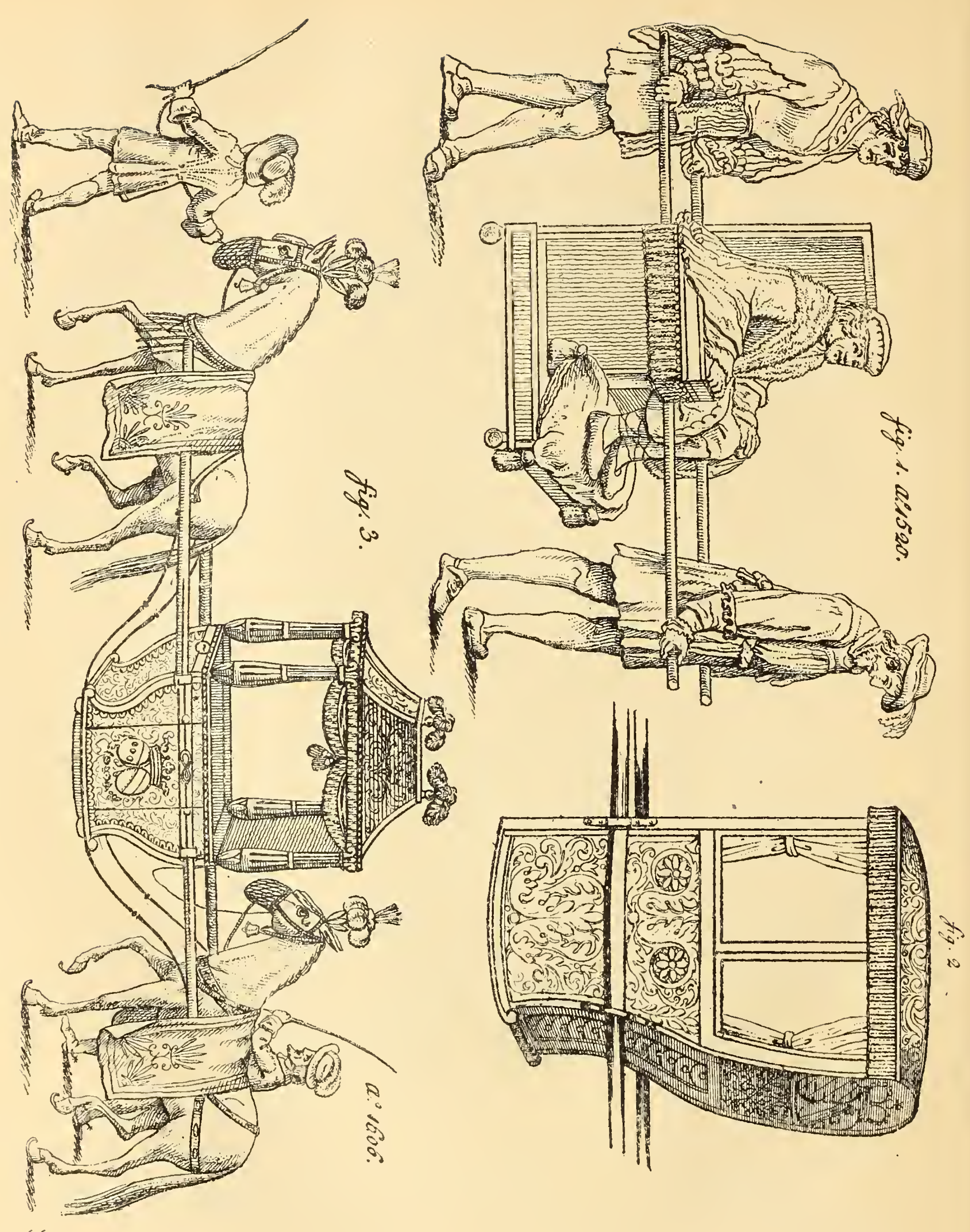


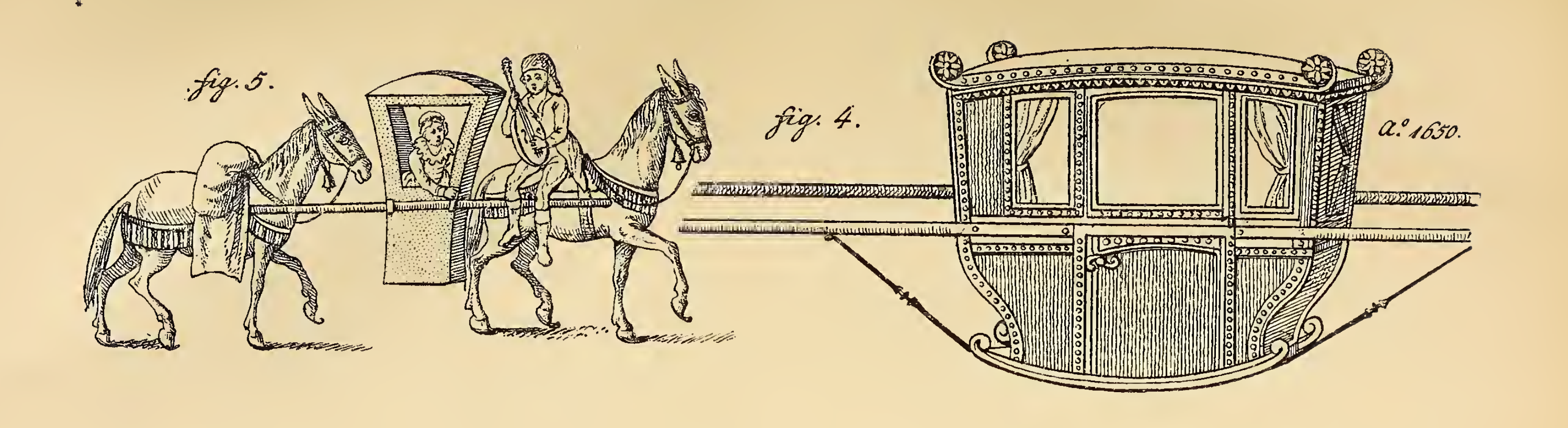


Audienz- und Paradezimmer im Palaste des Prinzen Eugen von Savoyen. Wien.
(Kupferstich von J. G. Thelott nach einer Zeichnung von S. Kleiner. 1731.)

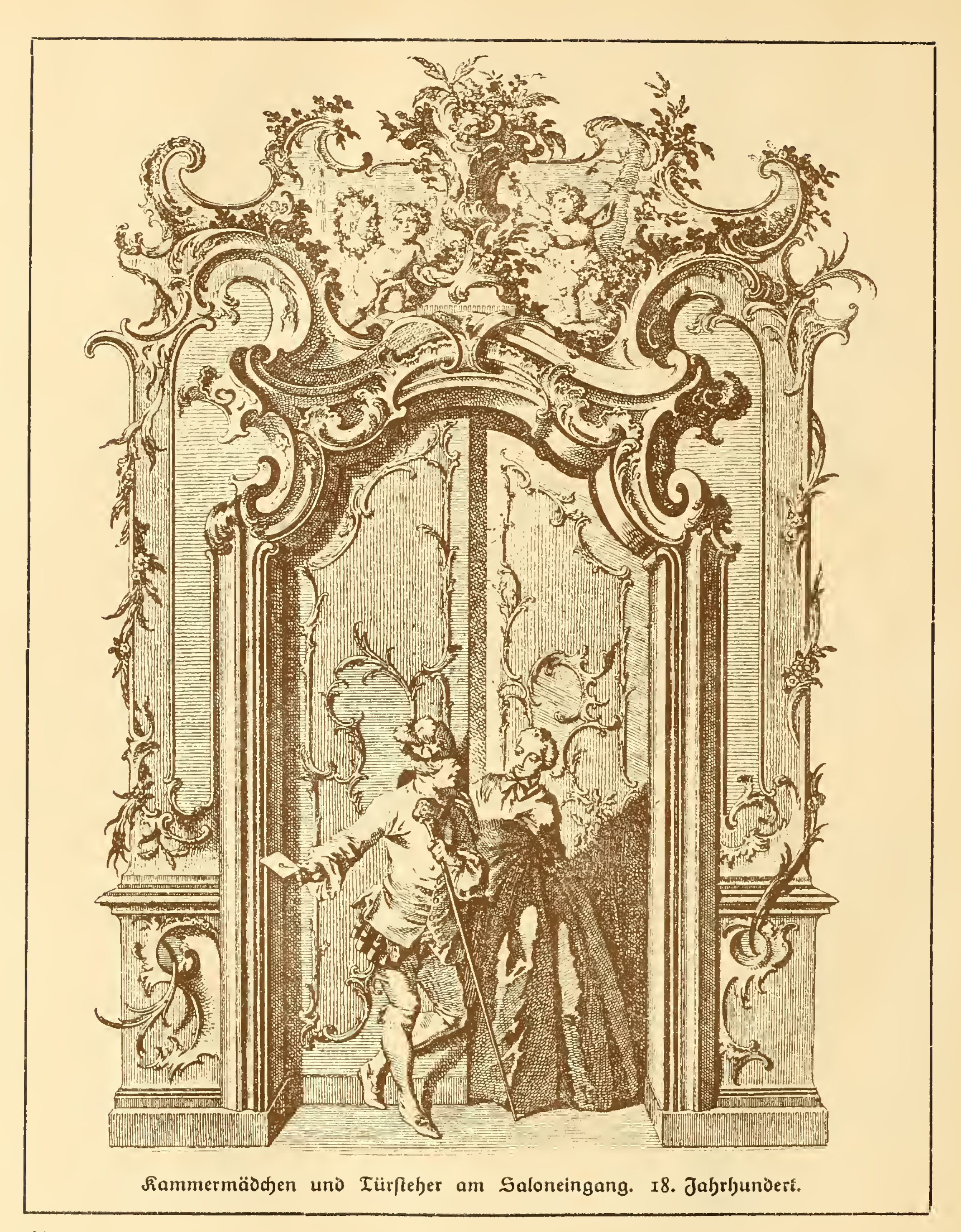


Gartenkabinett im Belvédère-Schloß des Prinzen Eugen von Savoyen. (Kupferstich von J. G. Thelott nach einer Zeichnung von S. Kleiner. 1731.)

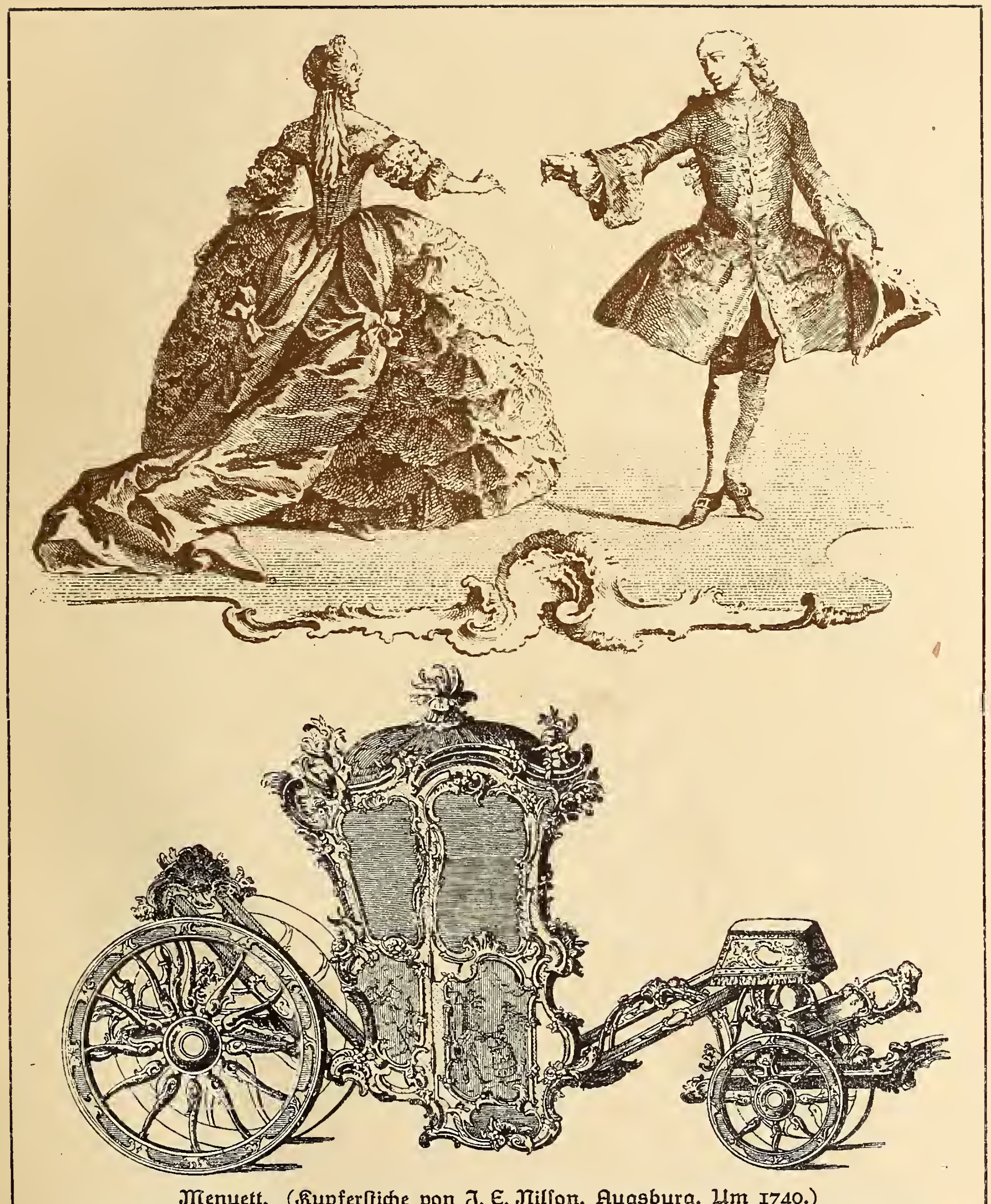

fig. 3.
a° 1606.
fig. 1. a° 1520.
fig. 2



Sänften. 16. und 17. Jahrhundert. (Kupferstiche von C. Schleich nach Zeichnungen von J. C. Ginzrot.)



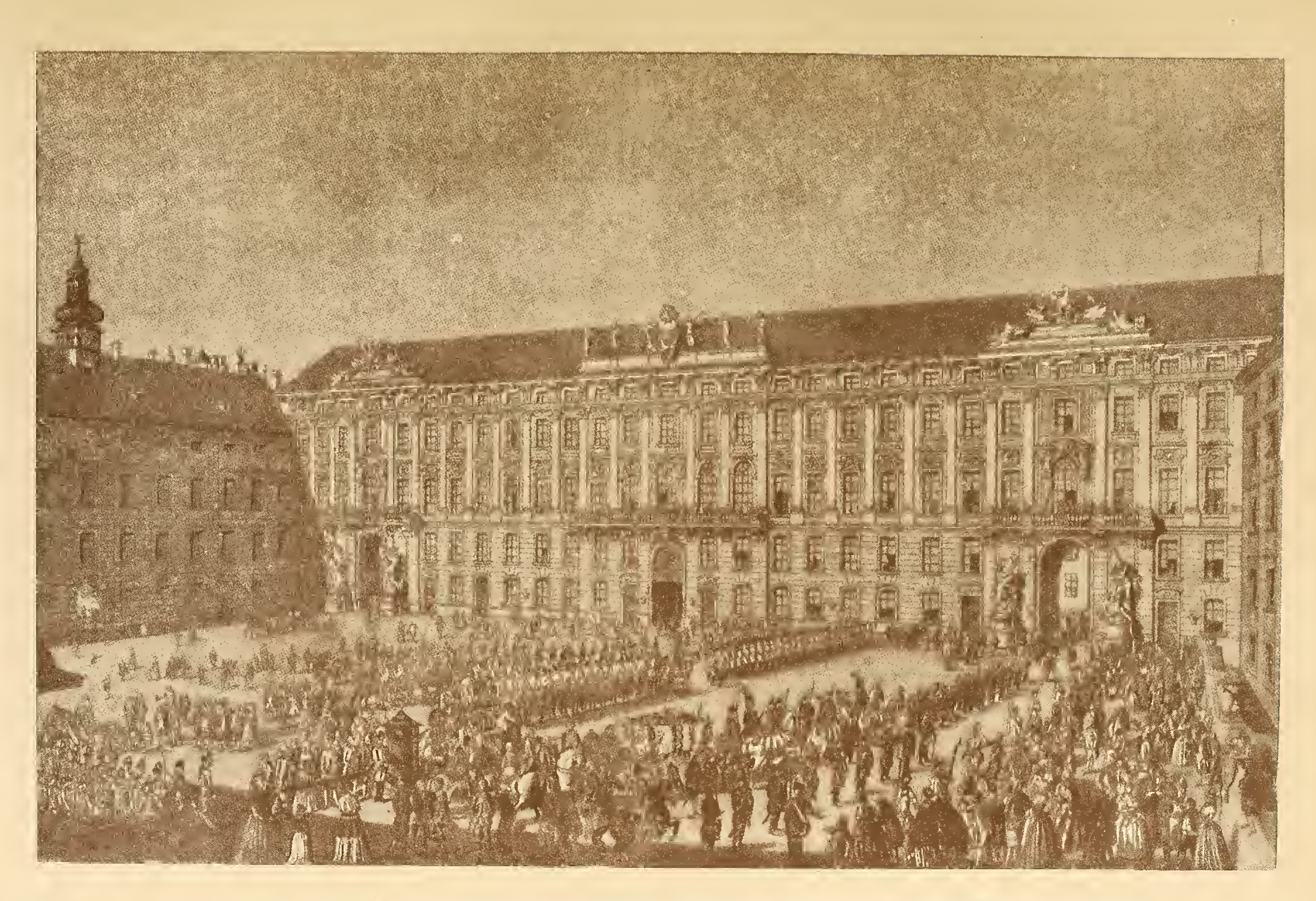
Kammermädchen und Türsteher am Saloneingang. 18. Jahrhundert.



Menuett. (Kupferstiche von J. E. Nilson. Augsburg. Um 1740.)
Besuchswagen. 18. Jahrhundert. (Kupferstich, J. Chr. Hertel Verlag, Augsburg, nach einer Zeichnung von Franz X. Habermann.)



Wien, vom Belvédère aus gesehen. 18. Jahrhundert. (Gemälde von Bernardo Belotto, gen. Canaletto. Gemäldegalerie, Wien.)



Die Hofburg. Wien. 18. Jahrhundert. (Kupferstich von Mannsfeld nach einer Zeichnung von G. Schütz.)



Das Kaiserliche Lustschloß Schönbrunn (Hofseite). 18. Jahrh. (Gemälde von Bernardo Belotto, gen. Canaletto. Gemäldegalerie, Wien.) 72



73 Das Kaiserliche Lustschloß Schönbrunn (Gartenseite). 18. Jahrh. (Gemälde von Bernardo Belotto, gen. Canaletto. Gemäldegalerie, Wien.)

Der Zwinger. Dresden. 18. Jahrhundert. (Gemälde von Bernardo Belotto, gen. Canaletto. Gemäldegalerie, Dresden.)



Pavillon und Galerie. 18. Jahrhundert. (Gemälde von Bernardo Belotto, gen. Canaletto. Gemäldegalerie, Dresden.)

bürtigen Verbindungen in ihrem Hause nur als morganatische Ehen angesehen und den Kindern daraus niemals Erbfolgerechte eingeräumt werden sollten[10].

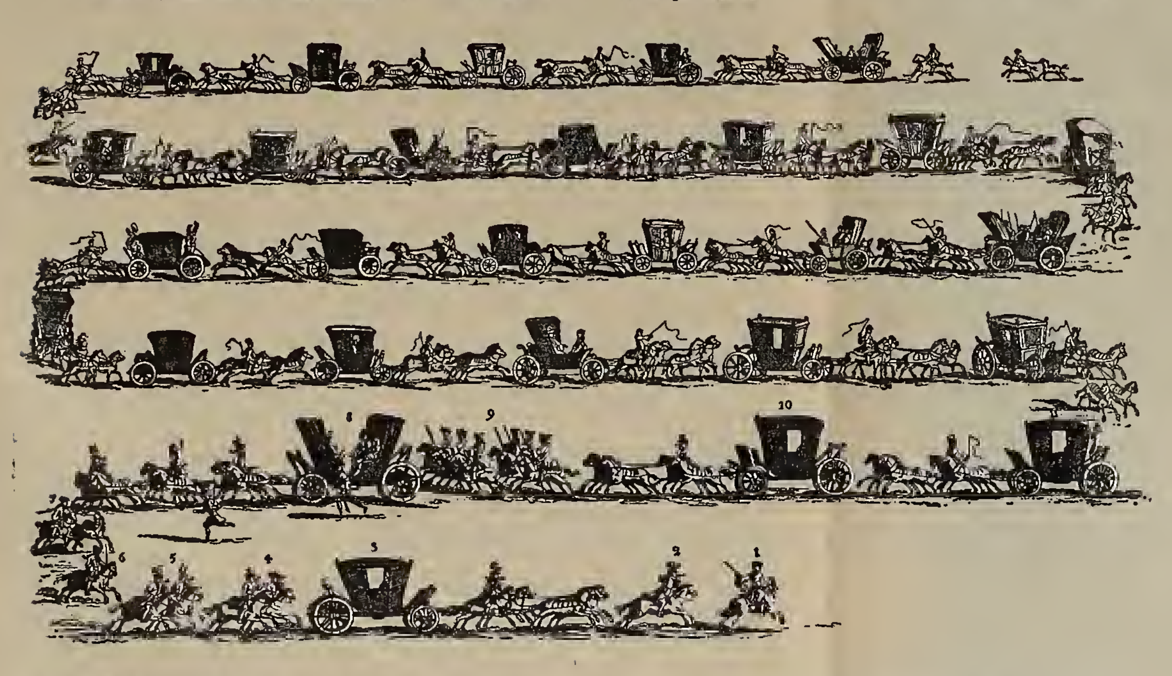
Anton Ulrich blieb fest. Er verfocht seine Sache eifrig am kaiserlichen Hofe und kämpfte unermüdlich gegen die Räte des Landes, welche den großen Zwist benutzten, auch die Einkünfte des Herzogs zu verkürzen. Aber durch schmale Kost war seine Natur nicht zu beugen. Als 1722 der letzte Lehnsträger des Altensteins, ein Hund von Wenckheim, auf den Tod lag und die bevollmächtigten Abgesandten der Regierung schon um das Sterbebett standen, das erledigte Lehen in Besitz zu nehmen, da ritt plötzlich Anton Ulrich in den Schloßhof, trat trotz dem Widerspruch der Räte, die doch auch seine Diener waren, in das Zimmer des Sterbenden, sang das Abendlied und die Bußgesänge mit und übernachtete mit Gewehr und Pistolen im Schlosse. Sobald der Vasall die Augen zugedrückt hatte, trat er bewaffnet in das Totenzimmer und nahm nach altem Brauche Besitz von dem erledigten Lehen, indem er sich in einen rotsamtnen Lehnstuhl mit den Worten niedersetzte: „Hiermit ergreife ich Possession für meinen dritten Teil, unbeschadet der zwei Dritteile meiner Herren Gebrüder." Dabei rief er seine Begleiter zu Zeugen, rückte kräftig, wie der Brauch vorschrieb, mit der Hand an dem Tische, dem Sinnbild der beweglichen Habe, daß das Gießbecken umschlug, und ließ einen Span aus der Tür des Sterbezimmers und des Gastzimmers ausschneiden. Darauf nahm er die Anwesenden, welche sich nicht durch Flucht entzogen hatten, in Pflicht, ritt aus dem Schlosse, schnitt Splitter aus dem Eichwald und Rasenstücke aus den Wiesen als ferneres Zeichen der Besitzergreifung, und kehrte nach Meiningen zurück. Als er aber wiederkam, fand er das Burgtor verschlossen und mit Grenadieren besetzt; seine Drohungen und Protestationen hatten keinen Erfolg.

Damals hatte er den Wunsch gehabt, mit Gemahlin und Kindern ein friedliches Leben in einem eigenen Besitztum der Heimat zu führen. Es sollte ihm so gut nicht werden. Seine Brüder brachten einen Beschluß des Reichshofrats aus, nach welchem er Frau und Kinder gar nicht in das Land seiner Väter führen, und wenn er es wagte, für diese niemals den fürstlichen Titel in Anspruch nehmen sollte. Er aber zog jetzt selbst nach Wien und bewirkte dort durch große Geldsummen und durch seine Kriegsbekanntschaften — der spanische Minister Marquis de Perlas war sein Beistand —, daß Kaiser Karl VI. Frau Philippine in den Fürstenstand des Heiligen Römischen Reiches erhob, ihre Söhne und Töchter aber zu Herzogen und Herzoginnen zu Sachsen mit allen Fähigkeiten und Gerechtigkeiten, also auch der Erbfolge.

Dagegen aber erhob sich wieder das ganze Haus Sachsen und die durch Erbverträge in Mitleidenschaft gezogenen Hohenzollern und Hessen. Zunächst jedoch war Anton Ulrich Sieger. Sein ältester Bruder starb, der zweite war ein schwacher Mann. So wurde er im Jahre 1729 wirklicher Mitregent des Landes; da führte er seine Gemahlin und seinen ältesten Sohn unter dem Herzogshut in Meiningen ein. Elf Jahre lang freute sich der trotzige Fürst, seinen Willen durchgesetzt zu haben.

Veritable repreſentation de l'Ordre du depart de S. M. C. CHARLES III. Roy d'Eſpagne &c. parti de Vienne le 19. Septembre 1703.

1 Un Officier de la Poſte preparant la route.
2 Un Poſtillon.
3 Une Chaize de la Cour dans laquelle étoient 4 Chambelains.
4 Un Poſtillon.
5 Couriers.
6 Un Ecuyer de la Poſte.
7 Un Poſtillon avec un Cheval de main.
8 Chaize du Corps dans laquelle étoient Sa Majeſté, avec le Grand Maître de la Cour ſon Excellence Anthoine de Lichtenſtein, & le Comte de Baar Grand-maître hereditaire des Poſtes de la Cour.
9. Six Gardes du Corps en Caroſſe & ſix à Cheval.
10. Une Chaize de la Cour dans laquelle étoient 4. Officiers.
11. Une Chaize de la Cour dans laquelle étoient 2. PERES JESUITES.
Dans les autres Caroſſes & Chariots au nombre de 47. ſuivoient les autres Officiers de la Cour & le Bagage, ordonné pour ce depart hormis pluſieurs que avoient pris le devant.



Waare Afbeeldinge, der order in welke zyn Koninglyke Majeſteyt

KAROLUS DE III.

Koning van Spanje &c. Te Poſt uyt Weenen is vertrokken; den 19. September 1703.

1. Een Officier van de Poſterye voor aan rydende.
2. Een Poſtillon.
3. Een Hof Cales in welke 4. kamer Heeren reeden.
4. Poſtillon.
5. Couriers.
6. Stalmeeſter van de Poſterye.
7. Poſtillon met een hand Peerd.
8. Zyn Koninglyke Majeſteyts Lyf Cales waar in S. K. Majeſteyt met den Opper Hofmeeſter zyn Vorſtelyke Genade Anthony van Lichtenſteyn, en zyn Excellentie den Heer Graaf van Baar erv Hoff Poſt-Meeſter.
9. Ses Lyſtrawanten te Paard en ſes in een Caros ſittende.
10. Een Hoff Cales waar in 4 Veld Officieren.
11. Een Hoff Cales waar in 2 PATERS JESUITTEN.
In de andere waagens ten getalle van 47. volgen de Hoff bedienden, de Bagagie tot deezen uyttogt geordonneert, &c. behalven dat reeds voor afgetrokken is.

Vorſt KAREL ryſt van hier, met Vaderlyke zeegen,
Als eertyds DAVID * deed, omvangen van Gods hand,
't Recht, dat hem derwaards trekt, en voerd op deeze weegen,
Was, om zyn deugden, door den Heemel, hem verpand.
Des blyſt gezegend, Vorſt, op dat gy moogt ervaaren,
Het geen men wel begind, gelukkig einden moet.
De Zege wil uw Faam, Monarch, met Kroonen paaren,
En Spagnen Ooſt en Weſt val' voor uw Troon te voet.

* Sam. Cap. 26. 't laſte vaers.

Eigentliche Abbildung deſz Aufzugs und Poſt-Ritts Ihro. Konigl. Majeſtät von Spanien, &c. &c.

C A R O L I III.

in Wienn geſchehen den 19. Septembris, 1703.

1. Ein Poſt-Ambts-Officier, ſo die Anſtalt machet.
2. Ein Poſtilion.
3. Chaiſe von Hof, worinnen vier Cammer-Herren ſaſſen.
4. Poſtilion.
5. Couriers.
6. Poſt-Ambts-Stallmeiſter.
7. Poſtilion mit einem Hand Pferdt.
8. Ihro Konigl. Majeſtat Leib Chaiſe, worinnen Seine Konigl. Majeſt. ſambt dem Obriſt Hofmeiſter Ihro Furſtl. Gnaden Antoni von Liechtenſtein, und Seiner Excell. Herrn Grafen von Paar, Erb-Obriſt-Hof-Poſtmeiſter.
9. Sechs reitende un ſechs fahrende Hatſchler.
10. Ein Chaiſe von Hof, worinnen 4. Feld-Officier.
11. Ein Chaiſe von Hof, darinnen zwey Paters Societatis JESU.
In den andern Wagen folgten die Hof Bedienten. Die Wagen mit der Bagage, ſo zu diſen Aufzzug geordnet, waren in allen 47. worvon aber viele ſchon voraufz gangen ſeynd.

So reiſet CAREL forth mit Vatterlichen Seegen,
Den Er, wie DAVID * dort von GOttes Hand empfangt:
Das Recht, ſo Ihne krone, und fuhrt auff dieſen Weegen,
Hat Seiner Tugend Preyſz der Himmel ſelbſt geſchenckt,
Drumb bleibt geſegnet Er, und wird mit That erfahren,
Daſz angefangen wohl, ſich gluklich enden kan;
Der Konings Nahme wird den Sig met Cronen paaren,
Und Auff-und Niedergang ſein' Herrſchafft nehmen an!

* Sam. 26. v. ult.

Na de Copie tot WEENEN, en werden verkoft tot AMSTERDAM, by ADRIAAN BRAAKMAN en DANIEL LA FEUILLE.

Fürſtlicher Reiſezug. Anfang des 18. Jahrhunderts. (Einblattdruck. Kupferſtich.)

S. 76

Aber ihn selbst hatte der Kampf gegen sein Haus verbittert, und zu der Unruhe und Gewaltsamkeit war ihm eine Streitsucht gekommen. Widerwärtig und endlos war der Zwist um die Regierung, die Zerwürfnisse mit seinem Bruder und dessen Günstlingen; das kleine Land war in zwei Parteien geteilt, Minister und Beamte schlugen sich auf die eine oder andere Seite, zuweilen stand die Regierungsmaschine ganz still. Der Herzog lebte mit Gemahlin und Kindern meist außer Landes, in Wien. Die Streitigkeiten mit den fürstlichen Anverwandten um die Ebenbürtigkeit, welche immer noch fortliefen, ärgerliche Zwistigkeiten mit den Nachbarn wurden ihm ein düsterer Genuß. Er hatte sich nicht unbedeutende Kenntnis in den Formen des öffentlichen Rechts erworben und führte alle seine Gerichtshändel selbst; sie scheinen einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch genommen zu haben.

Aber dem Siege sollte schmerzliche Niederlage folgen. Der neue Kaiser aus dem Hause der Wittelsbacher, Karl VII., war bei seiner Erwählung in sehr bestimmter Rücksicht auf die Angelegenheit Anton Ulrichs durch die Wahlkapitulation verpflichtet worden, keine offenkundigen Mißheiraten für gesetzlich ebenbürtig und, wo dies bereits früher geschehen sei, das Erbfolgerecht solcher Kinder für null und nichtig zu erklären. Deshalb ward die Standeserhöhung der Herzogin von Meiningen und ihrer Kinder widerrufen. Anton Ulrich legte Berufung an den Reichstag ein. Vergebens. Auch dieser faßte den Beschluß, daß der Herzog abzuweisen sei, und Kaiser Franz I., der Lothringer, bestätigte diese Abweisung.

Es war ein grausames Spiel des Schicksals. Die Gemahlin des Herzogs hatte das Glück, die letzte kaiserliche Entscheidung nicht zu erleben: sie starb wenige Wochen vorher, während ihr Gemahl in Frankfurt vergebens Himmel und Erde in Bewegung setzte, das Geschick abzuwenden. Aber noch um ihren Sarg haderten die Parteien. Der Bruder und Mitregent des Herzogs verweigerte die Beisetzung des Leichnams im fürstlichen Erbbegräbnis, ja, auch das fürstliche Trauergeläut. Anton Ulrich stürmte von Frankfurt nach Meiningen und befahl Geläut und Beisetzung; Gebot und Verbot kreuzten einander durch mehrere Wochen, bald wurde geläutet, bald wieder aufgehört. Da Anton Ulrich, der wieder nach Frankfurt geeilt war, die Beisetzung des Sarges an jedem anderen Orte als im Erbbegräbnis verboten hatte, so wurde der Sarg in einem Zimmer des Schlosses mit Sand überdeckt; dort stand er anderthalb Jahre, bis im Jahre 1746 auch der letzte Bruder Anton Ulrichs starb. Da ließ der Herzog, um seiner Gemahlin noch im Tode Genugtuung zu verschaffen, die Leiche des Bruders in fürstlichem Trauerschmuck zur Schau aufbahren und dann in dasselbe Zimmer neben den Sarg seiner Gemahlin stellen und wie diesen mit Sand überschütten. Dort standen die beiden Särge noch ein Jahr, dann wurden sie beide zugleich still im Erbbegräbnis beigesetzt.

Jetzt war Anton Ulrich, einst der jüngste seiner Familie, Alleinherrscher und Ältester seines Geschlechts, aber Meiningen war ihm verleidet; er durfte seine geliebten Kinder daheim nicht als Herzöge einführen, darum zog er zu ihnen nach Frankfurt. Seine Agnaten verbargen kaum die Ungeduld, mit welcher sie auf seinen

Tod warteten, um das Erbe des letzten Meiningers in Besitz zu nehmen. Der größte Teil seines Lebens war im Streit gegen sie verlaufen, jetzt übte er Rache. Er vermählte sich ihnen zum Possen, dreiundsechzig Jahre alt, mit einer Prinzessin von Hessen-Philippsthal. Aus der ersten Ehe waren ihm zehn Kinder geboren, aus der zweiten wurden ihm noch acht. Jede neue Geburt zeigte er den beteiligten Anverwandten auf einem Bogen im größten Royalfolio an.

Er starb 1763 zu Frankfurt am Main. Noch in seinem Testamente bricht der trotzige Wille aus, die beiden Söhne erster Ehe als Miterben in sein Land einzuführen. Alle Kinder der ersten Ehe starben unvermählt.

Es war ein verfehltes Leben, aber es verdient wohl die Teilnahme einer spätern Zeit. Eine starke Leidenschaft verstörte seine Tage bis zur letzten Stunde. Mit einer großen Liebe drang auch ein Strom von Galle in sein Herz, ohne Aufhören rinnend; seine Zeit, sein Geld, alle seine Geistesgaben wurden in dem traurigsten aller Kämpfe, in Familienhändeln, verwendet. Großes versprach seine glänzende Jugend, und sein ganzes Mannesalter, wie fruchtlos wurde es für andere, ja, für ihn selbst! Noch als Greis saß er in einer fremden Stadt, geteilt zwischen seiner Vergangenheit und der neuen Häuslichkeit, in der er sich nicht mehr behaglich einleben konnte. Sein Geist, einst so lebhaft und rührig, sein unbeugsamer Wille, sie waren durch seine persönlichen Angelegenheiten so eingenommen, daß er als wirklicher Gebieter seines Landes nicht mehr den Trieb hatte, seine Pflicht zu tun.

Er war im Unrecht gewesen, als er die Tochter eines Bürgers geheiratet hatte; denn wenn auch noch kein Hausgesetz die nicht ebenbürtige Ehe verbot, er hatte seine Ehe heimlich, ohne Wissen seiner Mutter und des ältesten Bruders, des Seniors seiner Familie, geschlossen. Niemand soll sich so ohne offenes Aussprechen von seiner Familie lösen, am wenigsten der Herr eines Landes. Ja, er hatte vielleicht im Anfange gar nicht die Absicht gehabt, seine Gemahlin zur Herzogin zu machen.

Aber auch das Verhalten seiner Verwandten ist nicht tadellos. Abgesehen von kleinen Ungerechtigkeiten und hinterlistigen Anfeindungen, mit denen sie den reizbaren Fürsten quälten, auch wirkliche Rechte desselben verkürzten, waren die unförmlichen Klagschriften derselben, die zum Reichshofrat und zum Kaiser liefen und sogar öffentlich verbreitet wurden, in einem Tone gehalten, der den Fürsten mit Recht empörte. Die Cesarin wird darin eine gemeine Weibsperson genannt, ihre Kinder Bastarde, es wird bezweifelt, daß überhaupt eine Ehe geschlossen sei, und Ähnliches, was dem rechtsverdrehenden Stile der damaligen Streitschriften anzuhängen pflegte. Und vollends unerhört — soviel uns bekannt, auch in der Fürstengeschichte —, ist der Widerruf einer bereits vollzogenen Standeserhöhung.

Es war nicht unnatürlich, daß Anton Ulrich durch eigene Erfahrung auch einen Widerwillen gegen die Standesansprüche des niederen Adels am Hofe erhielt, und es lag ganz in seinem Wesen, daß er seinen Haß bei Gelegenheit mit rücksichtsloser Härte offenbarte. Das tat er kurz nach dem Tode seiner Gemahlin dem verwaisten Hofe von Meiningen[11].



Der Römerberg. Frankfurt a. M. 18. Jahrhundert.
(Gemälde von Chr. G. Schütz d. ä. Städtisches Historisches Museum, Frankfurt a. M.)

Im Fürstenschloß zu Meiningen hatte unter den Hofchargen die Frau Landjägermeisterin Christiane Auguste von Gleichen den ersten Rang. Unter den anderen hoffähigen Damen war auch eine Frau von Pfaffenrath, zwar eine geborene Gräfin Solms, aber doch nur Regierungsrätin und Frau eines eben erst geadelten Mannes, den sie noch dazu auf nicht regelmäßigem Wege geheiratet hatte. Denn ihr Mann war Hauslehrer in ihrem elterlichen Hause gewesen, sie war mit ihm entflohen und hatte, nach manchen Beschwerden, eine Versöhnung mit ihrer Frau Mutter und ein Adelsdiplom für ihren Gatten durchgesetzt. Jetzt wurde sie durch den Herzog Anton Ulrich von Frankfurt aus protegiert, wie der Hof raunte, weil ihre Schwester den Vorzug hatte, die Huldigungen des alten Herrn zu empfangen. Natürlich durfte sie nur nach Amt und Rang ihres Mannes eingeschätzt werden, aber leider erhob sie Prätensionen, weil sie selbst vom hohen Adel wäre. Als sich nun im Oktober 1746 die Türen des Speisezimmers öffnen sollten und der Page schon zum Gebet bereitstand, da trat der Oberstallmeister an die Frau Landjägermeisterin und sagte: „Serenissimus haben befohlen, daß die Frau von Pfaffenrath den Rang vor allen Damens haben soll." Frau von Gleichen erwiderte, das werde sie sich nicht gefallen lassen, aber Frau von Pfaffenrath hatte eine günstige Aufstellung genommen und schnitt der Frau Landjägermeisterin den Vortritt ab, bevor diese es hindern konnte. Doch die entschlossene Frau Landjägermeisterin war weit entfernt von feiger Submission. Sie eilte um den Tisch zu dem herzoglichen Kabinettsminister und gab ihm die Erklärung ab, welche einer Dame von Charakter nach so unerhörter Beschimpfung ziemte: „Wenn Frau von Pfaffenrath mir nach der Tafel wieder vorgeht, so werde ich dieselbe mit Aufopferung ihres Reifrocks zurückziehen und ihr ein paar Worte sagen, welche sehr verdrießlich werden können." Der Kabinettsminister war in Verlegenheit, er kannte den festen Charakter der Frau von Gleichen. Endlich gab er ihr den Rat, sich vor dem Gebet vom Tische zu erheben, dann werde sie jedenfalls als erste hinausgehen und den Vortritt haben. So „maintenirte" die Frau Landjägermeisterin ihren Posten, aber sie hatte sich sehr alteriert; und erregt war der ganze Hof, ja, er spaltete sich in zwei Parteien. Dieser Streit der Damen setzte das ganze Heilige Römische Reich in Bewegung, verursachte einen Feldzug zwischen Gotha und Meiningen und wurde erst durch Friedrich den Großen in einer Weise beendigt, welche sehr an die Fabel von dem Löwen erinnert, welcher den Königsanteil für sich selbst in Anspruch nahm.

Frau von Gleichen wandte sich an den abwesenden Herzog um Genugtuung. Sie erhielt eine starke und ungnädige Antwort. Empört durchforschte sie das frühere Leben ihrer Feindin und ließ ein anonymes Schreiben verbreiten, in welchem die Liebesabenteuer der Gräfin mit mehr Genauigkeit als Zartgefühl dargestellt wurden. Über dies Pasquill oder „libellus famosus" beklagte sich wieder Frau von Pfaffenrath bei dem Landesherrn in Frankfurt, und seitdem begann ein Verfahren gegen die Frau Landjägermeisterin, welches selbst damals für hart und grausam galt. Sie sollte der Frau von Pfaffenrath kniend Abbitte tun und sie auf das bußfertigste um

Vergebung bitten; und als sie sich mit den Worten weigerte: „Lieber sterben", wurde sie nach dem Rathause in Haft gebracht und dort von zwei Musketieren bewacht; auch ihr Mann ward in ein ungesundes Gefängnis gesteckt. Unerschüttert durch so große Leiden bat die Frau Landjägermeisterin in einem schönen Briefe voll Selbstgefühl und edler Gesinnung den Herzog um die Befreiung ihres Gatten, um ihre Entlassung aus dem Hofdienste und die Erlaubnis einer gerichtlichen Verteidigung gegen die Pfaffenrath. Alles wurde ihr abgeschlagen. Im Gegenteil wurde sie von zwei Musketieren in die Stube der Pfaffenrath getragen, um abzubitten, und als sie sich wieder weigerte, fuhr man sie auf den Markt von Meiningen, umschloß sie mit einem Kreis von Soldaten, und der Landrichter las einen herzoglichen Befehl ab, in welchem dem Volke verkündet wurde, das Pasquill solle vor den Augen der Landjägermeisterin durch den Schinder verbrannt werden und einem jeden Menschen solle bei hundert Taler Strafe und sechs Wochen Gefängnis verboten sein, noch von der Sache zu sprechen. Der Brief wurde von dem Henker verbrannt und Frau von Gleichen wieder in das Gefängnis zurückgeführt.

Jetzt aber erhoben die Freunde der Gleichen Klage beim Reichskammergericht. Der wiederholten Aufforderung des Reichskammergerichts an den Herzog Anton Ulrich und seine Regierung, die Eheleute von Gleichen freizugeben und nach geschriebenem Rechte zu verfahren, wurde nicht gehorcht. Darauf erhielt der Herzog Friedrich III. von Gotha durch dasselbe Gericht den Auftrag, die Frau von Gleichen und ihren Ehemann gegen alle fernere Gewalt zu schützen und selbige aus der Gefangenschaft in Meiningen in sichere, doch ohnnachteilige Verwahrung zu bringen. Herzog Friedrich forderte von Meiningen die Auslieferung der Gefangenen; man ließ aber seinen Beauftragten nicht in die Stadt, nahm ihm seine Briefe nicht ab, sondern bedeutete ihn, wenn Gotha etwa die Befreiung mit Gewalt erzwingen wolle, so habe man auch zu Meiningen Pulver und Blei. Denn zwischen Gotha und Meiningen bestanden zahlreiche Händel und große Erbitterung.

Darauf rüstete Herzog Friedrich von Gotha zu bewaffneter Exekution. Er war ein wehrhafter Herr, der in holländischem und in kaiserlichem Dienste gegen Hilfsgelder sechstausend Mann Fußvolk und fünfzehnhundert Mann Reiterei unterhielt. Außerdem besaß er eine große Anzahl Geschütze und ein starkes Offizierkorps mit mehreren Generälen. Die Wehrkraft von Meiningen dagegen war gering, sie bestand fast nur aus dem alten Defensionswerk, Milizen von geringem militärischem Geschick. Diese zog man zusammen und befestigte Meiningen, so gut man in der Eile konnte. Es war aber vom Schlachtengott nicht bestimmt, daß Meiningen selbst das Kampfziel werden sollte; denn die losgelassene Kriegsfurie begnügte sich, um die meiningensche Landstadt Wasungen zu rasen. Und zwar war es ein verhängnisvoller Zufall, daß gerade dieser Ort Schauplatz des Krieges werden mußte; denn bei Ohrenbläsern galt er für das Schilda oder Schöppenstädt Meiningens, und im Lande rollte eine lügenhafte Geschichte von seinen Ratsherren und einem großen Kürbis umher. Der Rat sollte den Kürbis verkannt und als ein fremdes Pferdeei

betrachtet haben, welches zum Wohl der Stadt durch vereinte Kraft der Ratsherren auszubrüten sei.

Die kriegerischen Händel, welche jetzt mitten in Deutschland zwischen den thüringischen Staaten Gotha und Meiningen ausbrachen, sind unter dem Namen des Wasunger Krieges bekannt. Für die Kriegsgeschichte haben sie keine Wichtigkeit; um so bezeichnender sind sie für Bildung und Zustände des Zeitalters, in dessen Ende sie fallen. All das Elend im deutschen Reich, die Verkommenheit des bürgerlichen Lebens, die rohe Unsittlichkeit der damaligen Politik, Kleinlichkeit, Zopf und Unbehilflichkeit der Reichsarmee erscheinen dabei so massenhaft, daß sie wohl Heiterkeit erregen könnten, wenn nicht der bittere Ernst, die Hilflosigkeit des deutschen Reiches, zu grell ans Licht träte.

Von hier übernimmt der gothaische Leutnant Rauch als Teilnehmer am Kriege den Bericht. Er erzählt in seinem Tagebuche wie folgt.

„Den 15ten Februar früh Punkt ein Uhr brach unser ganzes Kommando von Dambach auf und marschierte mit brennenden Flambeaux durch den Wald, über den sogenannten Rosengarten, daß wir mit Anbruch des Tages bei dem hessischen Dorfe Floh eintrafen; unser Herr-Gott wußte, wo wir hin wollten, aber wir nicht. Wir setzten unsern Marsch immer fort, durch Stadtschmalkalden durch und gerade auf Mittelschmalkalden zu.

Als die Garde zu Pferde an dem meiningenschen Dorfe Niederschmalkalden ankam, stand ein Leutnant mit ungefähr vierundzwanzig Mann Landmiliz uns quer vor dem Wege und ließ uns nicht passieren. Hier mußten alle drei Korps Halt machen. Der Major von Benkendorff nebst dem Oberleutnant ritten auf den dastehenden kommandierenden Leutnant zu; der Herr Major fragte ihn: was das wäre, oder was das heißen sollte, daß er uns nicht wollte passieren lassen? ob dieses hier nicht eine offene Landstraße wäre? Der Leutnant beantwortete mit Ja! es wäre eine Landstraße, aber er hätte Befehl, uns nicht passieren zu lassen. Der Herr Major von Benkendorff mochte ihm sagen, was er wollte, der Leutnant gab ihm dennoch kein Gehör; der Major griff in seine Tasche und wollte ihm einen Brief zeigen, welchen er auch nicht annahm. Worauf der Major dem Leutnant sagte: wenn er ihn mit seinem Volke nicht passieren ließe, so würde er durchsetzen.

Der Leutnant gab kurze Antwort: das könnten wir tun, vor Gewalt könne er nicht. Der Herr Major ritt sogleich zur Garde, ließ das Seitengewehr ausziehen und rückte auf den Leutnant zu und wollte sehen, ob er sich etwa sollte behandeln lassen, aber er wich nicht von der Stelle. Der Major fragte ihn noch einmal, ob er wollte Feld geben oder nicht? Er blieb bei seinem Worte: Nicht von der Stelle, er hätte Befehl von seinem Herrn. Darauf kommandierte der Herr Major an die Garde: Marsch! Marsch! und setzte durch.

Bei diesem Durchjagen mochte wohl ein Pferd dem meiningenschen Leutnant einen Schub auf die Seite gegeben haben, daß er im Wege herumtaumelte. Der

Leutnant aber erholte sich, ergriff sein Gewehr und schoß den Wachtmeister Starke von der Garde, weil er hinten schloß, in den Hintersten, daß sich auch sein Pferd mit ihm bäumte und er den Hals bald dazu gebrochen, wenn nicht ein Reiter zugesprungen wäre und das Pferd beim Zügel gefasset hätte. Mein guter alter Leutnant aber, als er Feuer gegeben, begab sich auf's Laufen. Der Reiter aber, namens Stähm, jaget ihm sogleich nach und will ihm den Kopf entzweihauen; der Leutnant aber hält sein Gewehr über'n Kopf quer vor, daß auch der Reiter Stähm den Pulversack an dem Gewehrlauf halb durchgehauen hat. Mein alter Leutnant aber will weiter laufen und springt über einen Graben weg, daß ihm der Reiter nicht kann nachfolgen, und denkt, er ist nun fort. Der Grenadier Hellbich aber schlägt an, und schießt meinen alten Leutnant Zimmermann im Laufen hinter das rechte Ohr, so daß er Knall und Fall zu Boden lag und keine Ader zuckte. Die Landmilizen, so noch darum standen, sahen das Spiel mit an. Die Grenadiers aber machten etliche Feuer von den Granaten unter sie, daß sie sich rührten und über Zäune und Felder hinwegsprangen. Da lag nun der alte Leutnant Zimmermann; ich sprang hinzu und gedachte, er möchte nur eine Blessur haben, aber er war tot.

Unterdessen blieben wir immer in unserm Marsche hinter der Garde her; im Augenblick, ehe wir es uns versahen, kam der Major von Benkendorff mit der gesamten Garde wieder zurück und konnte nicht durch, weil sie im Dorfe alle Straßen mit Wagen und Karren versperrt hatten; er kam just noch zum Lustfeuer der Granaten. Der Herr Major rief sogleich den Bauern zu, sie sollten den Schulzen, oder wer ihre Obrigkeit im Dorfe wäre, herauskommen lassen, wenn sie ihr Dorf nicht wollten angesteckt haben.

Der Schulze und die Bauern, welche ihren alten Leutnant tot liegen sahen, den sie jederzeit für eine Landwehr gehalten hatten und welche auch von weitem einige Granaten in ihren Gärten gemerkt hatten, waren in Angst und stürmten an die Glocke, daß alle Bauern in der Geschwindigkeit herbei mußten.

Augenblicklich waren alle Wagen und Karren aus dem Wege geräumt, daß wir konnten gerade durchmarschieren. Mittlerweile läuft die verjagte Landmiliz gerade auf das Dorf Schwallungen zu, welches wir wieder zu passieren hatten und wo wiederum ein Offizier mit dreißig Mann Landmiliz kommandiert stand; sie verkündigte, was von uns in dem Dorfe Niederschmalkalden geschehen. Der Offizier aber, welcher ein Schuster seiner Profession war, als er von den geflüchteten Leuten einen solchen Rapport erhält, nimmt seine Mannschaft, die mit ihm gehen will, und reißt aus nach Wasungen zu, ehe er uns zu sehen bekommt. Wir aber wissen von dem ganzen Handel nichts, ob dort wieder Volk steht oder nicht. Unterwegs aber kommt ein Mann zu uns und erzählt uns, wie im Dorfe Schwallungen ein Offizier mit Volk da stände und das Tor besetzt hätte. Wir kehren uns aber an alles nicht, setzen unsern Marsch immer fort.

Als wir vor dem benannten Dorfe ankamen, setzten wir uns in Züge, machten die Bajonnets wieder auf, und gedachten: wie wird es nun da zugehen! Wir mar-

schierten fort; als wir ans Tor kamen, war Offizier und alles Volk davongelaufen, und war nicht ein einziger Mensch, der uns einen Widerstand tun wollte. Wir marschierten mit unsern aufgepflanzten Bajonnetten gerade durch; da sahen wir die zurückgebliebenen Leute des ausgerissenen Schusterfähndrichs in der Montierung und den Patrontaschen aus den Bodenfenstern gucken.

Mein guter Schusterfähndrich war weg, und hatte sich mit der Mannschaft, so mit ihm gegangen, zu Wasungen in das Tor postiert, wo wieder ein Leutnant, welcher ein guter Bartputzer war — welches ich aus der Erfahrung nach diesem erkannte, weil er mich selbst barbieret —, sich postiert hatte und uns erwartete. Das Tor von Wasungen zwar zweimal mit Blocktoren fest zugemacht, aber eine Schildwache stand außen, worauf der Major von Benkendorff dieser zurief: sie sollte aufmachen. Die Schildwache aber exkusierte sich, sie könne es nicht; benannter Herr Major fragte sie: ‚wer sonsten?' sie antwortete: ‚der Leutnant.' Der Major sagte: er solle seinen Leutnant rufen, worauf er eiligst lief und ihn herausholte. Da kam mein guter Bartputzerleutnant angestiegen, der Mann war vor Angst schon tot und im Gesicht weißer als sein Hemd. Der Herr Major redete ihn mit harten Worten an: was das wäre, daß die Tore zugemacht wären; ob hier nicht eine offene Landstraße durchginge? Er beantwortete es mit Ja! — Also, sagte der Major von Benkendorff, sollte er augenblicklich aufmachen, oder wir wollten es selbst tun. Als er dieses Kompliment von dem Herrn Major solenniter bekam, war er vollends halbtot. Er bat um Pardon, er könne nicht aufmachen, sondern die Ratsherren, die hätten das Tor verschlossen. Die Antwort war: er möge gleich die Ratsherren beischaffen. Mein Gott! wer war froher als der gute Barbier, der lief, als wenn ihm der Kopf brennte; unterdessen aber der Schusterfähndrich ließ sich nicht hören noch sehen.

Endlich kamen die Ratsherren herbei.

Als ich diese Männer zu dem kleinen Pförtchen herauskriechen sah, dachte ich: was Teufel! sind das Ratsherren? das mögen wohl schöne sein. Der Ratsherr sah doch noch ein bißchen reputierlich aus, aber der Bürgermeister war bis in die Kniekehlen voller Kuhdünger, und mußte eben vom Stallausmisten geholt worden sein. Hierauf fragte der Major von Benkendorff: ob sie die Ratsherren wären? Sie antworteten: Ja; was unser Begehren wäre? Der Major fragte: ob das hier nicht eine Landstraße auf Nürnberg wäre? Sie sagten: Ja. Warum sie denn die Tore zumachten und versperrten, und uns nicht durchpassieren lassen wollten? Der Ratsmeister aber antwortete: sie hätten Befehl von ihrer Herrschaft, kein Volk durchpassieren zu lassen; deswegen müßten sie das Tor zuhalten, und sie müßten tun, was ihnen ihr Herr beföhle. Der Major von Benkendorff aber wiederholte vorige Worte und sagte zu ihnen: sie müßten uns aufmachen und nur geschwind, denn wir müßten weiter marschieren, und wenn sie nicht aufmachten, so würden wir es selbst tun. Der Ratsmeister beantwortete dies und sagte: wir könnten machen, was wir wollten, er aber dürfe uns nicht aufmachen, noch viel weniger aufmachen

lassen. Der mit Kuhmist beschmutzte Bürgermeister aber fing an: Ja! wenn wir weiter marschieren wollten, so könnten wir ja dahinten weg marschieren. Ich gedachte bei mir, wenn du nur solltest den verfluchten kotigen Kerl gleich umbringen. Der Herr Major rief mir sogleich zu, alle Zimmerleute vom ganzen Kommando sollten hervorkommen, welches augenblicklich geschah. Hierauf fragte der Major nochmals, ob sie im guten aufmachen wollten, sonst ließe er die Tore gleich einhauen; sie täten jetzt sehen, daß wir selbst aufmachen könnten, wenn sie ihre Tore nicht lieber ganz behalten wollten.

Der Herr Major gedachte, sie würden sich resolvieren und aufmachen, aber sie sagten, sie machten nicht auf, und wir könnten tun, was wir wollten. Hierauf rief der Herr Major: ‚Allons Zimmerleute, hauet die Tore ein.' Darauf fingen die Zimmerleute an zu hauen. Wie sich das Pochen und Krachen anfing, hätte ein Mensch sehen sollen, wie die Ratsherren, worunter der Bürgermeister mit war, und der halbtote Bartputzerleutnant anfingen zu laufen, als ob sie der Teufel fortführte. Augenblicklich waren beide Tore eingehauen und marschierte das ganze Kommando mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen zur Stadt hinein.

Als wir nun zum Tore hineinmarschierten, standen der gute Barbierleutnant und der Schusterfähndrich mit ihrer Mannschaft da, präsentierten ihr Gewehr und salutierten alle beide vor unsern Offizieren des Kommandos.

Hier hielten wir nun alle, wie wir waren; ein jeder war hungrig und durstig. Wir Offiziere selbst ließen uns was zu trinken von Bürgersleuten holen; wir standen und sahen einander an und fragten einer den andern. Es lag Schnee und war kalt, die Leute fingen an ungeduldig zu werden. Ich ging in den Gasthof, wo der Herr Obristleutnant bei den Räten war, sie deliberierten, ich konnte nicht mit ihnen zu sprechen kommen. Die Bürgersleute brannten schon Licht an, es wollte kein Ende daraus werden.

Endlich kam der Herr Obristleutnant und schickte sogleich nach den Ratsherren, welche schon alle in ihrer Versammlung waren, wegen des eingehauenen Tores deliberierten und ihren Bericht nach Meiningen machten. Der Ratsmeister aber mußte den Braten wohl merken, er machte sich auf die Seite und ließ die andern alle sitzen, denn alle Menschen mochten wohl einsehen, daß wir nicht weiter konnten, da es Nacht war. Da nun der Ratsmeister weg war, wollte keiner zum Obristleutnant hingehen und rief immer einer den andern. Endlich bequemte sich doch einer und sagte: ‚Einer muß hin, es mag passieren, was will.' Als dieser zum Obristleutnant kam, wurde ihm der Vortrag getan, die Stadt müßte uns ein Nachtlager geben, sie wollte oder wollte nicht. Der Herr Obristleutnant sagte noch: morgen mit dem frühsten marschieren wir fort; die Bürger wären nicht schuldig, den Soldaten auch nur das Geringste zu geben, denn diese müßten für ihr Geld leben; wenn sie es aber bezahlten, könnte man ihnen alles geben; und er sollte sich nicht lange besinnen. Der Ratsherr bat um Vergebung und sagte: er könnte es

für sich nicht tun, er wollte mit den andern Kollegen darüber sprechen, wie sie gesinnt wären.

Darauf marschierte ich mit dem guten Ratsherrn wieder fort nach dem Schlundhause zu, wo die andern Ratsherren saßen. Als ich mit dem Bevollmächtigten in die Stube trat, brachte er des Herrn Obristleutnant seine Worte vor und meldete, daß der Herr Kommandant ein Nachtquartier für die Völker haben wollte, denn Nacht wäre es, morgen mit dem Tage müßten sie wieder marschieren. Er könnte den Bürgern nicht helfen, sie wollten oder wollten nicht. Wenn sie es nicht tun wollten, sie sollten es dem Herrn Leutnant Rauch nur sagen, so ließe er die Leute truppweise in die Häuser rücken, möchte sie bekommen, wer sie wollte; denn die Soldaten lebten für ihr Geld. Kein Bürger wäre schuldig, ihnen etwas zu geben, als eine warme Stube und eine Lagerstatt.

Hier soll nun ein jeder hören, was bei den Ratsherren für Dinge vorkamen. Der erste fing an und sagte: ‚Ich gebe mein Wort nicht dazu, wer hat sie geheißen so lange hier warten, sie hätten schon lange weiter marschieren können, wenn sie gewollt hätten.' Der andere sagte: ‚Ihr habt recht, Gevatter Kurtz, ich wollte mich lieber zerreißen, ehe ich das wollte mit eingeständig sein.' Der dritte fing an und sagte: ‚So! Erstlich haben sie uns die Tore eingehauen, und da sie nicht weiter kommen können, sollen wir auch noch Quartier geben; durchaus nicht.' Der vierte sagte: ‚Der Herr Kommandant scheint ein braver Herr zu sein, er mag aber sagen, was er will, es bleibet doch nicht dabei, man muß ihnen doch etwas zu essen geben, denn sie bringen ja nichts mit.' Der fünfte fing an und sagte: ‚Das war recht, Herr Gevatter Hopf, weiß Er noch, wie es uns ging, als die kaiserlichen Reiter kamen? die machten es ebenso. Danach hatten wir sie, weg konnten wir sie nicht wieder bringen, wir mußten sie brav behalten.' Der sechste sagte: ‚Das geht gar nicht an, wir können ihnen kein Quartier geben, wir müssen zuvor einen Befehl von unserer Herrschaft haben, sonst werden wir gestraft.' Der siebente fing an: ‚Habe ich nicht gesagt, ihr Herren, daß es so würde kommen, was halten die Leute so lange draußen? Gelt, der Ratsmeister Herr Läufer hat sich aus dem Staube gemacht und ziehet seinen Kopf aus der Schlinge; da sitzen wir nun. Gebt Achtung, sie sprechen, sie wollen morgen wieder fort, ja, sie sind gestern und heute marschiert, sie werden morgen brav liegen bleiben und morgen einen Rasttag halten. Meine Gedanken betrügen mich nicht; wie wäre es denn, ihr Herren, wenn wir einen Mann zu Pferde nach Meiningen schickten?'

Ich hatte den ganzen Ratschluß mit angehört; jetzt fing ich an und sagte: ‚Ihr Herren, ihr kommt zu keinem Schluß, es wird kein Ende und kein Stiel daraus, ich will das meinem Kommandanten wieder melden, es mag euch danach gehen, wie es will.' Der aber, so mit mir beim Obristleutnant gewesen, bat mich, ich sollte nur noch ein klein wenig verziehen, sie wollten nur zu dem Herrn Rentcommissarius Sachse und dem Herrn Stadtschreiber schicken und diese befragen. Hier ging der Streit wieder an, keiner wollte dahin gehen. Endlich ließ sich einer bereden, kam

aber gar bald wieder und sagte, sie wären alle beide nach Meiningen geritten, als wir die Tore eingehauen hätten. Da fing ich an: ‚Nun, ihr Herren, macht was ihr wollt, ich warte keinen Augenblick mehr.'

Darauf fing der achte und letzte an, welcher mit mir beim Obristleutnant gewesen war: ‚Ihr Herren, was wollen wir tun, sie sind einmal hier; ihr habt gehört, was der Herr Kommandant gesagt, wenn wir ihnen kein Quartier gäben, ließe er die Leute in die Häuser gehen, wohin sie wollten. Wenn ihr das Haus voll kriegt, gebt nicht mir die Schuld, ich gehe heim und mache mein Haus zu. So viel als auf mich kommen, will ich nehmen, die andern weise ich wieder vor euer Haus. Ihr habt das Unglück heut gehört. Unten bei Schmalkalden liegt Gevatter Böhlers Schwager, der Leutnant Zimmermann und ist tot, die Tore sind eingehauen, unten stehen die Soldaten und fluchen alle Donnerwetter; ihr Herren, laßt uns Billette machen. Die Soldaten auf dem Markte sprechen, wenn sie nur die Bauern, die beim Leutnant gewesen, auch totgeschossen hätten. Was wäre das für ein Unglück! und sie sprechen, es werden noch mehr totgeschossen werden, das wäre der letzte noch nicht. So könnte das Unglück über uns kommen. Ja,' sagte er, ‚ihr Herren, wenn wir auch so einen Herrn hätten, wie der gothaische Herr ist; aber unser Herr bekümmert sich um uns nicht, er sitzt oben in Frankfurt, es mag uns gehen, wie Gott will. Und wer weiß, worauf dies angefangen ist, die Leute kommen gewiß nicht für die lange Weile. Man kann kein Wort von ihnen erfahren. Und wie bald geht eine Nacht dahin, und wenn es auch zweie wären. Es sind doch unsere Grenznachbarn, warum sollten wir ihnen denn nicht ein Nachtlager geben?'

Da bequemten sie sich und kriegten ihren alten Steuerfuß vor, worauf ich ihnen die Stärke von unserm ganzen Kommando sagen mußte.

Darauf bekam ich den Befehl, dem Volke bei Ausgebung der Billette anzubefehlen, daß sich keiner auskleiden und jeder das Gewehr bei seiner Lagerstatt stehen haben sollte, und sobald ein Spiel gerührt würde, sollte jeder Soldat sich mit seinem Ober- und Untergewehr augenblicklich bei seinem Chef einfinden; und sofern einer besoffener Weise erscheinen würde, der sollte durch das ganze Kommando bis auf den Tod mit Spießruten bestraft werden, weshalb auch dem präsenten Steckenknecht sogleich Befehl erteilt wurde, noch diesen Abend sechshundert Ruten zu schneiden.

Alle Offiziere kleideten sich nicht aus, sie blieben meist in einer Gesellschaft zusammen, um den Morgen früh alert zu sein. Als der Morgen anrückte, hörten die Bürger so gut auf die Trommel als die Offiziere. Auch die Bürger hatten vermutlich eine unruhige Nacht gehabt; warum? weil sie schlecht mit Betten versehen waren, und diese den Soldaten gegen ein nächtliches Douceur mochten untergelegt haben. Dies konnte man daraus schließen, daß die Nacht über alle Häuser mit Lichtern versehen waren. Am Morgen wurde statt der Vergatterung von der Stabsgrenadierwacht Reveille geschlagen. Nun ist jedem Soldaten wohlbekannt, daß Reveilleschlagen stilliegen oder Rasttag bedeutet; da stießen wir unsere Köpfe zu-

sammen; auch die Bürger, als sie sahen, daß der Soldat nicht aufbrach und sich zum Marsch bequemte, muckten und stießen ihre Köpfe zusammen, es war ein heimliches Zischen unter ihnen, das vom Teufel war. Mein Wirt, selbst ein Ratsherr, kam und fragte mich, was das zu bedeuten hätte, daß wir nicht weitermarschierten. Ich konnte ihm keinen Bescheid sagen.

Nunmehro fing das Elend an, nun konnte essen, wer Brot mitbrachte. Die Bürger schlugen sich mit den Soldaten und fingen an: warum wir nicht gestern oder heute früh hinmarschiert wären, wohin wir gesollt hätten. Geigten die Wahrheit. Es war ein solcher Aufstand, daß ich ihn nicht genugsam beschreiben kann. Was arme Bürger waren, die nichts an Vermögen und Häusern hatten, die flüchteten, ihre Häuser wurden von Soldaten aufgebrochen. Diese waren nachgehends Wirte und Soldaten, und wurde ein Exzeß auf den andern gemacht.

Mittlerweile wurden alle Ratsherren und Bürgermeisters nach Meiningen berufen, allwo ihnen von ihrer Obrigkeit bei vieler Strafe auferlegt wurde, den Bürgern anzudeuten, daß sie keinem sächsisch-gothaischen Soldaten, weder für Geld noch so, etwas verabfolgen sollten. Die Bäcker sollten nicht backen, die Fleischer nicht schlachten, die Wirte nichts zu essen machen, die Brauhöfe nicht brauen. Welches auch die Ratsherren den Bürgern wirklich publizierten. Und wahrhaftig, ich war nicht kapabel, nur um drei Pfennige Käse zu bekommen. Die Bürger, was vernünftige Leute waren, baten uns selbst, daß wir es ihnen nicht übelnehmen sollten; hier mußten wir gute Worte geben, anstatt daß sie uns welche hätten geben sollen. Wollte ich Brot haben, so mußte ich nach Stadtschmalkalden schicken und mehr Botenlohn geben, als ich Brot bekam.

So blieben wir liegen und warteten auf die Meininger, welche noch immer nicht kamen. Unterdes fanden wir ein Mittel: wir ließen alle unsere Lebensmittel in Schmalkalden holen, das Bier wurde im hessischen Dorfe Tambach gekauft, die Juden aus dem Ritterschaftlichen trugen uns Fleisch zu. Endlich wurden die Wasunger Bürger auch falsch, rückten ihrer Obrigkeit ins Haus und sagten: ‚Wir sollen haben den Verdruß und andere Herrschaften den Genuß, das gehen wir nicht ein; wir haben angelobt, allen Befehlen unserer Obrigkeit nachzuleben, aber sie soll uns auch schützen. Ist sie nicht vermögend, uns diese Leute vom Hals zu schaffen, so werden wir backen, brauen und kochen.‘ Und von der Stunde an fingen sie alles an. In vielen Jahren hatten die Bürger nicht so viel Bier gebraut und ausgeschenkt als nachgehends, alle Wochen drei vier Gebräue; Bäcker fingen an zu backen, die viele Jahre das Handwerk eingelegt, desgleichen Metzger. Da liefen die weisen Ratsherren wieder nach Meiningen und machten von alledem Rapport, worauf die Bürger am andern Tage wieder aufs Rathaus gerufen wurden bei zwanzig Gulden Strafe. Sie waren aber so widerhaarig und gingen nicht, sondern schickten ihre barfüßigen Jungen hin und kehrten sich an keinen Befehl mehr. Da das die weisen Ratsherren mit einsahen, fingen sie selbst an und brauten. — —

Den 22ten Mai, am zweiten Pfingsttage 1747, mußte vermutlich beim Herrn Major S... ein Rapport eingelaufen sein, von dem wir Offiziers alle nichts erfuhren. Hierauf war ein Laufen und Rennen nach dem Bären, zu dem Geheimerat Flörcke, daß es ganz erstaunlich war; bald liefen sie hinein in den Bären, bald wieder heraus. Ich dachte: was Teufel ist das? Doch gedachte ich: wenn etwas passiert, mußt du es doch erfahren. Die Bürgersleute fingen selbst an und fragten: ‚Was läuft aber der Herr Kommandant so in den Bären?' Ja, ich konnte keine Antwort darüber geben.

Während des vielen Laufens und Rennens ging ich mit dem Fähndrich Köhler an die Tore, um die Schildwachen zu visitieren, und als wir an das Obertor kamen, kamen uns die Majors von S... und von V.. und der Kapitän von W...... entgegen. Der Major von S... ging gerade auf mich los und fragte mich insgeheim, ob ich etwas Neues wüßte? Ich antwortete: Nein! worauf er mir sagte, ob ich wüßte, daß uns die Meininger heute nacht attackieren wollten? Ich antwortete: ‚Immerhin; wenn sie kommen, müssen sie anpochen, wir wollen schon mit ihnen fertig werden.' — Ob ich denn meine Frau nicht wolle fortschicken? — ‚Nein,' sagte ich, ‚sie ist am Heiligen Abend erst gekommen und geht nicht eher wieder weg als den Tag nach Pfingsten.' — Ja, wenn aber die Meininger kommen? — ‚So hänge ich ihr auch einen Degen um,' war meine Antwort, ‚so mag sie sich auch mit wehren.'

Hier fing der Major S... an und sagte: ich sollte hier meine Disposition machen, wie alle Tore und Posten besetzt werden sollten. Da hieß es recht mit sichtlichen Augen betrogen werden. Vor menschlichen Augen Disposition zu machen und sie nicht zu halten! —

Alle Vorschläge, die ich nach meinem einfältigen Leutnantsverstand getan, wurden gut akzeptiert und kurz ausgezogen, um sie bei der Parole auszugeben. —

Als ich nun hinunterkam, rief ich zum Volk: ‚Richt euch! und alles Plaudern hab' ein End'.' — Darauf fing ich auf dem rechten Flügel zu richten an; aber kaum hatte ich vier bis fünf Rotten gerichtet, so kam der Kapitän W...... gelaufen und sagte mir: ob ich denn nicht gehört, ich sollte gleich mit ihm kommen. Hier bricht der Anfang von ihrem geschlossenen Kriegsrat aus. — Ich säumte nicht lange, sondern lief gleich zum Herrn Major und fragte, was er zu befehlen hätte, worauf er mir zur Antwort gab, ich sollte dreißig Dragoner nehmen und hinunter nach dem Bären marschieren und mich beim Geheimerat Flörcke melden, um ihn nach Schwallungen in Sicherheit zu bringen. Ich antwortete ihm sogleich: ‚Herr Major, bitte um Vergebung, das kommt mir nicht zu und ich tue es nicht, es sind andere Offiziere da, die dazu zu kommandieren sind, aber ich nicht.' — Kurzum, ich hörte nun, daß mich der Herr Geheimerat haben wollte. Wer hätte sich einen solchen Streich träumen lassen sollen? ich hätte davon etwas wissen sollen! tausend Schwerenot! ich hätte den Geheimerat aus Wasungen bringen wollen; lieber in die Werra hätte ich ihn geführt. — Hier half nun keine weitere Vorstellung, ich sollte

und mußte fort. Das war der erste Streich! — Darauf ich dem Major zur Antwort gab: ‚So muß ich mir's für eine Ehre schätzen, da so viele Offiziers beim Kommando sind und der Geheimerat so gutes Vertrauen auf mich setzt'; worauf ich noch die Ordre erhielt, daß ich dem Unteroffizier am untern Tor sagen solle, daß er es melden ließe, sobald ich mit dem Geheimerat hinaus wäre. Das war der zweite Streich! Wer hätte sich solche (ich will nicht schreiben, wie ich denke) Streiche einbilden können? Als ich hernach dahinterkam, da wünschte ich, daß alle Pferde vor dem Wagen krepiert wären, damit ich nicht durch solche List aus Wasungen wäre gebracht worden. —

Ich ging nun fort, nahm einen Korporal, Görlein, und neunundzwanzig Dragoner, und marschierte vor den Bären, wo ich einen Wagen vor der Tür fand, den Kerl oder die Bedienung aber in der Tür stehen sah. Ich rief ihm zu, er solle seinem Herrn melden, daß ich da wäre, worauf mir der Herr Geheimerat aus dem Wagen zurief: ‚Ich bin schon da.' Ich detachierte hierauf den Korporal mit vierzehn Mann hinter den Wagen und marschierte mit den übrigen vor demselben her.

Als ich nun an das Untertor kam, rief ich den Unteroffizier und befahl ihm, dem Herrn Major melden zu lassen, daß ich und der Herr Geheimerat auspassiert wären. Mittlerweile steht das Volk in größter Konfusion auf dem Sammelplatz; aber als der Gefreite gemeldet hat, daß ich mit dem Geheimerat hinauspassiert wäre, stellt der Major gleich die Ordre, daß alles Volk die Gewehre ansetzen und in seine Quartiere gehen sollte, um seine Bagage zu holen; als dieses weg ist, schickt er nach den Wachen und läßt sagen, daß alles sogleich abgehen und sich bei seinem Quartier versammeln sollte, welches denn auch geschieht. Hier werden alle Vorposten vergessen. Endlich durch Lärmen und Schreien werden solches auch die außen stehenden Posten gewahr und gehen ohne Befehl weg. Wie nun die Leute von den Wachen auf den Markt kommen, so sehen sie schon einige Leute wieder mit ihrer Bagage aus den Quartieren kommen, und nun setzen sie ihre Gewehre auch hin und gehen auch fort, um ihre Bagage zu holen. Unterdessen schickt der Major fort, läßt alle unsere Patente abreißen und in den Pulverwagen schmeißen.

Doch noch nicht genug. — Die Zeit mochte ihm wohl zu lange werden, bevor die Leute wieder zusammenkamen, oder hatte ihn die Todesangst schon stranguliert, oder wurde er von seinen Herren Kameraden dazu animiert, kurzum: er beschließt einstweilen den Aufbruch zu machen, geht hinunter zum Volk und ruft: Allons! Marsch! obgleich das Volk noch lange nicht zusammen gewesen. Hier fragte der Hauptmann Brandis, welcher nicht mit in ihren Kriegsrat konsentieret, was das wäre? worauf ihm der Major von S... antwortet, sie marschierten in das Breitunger Amt. Der gute Mann, welcher vor dem Meininger Tore lag, läuft nun geschwind nach Hause, wirft seine Sachen zusammen in den Mantelsack und läßt sie hereinschleppen. Der hätte auch können verlorengehen. —

Als nun der Kapitän Brandis mit dem Musketier, welchem er seine Sachen aufgepackt hatte, wieder auf dem Sammelplatz kam, so war alles weg, und es

standen nur noch einzelne Gewehre da. Er schickte also seinen Kerl fort und wartete auf die übrige Mannschaft. Nun muß jedermann wissen: erstlich hat der Major von S... nicht gewartet, bis alles Volk wieder beisammen gewesen, noch viel weniger hat er an die Artillerie gedacht, daß solche auseinandergenommen und in die verdeckten Wagen gepackt würde, sondern er hat bloß Marsch! Marsch! gerufen, und die kranken Offiziers (den Kapitän Ruprecht) und die kranken Soldaten vergessen; auch ist er, ohne die Truppen aufgestellt zu haben, fortmarschiert, so wie der Hirte das Vieh zum Tore hinaustreibt, und ist solches ein so schändlicher Anblick gewesen, daß es nicht genugsam zu beschreiben. —

Hier kommt nun der Kapitän Brandis mit den noch gesammelten Leuten die Stadt hinuntermarschiert, worauf die Bürger ihnen nachrufen: ‚Da laufen sie wie Spitzbuben; am Tage sind sie hereinmarschiert und des Nachts laufen sie wieder fort, wie die Schelme und Diebe.' Mein guter Major von S... ist auf und davon; der Kapitän Brandis verbeißt alles mit Geduld und marschiert immer mit seinem Trüppchen sachte nach. Als er heraus vor die Stadt auf eine Anhöhe kommt, machen einige Wasunger ein bißchen Feuer hinter ihm her, welches wohl so versteckte Leute gewesen sind; und als er eine Ecke weiter fortmarschiert, so findet er unsere Artillerie in einem Hohlwege liegen, ohne einen Mann zur Bedeckung dabei, und es liegen bald die Räder, bald die Lafetten oben, und bald bleibt gar ein Stück stehen; denn da es an Ketten fehlte, so hatten die Kanoniers die Kanonen mit Lunten an die Pulverwagen gebunden und diese zerrissen alle Augenblicke. Der Kapitän Brandis bleibt aber mit seiner Mannschaft bei der Artillerie.

Nun muß ich meine gute Veranstaltung besorgen und in Richtigkeit bringen. Als ich an den Ort Schwallungen herankam, ließ ich mein Volk und den Wagen Halt machen, ging hin zu dem Geheimerat und fragte: ‚Wo soll ich Sie hinbringen lassen?' worauf er mir halbtot antwortete: ‚Ins obere Wirtshaus.' Das wußte aber der Teufel nicht, bis sich ein Dragoner fand, der früher da gelegen und uns hinführte; denn ich wußte weder um das Dorf, noch wo das Wirtshaus lag; es war blind erdenfinster und regnete, als wenn man das Wasser mit Stützen vom Himmel heruntergießen täte. — Als ich nun an das bestimmte Wirtshaus kam, ließ ich das Tor öffnen und den Wagen in den Hof fahren; der Geheimerat stieg mit seinem Kanzlisten, der bei ihm war, aus und retirierte sich in eine obere Stube, da er schon besser als ich da Bescheid wußte. Ich besetzte gleich den Wagen auf jeder Seite mit einer Schildwache, weil die Kanzlei darin lag, die übrigen Leute ließ ich das Gewehr an das Haus vor dem Regen sicher stellen und setzte noch eine Schildwache dazu, damit Gewehr und Geheimerat zugleich bewacht würden. Ich bekümmerte mich auch nicht weiter um den Geheimerat, denn ich hatte ihn auf Anordnung des Majors von S... in Sicherheit gebracht, ungefähr so, wie die Küchlein vor dem Katz sicher sind, da es ein meiningensches Dorf war und man nach der Beschreibung keine ärgeren Schelme im ganzen Lande finden konnte als die Bewohner von Schwallungen.

Ich hatte nun meiner Ordre nachgelebt, und schickte darauf meinen Unteroffizier zu dem Leutnant Griesheim, der mit vierzig oder fünfzig Dragonern in benanntem Dorf lag, die alle in guter Ruhe lagen und von unsern Händeln nichts wußten, und ließ ihm sagen: es wäre Lärm im Brotsacke, ich hätte den Herrn Geheimerat anhero gebracht, er möchte kommen und mich ablösen. Eine kurze Weile darauf kam auch der Leutnant, der sich sehr verwunderte, daß ich als Adjutant mit einem Kommando hierher käme; es käme ihm ganz so à propos heraus.

Ich sagte: ‚Mir kommt es noch bedenklicher vor.' Dieses half nun alles nichts; ich bat ihn, er sollte nur machen und seine Leute herbeischaffen, damit ich wieder mit meinem Kommando nach Wasungen abmarschieren könnte, worauf er sich alle Mühe gab und selbst fortlief. Als er ungefähr fünfzehn Mann zusammen hatte, sagte ich zu ihm, er solle Posten fassen, ich wollte mich einstweilen wieder auf den Marsch begeben, welches er denn auch tat und ablösen ließ. Nun mußte ich ja wohl respektswegen zum Herrn Geheimerat gehen und ihn fragen: ob er etwas nach Wasungen zu befehlen habe, worauf mich der Mann anfuhr wie einen Scheundrescher, und mich fragte: ob ich keine Disposition oder Ordre habe, hier zu bleiben? Ich war aber auch geputzt und begegnete ihm mit der schönsten, unvergleichlichsten Antwort: ‚Nein, der Teufel hat mir weder Ordre noch Disposition gegeben, hier zu bleiben. Und es ist auch meine Funktion nicht gewesen, Sie hierher zu bringen.' — Das sollte ich mit dem Major von S... ausmachen. — Worauf ich ihm wieder antwortete: ‚Das werde ich auch tun.' — Darauf redete er mir zu und fragte: was ich in Wasungen tun wollte? das ganze Kommando marschiere ja aus und würde gleich kommen. — ‚So,' fing ich an, ‚ist die Karte so gemischt? Das ist recht gut.' — Als ich nun noch in der Stube des Herrn Geheimerats stand, hörte ich Pferde trappeln, und ich hinaus, die Treppe hinunter, und fragte, wer da wäre. Da bekam ich die Antwort: ‚Wir sind es.' Da erschrak ich, daß mir fast Hören und Sehen verging, da waren es die beiden Herren Majors, die sogleich vom Pferde herab und die Treppe hinaufsprangen nach des Kriegsrats Stube zu, und ich hinterdrein.

Da wollten sie nun wohl einander Rapport tun, daß sie für ihre Person glücklich aus dem belagerten Wasungen gekommen wären; aber ich ließ den Herrn Major von S... nicht zu Worte kommen, sondern fragte ihn: ‚Herr Major, was für eine Manier ist das, daß man mich mit einer solchen List aus Wasungen schickt, auch mir nicht sagt, daß man ausmarschieren will, und ich noch Frau und Kind und mein ganzes bißchen Vermögen darin habe? Ist das Kriegsgebrauch? Ich weiß nicht, ob diese Dinge mit Geld erkauft sind, oder was ich denken soll. Sind das die Projekte, die heut am Tage gemacht worden? Ins Teufels Namen, ich bin heute nicht jung oder Soldat geworden, vielleicht weiß ich so gut und besser als Sie, was zum Handwerk gehört.' Ich war in einer solchen Wut, daß ich auch mein Leben gleich mit ihm angesetzt hätte. —

Nun, mein lieber Leser, ist hier zu merken, daß bis dato noch nicht ein einziger Mann vom ganzen Kommando weder zu hören noch zu sehen, und ich noch nicht

wußte, wie der ganze Umstand war. Der Major von S... wollte mich trösten, ich sollte, sagte er, mir wegen meiner Sachen nicht leid sein lassen, er stände mir dafür; ich antwortete ihm aber gleich: ‚Herr Major, wie können Sie für meine Sachen stehen? Warum sind Sie denn nicht gestanden und haben mich mit einem solchen Betrug aus Wasungen geschickt? Das ist nicht erlaubt.' Endlich wollte der Herr Geheimerat seine Worte auch dazu geben, und zwar mit einer solchen Bedingung, als der Herr Major sollte mich doch abführen; so viel war seine Meinung. Ich fing aber an und sagte: ‚Mord Sakrament, hier hat mir kein Schreiber etwas zu befehlen; wenn ich ein Kommandant bin und etwas tun will, so muß ich auch meinen Untergebenen sagen, was geschehen soll und was sie tun sollen; aber so ist es wider die Ehre meines Herrn gehandelt.'

Darauf ging ich aus der Stube fort, und als ich zur Wache hinunter in den Hof kam, so kam der gothaische Bürger Pleißner, ein Zinngießer, welcher zu eben der Zeit in Wasungen auf Besuch gewesen war, in den Hof eingetreten, und sagte von freien Stücken zu mir: ‚Daß Gott erbarme, Herr Leutnant, was war das für ein Anblick in Wasungen; mir ist angst und bange geworden, als unsre Leute ausmarschierten, da ich doch ein gothaischer Bürger bin. Als unsre Leute zum Untertor hinausmarschierten, so kam die Landmiliz zum Obertor herein und visitierte alle Häuser; auch hat der Fähndrich Christ schon einen Mann von Kapitän Brandis' Kompanie, der auf Schildwache vergessen worden war und in sein Quartier gehen wollte, um seine Bagage zu holen, nach Meiningen führen lassen. Die Miliz ist ganz des Teufels, sie visitiert alle Häuser und sagt, sie wolle alles nach Meiningen bringen.'

Einem jeden Menschen will ich zu überlegen geben, wie mir zumute wurde. Der Hauptmann Ruprecht und viele Soldaten waren in Wasungen krank zurückgelassen worden, meine Frau und Kind und mein bißchen Lumpen war auch noch darin, und als ich nun hörte, daß der Musketier Huthmann schon nach Meiningen abgeführt worden sei, da wurde es mir vollends schwarz vor den Augen. — Ich fragte den Bürger, wo denn unsere Leute wären? ‚Ach,' sagte der, ‚draußen liegen sie alle truppweise unter den Bäumen, und der Hauptmann Brandis ist fast noch bei Wasungen. Die Stücke liegen alle im Wege, das unterste Teil zu oben, sie können gar nicht fort, denn sie haben keine Ketten, womit sie die Stücken anbinden, sondern sie haben Lunten dazu genommen, und die reißen alle Minuten entzwei. Ich bin lange dabei geblieben, aber die Wasunger feuerten hinter uns her, daß es vom Teufel war, und weil es auch so stark regnete, wollte ich nur machen, daß ich unter Dach käme. Unsre Leute liegen so zerstreut auf der Straße umher, daß sie in zwei Stunden noch nicht alle da sind, und außer dem Kapitän Brandis habe ich auch keinen Offizier gesehen. Die Leute fluchen, daß der Himmel herunterfallen möchte; mir ist angst und bange geworden, und ich bin fortgelaufen.'

Da stand ich und wußte meines Leibes keinen Rat, und war auch noch immer kein Mann vom ganzen Kommando zu hören noch zu sehen, und regnete ganz er-

staunlich. Endlich kam der alte Grenadierkorporal Döhler mit ungefähr zehn Grenadieren mitten durch das Dorf und den tiefsten Kot gewatet; ich erkannte seine Stimme von weitem, seine Leute fluchten ganz erstaunlich, und rief ihnen zu: ‚Was hilft das Fluchen, es ist doch nun nicht anders zu machen.‘ ‚Ei Sapperment,‘ sagte der Korporal, ‚ich habe zwei Kampagnen mitgemacht, aber solch einen Haushalt habe ich noch nicht erlebt. Ist das erlaubt? unser Hauptmann liegt noch in Wasungen krank und unser Herr Major, der sich unser annehmen sollte, der ist mit dem Major von S... zum Teufel; wir sind verlassene Leute, aber hole mich der Teufel, ich will mit den paar Mann, die ich hier habe, gerade nach Gotha marschieren.‘ Ich fragte ihn, wo denn die andern Grenadiers wären, aber er wußte nicht, ob sie voraus oder zurück waren. ‚Einen Offizier‘, sagte er, ‚haben wir nicht, und es nimmt sich auch keiner unser an‘, und so ging ein jeder hin, wohin er wollte. — Er wußte nicht, daß die Majors im Wirtshause waren. Hatte aber der alte Korporal ein loses Maul gehabt, so hatten es die Grenadiere noch viel ärger.

Hier hatte ich nun genug zu tun, die Grenadiers zu besänftigen; und das ging so fort, alle viertel oder halbe Stunden ein Trüppchen, und hatten die ersten gelärmt, waren die andern noch viel schlimmer. Endlich kam auch, ganz zuletzt, die Artillerie an, da es sonsten gebräuchlich, die Artillerie, in was für Umständen man auch marschiere, entweder vorn oder in der Mitte zu bewahren, so wie ein Mensch seine Seele bewahrt. Hier konnte man sehen, daß dieser Kommandant noch nie Artillerie bei einem Korps oder einer Armee hatte marschieren sehen, die doch nach Kriegsgebrauch jedesmal bedeckt werden mußte.

Das Volk wurde aber immer wilder, und ich mußte ihm zureden, daß es sich vor den Bauern scheue, die zu ihren Bodenfenstern herausschauten, uns zuhörten und ihr Gespött darüber hatten. —

Endlich fügte Gott, daß es mit Regnen aufhörte. Ein Dragoner hatte uns auf eine Wiese geführt, welche hart am Wege lag, worauf ich den rechten Flügel an denselben stellte und das Kommando richtete und nachgehends in Züge und halbe Divisionen einteilte. Als ich im Abteilen war, kamen einige Pferde, die ich von weitem wohl hörte, gejagt. So denke ich: es kömmt der Feind daher; ich rief und schrie sogleich nach dem rechten Flügel, es sollten einige Mann ausrücken und anrufen, und lief selbst zu und riß einem Grenadier sein Gewehr aus der Hand, weil ich meines während des Abteilens weggegeben, und setzte mich mit einigen Grenadieren mitten in den Weg und rief: ‚Wer da?‘ — Darauf antwortete mir eine wohlbekannte Stimme, welche ich sogleich für die des Herrn Majors von Benkendorff erkannt hatte, wie er denn meine Stimme auch beim Anrufen gleich erkannt hatte, und rief: ‚Kennt ihr mich nicht?‘ Ja, lieber Gott! an der Stimme erkannte ich ihn, aber in der Finsternis war das früher unmöglich. Hier sendete Gott den Jakob zu den Kindern in der Wüste; hier traf das Wort ein: Keinen hat Gott verlassen, der ihm vertraut allezeit.



Belagerungstruppen vor einer Stadt. Anfang des 18. Jahrhunderts. (Belagerung von Landau im spanischen Erbfolgekriege. 1704.)
(Kupferstich von J. A. Corvinus nach einer Zeichnung von G. Ph. Rugendas.)

Fremde und einheimische Einquartierung. Anfang des 18. Jahrhunderts. (Kupferstich von E. Bück.)



Einquartierung. Anfang des 18. Jahrhunderts.
(Kupferstich. Martin Engelbrecht Verlag, Augsburg.)

Werbeplakat. Um 1730. (Einblattdruck.)

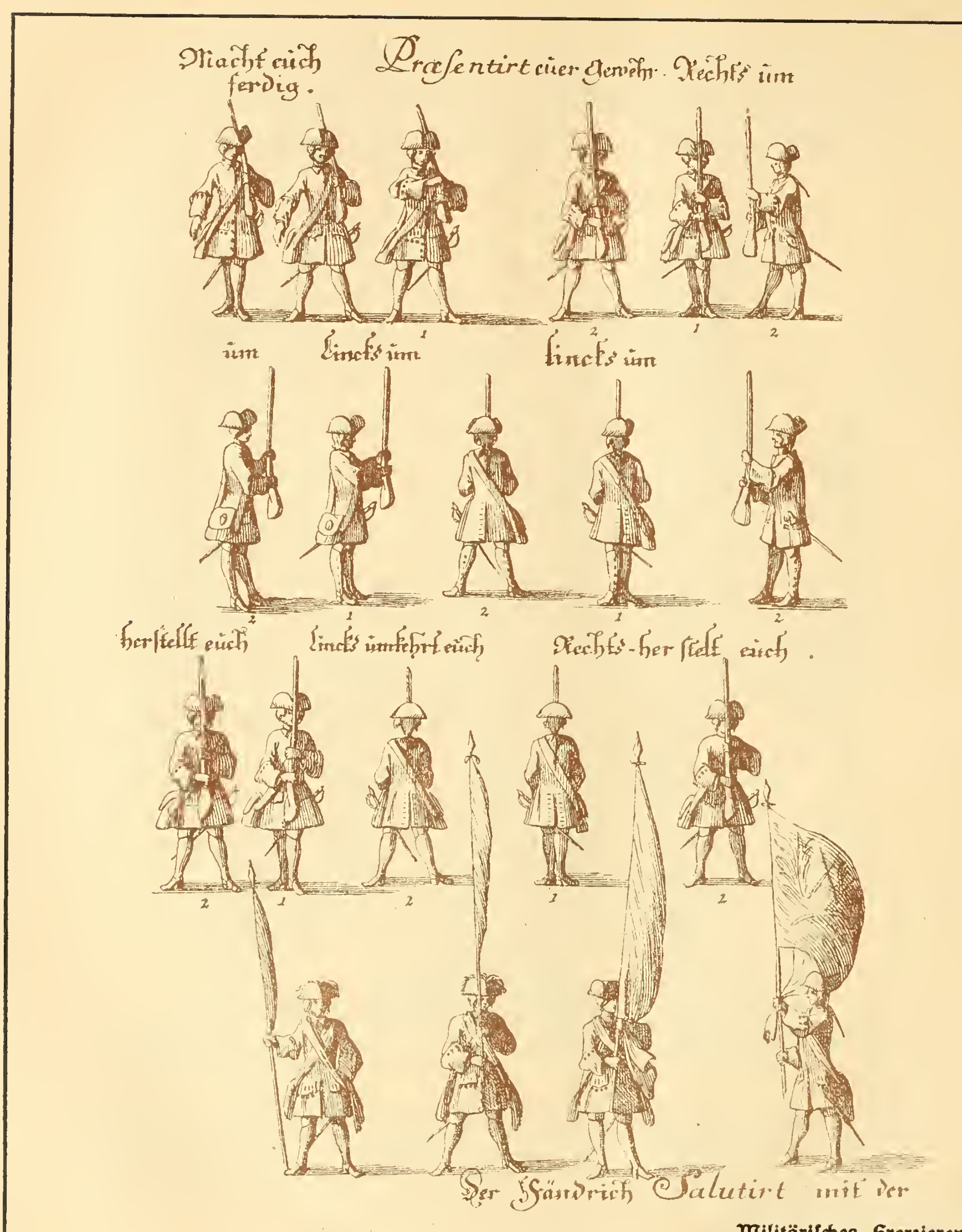
Zu Ihro Röm. Apostolis. K. K. Majest.

Von Fürsten zu Anhalt Zerbst. Neu errichteten Infanterie Regiment.

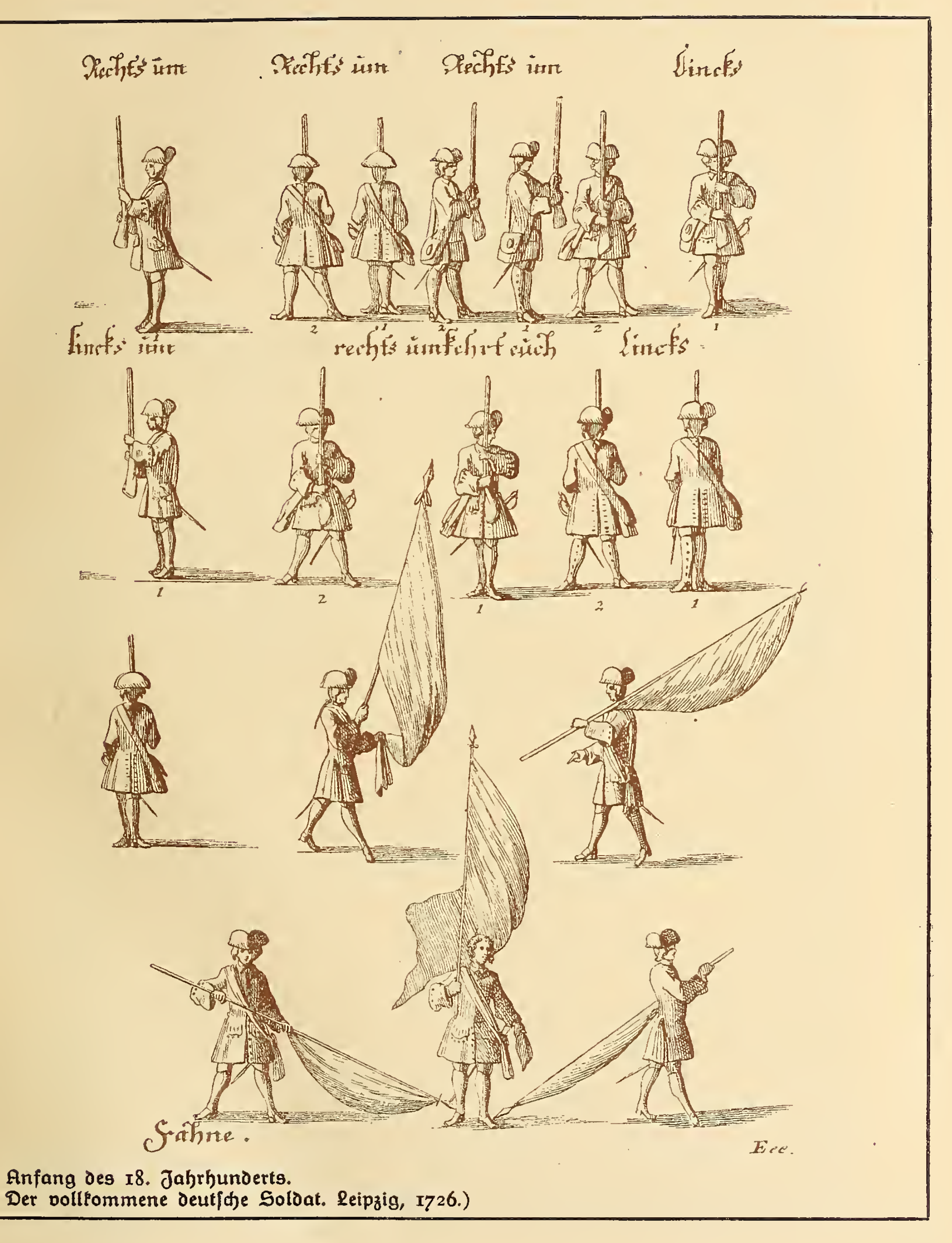


Es wird jedermann kund und zu wissen gethan, daß wer Lust und Belieben hat unter das Hochlöbl. Fürstl. Anhalt-Zerbstische Infanterie Regiment, Dienste zu nehmen, können sich im Reich, als Augsburg, Oettingen, Memmingen, und Schwäbisch-Hall auf denen Werb-Plätzen einfinden.

NB. Es wird auch, nach der Mannes-Mas, ein gutes Hand-Geld gegeben.



Militärisches Exerzieren.
(Kupferstich aus: H. F. v. Fleming,



Anfang des 18. Jahrhunderts.
Der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig, 1726.)



Werbung. Anfang des 18. Jahrhunderts.
(Kupferstich aus: H. F. v. Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig, 1726.)



Militärstrafen. Anfang des 18. Jahrhunderts.
(Kupferstich aus: H. F. v. Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig, 1726.)

Sein erstes Wort war: ‚Kinder, was macht ihr da?‘ Ich erwiderte: ‚Herr Major, das weiß unser Herr-Gott, aber ich nicht; wir sind herausgeführt worden, daß wir nicht wissen, wie wir herausgekommen sind.‘ Er fragte weiter: ‚Seid ihr alle marschiert?‘ — ‚Ja, da ist niemand mehr drinnen als die Kranken und was sie gefangen genommen.‘ — ‚O mon dieu!‘ sagte er, ‚wir müssen wieder hinein, und sollten wir alle davor sitzen bleiben; wo sind eure Herren Majors?‘ — ‚Im Schwallunger Wirtshaus‘. — Darauf rief er: ‚Allons, Kinder! zumarschiert‘, und jagte, was er konnte, nach dem Wirtshaus zu, wo er sie wohl bei einer guten Bouteille Wein angetroffen haben mochte; den guten Abend aber und das Kompliment, so er ihnen geboten haben mag, habe ich nicht gehört.“ —

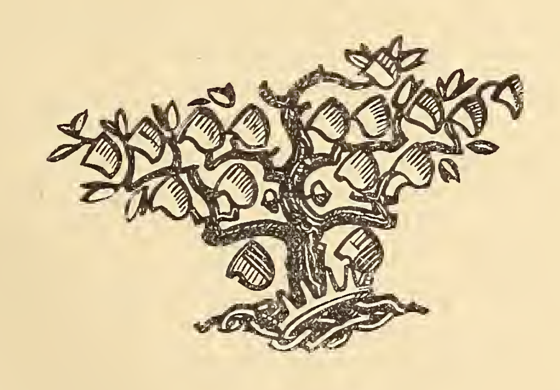
So weit der wackere Rauch. — In seinem weiteren Verlaufe erzählt das Tagebuch, wie die gothaischen Truppen sich ermannten und wieder nach Wasungen zurückzogen. Dort hatten sich unterdes die feindlichen Milizen aus Meiningen festgesetzt. Nicht gerade in der kriegerischen Bedeutung des Wortes. Sie saßen vielmehr lustig im Wirtshause, höchst überrascht, daß die Besatzungstruppen nicht einmal ihren Anblick ausgehalten hatten. Deshalb neigten sie zu der gefährlichen Ansicht, daß ihre Gegner gar nicht zurückkehren würden, hatten aber doch, um behaglicher zu sein, die Tore der wieder eroberten Stadt zugeschlossen und feierten jetzt mit ihren Wasunger Freunden ein Siegesfest in dem Getränk, welches Gotha verlassen. Aber geräuschlos nahte ihnen das Verderben. Nach ein Uhr in der Nacht nähert sich der erbitterte Rauch mit seinen Grenadieren der sorglosen Stadt; wieder donnern die Äxte, ein Tor wird gesprengt, und die Soldaten dringen wieder ein. Jetzt kommt an Meiningen die Reihe, der eigenen Rettung zu gedenken. Die Milizen sind eifrig, die Stadt zu verlassen, nur zwischen Jägern aus Meiningen und den Eindringenden werden einige Schüsse gewechselt. Noch zieht ein Oberst von Meiningen mit Reiterei und der Hauptkolonne heran, aber die Reiter fliehen nach einem Schuß aus grobem Geschütz, und die Hauptkolonne entfernt sich; zuletzt machen andere Milizen noch einen Schlußversuch, anzugreifen, auch sie werden durch einige Schüsse verscheucht; die gothaischen Truppen behaupten Wasungen.

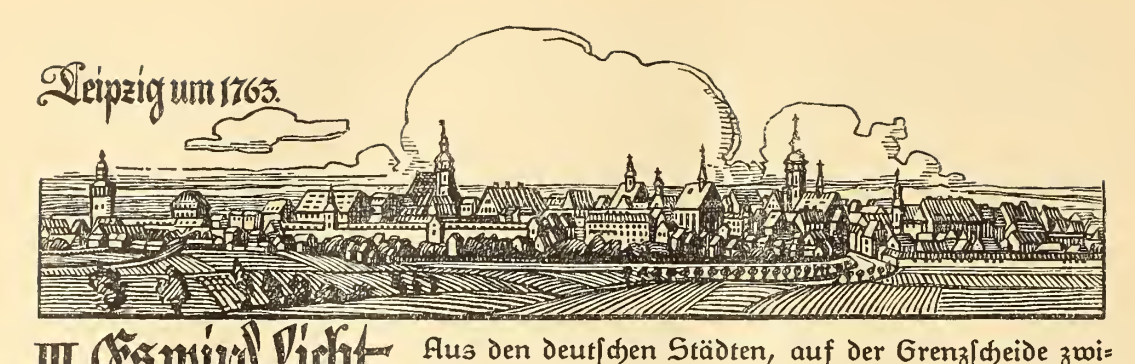
Sogleich nach der ersten Einnahme von Wasungen hatte man zu Meiningen selbst in größter Bestürzung Frau von Gleichen mit ihrem Manne in einen Wagen gesetzt und den gothaischen Truppen zugeschickt. Dort war man aber gar nicht erfreut, die Veranlassung der Händel beseitigt zu sehen, und die armen Hofleute fanden einen sehr kalten Empfang. Beider Gesundheit war durch Ärger, Gram und die lange Kerkerhaft gebrochen, schon im Jahre 1748 starb Herr von Gleichen und bald darauf seine Frau. Unterdes schwirrten die Flugschriften und die Promemorias, Mandate des Reichskammergerichts und amtliche Sendschreiben über diese leidige Angelegenheit in Deutschland hin und her, die gothaischen Truppen hielten Wasungen besetzt, Anton Ulrich weigerte sich hartnäckig, die Entschädigungsansprüche Gothas anzuerkennen, und zahlreiche fürstliche Stimmen wurden laut, welche den Spruch des Reichskammergerichts und die Exekution der Gothaer als eine Ver-

letzung der Hoheitsrechte eines deutschen Regenten verurteilten. Das tat auch Friedrich der Große.

Da, als der Herzog von Gotha gerade in zweifelhafter Lage war, bot sich für ihn eine neue Aussicht und ein neuer Gegenstand des Streites. Der Herzog von Weimar war gestorben und hatte verfügt, daß sein Vetter in Gotha während der Minderjährigkeit seines einzigen Sohnes die Vormundschaft führen sollte. Schnell setzte sich der Herzog von Gotha in den Besitz der Vormundschaft, ließ sich huldigen, und wieder entbrannte ein heftiger Zank mit Anton Ulrich und dem Herzog von Koburg, welche das Recht der Gothaer auf die Vormundschaft bestritten. Da stellte Friedrich II. von Preußen dem bedrängten Herzog von Gotha seine guten Dienste in Aussicht, wenn dieser ihm die auserwählte Gardemannschaft von Weimar, zweihundert Mann, als ein kleines Geschenk anbieten und ihn dadurch zu Dank verpflichten wollte. Dies geschah. Mit zweihundert Mann weimarischer Garde erkaufte sich der Herzog von Gotha seine Bestätigung als Administrator dieses Landes und die Beendigung des Wasunger Streites. Zweihundert Landeskinder von Weimar, welche der Streit gar nichts anging, wurden in willkürlichster Weise weggegeben, wie eine Herde Schafe. Ein fremder Fürst verschacherte sie gegen alles Recht.

Die zweihundert aber zogen mit König Friedrich in den Siebenjährigen Krieg.





III. Es wird Licht.

Aus den deutschen Städten, auf der Grenzscheide zwischen zünftiger Arbeit und freier Erfindung, war die Kunst des Bücherdrucks in die Welt gekommen, der größte Erwerb des Menschengeschlechts nach Entdeckung der Buchstabenschrift. Denn seit der Geist eines Mannes in Holz und Leder eingeschnürt zu gleicher Zeit auf tausend Straßen über die Erde ziehen konnte, hatte eine Entfaltung der Menschenkraft in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Handwerk begonnen, nicht nur mächtiger, mannigfacher, reicher, auch grundverschieden von dem stillen Grübeln der Vergangenheit. Seitdem wurde in Jahrhunderten eine Wandlung der Völker hervorgebracht, welche sonst in Jahrtausenden nicht möglich gewesen war. Jeder einzelne wird mit seinen Zeitgenossen, jedes Volk mit allen anderen Kulturvölkern zu einer großen geistigen Einheit zusammengeschlossen, erst jetzt ist ein regelmäßiger Zusammenhang in der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts gesichert; der Geist des einzelnen erhält eine Erdendauer, die vielleicht Jahrtausende die Atemzüge seiner Brust überleben mag, die Seelen der einzelnen Völker aber gewinnen eine Fähigkeit, sich zu verjüngen, welche ihr Ableben nach den alten Gesetzen der Natur, wie wir hoffen dürfen, in unberechenbare Ferne hinausschiebt.

Wenige Jahrzehnte war die schwarze Kunst erfunden, da begann ein Frühlingssturm in den Seelen. Aus den Schriften der Römer verkündeten mit Entzücken die Humanisten, wieviel Schönes und Großes in der antiken Welt gewesen war, zürnend hielten sie den Schatz edler Empfindungen, welcher aus der entfernten Vergangenheit in ihre Seelen fiel, gegen das rohe oder verderbte Leben, das sie um sich erblickten. Das heilige Buch in der Hand, stritten fromme Geistliche für das überlieferte Wort der Schrift, gegen die römische Zwingherrschaft und die gefälschten Traditionen der Kirche. Und durch tausend Bücher, die sie selbst geschrieben, erhoben sie das Gewissen der Völker zu dem größten geistigen Kampfe, der seit dem Aufsteigen des Sternes von Bethlehem über das Menschengeschlecht gekommen war; und wieder durch tausend Bücher weihten sie nach den ersten Siegen ihrem Volke alle irdischen Verhältnisse aufs neue, die Pflichten und Rechte des Mannes, der Familie, der Obrigkeit, als die ersten Erzieher, Lehrer, Bildner der großen Menge.

Aber nicht die Freude an alten Dichtern und Statuen, auch nicht der gewaltige Krieg, welcher jetzt um die Lehren der Kirche geführt wurde, nicht Philologen und nicht Theologen des sechzehnten Jahrhunderts haben den größten Segen der neuen

Kunst durch die Länder getragen, nicht sie allein haben die Anschauung reicher, das Urteil sicherer, Liebe und Haß größer gemacht. Das geschah durch Lettern und Holzschnitt noch auf anderem Wege, langsam, den Zeitgenossen unbemerkbar, für uns staunenswert.

Der Mensch lernte allmählich anders sehen, beobachten, urteilen. Wie scharf die Sinnentätigkeit des einzelnen im Mittelalter gewesen war, die Bilder, welche aus der Außenwelt in die Seele fielen, wurden ihm zu leicht verzogen durch die hastige Tätigkeit der Phantasie, welche Träume und Ahnungen und unzeitige Vermutungen in die Beobachtung mischte. Jetzt war das deutliche schwarz auf weiß immer zur Hand, ein fester unveränderlicher Bericht über das, was bereits andere geschaut und erfahren. Jeder konnte die eigene Auffassung an der fremden, das Urteil der anderen an dem eigenen prüfen. So begann die neue, nüchterne, klare Auffassung der Welt, so wuchs das Bedürfnis und Bestreben, zu beobachten. Man sammelte die Bilder der Tiere und Pflanzen, unterschied genauer die Formen und Arten; man verzeichnete Städte, Flüsse, Gebirge und schnitt sich ein Bild der Länder in Holz; man untersuchte die Gewalten der Natur, die Zugkraft des Magnets, Dehnbarkeit der Luft, Brechung des Lichtstrahls; man erfand immer neue Werkzeuge, welche die Sinne schärften und ergänzten. Schnell öffneten sich dem Auge neue Welten; wie der Mensch den Weg durch die geheimnisvolle Dämmerung des Ozeans ahnend schaute, so fand er bald sichere Pfade durch die ungeheuren Räume des Äthers.

Und in der Fülle der neuen Eindrücke sucht die Seele vorsichtig einen festen Halt. Auffallend schnell und allgemein entwickelt sich die Freude am Messen und Rechnen, an der streng gesetzlichen Entwicklung der Zahlen und Größen aus einander, an der unbedingten Sicherheit ihrer Beweise. Die Zucht und strenge Ordnung der mathematischen Wissenszweige ziehen die suchende, ungeschulte Seele mit unwiderstehlicher Gewalt an. Während das Volk nicht müde wird, den wundervoll künstlichen Bau der Nürnberger Taschenuhren zu bewundern, und sich immer wieder nach den gedruckten Büchlein Sonnenuhren an die Mauern zeichnet, findet Copernikus die Bewegung unseres Sonnensystems, beobachtet Galilei die Monde des Jupiter, erkennt Kepler kurz vor den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges die großen Gesetze des Falles und des planetarischen Umlaufs.

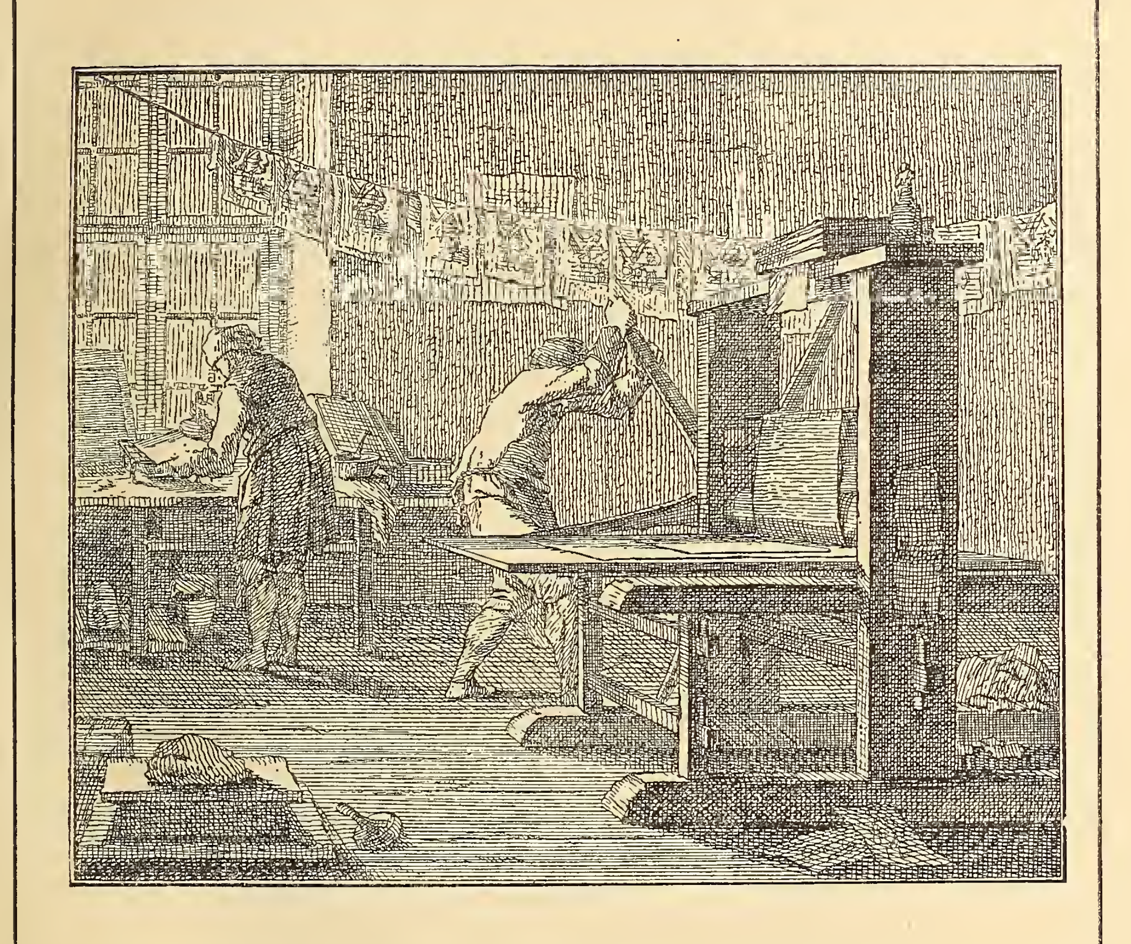
Durch zwei Jahrhunderte wurden die mathematischen Wissenschaften Grundlage des geistigen Fortschritts. Mit ihnen das Studium der Natur, welches auf Wägen und Messen, auf Scheiden und Verbinden der einzelnen Stoffe beruhte, nächst der Astronomie die Chemie. Das Zusammengesetzte in Einheiten aufzulösen, durch Verbindung der Einheiten neue Bildungen hervorzubringen, das wurde erstrebt. Nichts ist so bezeichnend für die Herrschaft dieser Richtung, als der Traum, den noch der große Leibniz hatte, sogar den Geist der Sprache, d. h. den gesamten geistigen Inhalt der Menschen, in mathematischen Formeln darzustellen und so einen neuen Weg zu schaffen, durch welchen der geistige Inhalt eines einzelnen Menschen

Ausbildung des deutschen Buchdruckwesens.

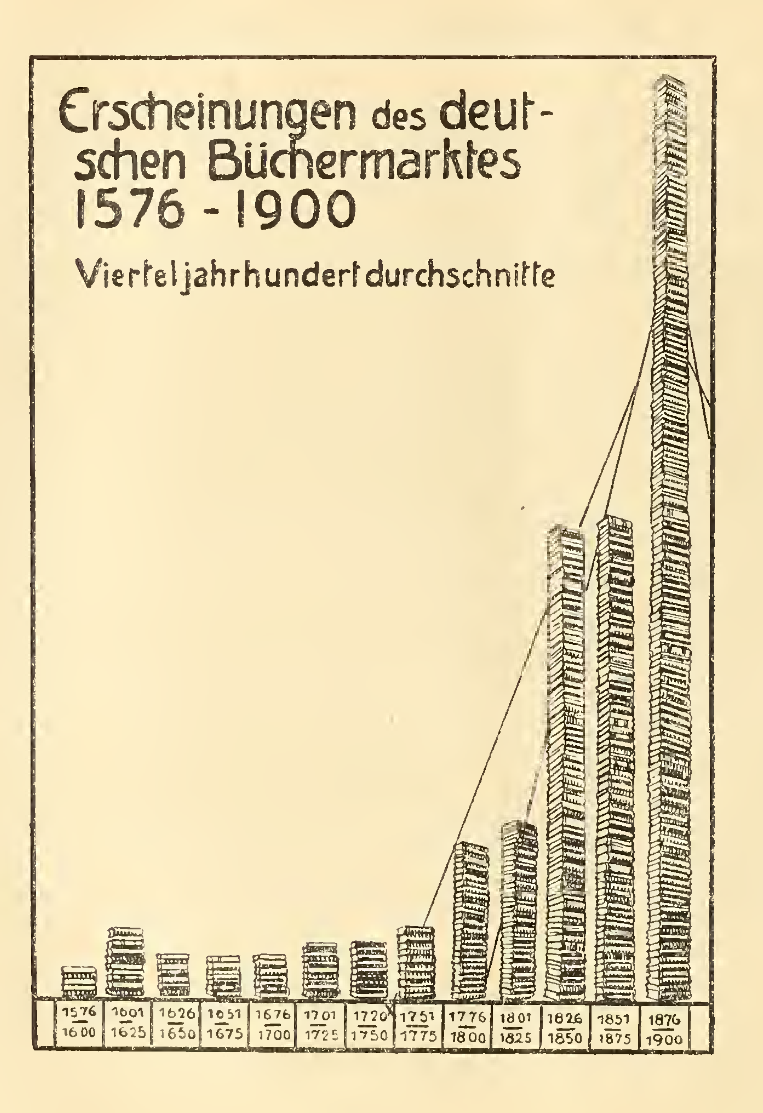


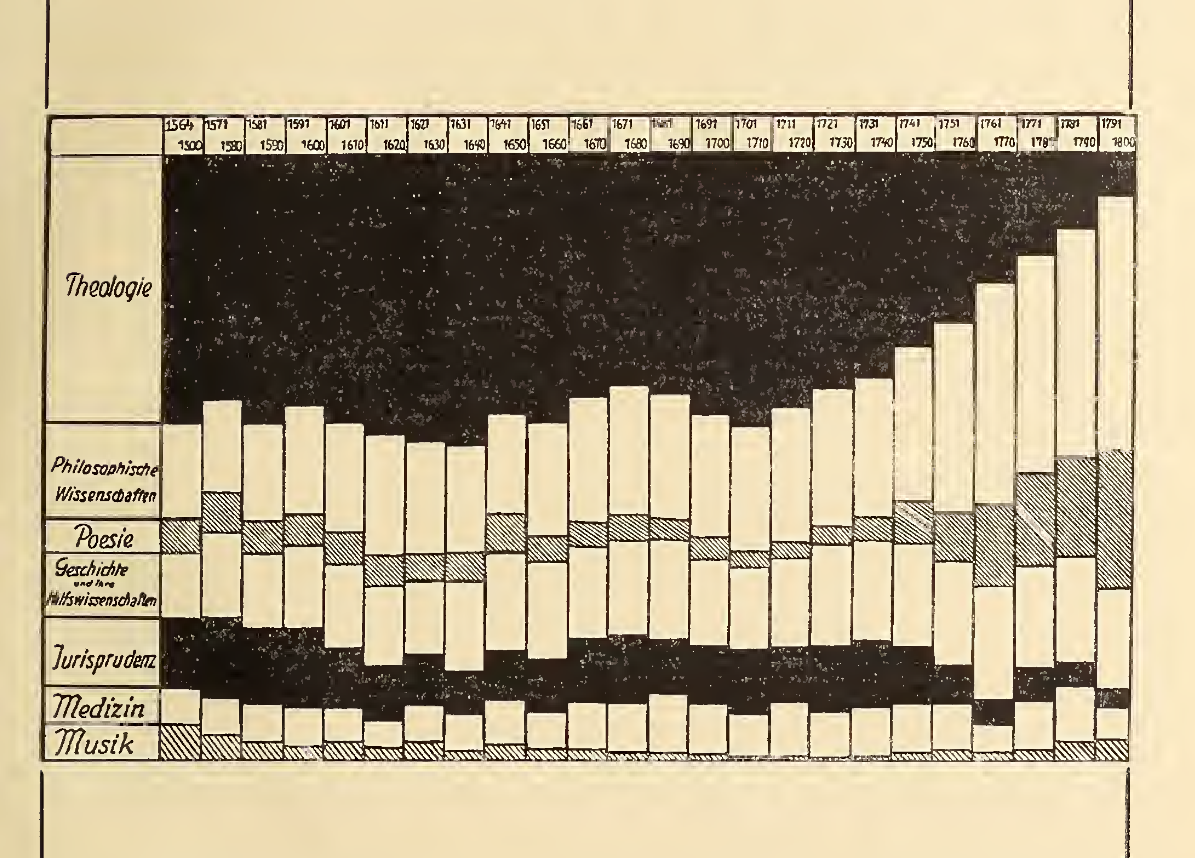
Umfangsvermehrung der „Vossischen Zeitung", Berlin. (Die Bändereihe beginnt mit dem Kleinoktav-Jahresbande 1725 und reicht bis zu einem Folio-Monatsbande 1914.)

(Für den Bildschmuck wird, den Holzschnitt verdrängend, im 17. und 18. Jahrhundert der Kupferstich herrschend, den, um 1800, das neue Steindruckverfahren ergänzt, das mit dem erneuerten Holzschnittverfahren und dem Stahlstich bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts den Vorrang behauptet, bis dann die Erfindungen der Photographie die photomechanische Reproduktionstechnik in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Entfaltung kommen lassen. Für den Buchdruck bezeichnet die Erfindung der Schnellpresse, um 1800, den Beginn des Maschinenzeitalters; die schon am Ausgange des 18. Jahrhunderts beginnende Einführung des Maschinenpapiers ergänzt die Papierherstellung aus Holzstoff um die Mitte des 19. Jahrhunderts. — Aus den Anzeigen- (Intelligenz-) Blättern des 18. Jahrhunderts entwickelt sich die Zeitungsanzeige, die für immer weitere Gebiete des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens Geltung erhält. Daneben gewinnen nicht nur die selbständigen Drucksachen im amtlichen Verkehr und für die kaufmännische Tätigkeit im Werbewesen erhöhte Bedeutung, sie werden mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch vielfach schon dem einzelnen für persönliche Lebensverhältnisse in Gelegenheitsdrucken nutzbar.)



Kupferstecherwerkstatt. 18. Jahrhundert.
(Radierung von J. W. Meil.)


Erscheinungen des deutschen Büchermarktes
1576 - 1900
Vierteljahrhundertdurchschnitte
1576 1600
1601 1625
1626 1650
1651 1675
1676 1700
1701 1725
1720 1750
1751 1775
1776 1800
1801 1825
1826 1850
1851 1875
1876 1900



Der Anteil der einzelnen Wissenschaftsgebiete an der deutschen Bücherproduktion.
(Statistische Tabelle nach den Meßkatalogen von 1564—1800.)

Num. LXXI.
Dienstag / den 2. September. Anno 1749.

Anhang zu denen
Wochentlichen Franckfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten worinnen die allhier zu Franckfurt Proclamirt und Copulirte, wie auch drüben in Sachsenhausen getaufft und beerdigte, vom 24. August biß den 31. August. 1749. mitgetheilet werden.

Proclamirt und Ehelich-Aufgebottene allhier in Franckfurt.

Am 13. Sonntage nach Trinitatis, den 31. August.

Joh. Philipp Pfannenstiehl, und Jungf. Maria Margareta Engelin.
Johann Georg Fuchß, Peruquenmacher, und Margareta Elisabeth Lincкerin / Wittib.
Joh. Reinhard Seipel / Blumengärtner, und Juliana Maria Hellwigin.

Copulirt und Ehelich Eingeseegnete allhier in Franckfurt.

Montags den 25. ditto.

Hr. Cornelius Zimmerius, Bierbrauer, und Jungfer, Anna Christina Gaubin.
Joh Dieterich Benckhard, Haffnermeister, und Jungfer, Catharina Margareta Rüdingerin.
Adam Höhl, Schreiner, und Jungf. Eva Landauerin.

Dienstags, den 26. ditto.

Hr. Caspar Jacob König, Becker, und Jungfer, Maria Magdalena Dimmlerin.
Georg Friederich Grünau, Zimmermeister, und Jungf. Magdalena Christina Hedlerin.
Joh. Christoph Westken, Schumacher, und Jungfer, Anna Catharina Davidin.
Joh. Jacob Kreußler, Taglöhner, und Anna Sibylla Kartreiberin.

Getauffte hierüben in Franckfurt.

Sonntags, den 24. dito.

Joh. Leonhard Götz, Schuhmacher, eine Tochter, Juliana Veronica.
Georg Mertz, Wagner, eine Tochter, Anna Catharina.
Paul Despa, Gärtner, eine Tochter, Anna Margaretha.
Joh. Conrad Götz / Constabler, eine Tochter, Elisabetha Wilhelmina Catharina.

Montags den 25. ditto.

Hr. Joh. Friederich Jancke, Handelsmann, einen Sohn, Joh. Christoph.

Dienstags den 26. ditto.

Henrich Würgan, Schumacher, einen Sohn, Peter.
Henrich Wilhelm Bernhard, Kutscher, einen Sohn, Joh. Bernhard.
Henrich Wilhelm Ditschler, Reitknecht, einen Sohn, Joachim.
Andreas Henrich / Grenadirer / einen Sohn, Joh. David.

Donnerstags, den 28. ditto.

Ulrich Schleisser / Steindecker / einen Sohn, Joh Nicolaus.
Philipp Jacob Hanecker, Kutscher, einen Sohn / Friederich.

Freytags, den 29. ditto.

S. T. Hr. Joh. Caspar Goethe / Ihro Röm. Kayserl. Majestät würcklicher Rath / einen Sohn, Joh. Wolffgang.

Großherzoglich Sachsen-Weimarischer
wirklicher Geheimerath und
Staatsminister
von Goethe.

Gestern Vormittags halb Zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Grofsherzogl. Sächsische wirkliche Geheime-Rath und Staatsminister

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,

nach kurzem Krankseyn, am Stickflufs in Folge eines nervös gewordenen Katharrhalfiebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März
1832.

OTTILIE, von GOETHE, geb. von POGWISCH,
zugleich im Namen meiner drei Kinder,
WALTHER, *WOLF* und *ALMA* von GOETHE.

Anzeige von Goethes Geburt in den „Wöchentlichen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten", Frankfurt a. M.

Besuchskarte Goethes (mit einem eigenhändigen Bleistiftvermerk: Einladung an J. P. Eckermann. 11. Juni 1823). (Stahlstich.)

Anzeige von Goethes Tod. (Einblattdruck, der in schwarzgerändertem, mit Goethes Siegel in schwarzem Abdruck verschlossenem Umschlag von Ottilie von Goethe versandt wurde.) (Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

und Volkes direkt, ohne Vermittlung der verschiedenen Sprachen, auf andere übergehen könne.

Unterdes waren auch die geschichtlichen Kenntnisse und die Kunde alter Sprachen in ähnlicher Weise fortgeschritten, überall ein emsiges Zählen, Messen, Zusammentragen der Einzelheiten, Aufsammeln einer ungeheuren Stoffmenge. Geschichtliche Urkunden, Diplome und alte Aufzeichnungen werden in großen Sammelwerken herausgegeben. Die Wörter und Bildungsgesetze der antiken Sprachen werden genauer beobachtet, in Grammatiken und Wörterbüchern immer zahlreicher verbunden. Über sehr viele Einzelheiten der Privataltertümer, über Hüte und Schuhe, über Sänften, Schellen und Tintenfässer der Alten werden besondere Abhandlungen geschrieben. Wo ein Zusammenfassen des Stoffes versucht wird, bleibt es ganz äußerlich.

Aber nicht die einzelnen Kenntnisse, wie groß ihr Umfang sei, befriedigen den Menschen. Das Wissen soll ihm helfen, zunächst das eigene Leben auf Erden sicher und gedeihlich zu bilden, seine Pflichten und Rechte will er dadurch festigen. Und wieder dem großen Rätsel des Lebens, dem Verhältnis zu dem Ewigen, will er durch ihre Hilfe näher kommen. Auf sich selbst und auf seinen Gott bezieht der Mensch alles, was er weiß.

Die Bürgerkriege in Frankreich, die Freiheitskämpfe der Niederländer, das dreißigjährige Elend Deutschlands und die Empörung des englischen Rechtsgefühls gegen die Stuart hatten dem Politiker und dem Privatmann eine Menge neuer Vorstellungen über das Verhältnis der Staaten zu einander, über die Stellung des Mannes im Staat in die Seele geschlagen. Wie verschieden waren die Gesetzgeber, welche das Leben jedes einzelnen leiteten: die jüdischen Priester, die Gemeinde der Apostel, die Juristenschulen des alten Roms, langobardische Könige, herrschlustige Päpste! Und neben Gesetzen, die aus vergangenen Jahrtausenden und verlebten Völkern stammten, galten Erinnerungen aus der deutschen Vorzeit: Weistümer, Willküren, Rechtsspiegel, Ordnungen und Privilegien. Nach ihren Bestimmungen wurde dem Deutschen Haus und Hof, Weib und Kind, geerbtes und erworbenes Gut erhalten und genommen. Und gerade nach dem großen Kriege hatte sich über allem Recht der Herrenwille des einzelnen und die tyrannische Gewalt einer herzlosen Regierungsweise erhoben. In solchem Gewirre von Gesetzen, in der Unterdrückung des Rechtes durch Staatsgewalt begehrte das Gemüt des Menschen neue Stützen. Und wie die Pietisten von der Kirche eine würdigere Auffassung menschlicher Rechte und Pflichten forderten, so begann auch der Jurist nach dem großen Kriege das natürliche Recht des Menschen dem Unrecht des gewalttätigen Staates gegenüber zu setzen, das vernünftige Recht der Staaten gegen ränkesüchtige Politiker zu verfechten. Neben den mathematischen Disziplinen und der Naturwissenschaft wurde die Rechtswissenschaft die Werkstätte, in welcher sich die Geister zu idealen Forderungen an das Leben bildeten. Aus ihnen erblühte die neue Weltweisheit.

So oft in den einzelnen Kreisen des Wissens ein neuer massenhafter Stoff zusammengetragen ist, so oft Kenntnis und Urteil nach vielen Richtungen erweitert sind, entsteht das unabweisbare Bedürfnis, die neugefundene Habe in eine innere Verbindung zu bringen. Alle höchsten und letzten Fragen des Menschen, das Verhältnis zwischen Körper und Seele, Natur und Gott, Tod und Unsterblichkeit fordern eine Antwort. Diese Antwort zu finden ist zu aller Zeit die Aufgabe der Philosophie. Aber sehr unvollkommen ist jedem Jahrhundert das Geheimnis des Lebens aufgeschlossen; was der Mensch aus Natur und Geschichte erspäht, ist unendlich wenig im Vergleich zu dem unendlichen Reichtum dessen, was ist und war. Ja, alles Leben birgt ein letztes Geheimnis in sich, das sich der menschlichen Forschung immer wieder entzieht. Durch Beobachten der äußern Erscheinung und der Zahlenverhältnisse, durch Messen der Räume und Größen, durch Zerlegen des Zusammengesetzten in einfache Stoffe, durch das Erkennen vieler einzelner Eigenschaften wird der volle Inhalt des Lebenden niemals gewonnen. Endlos ist die Arbeit der Wissenschaft, neue Seiten, neue Lebensäußerungen des Vorhandenen zu erfassen, ohne Aufhören entstehen neue Wissenszweige, jede Zeit gräbt neue Gänge nach dem großen Geheimnis, jede hat Ursache, mit freudigem Selbstgefühl auf die Vergangenheit zurückzusehen, welche soviel weniger Mittel hatte. Und deshalb hat jede Zeit das Bedürfnis, aus dem Gewinn der einzelnen Wissenschaften sowie aus den sittlichen Forderungen, welche durch das neue Wissen und Können entstanden sind, ein neues Gebäude der Philosophie aufzuführen. Immer entspricht dieser Bau dem Verständnis und den Bedürfnissen seiner Zeit. Aber jedes philosophische System ist durch die Persönlichkeit der Zeit und seiner Erbauer beschränkt, jedes wird durch neue Fortschritte und neue Bedürfnisse überwachsen. Diese Arbeit des neuen Findens und des Zusammenfassens umspannt das geistige Leben des Volkes. Je reichlicher die Vorarbeit in den einzelnen Wissenschaften war, und je edler Geist und Charakter des kombinierenden Denkers sind, welcher seiner Zeit das neue System erschafft, desto größer ist das Gefühl des Fortschritts und die begeisterte Freude der Zeitgenossen über einen idealen Inhalt, der die einzelnen aus den selbstsüchtigen Zwecken ihres Lebens heraushebt. Die Voraussetzung aller Philosophie aber ist ein ewiges Sehnen und Suchen, ein unablässiges Prüfen der gewonnenen Wahrheiten, ein unaufhörliches Abwandeln und Fortbilden der geistigen Habe. Die Bewegung ist es, welche die Wissenschaft lebendig erhält, unendlich die Arbeit, unendlich der Fortschritt, und in dieser Unendlichkeit der irdischen Arbeit liegt alles Glück, alles Leben des Menschengeschlechts und die Bürgschaft der Dauer.

Seit dem Dreißigjährigen Kriege beginnt bei den großen Kulturvölkern die systematische Darstellung der Überzeugungen, welche die Wissenschaft nach ihrem damaligen Standpunkte über Gott, die Schöpfung und Regierung der Welt geben konnte. Der Franzose Descartes, der Engländer Locke, der Holländer Spinoza, unter starkem Einfluß der Nachbarvölker die Deutschen Leibniz Thomasius, Wolf.

Sie alle, mit Ausnahme des freieren Spinoza, waren sorglich bemüht, ihre Systeme von der göttlichen Ordnung in der Natur und dem Menschengeiste mit den Lehren der christlichen Theologie in Einklang zu erhalten. Allerdings brach der innere Gegensatz bei jedem von ihnen hervor.

Denn seit Descartes den Satz aufgestellt, nichts dürfe dem forschenden Menschengeiste wahr und fest sein, als was ihm unwiderleglich bewiesen worden, — seitdem war es mit dem Autoritätsglauben vorbei. Freudig trat die Wissenschaft ihre neue Herrschaft an, indem sie Gott und die Welt, Seele und Leib, aber auch Pflichten und Rechte des Menschen zu erweisen suchte, als bestehend, als vernünftig und notwendig. Die sichtbare Welt wurde von großen Mathematikern in unendlich viele Einzelheiten zerlegt, aus deren Verbindung alles Leben hervorgehe, und das Göttliche aus dem Leben des Geistes wie der Körperwelt als Ureinheit, als Weltseele begriffen. Der Gottesgelehrte aber, einst der strenge Herr der Wissenschaft — auch Luther hatte noch das Wort der Heiligen Schrift über alle Vernunft hinausgestellt —, erfand jetzt eine „natürliche" Theologie als Bundesgenossin zu der „offenbarten". Eifrig suchten junge Theologen in der Weltweisheit neue Stützen ihres Glaubens. Aus der Bewegung der Sterne, aus dem vulkanischen Feuer, ja, aus den Windungen der Schneckengehäuse wurde Notwendigkeit und Weisheit des Schöpfers mit vielem Behagen bewiesen. Und schon fehlen solche nicht, welche den persönlichen Gott, seinen Actus der Schöpfung und der Unsterblichkeit der Seele leugneten. Gegen solche einzelne Deisten und Atheisten erhob sich aber noch die Mehrzahl der Philosophen und die christliche Frömmigkeit des gesamten Volkes.

Die großen deutschen Gelehrten, welche um den Aufgang des achtzehnten Jahrhunderts Führer dieser Bewegung wurden, trugen das heilige Feuer in die verschiedenen Kreise des deutschen Lebens. Leibniz, die große schöpferische Kraft seiner Zeit, eine wundervolle Mischung von elastischer Schmiegsamkeit und fester Ruhe, von überlegener Sicherheit und duldungsvollem, verbindlichem Wesen, wirkte durch seine zahlreichen Monographien und seinen unendlichen Briefwechsel vorzugsweise auf die Führer der Nation und das Ausland, auf Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, nach allen Seiten Bahn brechend, vorauseilend, die weitesten Aussichten eröffnend. Und wieder Thomasius, geistvoll, leichtbewegt, kampflustig, beifallsbedürftig, regte auch die Gleichgültigen und Kleinen durch seine geräuschvolle Tätigkeit zu Parteien auf. Er kämpfte als der erste deutsche Journalist in der Presse mit Spott und Ernst, bald Verbündeter der Pietisten gegen die verfolgungssüchtige Orthodoxie, bald Gegner der schwärmerischen Wiedererweckten, für Duldsamkeit, reinere Sittenlehre, gegen jede Art Aberglauben und Fanatismus. Endlich der jüngere Christian Wolf, der große Professor, wurde ein regelrechter, klarer, nüchterner Lehrer, welcher in langjähriger, segensvoller Wirksamkeit das System zusammenschloß und die Schule gründete.

Solche Zeit, in welcher das Große, was der einzelne Mann gefunden, zahlreiche Schüler begeistert, ist eine glückliche Periode für Millionen, welche an dem

neuen Erwerb vielleicht gar keinen unmittelbaren Teil haben. Immer liegt auf der ersten Tätigkeit einer Schule etwas von der apostolischen Weihe. Was in der Seele des Lehrers sich mühsam unter innern Kämpfen herausgebildet hat, das wirkt auf die jungen Seelen als etwas Großes, Festes, Erhebendes. Mit der Begeisterung und der Pietät verbindet sich der Drang, selbstschöpferisch den neuen Erwerb fortzubilden. Schnell erfüllen die Lehrsätze das gesamte Leben des Volkes, sie wirken nicht nur in den einzelnen Wissenschaften, auch in allen Richtungen des praktischen Geistes, auf Gesetzgebung und Staatsverwaltung, auf Hausordnung und Familienzucht, in der Werkstätte des Künstlers und Handwerkers.

Zuerst flammt das neue Licht seit 1700 in allen Wissenschaften auf. Akademien, gelehrte Zeitschriften, Preisaufgaben werden gestiftet. Durch die Führer wird die deutsche Sprache als Sprache der Wissenschaft gleichberechtigt, bald siegreich neben die lateinische gestellt, und diese glorreiche Tat wird der erste Schritt, die gesamte Nation in eine ganz neue Verbindung zu den Gelehrten zu setzen.

Aber das neue Leben dringt auch kurz nach 1700 mit unwiderstehlicher Gewalt in die Häuser, in Schreibstube und Werkstatt des Bürgers. Jeder Kreis menschlicher Tätigkeit wird prüfend durchforscht. Landwirtschaft, Handel, die Technik der Gewerbe werden in handlichen Lehrbüchern zugänglich gemacht, welche noch heute die Grundlagen unserer technologischen Literatur sind. Über Rohstoffe und ihre Verarbeitung, über Mineralien, Farben, Maschinen wird geschrieben, an vielen Orten schießen allgemeinverständliche Zeitschriften auf, welche die neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft für den Handwerker und Fabrikanten zu verwerten suchen. Selbst in die Hütte des armen Bauern fallen einzelne Strahlen des hellen Lichtes, auch für ihn entsteht eine kleine menschenfreundliche Literatur. Aber auch die sittliche Wirkung jedes irdischen Berufes wird dargestellt, über die Tüchtigkeit und Bedeutung des Arbeiters, des Beamten wird Erhebendes gesagt, der innige Zusammenhang der materiellen und geistigen Bedürfnisse des gesamten Volkes wird verkündet, unablässig wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Schlendrian alter Bräuche zu verlassen, sich um das vorgeschrittene Ausland zu kümmern, Bedürfnisse desselben und fremdes Wesen kennenzulernen. Und wieder über Tracht und Sitten wird in ganz neuer Weise geschrieben, launig, spöttisch, tadelnd, immer mit dem Wunsche, zu bilden, zu bessern. Sogar die besonderen Fehler der Stände und Berufszweige, die Schwäche der Frauen, die Roheit und Unredlichkeit der Männer werden unablässig beurteilt und gezüchtigt. Noch ungeschickt, zuweilen pedantisch und kleinlich, aber doch mit eifrigem Sinn und mit Redlichkeit.

So gerät das gesamte Privatleben der Deutschen in eine unruhige Bewegung, überall ringen neue Ideen mit alten Vorurteilen, überall sieht der Bürger um sich und in sich eine Wandlung, der er nur schwer widerstehen kann. Noch ist die Zeit arm an einzelnen großen Erscheinungen, aber überall ist in den kleinen eine treibende Kraft erkennbar. Nur wenig Jahrzehnte, und die neue Aufklärung sollte aller Welt

zur Freude ihre Blüten tragen. Immer noch sind die Weltweisheit und die gewöhnliche Bildung vorzugsweise abhängig von Mathematik und Naturwissenschaft, aber schon beginnt seit Johann Matthias Gesner die Altertumskunde, der zweite Pol aller wissenschaftlichen Bildung, die geschichtliche Entwicklung der Völkerseelen zu begreifen. Wenige Jahre nach 1750 reist Winckelmann nach Italien.

Und wie lebten die Bürger, aus deren Häusern der größte Teil unserer Denker und Erfinder, der Gelehrten und Dichter hervorging, welche die neue Bildung weiterführen sollten, kühner, schöner, freier?

Es ist eine mäßig große Stadt um 1750. Noch stehen die alten Ziegelmauern, Türme nicht nur über den Toren, auch hier und da über den Mauern. Manchem ist ein hölzernes Notdach aufgesetzt, in den stärksten sind Gefängnisse eingerichtet, andere, baufällige, die vielleicht im großen Kriege zerschossen wurden, sind abgetragen. Auch die Stadtmauer ist geflickt, vorspringende Winkel und Basteien liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen sind dahinter gepflanzt und ragen über die Steine; der Stadtgraben auf der Außenseite liegt zum Teil trocken, dann weiden wohl noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiserner Häkchen aufgestellt und spannen friedlich die Tücher daran auf; die gewöhnlichste Farbe ist seit den Pietisten „Pfeffer und Salz", wie man schon damals sagte, und die alte Lieblingsfarbe der Deutschen, Blau, das nicht mehr aus deutschem Waid, sondern aus dem fremden Indigo bereitet wird. Noch haben die engen Toröffnungen hölzerne Bohlentore, oft zwei hintereinander; sie werden zur Nachtzeit von der Stadtwache geschlossen, welche dort auf Posten steht, aber erst durch Klopfer und Glocke geweckt werden muß, wenn jemand von außen Einlaß begehrt. Auf der innern Seite der Stadtmauer sind zuweilen noch Bruchstücke der Holzgalerien zu sehen, in denen einst die Bogen- und Hakenschützen standen, aber nicht überall ist der Weg längs der Mauer frei, schon sind dürftige Häuser und Schuppen angeleimt.

Im Innern der Stadt stehen die schmucklosen Häuser noch nicht so zahlreich wie in früheren Jahrhunderten, noch liegen einzelne wüste Stellen dazwischen, die meisten aber sind von den Wohlhabenden gekauft und in Gärten verwandelt. Vielleicht ist schon ein Kaffeegarten nach dem Muster des berühmten Leipziger angelegt, dann stehen einige Baumreihen und Bänke darin, und in der Gaststube lehnen am Verschlage des Wirtes die Gipspfeifen der Stammgäste, aber seit kurzem ist neben dem Gips der Maserkopf und der teure Meerschaum aufgekommen. In der Nähe des Hauptmarktes werden die Häuser stattlicher, nicht überall sind die alten Lauben erhalten, bedeckte Gänge, welche einst in einem großen Teile Deutschlands durch das Unterstock der Markthäuser führten, die Gehenden in der Regenzeit schützten und das Leben des Hauses mit der Straße verbanden. An dem massiven Bau des Rathauses sind die alten Pfeiler und Gewölbe durch rohen Kalkanwurf und durch Zwischenmauern verklebt, in den düstern lichtarmen Räumen des Innern hängen Spinnengewebe, erheben sich graue Mauern von Akten, lagert unendlicher Staub;



München. 18. Jahrhundert.
(Gemälde von Bernardo Bellotto, gen Canoletto. Residenz-Museum, München.)

V S. 116

in der Ratsstube stehen die steifen Polsterstühle, mit grünem Tuch und Messingnägeln beschlagen, im erhöhten Raum, dessen Schranke die Ratsherren von den Bürgern trennt; alles schmucklos und lange nicht getüncht, alles dürftig und unschön, wie eine unfertige Einrichtung; denn in dem neuen Staate fehlt Geld und Freude, die öffentlichen Gebäude zu schmücken, sie werden vom Bürger als ein notwendiges Übel betrachtet, ohne Teilnahme, ohne jedes Selbstgefühl. Noch sehen die Häuser des Marktes zum großen Teil mit spitzem Giebel auf die Straße, und zwischen den Häusern gießen weitvorspringende Dachrinnen ihr Wasser auf das schlechte Pflaster, das aus Feldsteinen kunstlos zusammengesetzt ist. Viele Giebel haben die schöne Gliederung des germanischen Stils verloren, wer verschönern will, läßt die Dachlinie in Rokokoschnörkeln, am liebsten gradlinig bis zur Spitze laufen. Unter den Häusern stehen einzelne Kirchen oder verlassene Klostergebäude mit Strebepfeilern und Spitzbögen. Gleichgültig sieht das Volk auf diese Überreste einer Vergangenheit, mit welcher es kaum durch eine teure Erinnerung verbunden ist; für die alte Kunst ist ihm das Verständnis ganz verschwunden; wie Friedrich von Preußen das Marienburger Schloß, so zerstört überall der nüchterne, verständige, lichtfordernde Sinn die Bauten alter Zeit. Vorsorglich hat der Magistrat die leeren Räume des Klosters zu einem Pfarrhaus oder zu Schulstuben eingerichtet, Fenster ausgeschlagen, Gipsdecken gezogen; dann schauen die Knaben von ihrer lateinischen Grammatik verwundert auf die Steinrosetten und die zierliche Arbeit des Meißels aus einer Zeit, wo dergleichen Unnötiges noch gebaut wurde, und in dem verfallenen Kreuzgange, durch welchen einst Mönche ernsthaft schritten, werfen sie jetzt aus hölzernem Schlüssel ihren Brummkreisel; denn der Circitor susurrans oder Mönch ist ein Lieblingsspiel dieser Zeit, das auch vornehme Herren in verkleinerter Form zuweilen in der Tasche führen.

Es ist bereits Ordnung in der Stadt, die Straßen müssen gekehrt werden; Düngerhaufen, welche fünfzig Jahre früher in ansehnlichen Mittelstädten vor den Häusern lagen, seit im Kriege die alte Sauberkeit verschwunden war, sind wieder durch Verordnungen beseitigt, welche die Räte des Landesherrn den Oberamtleuten, die Oberamtleute dem Ratskollegium zugeschickt haben. Auch der Viehstand der Stadt hat sich sehr verringert, die Schweine und Rinder, welche noch kurz vor 1700 zwischen den spielenden Kindern im Straßenschmutze sich belustigten, werden streng in Höfen und Hinterhäusern bewahrt, die Landesregierung sieht nicht gern, daß die Städter in den Ringmauern Vieh halten, denn sie hat die Torakzise eingeführt, und ein abgedankter Unteroffizier treibt sich, den Rohrstock in der Hand, in der Nähe des Tores umher, um die Karren und Körbe der Landleute zu untersuchen. So hat sich die Viehzucht in die dürftigen Vorstädte und die Vorwerke gezogen, nur in den kleinen Landstädten hilft die Ackernahrung das Leben der Bürger erhalten. Auch die Sicherheitspolizei tut ihre Pflicht, auf Bettler und Vagabunden wird stark gefahndet, der Passeport ist dem anspruchslosen Reisenden unentbehrlich; Ratsdiener sind in den Straßen sichtbar und spähen in die Wirtshäuser; zur

Nacht wird wohl auch eine Brandwache in die Nähe des Rathauses gestellt, und der Türmer gibt mit Fahne und großem Sprachrohr das Notzeichen. Auch das Spritzenhaus wird in Ordnung gehalten, plumpe Feuertonnen stehen an der Seite des Rathauses unter offenem Schuppen, über ihnen hängen die eisenbeschlagenen Feuerleitern. Sogar die Nachtwächter sind ziemlich wachsam und bescheiden, sie sangen nach dem großen Kriege hier und da anzügliche Reime, so oft sie die Stunden abriefen, jetzt hat ein frommer Pfarrer darauf bestanden, daß ihnen Text und Melodie geistlich sei.

Der Handwerker arbeitet in der alten Weise fort, fast jeder steht fest in seiner Zunft, sogar die Maler sind zünftig und fertigen als Meisterstück eine Kreuzigung mit einer Anzahl vorgeschriebener Figuren. In den katholischen Landschaften leben sie von massenhafter Anfertigung der Heiligenbilder, in den protestantischen malen sie Schilder und Scheiben und die Wappen der Landesherren, welche zahlreich an öffentlichen Gebäuden, sogar über den Türen einzelner Handwerker zu sehen sind. Streng wird von der Mehrzahl der Handwerker auf alte Bräuche, am strengsten auf die Rechte der Zunft gehalten; wer nicht nach Handwerksrecht in die Zunft aufgenommen ist, der wird als Pfuscher oder Bönhase mit einem Hasse verfolgt, der ihn von der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen sucht. Noch wird ernsthaft vor der geöffneten Lade gehandelt, Lehrlinge angenommen, Gesellen freigesprochen, Händel geschlichtet, und die Formel „Mit Gunst", welche jede Rede einleitet, schallt endlos bei allen Zusammenkünften der Meister und der Gesellen; aber die alten Wechselreden und Sprüche des Mittelalters sind halb unverständlich geworden, rohe Scherze haben sich eingedrängt, und die Besseren beginnen bereits, nicht viel darauf zu geben. Ja, es fehlt nicht mehr an solchen, welche die alte Zunftverfassung für eine Last halten, weil sie ihrem Bestreben, sich zu Fabriktätigkeit zu erweitern, hartnäckig widersteht, so die großen Tuchmacher und Eisenarbeiter. Und die lustigen Jahresfeste, welche einst Freude und Stolz fast jedes einzelnen Handwerks waren, sie sind fast alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigentümliche alte Tänze vertragen sich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher der einzelne keine größere Furcht hat, als seiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuschvolle weltliche Ergötzlichkeit sündhaft sei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geschieden durch Kleidung, Haartracht und Titel stehen die Studierten und Beamten als Honoratioren der Stadt über den Bürgern. Wie der Adel auf sie, blicken sie auf den Handwerker, dieser auf den Bauer herab. Auch der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen besitzt, hat unter den Honoratioren eine Stellung. In den Familien der „vornehmen" Kaufleute, wie die ersten Häuser „ins Große" genannt werden, und der „ansehnlichen", wie die Besitzer großer Verkaufsläden heißen, ist eine erfreuliche Änderung des Lebens bemerkbar. Der rohe Aufwand einer früheren Zeit ist gebändigt, bessere Zucht im

Vollständiger
mit Fleiß auffgezeichnet-prächtiger
Auszug,
derer löblichen Handwercker, so das
Hoch-Gericht
Der H. Röm. Reichs Kayserl. freyen
Wahl-Crönungs-Kauff- u. Handels-Stadt
Franckfurt am Mayn zuständig,
Anno 1720. zum 2tenmal renovirt, auch
was sich dabey begeben, zum Gedächtnüß
zusammen getragen und auffgezeichnet
Von einem
der mit zugesehen.



Franckfurt am Mayn,
Druckts Christian Gottfried Meyer.
ANNO 1720. dem 25. May.

V S. 118



Zu
Franckfurt am Mayn,

ist Donnerstags den 16. May 1720. das daselbstige Hoch-Gericht vor dem St. Gallen-Thor auf hohen Obrigkeitlichen Befehl weilen dasselbe wandelbar befunden, durch den Züchtiger die Cörper abgenommen, und dieselbe ohnweit dem Hohen-Gericht begraben worden; worauf er seine Behausung quittiren müssen:

Den 17. und 18. May darauff ist auff hohe Verordnung zu Renovirung dieses Hohen-Gerichts benöthigte Handwercks-Leute Befehl ertheilt worden, den 21. May ihren Marsch nach dem Hohen-Gericht zu vollenziehen, welcher dann des Morgends um 10. Uhr seinen Anfang genommen, und zwar in einer solchen schönen Ordnung, daß jedermann ein sattsames Vergnügen daran verspüret, wie aus nachfolgendem zu ersehen:

1. Das Löbl. Steindecker-Handwerck so im Ausmarsch den Verzug gehabt, weilen die-

dieselben das Bley zu erst abnehmen müssen, waren folgender Gestalt rangirt: nemlich, der Platzmeister oder lustige Harlequin marschirte vorher, denen die kleinen Knaben als Meisters-Söhne, schön gezieret folgten, dann die Waldhorn- und Hautboisten, der von dem Löbl. Steindecker-Handwerck erwehlte Capitain, als Herr Johann Adolph Krengel, Lieutenant, Herr Johann Valentin Adam, und Fähndrich, Herr Elias Haußmann, wie auch die übrigen Meister an der Zahl 28. folgten. Steindecker-Führer 1. Adam Franciscus Edmundus Jagemann. 2. Daniel Adam. 3. Michael Dauber. 4. Philipp Jonas. Summa Gesellen 34.

2. Hierauff præsentirte sich das Löbliche Zimmer-Handwerck mit schön geziert-vorher gehenden kleinen Knaben allesämbtlich Meisters-Söhne, denen die Waldhornist- und Hautboisten nebst vier Tambouren, erwehlten Herrn Officier, als Capitain Herr Nicolaus Marckardt, zum Fähndrich Herr Nicolaus Raiff, die übrigen Meister giengen insgesambt mit ihren Maß-Stäben vorher, an der Zahl 20. dann folgeten die sämbtliche Gesellschaft des Löbl. Zimmer-Handwercks, alle schön mit Bändern in den Haaren gezieret, und auf der Achsel tragenden Zimmer-Aexten, an der Zahl 400.

3. und

3. und 4tens denen die löbliche Handwercker als Maurer und Steinmetzen folgeten mit schön gezieret vorhergehenden kleinen Knaben, lustigem Harlequin und vortrefflich blasendem Waldhornist- u. Hautboisten. Die Hrn. Ober-Officirer waren, als Capitain, Herr Daniel Kayser, Lieutenant Herr Peter Gernhard, und Fähndrich Herr Adam Schäffer. Denen übrigen Meistern war einen jeden seine Officier Stelle angewiesen, und schlossen weilen die Gesellschaft gar starck noch zwey Lieutenants als Herr Peter Luther und Herr Johannes Rauh. Zum Führer ward ernannt Herr Daniel Kayser. Nebst 4. Tambouren.

Summa der Maurer-Gesellen, 300.

Steinmetzen-Gesellen, 56.

5. Auffzug des Löbl. Schlosser-Handwercks, wie sie in Ordnung gezogen seyn: 1. Herr Johann Ludwig Geyer, als Hauptmann. 2. Zwey Mohren. 3. Johann Justus Korb und Johann Wilhelm Muli als 2. Sergeanten. 4. Zwey geharnischte Männer. 5. Zwey Alt-Gesellen, als Joh. Georg Fischer und Joh. Henrich Langenwischer, zwischen denselben Johann Offeney mit dem grossen Schlüssel. 6. Drey Cadets mit blossen Degen und drey mit Schurtz-Ledern. 7. Joh. Just Hillen, als Fähndrich. 8. Frantz Tur-

Turner, als Fahn-Juncker. 9. sechs Cadets mit blossen Degen. 10. Drey mit weissen Hembder und Schurtz-Ledern. 11. Drey Cadets mit blossen Degen. 12. Martin Matthäus Witzner, als Lieutenant. 13. Geschworne Meister, Jonas Gayl, und Joh. Nicolaus Helbert. 14. Meisters Söhne, mit zwey kleinen Waldhornisten Fahn und Trommeln. 15. Die Hochfürstl. Homburgische Hof-Waldhornist-u. Hautboisten mit 2. Tromeln und einem Quer-Pfeiffer unter die Gesellen ausgetheilet. Summa deren Meister 42. Gesellen 80. Meisters-Söhne 12. Lehr-Jungen 10.

6. Auszug von dem löblichen Schmidt-Handwerck, wie dasselbe den ersten Tag nach dem löbl. Schlosser-Handwerck marchirt, den zweyten Tag aber den Vorzug gehabt, auch zum ersten die Arbeit auf dem hohen Gericht angefangen: Als Erstlich führten die zwey Herrn Geschworne, nahmentlich Herr Joh. Thomas Ostertag, 2. Herr Lorentz Speckhard, 3. Johannes Schäffer als Fähndrich. 4. Folgte Johann Georg Schneider, als älterer Meister, neben ihm Johann Peter Reinhold. 5. Folgte Herr Johann Michael Hüttinger, benebst Herr Joh. Adam Siegner und Herr Joh. Adam Gramann. 6. schloß Herr Christoph Geißmer. 7. Waren 30.

Ge-

Gesellen welche allhie in Arbeit stunden nebst noch 4. Frembden. 8. Hatten die Meister vor sich gehen 8. paar Knaben, dann vier Hautboisten, denen folgten 1. paar Paucken, wurden getragen vom N. Engel und geschlagen von N. Becker, dann 3. Waldhornisten. 9. Die Gesellen aber führten 1. Fahn und 2. Tambour.

7. Folget das Löbliche Schreiner Handwerck, gezieret mit 2. Fahnen, die kleinen Meisters-Söhne, dann die Waldhornist- und Hautboisten, nach diesen marchirte der von dem löblichen Handwerck dazu erwehlte Herr Capitain Frantz Caros, dem folgten die sämtliche älteste geschwornen und übrigen Meister und Meisters-Söhne; nach diesen der Herr Lieutenant, Melchior Kam, den Herrn Fähndrich Johann Wilhelm Müller in der Mitte habend. Dann die 2. wilden Männer, der Herr Capitain von der Gesellschafft, Leonhard Dietmar, Herr Lieutenant, Conrad Heissenstamm, Herrn Fähndrich, August Brandieß in der Mitte habend, nebst einer Schäfferin Christoph Fichtner, und einem Schäffer, Henrich Klang, der kleine Krieger von einer Magd getragenen, den Cupido vorstellend. Die Sergeanten waren, Christoph Triloff, Andreas Jahn, Justus Harter, Christoph Kramer, Peter

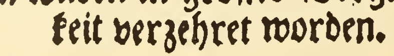
Diet-

Dietmar, Christian Lindemann, Johann Reichel, Johann Georg Brosius. Corporals: Heinrich Sommer, Friedrich Raubrecht, Johann Daniel Kuck, Jacob Schildknecht, Peter Weber, Christoph Fischer, Aaron Wentzel, N. Ulrich. Der Harlequin Christian Fabian. Summa derer sämtl. Meister 110. Gesellen 130. Meisters Söhne, als Kinder, 30. Lehr-Jungen, 40.

Als nun sämbtliche löbl. Handwercker um das Hoch-Gericht in ihrer Ordnung sich wol rangirt, so trat im Nahmen eines Hoch-Edel und Hochweisen Magistrats dazu nominirte Herr Bauschreiber, nebst 6. Hn. Einspännigern und den Bau-Bedienten, welcher das rothe Fähnlein hielt, auff das bemelte Hoch-Gericht, sprach dasselbe im Nahmen seiner hohen Herrn Principalen frey und schwang das roth- mit einem weissen Adler gezierte Fähnlein in denen 4. Feldern, und legte darauff die Hand an alle 4. Säulen; womit sich diese Ceremonien endigten, und die Handwercks-Leute herbey giengen, wie die Ordnung es mit sich brachte, um ihre Arbeit zu befördern, brachten also vom 21. biß den 25. May fast zu, marschirten darauff selbigen Tages als den 25. May wieder in ihrer Ordnung herein, wie sie hinaus gegangen, doch, daß das löbl. Schmid-

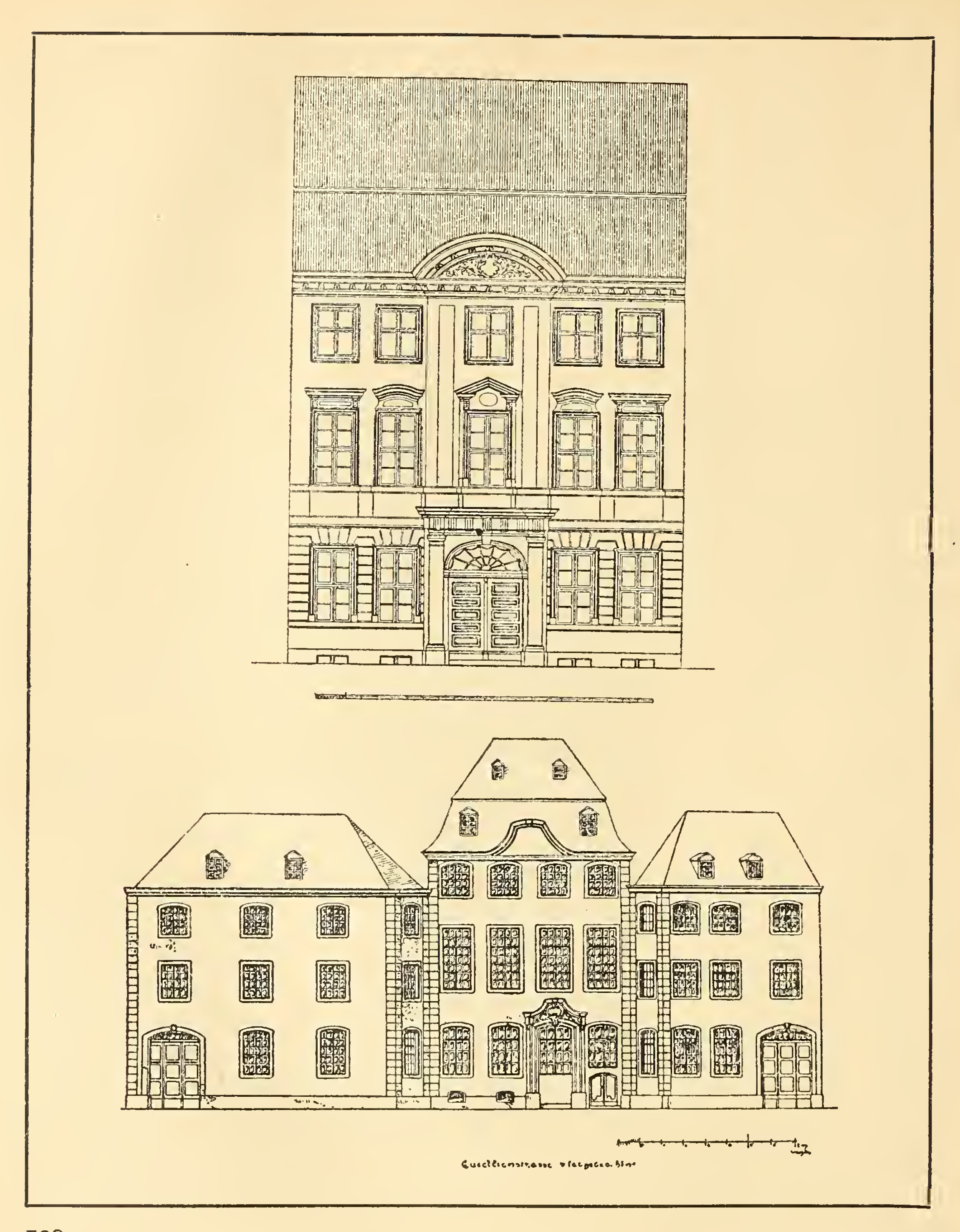
Hand-

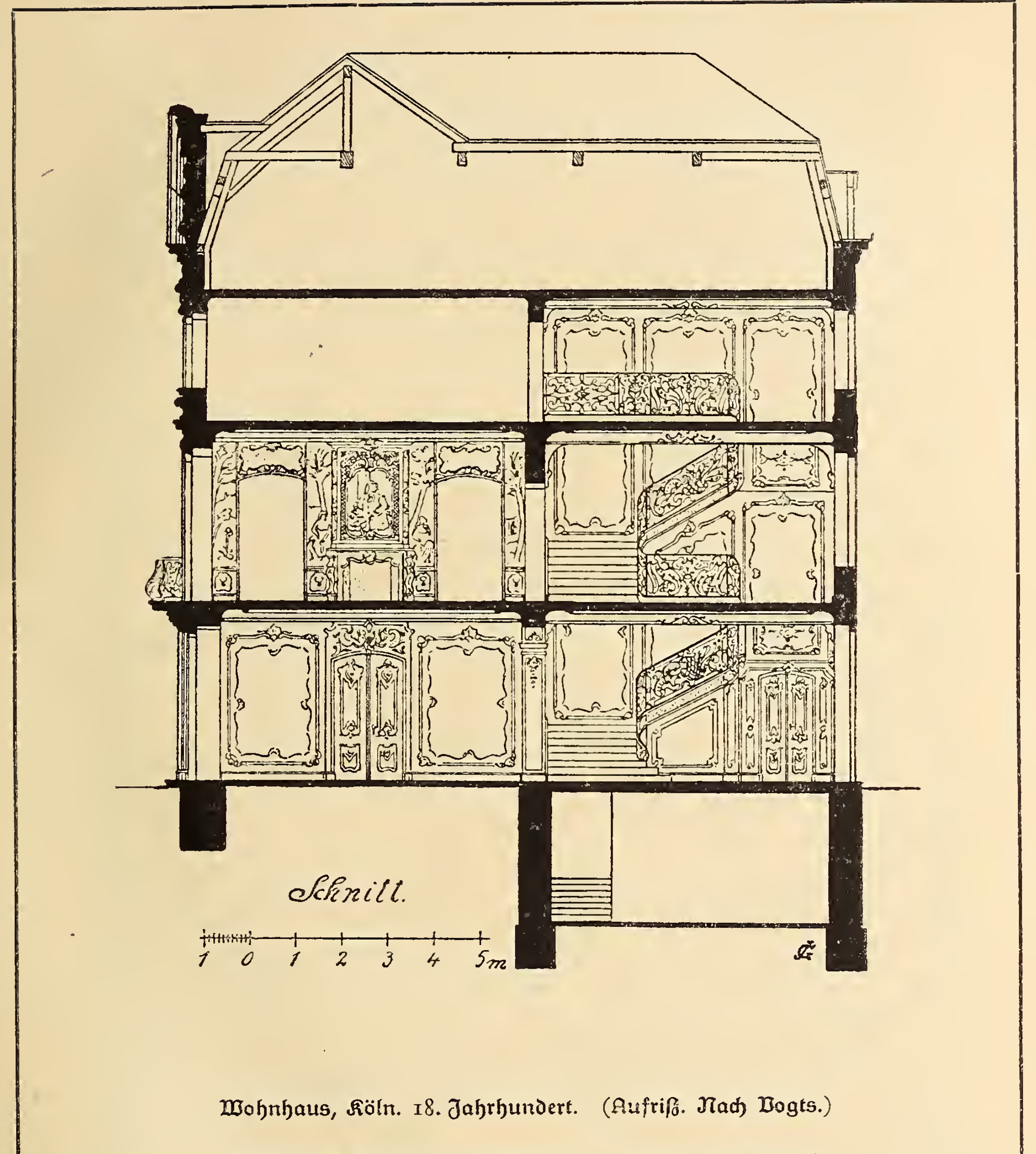
Handwerck im Herein-Marſch den Vorzug hatte, weiln das löbl. Schloſſer-Handwerck im Hinausmarſch denſelben gehabt: Welcher Actus unter Zuſchauung vieler tauſend Perſohnen celebrirt wurde, auch hatte ein jedes löbl. Handwerck ſein apart Zelt, dann die Wein- und Bier-Wirthe auch ihre aparte Zelter.

Dem Augenblick komt eine Staffetta von einem Harlequin, aus dem Hoch-Gerichts-Lager vor Franckfurt, mitbringende, wie daß 10000. Bratwürſte, 12000. Milch-Brod, 15000. Kugel-Hoppen, 25000. Hipen, 5000. Ohm-Bier und 3000. Ohmen Wein wären in gröſter Vergnüglich-

keit verzehret worden.



Hause und größere Redlichkeit im Geschäft sind überall zu erkennen. Schon wird gerühmt, daß es nicht die alten und ehrbaren Häuser sind, deren Inhaber sich noch um Adelsbriefe bewerben, ja, daß solche eitle Neugeadelte von den besten ihrer Geschäftsgenossen verachtet werden[12]. Und der vorurteilsfreie Kavalier fühlt sich zu der Erklärung veranlaßt, daß in der Tat kein Unterschied sei zwischen der Frau eines Gutsbesitzers, welche mit Ehren in den Kuhstall geht und das Abrahmen der Milch beaufsichtigt, und zwischen der Frau eines ansehnlichen Kaufmanns zu Frankfurt, die während der Messe im Gewölbe sitzt, „sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie befiehlt ihren Leuten wie eine Fürstin, sie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zu begegnen, sie liest und versteht mehrere Sprachen, sie urteilt vernünftig, weiß zu leben und erzieht ihre Kinder wohl." — Zu dieser Kräftigung des deutschen Kaufmanns hatte außer den geistigen Gewalten der Zeit, welche auch ihm die Seele leiteten, noch einiges Besondere beigetragen. Nicht nach jeder Richtung war der Einzug der vertriebenen Hugenotten unserer deutschen Art günstig gewesen, der Einfluß, den sie auf den deutschen Handel geübt, ist doch sehr hoch anzuschlagen. Ihre Familien saßen um 1750 in fast allen größeren Handelsstädten, sie bildeten dort kleine aristokratische Gemeinden, schlossen sich gesellig immer noch ab und unterhielten sorgfältig ihre Beziehungen zu den verwandten Häusern in Frankreich, welche noch heute eine ernste, sittenstrenge, eine wenig altfränkische Aristokratie des französischen Großhandels bilden. Gerade bei diesen deutschen Hugenotten hatte das puritanische Wesen der Genfer und niederländischen Separatisten großen Anhang gefunden, ihre gemessene Haltung hatte in Frankfurt wie längs dem Rhein auch andere Häuser beeinflußt. Aber auch der deutsche Handel war zu neuem Leben gekommen, und die gesündere Arbeit hatte auch die Redlichkeit gesteigert. Wieder nahm das arme Land ehrenwerten Anteil am Welthandel, schon führten Deutsche ihre Eisen- und Stahlwaren aus der Grafschaft Mark, aus Solingen und Suhl, Tuche aus allen Landschaften, auch feine Tuche von portugiesischer und spanischer Wolle aus Aachen, Damastgewebe aus Westfalen, Leinwand und Schleier aus Schlesien nach Frankreich, England, Spanien, Portugal und in die Kolonien über See, deren Erzeugnisse wieder in Deutschland den größten Markt hatten, weil das Binnenland des östlichen Europas bis zur türkischen Grenze und den Steppen Asiens durch deutsche Kaufleute versorgt wurde. Gerade die Armut des Volkes, d. h. der niedrige Tagelohn, machte die Anlage mancher Fabriken lohnend und leicht. Und wie in Hamburg und in den Städten des Rheins von Frankfurt bis Aachen der Großhandel aufblühte, ebenso in den Grenzländern gegen Polen, dort aber in den einfachsten Formen, als ein großartiger Tauschverkehr. Noch fuhren Waren und Reisende auf der Donau stromab in rohen Holzkähnen, die für die einzelne Reise gezimmert und am Ende der Fahrt auseinandergeschlagen und als Bretter verkauft wurden. Und in Breslau werden ebenso auf dem Salzring die Karren und Steppenpferde verkauft, auf denen bärtige Händler von Warschau





Wohnhaus, Köln. 18. Jahrhundert. (Aufriß. Nach Vogts.)

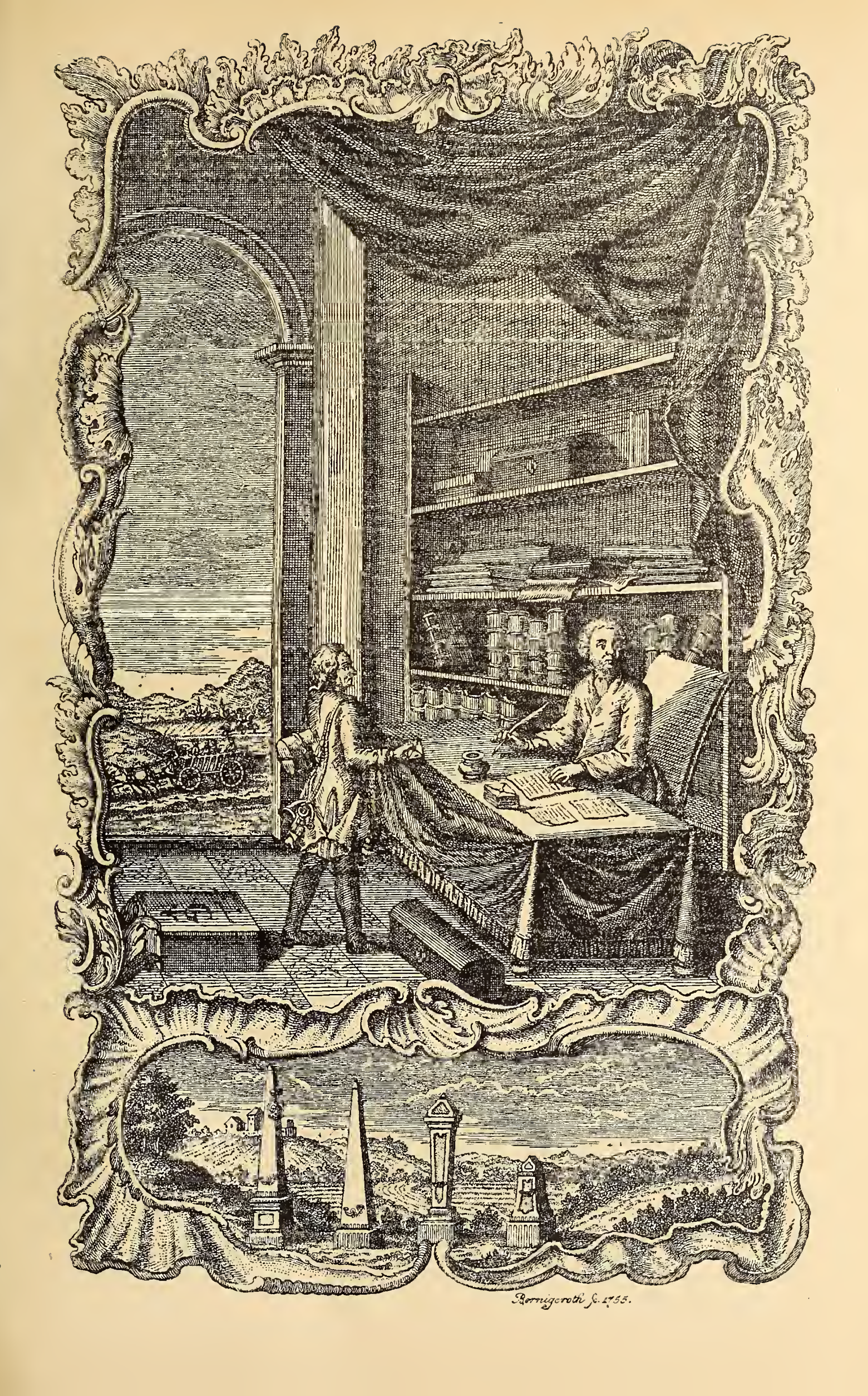
Wohnhaus, Berlin. 18. Jahrhundert. (Aufriß. Nach Gut.)

Wohnhaus (des Bürgermeisters Wespien), Aachen. 18. Jahrhundert. (Querschnitt. Nach Schmid.)



Kaufmännisches Kontor. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich. Martin Engelbrecht Verlag, Augsburg.)

Postbüro. 1755.
(Kupferstich von Bernigeroth aus: Ch. L. Eber, Geographisches Reise-, Post- und Zeitungslexikon von Teutschland. Jena, 1756. — Unten: Meilensteine (auch gleichzeitig Wegweiser), wie sie im 18. Jahrhundert in oft kunstvoller Ausführung die hauptsächlichen Landstraßen säumten.)


Bernigeroth sc. 1755.



Maynß den 24 [illegible] 1756

HochgeEhrter Herr

JN Göttlicher Begleitung sende E.L. durch [illegible]

die hierunter specificirte Güther, wovon nach wohl conditionirter Lieffe- rung die darbey notirte Fracht zu bezahlen, und darmit laut aviso zu verfahren ge- lieben. Der Höchste verhelff's in salvo, deme empfohlen, verbleibe

EEw. Dr
Frantz Michael Cremer

1 Kist Candis No 1 für ord. fracht

Botenfrau. 18. Jahrhundert.
(Steindruck 19. Jahrhundert nach älterer Zeichnung. — Das Botenmädchen „Jungfer Wenzel", das gegen Ende des 18. Jahrhunderts an jedem Markttage Gemüse von Jena nach Weimar brachte und dazu den Brief- und Paketverkehr zwischen den beiden Orten vermittelte, wodurch sie auch zur Postbotin Goethes und Schillers wurde.)
Frachtbrief. 1756.
Berliner Wechselkurszettel. 1764.

Geld- und Wechsel-Cours
in Brandenb. Courant.

à Berlin d. 3 Aprill 1764.	D.	L.
Pr Amsterdam, in Banco-	—	227.
in Courant	—	218.
- Augsburg, in Courant	-	-
- Basel	—	-
- Breslau	—	-
- Dantzig	-	-
- Franckfurth am Mayn	-	-
- Genev	-	—
- Hamburg, in Banco	—	227½
in Courant	—	—
- Königsberg	120.	—
- Londen pr. 1 ℔ Sterl.	—	—
- Nürnberg, in Courant	—	-
- Paris & Lyon	—	126.
- Venedig	—	—
- Wien, in Courant	—	—

Courant-Geld

	D.	L.
gegen Ducaten	—	167.
- Louisd'or	—	160½
- Alt G. Courant	—	137½
- M. Friedrichsd'or	—	109¼
- M. Augustd'or	—	—
- N. Augustd'or	—	-
- P. 18. & 6 Kreutz. Stück	—	-
- Sächs. ⅓ St.	—	166.
- Dito 1. & 2 gr. St.	—	—
Müntz gegen Courant	—	—

K. P. H. C. Abelè

und Nowgorod ihre Waren in langem Karawanenzuge zum Tausch gegen die Kostbarkeiten abendländischer Kultur herzugefahren haben. Und schon beginnt die Klage der schlesischen Kaufleute, daß die Karawanen seltener kommen und die Fremden unzufrieden werden, weil sie sich mit der neuen preußischen Schreiberei und den Deklarationsscheinen einer genauen Regierung nicht befreunden wollen. Schon hat sich um 1750 in den Familien der großen Kaufleute etwas von dem Weltbürgertum entwickelt, welches mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht, und wie die Handlungsreisenden von Lennep und Burtscheid mit ihren Probekästen, mit Messerklingen und Nadeln, bis zur Seine und Themse zogen, so trafen auch die jüngeren Söhne dieser großen Fabrikanten mit den Hamburgern in Paris, London, Lissabon, Cadix, Porto zusammen, und gründeten dort zahlreiche Firmen als gewandte, oft kühne Geschäftsleute. Und von dem unternehmenden und sicheren Wesen dieser Männer ging einiges auf ihre Geschäftsfreunde im Binnenlande über. Ein männlicher, fester, unabhängiger Sinn ist um 1750 außer bei den Besten vom Adel und bei wenigen Gelehrten zuweilen bei den größeren Kaufleuten zu finden.

Die Mehrzahl der Honoratioren aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenstande an: Theologen, Juristen, Ärzte. Sie vertraten wahrscheinlich alle Schattierungen der Zeitbildung, und die stärksten Gegensätze lagen innerhalb jeder größeren Stadtmauer in stillem Kriege. Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersteren, häufig bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und nachsichtig gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius anzubringen, kümmerten sich um die Kirchen- und Schulgeschichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlwollen zu betrachten, weil er in so auffälligen Gegensatz zu ihren pietistischen Gegnern getreten war. Waren pietistische Geistliche angestellt, so standen diese wahrscheinlich in besserem Verhältnis zu anderen Konfessionen, und wurden von den Frauen, den Juden und von den Armen der Stadt besonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, sie waren zum großen Teil würdige, sittenreine Männer, treue Seelsorger mit einem weichen, herzgewinnenden Wesen, ihre Predigten waren allerdings sehr pathetisch und bilderreich, sie warnten gern vor der kalten Spitzfindigkeit und rieten zu dem, was sie Saft und Kraft nannten, was aber die Gegner gezierte Tautologie schalten. Ihr Bestreben, sich und ihre Gemeinde von dem Geräusch der Welt fernzuhalten, wurde bereits von einer großen Mehrzahl der Bürger mit Mißtrauen betrachtet; auf der Bierbank war ein gewöhnlicher Spott, daß die Frommen ächzend über Schurzfell, Leisten und Bügeleisen saßen und auf Erweckung lauerten.

Die Lehrer der Stadtschulen waren studierte Theologen, größtenteils arme Kandidaten, der Rektor vielleicht aus der großen Schule des Hallischen Waisen-

hauses berufen. Ein rührendes Geschlecht, an Entsagungen gewöhnt, häufig mit einem kränklichen Körper behaftet, Folge des harten entbehrungsvollen Lebens, durch welches sie sich heraufgearbeitet hatten. Es waren eigenartige Charaktere jeder Art, verschrobene und widerwärtige Gesellen fehlten nicht, auch die bessere Mehrzahl war ohne umfangreiches Wissen. Aber in sehr vielen von ihnen lebte vielleicht hinter wunderlichen Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt, sie waren seit der Reformation die natürlichen Gegner aller frommen Eiferer gewesen, selbst die aus dem großen Waisenhause, aus der Zucht der beiden Francke und des Joachim Lange kamen, waren größtenteils gemäßigter, als den pietistischen Pfarrern lieb sein mochte. Die Blätter ihres Cornelius Nepos waren durch den vieljährigen Gebrauch zum Erschrecken schwarz geworden, ihr Schicksal war, vom Sextus oder Quintus langsam aufzusteigen, etwa bis zur Würde eines Konrektors, mit einer geringen Steigerung ihrer spärlichen Einnahmen; die größte Freude ihres Lebens war, zuweilen einen fähigen Schüler zu finden, dem sie neben den Feinheiten lateinischer Satzbildung und Prosodie auch eine und die andere freie Lieblingsidee, eine heidnische Ansicht von Männergröße in die Seele pflanzen konnten, Einwirkungen, auf welche doch der Schüler in seinen Männerjahren mit Lächeln zurücksah. Aber in dieser Tätigkeit, arm an Dank und Anerkennung, haben sie rastlos gearbeitet, die Empfänglichkeit für Schönheit des Altertums und die Fähigkeit, andere Menschenart zu begreifen, in den Deutschen herauszubilden. Und der unablässige Einfluß, den Tausende derselben auf das lebende Geschlecht ausübten, war gerade jetzt gesteigert, seit Gesner die griechische Sprache in den Schulen heimisch gemacht und für den Unterricht der Schüler einen ganz neuen, revolutionären Grundsatz aufgestellt hatte, welcher von den Lehrern mit Begeisterung verbreitet wurde: der Geist des Altertums, das Verständnis des Schriftstellers, nicht der grammatische Kram sei die Hauptsache.

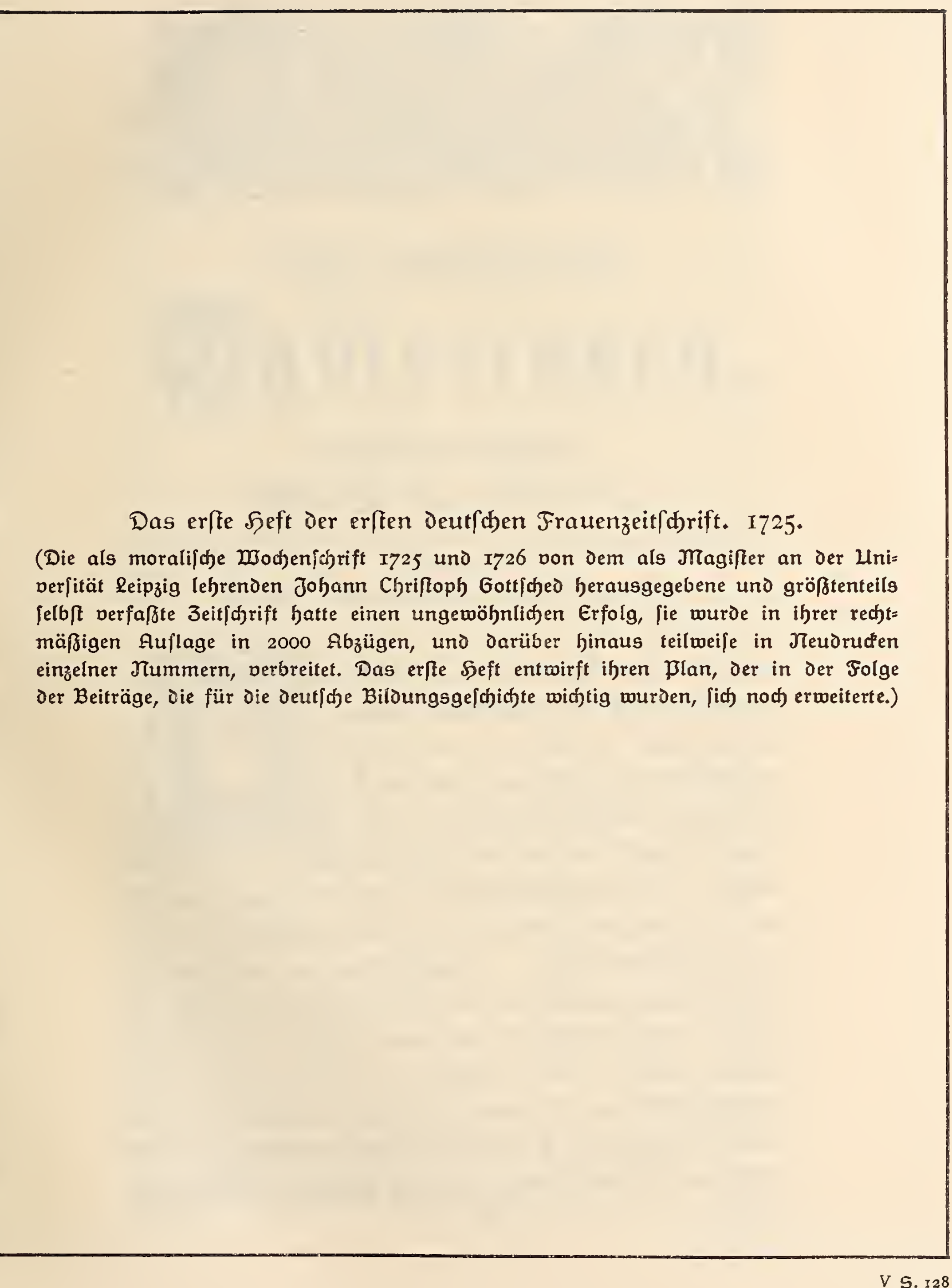
Denn die Schule einer ansehnlichen Stadt war eine lateinische Schule. Reichte sie so hoch, daß ihre oberen Klassen für die Universität vorbereiteten, dann schieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen sollten. Diese Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, welche wir jetzt zuweilen vermissen. Es war allerdings an sich kein großer Gewinn, wenn der Zunftmeister noch in spätern Jahren einige angenehme Kenntnisse von Mavors, von Cupido und dem Taubenpaare der Venus hatte, deren Gestalten aus allen Gedichten der Gebildeten herausguckten und sogar die Kalender und Pfefferkuchen verschönerten: aber mit diesen Vorstellungen aus alter Vergangenheit fielen auch einzelne Samenkörner der neuen Zeitideen in seine Seele. Daß die Aufklärung von einsichtsvollen Bürgern so schnell aufgenommen wurde, ist dieser Art von Schulbildung zu verdanken.

Strenge war die Schulzucht; eine gewöhnliche Ermunterung, welche die armen Schüler einander damals in die Stammbücher schrieben, war das Symbolum:

„Geduldig, fröhlich immerdar." Aber die Strenge war nötig, denn in den unteren Klassen saßen neben den Kindern fast erwachsene Jünglinge, und die Unarten von zwei verschiedenen Lebensaltern waren nebeneinander zu bekämpfen. In einem großen Teile Deutschlands bestand der Brauch, der sich hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, daß die Knaben, welche Unterstützungen durch die Anstalt genossen, unter Anführung eines Lehrers als Kurrendschüler singen mußten. Wenn sie in ihren blauen Mänteln nicht nur bei „ganzen", auch bei „halben" und „Viertelleichen" hinter dem Kreuze daher zogen, so war das eine arge Versäumnis, welche die Schulzucht sehr störte und schon 1750 als ein Übelstand beklagt wurde.

Überall standen unter den Honoratioren die Wolfianer, die Schüler der neuen Weltweisheit, als Verbreiter der Aufklärung, Wächter der religiösen Duldsamkeit, Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschritts. Gerade in diesem Jahr waren sie in angelegentlicher Erörterung einiger alter Streitpunkte, denn soeben hatte der Leipziger Crusius seine „Anleitung über natürliche Begebenheiten vernünftig nachzudenken" ans Licht treten lassen, und mit diesem Werk, einem Kosmos des Jahres 1740, in der Hand, überlegten sie wieder einmal, ob man einen vollen oder leeren Raum anzunehmen habe und ob die letzte Ursache der Bewegung in der tätigen Kraft elastischer Körper zu suchen sei. Finster sahen diese Fortschrittsmänner auf die theologische Fakultät zu Rostock, welche gerade jetzt einen jungen Herrn Kosegarten zu sehr auffälligem Widerruf gezwungen hatte, weil er die Behauptung gewagt, die menschliche Natur des Erlösers auf Erden sei von seiner göttlichen nur bis zu einem gewissen Grade unterstützt worden, er habe gelernt wie andere, und gar nicht alles vorausgesehen. Dagegen gönnten sie aber ein wohlwollendes Lächeln den physiko-theologischen Betrachtungen wackrer Theologen, wenn einer die Möglichkeit der Auferstehung nachwies, trotz dem fortwährenden Stoffwechsel oder — wie man damals sagen mußte — trotz dem Wechsel der Partikeln seines Körpers, oder wenn ein anderer die Weisheit der Vorsehung aus dem weißen Fell der Hasen in Livland zu erkennen bemüht war.

Auch die deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit wußten sie wohl zu schätzen. Da war zu Leipzig Herr Professor Gottsched und seine Frau. Die Leute hatten ihre Schwächen, aber es war doch ein großartiges Wesen in ihnen, Anstand, Würde und Wissenschaft, sie gehörten zuletzt auch zur Schule, und sie wollten durch die deutsche Dichtkunst feinere Bildung und einen besseren Geschmack in das Land bringen. Schon wurden sie sehr angefeindet, aber ihre Zeitschrift, den „Neuen Büchersaal", konnte schwerlich entbehren, wer dem poetischen Treiben der Belletristen nachkommen wollte. Neben den Älteren, welche so sprachen, hatte sich in der Stadt aber bereits ein jüngeres Geschlecht eingefunden, welches die schönen Künste nicht mehr als einen angenehmen Zierat betrachtete, sondern Aufregungen, edle Gefühle und eine freiere Sittlichkeit von ihrem Einfluß hoffte, worüber die gelehrte Partei mißbilligend den Kopf schüttelte. Und diese Jüngern — es war eine kleine



Das erste Heft der ersten deutschen Frauenzeitschrift. 1725.

(Die als moralische Wochenschrift 1725 und 1726 von dem als Magister an der Universität Leipzig lehrenden Johann Christoph Gottsched herausgegebene und größtenteils selbst verfaßte Zeitschrift hatte einen ungewöhnlichen Erfolg, sie wurde in ihrer rechtmäßigen Auflage in 2000 Abzügen, und darüber hinaus teilweise in Neudrucken einzelner Nummern, verbreitet. Das erste Heft entwirft ihren Plan, der in der Folge der Beiträge, die für die deutsche Bildungsgeschichte wichtig wurden, sich noch erweiterte.)



Die vernünftigen Tadlerinnen.

Das erste Stück.

Mittwochs, den 3 Jenner 1725.

Canitz.
Die Larve vom Gesicht des Lasters abzureißen.

Was ist das wiederum für eine neue Hirngeburt? Es wird itzo Mode, daß man gern einen Sittenlehrer abgeben will. Haben wir aber nicht von Manspersonen moralische Schriften genug: und muß sich das weibliche Geschlecht auch ins Spiel mischen? Es wird gewiß ein ehrbares Caffeekränzchen seyn, welches bey dem Ueberflusse müßiger Stunden gewohnt ist, alles zu beurtheilen und durchzuhecheln. Die guten Kinder müssen wohl dem Sirach zeitig aus der Schule gelaufen seyn; sonst würden sie seine Lehre besser gefasset haben: Laß dich nicht zu klug dünken, jedermann zu tadeln. Wenn doch die lieben Momusschwestern sich wieder in die Aufsicht dieses klugen Hauslehrers begeben wollten, so würde ihnen ihr unzeitiger Kützel, vielleicht zu ihrem eigenen Vortheile, vergehen.

So haben ohne Zweifel viele geurtheilet, als sie die Ueberschrift von diesem Blatte in den öffentlichen Zeitungen wahrgenommen haben: Und diese würden gewiß verdienen, ihres unbedachtsamen Ausspruches halber, am ersten von uns getadelt zu werden. Wir vergeben ihnen aber dießmal ihre Uebereilung. Es ist allerdings was ungewöhnliches, daß sich schwache Werkzeuge zu öffentlichen Richterinnen aufwerfen. Denn obwohl die lebhaften Engelländerinnen, und so gar die Schweizerinnen den Ruhm erlanget; daß sie zu einigen bekannten Sittenschriften nicht wenig beygetragen haben: So sind doch ihre Arbeiten nicht anders, als durch die Vermittelung gelehrter Mannspersonen, der neugierigen Welt mitgetheilet worden. Wir unterstehen uns itzo was mehrers. Wir unterwerfen uns keiner männlichen Aufsicht in Verfertigung dieser Blätter, die wir ins künftige herauszugeben willens sind: Sondern wir sind entschlossen, dieselbigen ohne fremde Anordnung, nach unserm eigenen Gutdünken, und auf unsre eigene Gefahr ans Licht treten zu lassen.

Wer begierig ist den Ursprung unsers Vorhabens zu erfahren, dem kann folgendes zur Nachricht dienen. Phyllis, ein wohlerzogenes Frauenzimmer, fand mich, bey einem unvermutheten Besuche, in Lesung einer gewissen moralischen Betrachtung beschäfftiget. Wie so fleißig, liebe Schwester? war ihre erste Anrede, als sie kaum ins Zimmer getreten war. Diese beantwortete ich mit einer freundlichen Bewillkommung und mit Darlegung meines Zeitvertreibes. Das letzte that ich um desto williger, je gewisser ich wußte, daß meine Phyllis auch eine Freundinn solcher Schriften war, die auf die Verbesserung unserer Sitten abzielen. Wir hatten uns kaum gesetzet, als wir fast beyde zugleich auf die Gedanken kamen, ob es denn nicht möglich wäre, nach dem Exempel der Mannspersonen, eine besondere Schrift zu verfertigen, darinnen von man=

mancherley Fehlern der Menschen überhaupt, insonderheit aber von den Schwachheiten des weiblichen Geschlechts gehandelt würde? Es fielen uns verschiedene Materien ein, die nicht von geringem Nutzen zu seyn schienen, und, so viel uns wissend war, noch von keinem gebührend waren abgehandelt worden. Wir sahen beyde in diesem Vorhaben keine Unmöglichkeit, und der Beystand, den sich eine von der andern versprach, machte uns einen Muth, unsere Absicht ins Werk zu richten. Nur dieses schien uus rathsam, daß wir noch eine Gehülfinn suchen, und dadurch unsere Zahl verstärken möchten. Eine dreyfache Schnur reisset so leicht nicht, dachten wir: Ja wir vermutheten mit gutem Grunde, daß wir alsdann neue Einsichten, neue Lebhaftigkeit, und mit einem Worte, ein größeres Vermögen bekommen würden, der Welt etwas Tüchtiges vor Augen zu legen.

Unter allen meinen Freundinnen schien mir keine hierzu geschickter zu seyn, als Iris, deren Fähigkeit mir schon aus vielen Proben bekannt geworden war. Ich schlug sie daher der eifrigstnachsinnenden Phyllis vor, und hatte das Vergnügen, ihren Beyfall zu erhalten. Wir können uns keine bessere wünschen als eben diese, gab sie zur Antwort; denn außer ihrer Fertigkeit in der französischen Sprache, versteht sie auch die lateinische: Wenn es nur möglich ist, sie in unsere Gesellschaft zu ziehen. Es ist um den Versuch zu thun, erwiederte ich, und wir wurden eins, ihr folgendes Tages unsere Anschläge zu eröffnen.

Dieses geschah in der That. Allein ihr erster Widerstand schien etwas mehr, als eine bloße Bescheidenheit zum Grunde zu haben. Lieben Kinder, sagte sie, nachdem sie unsern Vortrag mit einiger Bewunderung angehöret hatte, was hat euch auf diese Gedanken gebracht? Bedenket nur, was ihr euch für Urtheile über den Hals ziehen werdet. Die

Mannspersonen werden gewiß lange nichts zu lachen gehabt haben. Doch vergebet mir diese Worte! Ihr beyde seyd geschickt genug dazu; ich hingegen finde mich viel zu schwach: Darum verschonet meine Schultern mit dieser Bürde. Sie suchte uns noch ferner vorzustellen, wie leicht unsere Namen kund und offenbar werden könnten, da man denn mit Fingern auf uns zeigen, und uns also zum allgemeinen Gelächter machen würde. Sie fand uns aber gegen alle diese Einwürfe so wohl verwahret, und mit neuen Gegenvorstellungen so reichlich versehen, daß sie sich endlich genöthiget sah, nachzugeben. Ihre vorige Blödigkeit verschwand allmählich, und sie ward zuletzt eben so eifrig als wir, dieses Vorhaben ehestens zum Stande zu bringen.

In unserer ersten Zusammenkunft ward festgesetzet, daß unsere wöchentliche Schriften den Namen der vernünftigen Tadlerinnen führen sollten. Das klingt großsprecherisch und verwegen genug! so wird hier mancher denken. Allein gemach, meine Freunde! höret zuvor unsere Erklärung darüber an. Tadeln heißt unserer Einsicht nach, die Fehler und Schwachheiten der Menschen beurtheilen, und diese Urtheile durch Worte oder Schriften zu verstehen geben. Wir halten dieses für eine Sache, die nach Beschaffenheit der Umstände gut oder böse, löblich oder sträflich werden kann; obgleich das letzte weit gemeiner ist, als das erste.

Simplex, und seine Schwester, Simplicia, bilden sich bey ihrer Dummheit sehr viel ein, und wollen mit Gewalt scharfsinnig heißen: Darum werfen sie sich zu Richtern, oder daß ich recht sage, zu Spöttern über andere Leute auf. Sie sind nirgends lieber als an denen Oertern, wo sie viele Personen von beyderley Geschlecht in Augenschein nehmen und betrachten können. Da haben sie nun schärfere Augen als Luchse. Sie sehen auf alle Kleinigkeiten, und eröffnen ihre

Urtheile durch Worte und Geberden. Was tadeln sie aber? Nichts als solche Fehler, die kein Mensch ändern kann. Simplicia macht von den Mannsbildern den Anfang. Bald findet sie an den Füßen etwas auszusetzen. Bald ist das Gesichte nicht nach ihrer Phantasie gebildet. Bald ist der ganze Leib nicht wohl gewachsen. Diesem sind die Schultern zu breit, und jenem zu schmal. Der eine hat schielende, der andere triefende, der dritte gar Katzenaugen. Simpler folget ihrem Exempel und beurtheilet das Frauenzimmer. Das eine ist zu blaß, das andere zu roth; dieses zu mager und jenes zu fett. Bald sind die Füße gar zu ungeschickt; bald fehlt den Händen etwas: Bald geht es über die Gestalt des ganzen Leibes her. So verrathen beyde ihren groben Unverstand im Tadeln.

Momus, ein ungereimter Grillenfänger, will seine scharfe Beurtheilungskraft auch sehen lassen. Er meistert alles, was nicht mit seinen wunderlichen Einfällen übereinkömmt; wird aber nicht gewahr, daß sich dieselben unmöglich ausführen lassen. Er sagt, der Mensch hätte billig ein Fenster in der Brust haben sollen: Damit man seine heimliche Gedanken von außen wahrnehmen könnte. Dem Ochsen sollten, seiner wohlbedächtigen Meynung nach, die Hörner nicht vor der Stirne, sondern vor der Brust stehen; wo er vermuthlich weit mehr Kräfte hat, dieselben zu gebrauchen. Ja er hält alle seine Landsleute für Narren, weil sie ihre Häuser nicht auf bewegliche Räder erbauen: Damit man sie nach Belieben von einem Orte zum andern bringen, und also manchen bösen Nachbar los werden könne. Wer sieht aber nicht, daß dieses Tadeln aus einer eigensinnigen Narrheit herrühret?

Der lieblose Schadenfroh machet sich an diejenigen Fehler der Menschen, so sich in der That verbessern lassen.

Darinnen thut er zwar klüger als jene: Allein er versieht es in einem andern Stücke. Wenn er die Fehler und Gebrechen der Menschen wahrnimmt, so kützelt er sich darüber. Er ziehet sie mit hönischen Worten durch, und suchet die Personen selbst lächerlich zu machen. Dadurch schadet er ihrem guten Namen, ja bisweilen gar ihrem Glücke: Zu geschweigen, daß er sich selbst unbedachtsamer Weise unzähliche Feinde auf den Hals ladet.

Es sey ferne von unsern künftigen Arbeiten, daß wir eine von diesen verwerflichen Gattungen des Tadels nachahmen sollten. Unsere größeste Sorgfalt wird dahin gehen, daß wir erstlich nur solche Fehler anmerken mögen, die einem Menschen wirklich zugerechnet werden können, und also wahrhaftig unter die Fehler gehören. Unser Tadeln soll ferner bescheiden seyn. Denn wir werden keine Urtheile von solchen Dingen fällen, die mehr Verstand, mehr Gelehrsamkeit und Kräfte erfordern als wir besitzen, und folglich für uns zu hoch sind: Wie wir denn beyläufig erinnern, daß unsre Gedanken mehr aus einem natürlichen Verstande und einer angebohrnen Lebhaftigkeit des Geistes, als einer eigentlichen Gelahrtheit oder großen Belesenheit herfließen werden. Unser Tadeln soll endlich kein spöttisches, sondern ein wohlgemeyntes und liebreiches Tadeln seyn. Denn wir werden unsern Vortrag so einrichten, daß keiner dadurch erbittert oder zum Zorne gereizet werde: Ja wir wollen uns auch angelegen seyn lassen, die Mittel vorzuschlagen, die, unsrer wenigen Einsicht nach, zu desto leichterer Abschaffung mancher Schwachheiten behülflich und dienlich seyn können. Weil wir nun dafür hielten, daß jemand, der auf solche Weise tadelt, sich recht vernünftig aufführet: So haben wir kein Bedenken getragen, uns die vernünftigen Tadlerinnen zu nennen.

Sollte

Sollte nun ein Vorhaben, welches auf itzterwähnte Weise eingerichtet ist, sträflich seyn? Unsers Theils besorgen wir dieses keinesweges: Vielmehr sind wir überredet, daß die Pflicht, so uns als Christen oblieget, uns unter einander zu ermahnen, zu warnen und zu strafen, uns dazu genugsam berechtige. Der Mensch ist ohne Zweifel so erschaffen, daß er unzähliche Vollkommenheiten erlangen kann, die er nicht wirklich besitzet. Daher schließet man, Gott habe ihm diese Fähigkeit in keiner andern Absicht gegeben, als daß er sie wirklich gebrauchen, und von Tage zu Tage vollkommener zu werden trachten soll. Es ist auch nicht genug, daß ein jeder für sich allein sorge: Sondern die durch die Vernunft und Offenbarung uns allen vorgeschriebene Liebe unsers Nächsten, verbindet uns auch für andere zu sorgen. Wie können wir aber die Vollkommenheiten unserer Brüder und Schwestern besser befördern, als wenn wir ihnen die Unvollkommenheiten zeigen, die sie noch an sich haben, und sie vor denen Fehlern warnen, die ihnen hier und dar noch ankleben? Dieses wird also unsre vornehmste Absicht seyn: Und ob wir es gleich bisweilen, mehrerer Deutlichkeit halber, unter erdichteten Namen und Personen bewerkstelligen werden; so darf doch niemand denken, daß dieses lauter wahrhafte Begebenheiten wären, die man aus Haß, oder aus feindseligen Absichten so deutlich beschrieben hätte. Nein, es sollen nur Bilder seyn, die zu desto lebhafterer Vorstellung der Laster, mit Fleiß also entworfen worden.

Was dünket euch itzo, meine Freunde, von dieser neuen moralischen Schrift, die euch anfänglich so verächtlich geschienen? Ist euren Einwürfen durch die bisherige Eröffnung unsers Vorhabens ein Gnügen geschehen, und seyd ihr dadurch auf andere Gedancken gebracht; so sind wir glücklich. Bleibet ihr aber bey eurer vorigen Sprödigkeit, bleibet ihr

bey der vorgefaßten Meynung, daß von einem, oder von etlichen unstudirten Weibesbildern nichts lesenswürdiges, nichts tüchtiges zu hoffen sey: Wohlan, so glaubet, was ihr wollet; wir werden es euch nicht wehren. Das beste ist, daß auch ihr nicht vermögend seyd, unser löbliches Vorhaben zu stören. Will einer oder der andere seine Kräfte versuchen, und uns etwa in Schriften angreifen: So kann er zum voraus wissen, daß weder unser Geschlecht, noch unsere besondere Neigungen uns zum Zanken und Streiten fähig gemacht haben. Wiewohl wir machen uns die Hoffnung, daß niemand seine heldenmüthige Gelehrsamkeit so misbrauchen werde, daß er in Widerlegung einiger Frauenzimmer eine besondere Ehre suchen sollte.

Wer wird aber unsere Blätter ins künftige lesen? Vermuthlich allerley Gattungen von Menschen. Die Tugendhaften darum, weil sie eben das Vergnügen darinnen finden werden, was schöne Angesichter vor einem Spiegel antreffen. Die Lasterhaften werden es zum Theil deswegen thun, weil sie, ohne alle Beschämung, ihrer Fehler gewahr werden und unvermerkt lernen können, wie sie sich am besten davon befreyen sollen: Zum Theil auch darum, weil sie sich nicht durch eine unbedachtsame Verachtung dieser Schrift selbst bloß geben, und ihre Schwäche werden verrathen wollen. Dergestalt wird allezeit dasjenige Blatt, so die gemeinsten Mängel entdecket, die allermeisten Käufer zu gewarten haben. Die höflichen Mannspersonen ins besondere, werden ihre rühmliche Gefälligkeit gegen unser Geschlechte, dadurch an den Tag legen können. Sie werden sich, nach ihrer gewöhnlichen Artigkeit, bey ihren Schönen angenehm machen, wenn sie dasjenige nicht verachten werden, was von deren Mitschwestern herkömmt, und was ihnen so manche gute Erinnerung geben wird. Wie gerne nehmen sie es

nicht an, wenn ihre Lesbien, Flavien, Cynthien ꝛc. etwas an ihrer Aufführung erinnern? Wie verbindlich danken sie nicht dafür? Sie bitten noch wohl gar, daß dieselben fortfahren mögen dergleichen zu thun. Wir verlangen nicht die Hälfte von allen diesen Höflichkeiten, und sind zufrieden, wenn sie uns nur nicht für ihre Feindinnen erklären werden.

Ihr aber, galante Mitschwestern, ihr könnet euch alle eine Ehre daraus machen, daß auch euer Geschlechte zu dergleichen moralischen Arbeiten, wo nicht Fähigkeit, dennoch Neigung und Eifer genug habe blicken lassen.

Calliste.





Zahl — trieben es seit zwei Jahren mit einer Aufregung, die sie zu Überspanntheiten hinriß; sie trugen Bücher in der Tasche, sie steckten sie den Frauen ihrer Bekanntschaft zu, sie deklamierten laut und drückten einander die Hände. Es war die erste Morgenröte eines neuen Lebens, welche mit so herzinniger Freude begrüßt wurde. In der Monatschrift die „Bremer Beiträge" waren die ersten Gesänge des Messias von Herrn Klopstock erschienen; der Betroffenheit, mit der man anfänglich auf die fremde Form sah, war jetzt in einem kleinen Kreise rückhaltlose Bewunderung gefolgt. Und im vergangenen Jahr war ein anderes Gedicht eines Unbekannten, „Der Frühling", gedruckt worden, man wußte nicht, wer es gemacht, aber es sollte derselbe anmutige Poet sein, welcher unter dem Wappenbild des Breitkopfischen Bären in der Monatschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" Mitarbeiter gewesen war, zugleich mit Kästner, Gellert, Mylius. Und wieder gerade jetzt hatte durch Weidmann ein anderer Unbekannter den Anfang eines anderen Heldengedichts, „Noah", herausgeben lassen; die Mutmaßung ging allerdings auf einen Schweizer, weil der Name Sipha darin vorkam, den Bodmer früher angewendet hatte. Alle diese Gedichte waren in dem Silbenmaß der Römer gebildet, und diese neue Art bewerkstelligte eine ganz eigene Aufregung des Gemüts, welche man früher nicht gekannt hatte. Bereits schien sich eine förmliche Rebellion unter den Schöngeistern anzuzetteln. — Es sollte in kurzem noch wilder zugehen.

Noch entbehrte die Stadt solche Theatervorstellungen, welche einen Denker befriedigen konnten. Wer aber auf einer Reise die Schönemannsche Truppe in Norddeutschland gesehen hatte, der erinnerte sich um 1750, sicher einige Jahre darauf, an einen jungen Mann von unvorteilhafter Gestalt mit einem kurzen Hals und dem Namen Eckhof, welcher der feinste und kunstvollste Schauspieler Deutschlands wurde. Und gerade in diesen Wochen war von der Messe ein neues Buch angekommen, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", welches zwei junge Leipziger Gelehrte verfaßt hatten, von denen der eine Lessing hieß. — In demselben Bücherballen lag der Roman Richardsons, „Pamela", wie das Jahr vorher die „Clarisse" desselben Schriftstellers.

Was aber damals in den Häusern der Bürger gelesen wurde, war von ganz anderer Beschaffenheit. Noch gab es keine Leihbibliotheken, nur die kleinen Antiquare verliehen zuweilen an zuverlässige Bekannte. Aber es wucherte doch eine bändereiche Literatur von Romanen, welche von den Anspruchslosen eifrig gekauft wurden. Es waren flüchtig zusammengeschleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schicksale berichtet wurden.

Diese Abenteuer waren im 17. Jahrhundert in verschiedener Weise dargestellt worden, entweder in geistloser Nachahmung der alten Ritter- und Schäferromane, auf phantastischem Hintergrunde, ohne den Vorzug eingehender Schilderungen, oder wieder mit einem derben Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens, ohne Schönheit, oft gemein und schmutzig. Es war ein abgelebtes Wesen und ein Beginnen der neuen Zeit, die damals nebeneinander liefen. Schon seit 1700 ist die

realistische Richtung die herrschende. Aus den Amadis-Romanen werden schlüpfrige Hof- und Reiseabenteuer, dem Simplizissimus folgen eine große Zahl von Kriegsromanen, Robinsonaden und Aventuriergeschichten, die große Mehrzahl ist sehr liederlich verfertigt, und deutsche Klatschgeschichten oder Zeitungsnachrichten von außerordentlichen Ereignissen in der Fremde, zum Teil Tagebücher, sind darin verarbeitet. Auch Faßmanns „Gespräche aus dem Reiche der Toten" sind in ähnlicher Weise zusammengeschrieben aus fliegenden Blättern und Geschichtsbüchern, die der unordentliche Mann, der damals in Franken saß, sich von den Pfarrern der Gegend zusammenborgte. Die so schrieben, wurden von den Gebildeten gründlich verachtet, aber sie übten doch eine sehr große, schwer zu schätzende Wirkung auf das Gemüt des Volkes. Es waren zwei getrennte Welten, die nebeneinander kreisten. Und dieser Gegensatz zwischen dem Lesestoff des Volkes und der Gebildeten hat — wenn auch zuweilen versöhnt — zu sehr bis in die neueste Zeit bestanden.

Unter den Honoratioren der Stadt gab es aber im Jahre 1750 auch andere Gelehrte. Wohl keiner mäßigen Stadt fehlte ein patriotischer Mann, welcher die alten Chroniken, die Kirchenbücher und Urkunden des Ratsarchivs durchsucht hatte und zu einer Geschichte des Ortes und der Landschaft schätzenswerte Beiträge zu geben wußte. Noch war das Verständnis der monumentalen Altertümer gering, aber auch sie wurden mit alten Inschriften und unechten Götzen unserer Urahnen als seltsame Merkwürdigkeiten fleißig abgebildet. Und gegen die unkritischen Märchen und das nackte Verzeichnen von Einzelheiten wurde ein siegreicher Kampf geführt. Auch auf die einseitigen Werke der letzten Jahrzehnte, die schwerfälligen „Kirch- und Schulstaaten", sah das jüngere Geschlecht herab. Schon galt es, mit gewissenhafter Benutzung der Dokumente eine zusammenhängende, Ursache und Wirkung deutlich auseinandersetzende Geschichtserzählung hervorzubringen. Allerdings gehört das Beste, was in diesen Jahren geschrieben wurde, nur der örtlichen Geschichtschreibung an.

Größer war die Teilnahme, welche die Naturwissenschaften erregten; sie sind in dem Kleinleben der Stadt die beliebteste Wissenschaft. Nicht gering ist die Zahl ehrenwerter Zeitschriften, welche die neuen Entdeckungen der Wissenschaft berichten. Mit Achtung haben wir auf sie zurückzusehen; Darstellung und Stil sind zuweilen, z. B. in Kästners „Hamburgischem Magazin", musterhaft; und unermüdlich sind sie bemüht, die gelehrten Entdeckungen für Handel, Gewerbe, Ackerbau, jeden Kreis praktischer Bedürfnisse auszubeuten. Freilich, ihre „vernünftige" Einwirkung hatte nicht alles Unhaltbare beseitigt. Die alte Neigung zur Alchemie war nicht besiegt. Noch immer wurde von verständigen und redlichen Leuten laboriert, ernsthaft wurde das große Geheimnis gesucht, immer kam ihnen etwas dazwischen, was den letzten Erfolg hinderte. Geheimnisvoll wurde solche Arbeit betrieben, aber die Stadt wußte recht gut, daß der Herr Rat oder Secretarius den „faulen Heinz bediene" — den Ofen heize — um Gold zu machen. Die

Freude an chemischen Prozessen, an den Destillationen in der Retorte und den Lösungen auf kaltem Wege war vielen gemein; kräftige Tinkturen wurden an Bekannte verteilt, die Hausfrauen liebten, allerlei künstliche Wasser zu destillieren, und in den Frag- und Anzeigeblättern wurden häufig Arzneien angepriesen, Pillen gegen Podagra, Pulver gegen Kröpfe, blaues Wasser gegen Viehsterben, Kurpfuscherei und Quacksalberei sind verhältnismäßig größer als jetzt, die Lügen ebenso dreist. Der Eifer, für die Wissenschaft zu sammeln, war allgemein geworden, die Knaben begannen, Schmetterlinge aufzuspannen, Käfer zusammenzutragen, Dendriten und Erzstufen mit dem Brennglase des Vaters zu betrachten, die Wohlhabenden freuten sich über „Röfels Insektenbelustigungen" und das erste Heft von „Frischens Vorstellung (Abbildung) der Vögel".

Eine Bibliothek zusammenzubringen wurde der Stolz des Gebildeten auch in bescheidener Lage. Zweimal im Jahre, zu Ostern und Michaelis, brachte der Buchhändler von der Leipziger Messe die „Novitäten", welche er dort für sein Geld erkauft oder gegen Werke seines Verlags eingetauscht hatte. Diese neuen Bücher legte er in seinem Laden zur Ansicht aus, wie jetzt ein Händler mit Schnittwaren tut. Das war eine wichtige Zeit für die Liebhaber, der Laden wurde ein Mittelpunkt für literarische Unterhaltung, auf Stühlen saßen die Hauptkunden, begutachteten, wählten und verwarfen; sie erhielten die Pränumerationsbogen der neuen Werke, z. B. der Firma Breitkopf „Eröffnete Akademie der Kaufleute", und ließen sich Neuigkeiten aus der gelehrten Welt erzählen: daß in Göttingen eine neue Sozietät der Wissenschaften gestiftet werden solle; daß Professor Gottsched von Wien zurückgekehrt sei, und daß die Kochsche Schauspielertruppe auf der Messe großen Zulauf gehabt; daß Herr Klopstock vom König von Dänemark eine Pension von 400 Talern erhalten habe, ohne jede Gegenverpflichtung; daß Herr von Voltaire in Berlin zum Kammerherrn ernannt sei, und daß die Bibliothek des seligen Herrn Superintendent Löscher zu Dresden, 50 000 Bände stark, jetzo wirklich versteigert worden sei. In den Bücherballen wanderten um diese Zeit auch andere begehrenswerte Einkäufe durch das Leben.

Es gab zuweilen Gelegenheit, neben den neuen Büchern alte zu erwerben. Das Augenmerk lenkte sich auf die alten Drucke der Klassiker; nach den Aldinen und Juntinen, den Elzeviren wurde mit besonderem Sammeleifer gesucht. Aber der antiquarische Handel war außer in Halle und Leipzig wenig in Aufnahme; nur der Zufall und eine Versteigerung brachte dem einzelnen leicht Bücher in die Hände, die in den letzten Jahrhunderten zusammengebracht waren, von Patriziern der Reichsstädte, deren Familien allmählich ausstarben, vielleicht aus Klosterbibliotheken, deren Werke von gewissenlosen Mönchen unter der Hand verkauft wurden. So kaufte ein Geistlicher in der Nähe von Gräfenthal in Franken für 25 Gulden, die nach und nach zu bezahlen waren, viele Ellen Folianten und Quartanten in schönen Einbänden; die Elle großen Formats war etwas teurer als die des kleinen, manche Werke waren unvollständig, weil genau gemessen wurde und die Elle eher zu Ende

war als die Bändezahl; wählen durfte man nicht, die Rücken wurden nach der Reihe abgemessen. Doch war diese Barbarei eine Ausnahme.

Wer selbst Bücher schrieb, genoß davon ein Honorar durch den Buchhändler, das nicht ganz unbedeutend war, wenn der Schriftsteller in Ansehen stand. Sehr hatte sich dies Verhältnis seit dem Anfange des Jahrhunderts gebessert. Da eine Vorliebe für theologische und juristische Abhandlungen bestand, so wurde die Verfasserschaft solcher Traktate zuweilen höher bezahlt als es jetzt möglich wäre. Wer freilich nicht als Universitätslehrer in einem Mittelpunkte der Wissenschaft stand, der erwarb nur geringe Einnahme. Als der hochehrwürdige Herr Leßer im Jahre 1737 mit seinem Verleger über den Druck der Chronik von Nordhausen übereinkam, wurde er zwar für den gedruckten Bogen der fleißigen Arbeit durch ein Honorar von sechzehn guten Groschen „vergnüget" — welche er in ihm anständigen Büchern zu entnehmen hatte —, mußte jedoch versprechen, daß er den Verleger völlig schadlos halten wolle, wenn diesem der Inhalt des Buches irgendeinen Verdruß bei der Obrigkeit zuziehen sollte.

Für das gesellige Leben der Honoratioren war in den späten Morgenstunden die Apotheke ein schätzenswerter Mittelpunkt. Dort wurden bei kleinem Glase Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten besprochen, und von der Decke und den obern Gesimsen sah der alte Trödelstaat überwundener Marktschreier und Wurmdoktoren: Gerippe von Haifischen, ausgestopfte Affen, Mißgeburten in Spiritus und anderes Entsetzliche, glotzäugig auf die eifrige Unterhaltung der Gesellschaft herab. Schon wurde außer dem Stadtgeschwätz mit Vorliebe die Politik verhandelt, nicht mehr mit ruhigem Klugsprechen, sondern als Herzenssache. Ob König, ob Kaiserin, ob Sachsen, ob Preußen, wurde häufig erörtert, man wußte von jedem Gast, zu welcher Partei er gehörte. Wenige Jahre darauf sollte dieser Streit so leidenschaftlich werden, daß er sogar das Familienleben und den Hausfrieden störte. — Unterdes war dem kleinen Bürgersmann, den Dienstboten und Kindern die Phantasie mit anderen Bildern erfüllt, ihnen hielt der alte Aberglaube ihr Leben umsponnen, und er war seit der neuen Frömmigkeit viel zudringlicher geworden. Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polterstube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchtüren zeigte sich ein Gespenst, sogar im Spritzenhause spukte es, bevor ein Feuer ausbrach; zuweilen wurde die geheimnisvolle Wehklage gehört, eine Abart des Glaubens an das wilde Heer, welche durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gekommen war; alte Katzen wurden als Hexen betrachtet, und die Erscheinungen Verstorbener, Ahnungen und bedeutsame Träume wurden mit angstvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Aufsuchen verborgener Schätze eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig gesprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Es ist ein lebhafter Kampf, der fast in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Über-



Der Neumarkt. Dresden. 18. Jahrhundert.
(Gemälde von Bernardo Bellotto, gen. Canaletto. Gemäldegalerie, Dresden)

legenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über stille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte leugnet gar nicht unbedingt die Möglichkeit eines geheimnisvollen Zusammenhanges mit dem Jenseits, aber er versteht jeden einzelnen Fall mit Mißtrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerstörten Altar der alten Kirche, in den Trümmern des nahen Schlosses noch irgend etwas sehr Kurioses verborgen sein könne, und daß es wohl lohnen möge, einmal nachzugraben; aber er nährt eine entschiedene Verachtung gegen die Flämmchen und den schwarzen Hund, und zählt mit besonderer Freude zahlreiche Beispiele auf, wie dieser Glaube „alter Zeit" durch Betrüger gemißbraucht worden sei. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht eine gelesene Zeitschrift schöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geleugnet, die Feuerkugeln physikalisch erklärt und die Donnerkeile als Versteinerungen betrachtet werden. Zwar fehlen in keiner Stadt aufgeregte Leute, welche durch Erscheinungen gequält sind, und die Geistlichen beten mit der Gemeinde für diese Armen; aber schon behaupten nicht nur die Ärzte und weltlichen Gelehrten, auch klügere Bürger, daß solche Art Teufel nicht durch Gebet, sondern durch Fasten und Purgieren auszutreiben seien, da sie nur in Hypochondriacis durch krankhafte Einbildungen erzeugt würden.

Unter den Tagesereignissen ist das wichtigste Ankunft und Abfahrt des Postwagens. Gern bewegt sich der Spaziergänger um diese Zeit in der Nähe der Post. Die gewöhnliche Landpost ist ein sehr langsames, unbehilfliches Beförderungsmittel, ihr Schneckengang ist noch fünfzig Jahre später berüchtigt; Kunststraßen gibt es nirgends in Deutschland, erst nach dem Siebenjährigen Kriege werden die ersten Chausseen gebaut, auch diese schlecht. Wer bequem reisen will, nimmt Extrapost; sorgfältig wird darauf gehalten, zu größerer Geldersparnis alle Plätze zu besetzen, und in den Lokalblättern, welche seit kurzer Zeit in den meisten größeren Städten und Residenzen bestehen, wird zuweilen ein Reisegefährte gesucht. Zu weiten Reisen werden eigens Wagen gekauft, am Ende der Reise wieder verkauft; die schlechten Wege geben den Posthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuspannen, dann ist es wohl eine Bevorzugung des Reisenden, wenn ihm von der Regierung ein Erlaubnisschein ausgestellt wird, nur zwei Pferde Extrapost nehmen zu dürfen. Wer nicht so wohlhabend ist, sucht einen Retourwagen, solche Reisegelegenheiten werden mehrere Tage vorher angekündigt. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der ordinären Post und einer schnelleren Postkutsche auch konzessionierte Landkutschen an bestimmten Tagen. Sie vorzugsweise vermitteln den Personenverkehr des Volkes. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich; nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Passagiere nicht so sicher, daß der Kutscher jede Woche an bestimmtem Tage abgehen konnte; nach Meißen gingen das grüne und das rote Marktschiff, jedes einmal wöchentlich hin und zurück. Man reiste auch mit der besten Fuhre sehr langsam. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile, scheint der gewöhnliche Fortschritt gewesen zu sein.

Eine Entfernung von zwanzig Meilen war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durchmessen, meist wurden vier dazu gebraucht. Als im Juli des Jahres, welches hier geschildert wird, Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, fand er die Schnelligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettlauf der olympischen Spiele verglich. Waren aber die Landstraßen gerade schlecht, was in der Regenzeit des Frühlings und Herbstes regelmäßig eintrat, so vermied man die Reise, betrachtete die unvermeidliche als ein Wagnis, bei dem es ohne schmerzliche Abenteuer selten abging. Im Jahre 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Gesandtschaft zur Kaiserkrönung trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, Umwerfen und Beinbruch, nach Frankfurt a. M. durchgedrungen war, nur eine Achse war zerbrochen. — So ist die Reise ein wohl zu überlegendes Unternehmen, welches schwerlich ohne längere Vorbereitungen durchgeführt wird; und das Eintreffen fremder Reisender in einer Stadt ist ein Tagesereignis, neugierig umsteht die Menge den anhaltenden Wagen. Nur in den größeren Handelsstädten sind die Gasthöfe modisch eingerichtet, Leipzig ist deswegen berühmt. Gern kehrte man bei Bekannten ein, in steter Rücksicht auf die Kosten, denn auch wer reiste, der rechnete genau. Aber wer irgend Ansprüche machte, scheute eine Fußreise, die Unsicherheit, unsaubere Herbergen und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Landschaft bewunderten, ganz unerhört.

Der Reisende wurde nicht nur durch die lebhafte Teilnahme seiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geschäfte in Anspruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zumuten weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche und klugen Regeln ausgestattet, aber er wurde dafür mit „Commissionen" belastet, mit Einkäufen jeder Art, auch zarteren Angelegenheiten: Eintreiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers, ja, Kundschaften und Vermitteln in Herzenssachen. Wer vollends zu einer großen Messe reiste, der mochte für besondere Koffer und Kisten sorgen, um die Wünsche seiner Bekannten zu befriedigen. Zu dergleichen Dienst und Gegendienst zwang die Not; denn Geld- und Paketsendungen durch die Post waren sehr teuer, und nicht überall wurde diese Anstalt für zuverlässig gehalten. Zwischen Nachbarstädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienst eingerichtet, wie er z. B. in Thüringen bis zur Gegenwart bestanden hat; solche Boten — nicht selten Frauen — trugen durch Schnee und Sonnenglut die Briefe und Aufträge an bestimmten Tagen hin und zurück, sie besorgten jede Art von Einkäufen, genossen als zuverlässige Leute sogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Akten übergab, und hatten am Zielpunkt ihrer Reise einen festen Stand, wo wieder Briefe und Rücksendungen an ihren Heimatort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte sehr lebhaft, so ging wohl ein „Kästelwagen" hin und her, mit Schubfächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüssel hatten.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren so wohlhabend, daß sie die Einrichtung des Hauses und ihres Lebens mit einigem Glanz umgeben konnten; die Reichen waren in Gefahr, einer ungeschickten Prunksucht zu verfallen, wie er Höfe und anspruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhäbig leben konnte, hatte für gewöhnlich seinen Haushalt sehr einfach eingerichtet und zeigte den Wohlstand nur bei festlichen Gelegenheiten durch Gerät und Bewirtung. Deshalb waren Gastereien durchaus ungemütliche Staatsaktionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde; in nichts unterschied sich der Mann von Welt mehr als in der leichteren Verkehrsweise seiner Gesellschaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauses, genau bis aufs kleinste stand fest, was anderen zu leisten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünsche, die Komplimente, d. h. die höflichen Anreden, sogar die Trinkgelder, alles hatte seine genau bestimmte Größe und vorgeschriebene Form. Durch diese zahllosen kleinen Regeln erhielt der Verkehr eine gewisse unveränderliche Festigkeit, welche sehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart absticht. Es war gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Ader zu lassen, zu purgieren, seine Rechnungen zu bezahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Ebenso fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, sogar, wenn möglich, das Schlittenfahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes; die massiven Möbel, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkauft hatte, der gepolsterte Lehnstuhl, den sich der Mann vielleicht schon als Student erstanden, der Klapptisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrerer Geschlechterfolgen. Aber schon begann unter diesem Netzgeflecht alten Herkommens ein leichterer Sinn die Flügel zu regen, schon rührte die lästige Frage Warum? auch an den kleinen Brauch. Und überall gab es einzelne, welche sich mit philosophischem Selbstgefühl gegen die Gewohnheiten setzten, die ihnen nicht in Vernunft begründet erschienen; in mehreren arbeitete ein dunkler Drang nach Freiheit, Selbständigkeit, einem neuen Inhalt des Lebens, der sie von der Menge und der Gesellschaft seitab auf Nebenwege führte, meist zu wunderlichen Originalen machte, mit deren Eigentümlichkeiten die Stadt sich unaufhörlich beschäftigte.

Die Räume des Hauses waren im ganzen schmucklos, die Fußböden von gehobelten Brettern hatten keine andere Zier als die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden häufig mit weißem Sand bestreut. In den Zimmern schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung, die Möbel, unter denen die Kommode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei ungewöhnlich, doch war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepreßte Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonders behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder geschätzt. Die Freude der Hausfrau

war kupfernes und zinnernes Gerät. Es wurde damit „Staat" gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgenkollationen — wo kalte Speisen aufgesetzt wurden — zu öffnen pflegten. In solcher Küche blitzte es ringsum von spiegelhellem Zinn und Kupfer, sogar das Brennholz, welches in großen Haufen regelmäßig aufgeschichtet dalag, war mit blankem Zinn beschlagen, alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochstuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde neben dem Zinn das Porzellan aufgestellt, vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte einer wohlhabenden Hausfrau selten der offene Porzellantisch mit Tassen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modische Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürrische Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Das wunderliche Tier stand zu jener Zeit auf der Höhe seines Ansehens; es war in die Welt gekommen, niemand wußte woher, und ist ebenso unvermerkt wieder von uns geschieden. Aber außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau gerade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaste wurden sehr schön gefertigt, mit künstlichen Mustern, die wir noch jetzt bewundern; solchen Damast zu Gedecken zu besitzen, war besondere Freude, auch auf feine Leibwäsche wurde großer Wert gelegt; das Manschettenhemd, welches Gellert von der Lucius zum Geschenk erhalten hat, wird in seiner Beschreibung einer Audienz nicht vergessen.

Die Kleidung, in welcher man sich vor anderen zeigte, galt auch dem ernsten Manne als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farbe gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verrieten nicht minder als Perücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen, sie mußte eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da sie unbequem war und die Perücke schwer ohne Hilfe anderer aufzusetzen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Zu Hause wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte Besuche annahm, die „gute" Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren ganz unbekannt, manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahre 1745 bittet ein österreichischer Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, diese Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers seine silberne Taschenuhr; er klagt um 1780, daß damals schon jeder Magister, ja, jeder Student eine solche Uhr haben müsse; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine silberne, der Student eine goldne.

Eigene Kutschen und Pferde hielten, außer dem begüterten Adel, der sich nach der Stadt gezogen, nur die höchsten Staatsbeamten, und in großen Handelsstädten

— seltner als fünfzig Jahre früher — die reichsten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Ärzte geraten, sich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen, bedeckte Reitbahnen und Mietpferde wurden häufiger als jetzt von den Professoren in Anspruch genommen. Freilich gelang es nicht jedem so, wie dem kranken Gellert, dem als zweites Geschenk nach dem Tode seines berühmten Schecken ein kurfürstliches Pferd mit Samtsattel und goldbesetzter Schabracke in den Hof geführt wurde, das der liebe Herr in seiner Weise, bewegt, aber mit dem größten Mißtrauen gegen die Sanftmut des Rosses, annahm und allen seinen Bekannten anzuzeigen nicht müde wurde, während sein Stallknecht das Wundertier den Leipzigern um Geld vorwies. Da die Kleidung so empfindlich gegen Nässe machte, war ein Beförderungsmittel sehr in Aufnahme gekommen, das seitdem fast geschwunden ist: die Portechaisen, sie wurden fast so häufig gebraucht wie jetzt die Droschken; die Träger, durch eine Art Livree kenntlich, hatten ihre bestimmten Standplätze und fanden sich ein, wo Adel und Publikum zahlreich erschienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchtüren, am Theater.

Streng war die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedervers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich; von Kindern und Dienstboten wurde äußere Ehrerbietung in unterwürfigen Formen gefordert, die Gatten der Honoratioren redeten einander meist mit Sie an.

Was sich einer Familie anschloß, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Durch die Hausfreunde wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung gesucht und erwartet. Protegieren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflußreiche Bekanntschaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte; jede Aufmerksamkeit, Beglückwünschung an Geburtstagen, das Gedicht bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Gunst einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Das untertänige Benehmen gegen Höhere war groß, einem Gönner die Hand zu küssen war guter Ton. Als Graf Schwerin am 11. August 1741 zu Breslau im Fürstensaal die Eidesleistung abnahm, wollte der protestantische Kircheninspektor Burg bei dem Handschlag, den er zu geben hatte, dem preußischen Feldmarschall die Hand küssen. Nicht diese Ergebenheit ihres ersten Geistlichen war den Breslauern auffällig, sondern daß ein Feldmarschall den bürgerlichen Theologen umarmte und küßte.

Zumal die Gevatterschaft begründete unter den Bürgern ein näheres Verhältnis; der Taufpate war verpflichtet, später um das Fortkommen des Täuflings zu sorgen, und dies Pietätsverhältnis bestand bis an sein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entscheidende Stimme über

die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er sein Wohlwollen durch seinen letzten Willen an den Tag legte.

Ein solches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältnissen entwickelte einiges Besondere in Charakter und Bildung. Zunächst ein weiches und gefühlvolles Wesen, das man um 1750 zärtlich und empfindlich nannte. Die Anlage zu dieser Weichheit hatte der große Krieg und seine politischen Folgen in die Seelen gelegt, die Pietät hatte diese Anlage auffällig entwickelt. Eine gewisse Übung, sich und andere aufzuregen und zu steigern, besaß fast jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergesagt worden, jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlassung zu dramatischen Szenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienmitglieder, hell auszusprechen, was ihnen gerade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Versprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Versöhnungen zwischen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühlsszenen wurden ebensosehr gesucht und genossen, als sie jetzt vermieden werden. Sogar in der Schule kam die leichte Erregbarkeit des Geschlechtes zutage. Wenn ein ehrlicher Lehrer Kummer hatte, ließ er Verse, die sich auf seine Stimmung bezogen, durch die Schüler absingen; es wurde ihm nicht schwer, dabei traurig zu werden, und es war ihm angenehme Empfindung, wenn die Knaben ihn errieten und durch Andacht ihre Teilnahme bezeigten. Ebenso liebte der Prediger auf der Kanzel, die Gemeinde zum Vertrauten der eigenen Kämpfe zu machen, und seine Selbstbekenntnisse, Schmerz und Freude, Reue und innere Zufriedenheit wurden mit Achtung angehört und durch Gebete geweiht. Wenn noch heut einzelne ihrer Umgebung das Behagen verringern, weil sie Kleinigkeiten mit einem Aufwande von Empfindung behandeln, und eine Verstimmung oder einen hervorbrechenden Gegensatz der Naturen weichlich und pathetisch zur Aussprache bringen, so darf man solche Persönlichkeiten als verspätete Blüten älterer deutscher Art betrachten. Wie denn einem wohlwollenden Beobachter oft der Eindruck kommt, daß die Gemütsanlagen und eigenartigen Züge der Menschen, welche sich mit uns zugleich tummeln, bisweilen aus sehr entlegenen Zeiten unserer Vergangenheit stammen, und daß das Leben der Gegenwart zu gleicher Zeit ein historischer Bildersaal ist, in welchem Bildungen und Charakterformen aus den verschiedensten Jahrhunderten unseres Volkslebens nebeneinander wirken. Vorzugsweise auf Rührung und wieder auf erhebende Empfindungen ging um 1750 die Sehnsucht des lebenden Geschlechts. Schnell wurde ein Gefühl, eine Handlung, ein Mann als groß gepriesen, glänzende Beiwörter wurden bereitwillig gehäuft, einen Freund zu kennzeichnen. Und wieder der eigene Schmerz und das Unglück anderer werden mit einem gewissen düstern Behagen genossen. Leicht wird geweint, über das eigene und über das Leid anderer, aber auch aus Freude, aus Dankbarkeit, aus Andacht, aus Bewunderung. Nicht durch fremde Literatur, nicht durch Gellert oder die literarischen Verehrer Klopstocks ist diese Weichheit den Deutschen eingepflanzt worden, sie lag tief im Volke selbst.

Als der junge Magister Semler 1749 von der Universität Halle schied, war er sehr traurig; er hatte in der Stille eine Tochter seines teuren Lehrers, des Professor Baumgarten, verehrt — allerdings hatte er in seiner Heimat Saalfeld noch eine andere Jugendliebe. Diese Trauer regte ihn in den letzten Tagen außerordentlich auf und machte ihm schwer, seine Magisterpromotion durchzumachen. Doch gelang dies, und nach der Promotion hielt er seinem Vorbild Baumgarten — der als Präses auf dem obern Katheder stand — aus dem Stegreif eine so feurige lateinische Dankrede, daß nicht nur er selbst, auch mehrere Zuhörer weinten; zu Hause aber setzte sich Semler hin und weinte wieder über sein Schicksal, und sein treuer Stubenbursch weinte mit ihm fast den ganzen Nachmittag. Daß der Scheidende beim Abschiede Tränen vergoß, war natürlich, aber er weinte noch, als er auf der Reise in Merseburg ankam — was damals ziemlich lange währte —, und da er in der Heimat seinem Vater den lobenden Brief Baumgartens übergab, weinte dieser vor Freude ebenfalls.

In diesem Falle ist die Rührung aufrichtig, und die Tränen sind wirklich geflossen. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu kehren und die inneren Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei, und die Bewunderung edler Aufwallungen zur Gefühlsheuchelei verführte.

Das stellte sich nicht zuletzt in der deutschen Sprache dar. Noch war der Ausdruck für große Kreise der Empfindungen ungelenk. Die Schriftsprache hatte die Herrschaft über die Seelen gewonnen, in ihre Formen und Perioden mußte sich jede höhere Empfindung des Menschen fügen; aber gerade erst jetzt hatte diese Sprache einige Gewandtheit gewonnen, die planvolle ruhige Arbeit des nachdenkenden Geistes klar und einfach auszudrücken. Wo ein leidenschaftliches Gefühl in Worte ausbrechen wollte, wurde es durch die abgenützten Bilder der alten Rednerkunst gebunden, und es rauschte in den dürren Blättern alter Phrasen dahin. Die Pietisten hatten für ihre Stimmungen eine eigene Sprache erfinden müssen, die Ausdrücke derselben waren schnell zur Manier geworden. Jetzt ging es ebenso mit den neuen Wendungen, durch welche einzelne stärker Begabte die Sprache des Gefühls zu bereichern suchten. Hatte ein Dichter die sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses gefühlt, so sprachen Hunderte das nach, in herzlicher Freude über den schwungvollen Ausdruck. Ebenso wurden die Tränen der Wehmut und des Dankes, die Süßigkeiten der Freundschaft sofort stehende Redensarten, bei denen man zuletzt wenig dachte.

Und diese Armut war allgemein. Fast überall, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, stößt uns ein Aufwand von nüchterner Überlegung ab. In Briefen, Reden, Gedichten. Unerträglich wird uns diese Besonderheit der alten Zeit, wir mögen sie leicht Heuchelei, innere Kälte, Unwahrheit schelten. Unsere Ahnen haben doch eine zureichende Entschuldigung. Sie konnten nicht anders. Noch ist in ihren Seelen etwas von der epischen Gebundenheit des Mittelalters. Die Sehnsucht nach einem Strome großer Leidenschaft, nach Begeisterung, nach

melodischen Tönen des Gefühls ist überall vorhanden, ja, sie ist bis ins Krankhafte gesteigert, überall ist der Drang, Großes in sich herauszubilden, erkennbar, überall das Suchen und Sehnen; aber der Empfindung fehlt die Kraft, dem vermehrten Wissen die entsprechende freie Bildung des Charakters. Auch den Dichtern, die doch nach dieser Richtung stets die Führer ihres Volkes gewesen sind. Selbst bei der liebenswürdigsten Gestalt aus jener Dämmerzeit, bei Ewald von Kleist, ist das lyrische Ringen sehr merkwürdig. Schon sind seine Schilderungen reich an schönen Einzelzügen, eine Fülle von poetischen Anschauungen sammelt sich zwanglos um den Mittelpunkt seines Gedichtes, der fast immer in einer ehrlichen herzlichen Empfindung ruht. Aber bei allem Häufen dichterischer Anschauungen vermag er nicht eine gehobene poetische Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Akkord eines schönen Gefühls in dem Hörer erklingen zu machen. Es klang in ihm selbst nicht stark genug, und in keinem seiner älteren Zeitgenossen, die alle Schönheit und innern Adel so ängstlich suchten und sich so oft rühmten gefunden zu haben.

Aber die Selbstbeobachtung der Gebildeten erstreckte sich nicht nur auf das innere Gemütsleben, es war ebensosehr ein Belauern der eigenen äußern Erscheinung und des Eindrucks, welchen man auf andere machte. Nach dieser Richtung erscheint es uns oft noch unheimlicher gekünstelt. Schon die knappe Kleidung und der Puder, das Bewußtsein, in ungewöhnlichem „Staat" zu sein, versetzten den Menschen vor anderen in eine Aufregung und vorsichtige Munterkeit, welche leicht zur Ziererei wurde. Auch die feststehenden Formen des gesellschaftlichen Verkehrs, welche so künstlich waren, und die rhetorischen Komplimente machten das Auftreten zu einer Schaustellung, die Deutschen von 1750 zu Schauspielern, die sich lächerlich machten, wenn sie nicht geschickt spielten. Wer einem Gönner gegenübertrat, hatte wohl zu bedenken, daß sein Schritt nicht zu schnell, nicht zu dreist und nicht zu scheu war, daß er seine Stimme richtig dämpfte, den Hut so im linken Arm hielt, daß der Arm den passenden Winkel bildete; er hatte vorher zu erwägen, daß die begrüßende Anrede nicht zu lang und nicht zu platt und gerade ehrerbietig genug wurde, um Wohlwollen zu erwecken; er hatte sehr auf den Fall seiner Stimme zu achten, damit das vorher Überlegte einen gewissen Eindruck der Naturwahrheit machte. Wer einer Frau oder einem vornehmen Manne die Hand küßte, der bemühte sich, auch in diesem Vorgang genau seine Stimmung und ein wohlabgemessenes Gefühl auszudrücken, wie er sein Antlitz mit der Hand in Verbindung brachte, ob er als Zeichen vertraulicher Verehrung nicht nur den Mund, auch die Augen und die Stirne daran zu legen hatte, wie lange er die Hand halten, wie langsam er sie freigeben durfte, das alles war sehr wichtig, womöglich vorher überlegt; ein begangenes Ungeschick machte später dem Schuldigen wahrscheinlich großen Kummer. Wer vollends sich einem größeren Publikum darstellen mußte, der überdachte ernsthaft die Position und Haltung, durch die er wirken konnte. Wie betrübt auch der junge Semler war, als er bei der Magisterpromotion auf

dem Katheder stand, er vergaß doch nicht „eine seltene, aber nicht anstößige Stellung zu nehmen", in welcher er seinen Opponenten die Antworten so geschwind gab, daß er kaum das Ende ihrer Rede abwartete, und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie gleichgültig ihn die „weiche Bewegung seines Gemüts" gegen alle möglichen Einwürfe der Gegner gemacht habe. Vollends den Frauen waren nicht nur die Bewegungen des Fächers, auch das Auf- und Niederschlagen der Augen und das Lächeln wohl eingeübte Handlungen; daß sie es ungezwungen, mit Anstand und Takt vollbrachten, wurde verlangt. Allerdings war es auch damals nicht das Einstudierte, welches liebenswürdig machte, sondern die in solchen Formen hervorbrechende gute Natur. Und auch diese Richtung war nicht eine französische Mode, welche durch die Zucht der Tanzmeister in das deutsche Leben kam, sondern eine innere Notwendigkeit, welche bei allen Kulturvölkern Europas zu gleicher Zeit hervorbrach, sich bei jedem nach den Eigentümlichkeiten seiner Natur modelte; auch hier war der letzte Grund das Bedürfnis, innere Armut durch äußern Schmuck zu verbessern[12a].

Allerdings wurde solcher Zwang der Schicklichkeit bei den Deutschen oft durch einen Zug von Geradheit und Derbheit unterbrochen. Aber die sichere und stolze Selbstachtung, welche wir von einem gebildeten und guten Manne fordern, war damals in Deutschland selten. Fester Wille war allerdings zu finden, beim Lernen und im Entbehren, bei der Arbeit und dem Üben einer schweren Pflicht; dort kam er sogar mit überraschender Gewalt zutage. Aber dieser Tüchtigkeit fehlten zu sehr einige mannhafte Beigaben. Seit hundert Jahren bestand jetzt der Druck des gestrengen Staates, er hatte den Bürger scheu, schwerfällig, oft furchtsam gemacht. Dieselbe Stimmung hatte der Pietismus befördert. Ein fortwährendes Beschauen der eigenen Unwürdigkeit verminderte vielen fein Beanlagten die Fähigkeit, sich recht herzlich zu freuen, dem eigenen Wesen offenen und sicheren Ausdruck zu geben. Wer vollends Gelehrter wurde in der herben Zucht, der übermäßigen Anstrengung des Gedächtnisses und den vielen Nachtwachen, in tabakdurchräucherter enger Wohnung, dem wurde nur zu häufig ein Siechtum in den Körper gepflanzt. Aus vielen Beispielen dürfen wir schließen, wie oft damals Schwindsucht und Hypochondrie das Leben junger Gelehrter zerstörten. Und gewöhnliche Bilder aus den Bürgerhäusern jener Zeit sind weiche, reizbare, empfindliche Naturen, unbehilflich und ratlos dem Ungewohnten gegenüber. Bei den meisten wechselt übergroße Vorsicht mit leidenschaftlicher Unbesonnenheit. Aber das war nicht das Schlimmste. Nicht nur der Wille, auch die Sicherheit der Überzeugung und das Pflichtgefühl wurden zu leicht durch Einwirkung von außen zerstört. Geld und äußere Ehren übten auch auf den Redlichen übergroße Gewalt. Gellert, der für seine Zeitgenossen ein Musterbild von Zartgefühl und Uneigennützigkeit war, fühlte sich als Professor von Leipzig aufs freudigste überrascht, als ein fremder Edelmann aus Schlesien, den er gar nicht persönlich kannte, mit dem er erst wenige Briefe gewechselt hatte, seiner Mutter eine jährliche Unterstützung von zwölf Dukaten anbot. In seiner Antwort fehlte die Versicherung der Dankesträne nicht. Er fand niemals Bedenken, Geldsummen,

welche ihm von Unbekannten zugesandt wurden, anzunehmen. Und man darf behaupten, daß um 1750 in ganz Deutschland unter den Besten kaum ein Mann war, der anonyme Geschenke abgelehnt hätte.

Als Friedrich Wilhelm I. den Professoren seiner Universität Frankfurt zumutete, öffentlich gegen seinen Vorleser Morgenstern, der in groteskem Aufzuge, mit einem Fuchsschwanz an der Seite, auf dem Katheder stand, zu disputieren, da wagte keiner, der herrischen Laune zu widersprechen als Johann Jakob Moser, der sich den Brandenburgern gegenüber als Fremder fühlte und das Bewußtsein bewahrte, am kaiserlichen Hofe wohl angesehen zu sein. Und auch diesen regte die Begebenheit so auf, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Wo das Selbstvertrauen so sehr fehlt, wie vor zweihundert Jahren dem aufstrebenden Manne, da wuchert die Eitelkeit. Sie umzieht die meisten Seelen jener Zeit so sehr, daß uns nur wenige einen behaglichen Eindruck hinterlassen. Gottsched und Gellert, Gleim und Klopstock, Moser und Pütter, Dichter, Gelehrte und Beamte leiden darunter. Und doch war diese Schwäche, um gerecht zu sein, sehr zu entschuldigen, und es war kein Wunder, daß nur die Stärksten darüber hinaus kamen. Man war weich und empfindlich, es gehörte zum Anstand, Artigkeiten zu sagen, die Rücksicht auf Wahrheit war geringer als jetzt, der Zwang der Höflichkeit größer. Wer durch geistige Arbeit auf andere wirkte, wer sich durch eigene Kraft in seinem Kreise zur Geltung durchgerungen hatte, der war gewöhnt, viel Lob und Ehre zu empfangen, und kam in die Gefahr, das Gewohnte lebhaft zu vermissen, wo es einmal ausblieb. Wer keinen Rang und Titel, keinen Dienst im Staat erworben hatte, nicht die Rechte einer bevorzugten Stellung genoß, der wurde rücksichtslos gedrückt, gestoßen, zertreten. Nicht das Verdienst, sondern die Anerkennung durch Einflußreiche gaben Geltung, nicht die Gelehrsamkeit allein vermittelte Verleger und Leser; eine Stellung an einer Universität, ein großer Kreis von Zuhörern, welche die Werke des Lehrers kauften und verbreiteten, gehörten dazu. Und jedes Amt wurde durch Belieben der Mächtigen erteilt und genommen, überall Willkür, stärkere Gewalt; auch der größte Ruf stützte sich viel mehr auf die Kreise persönlicher Verehrer als auf die sichere Würdigung des Verdienstes durch das gesamte Volk; so erhielt jede einzelne Äußerung von Lob und Tadel eine Wichtigkeit, die wir kaum noch begreifen. Sorglich war daher jeder bemüht, andere zu verbinden, von Fremden anerkannt zu werden. Noch fehlte dem deutschen Leben eine gebildete Tagespresse, den vielen einzelnen völlig die Zucht und Bändigung, welche durch eine starke öffentliche Meinung hervorgebracht wird.

Nichts ist so schwer, als über die sittliche Lebensführung in den Familien einer weit abliegenden Zeit zu urteilen. Denn es genügt nicht, die Gesamtzahl auffallender Verstöße zu schätzen, was an sich schon mißlich ist, es kommt darauf an, das persönliche Unrecht in den einzelnen Fällen zu begreifen, was oft ganz unmöglich ist. Nur weniges von unseren Sitten Abweichende ist leicht erkennbar. Der Verkehr beider Geschlechter verlief beim Bürger fast nur in den Familien; größere

Gesellschaften am dritten Orte waren selten. In befreundeten Häusern aber war das Treiben der Jugend fröhlich und zwanglos, die Freundinnen der Schwester und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenossen. Es war alte Sitte, ihnen im Scherz Vertraulichkeiten zu gestatten, die jetzt anstößig sein würden. Umhalsen und Küssen wurden nicht nur beim Pfänderspiel geduldet. Solche Gewöhnung, wie harmlos und unschuldig sie auch oft die Jungfrau und den Jüngling ließ, brachte doch in das Jugendleben einen Zug von heiterer Sinnlichkeit, die uns da am wenigsten verletzt, wo sie sich in derber Naivetät zeigt. Häufig blieb von solchem Verkehr auch ernsten gebildeten Männern eine feine sinnliche Begehrlichkeit zurück, die man nicht gerade Lüsternheit nennen darf, den Mädchen aber eine gewisse dreiste Unbefangenheit im Verkehr mit Männern. Schnell knüpften sich in den Familien zwischen Unverheirateten zarte Beziehungen, niemand fand etwas Arges darin, sie wurden ebenso schnell wieder gelöst. Diese flüchtigen Verhältnisse, voll von Tändelei und Empfindsamkeit, flammten selten zu einer großen Leidenschaft auf, ja, meist verglomm in ihnen die jugendliche Poesie. Sie führten auch selten bis zu Brautstand und Vermählung. Denn die Ehe war um 1750 noch ebensosehr Geschäft als Herzenssache. Und der unendliche Segen von Liebe und Treue, welcher in ihr gerade damals zutage kam, ruhte gewöhnlich auf anderem Grunde als in der Glut einer holden Leidenschaft oder tiefinnigem Einverständnis vor der Brautwerbung.

Sehr auffallend ist uns das Verhalten aller Beteiligten beim Abschluß einer Ehe. Hatte der Mann die Aussicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermochte, so waren seine Bekannten, Männer und Frauen, sofort bemüht, ihm eine Frau auszudenken, vorzuschlagen, zu vermitteln. Ehen stiften galt für eine Menschenpflicht, der sich nicht leicht jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamte, Regenten und Fürstinnen des Landes betrieben emsig dergleichen uneigennützige Geschäfte. Ein heiratslustiger Mann in ansehnlicher Stellung hatte zuverlässig viel von den Mahnungen seiner Freunde, von schalkhaften Anspielungen und von zahlreichen Eheplänen zu leiden, welche ihm seine Bekannten in das Haus trugen. Als Gellert mit Demoiselle Caroline Lucius erst wenige Briefe gewechselt hat — er hat sie noch nie gesehen —, fragt er in dem ersten längern Brief, den er ihr gönnt, ob sie nicht einen Bekannten von ihm, den Kantor an der Thomasschule, heiraten wolle. Als Herr von Ebner, Kurator der Universität Altdorf, den jungen Professor Semler zum ersten Male spricht, macht er ihm wohlwollend das Anerbieten, durch eine reiche Heirat für ihn zu sorgen. Dem jungen Professor Pütter, der als Reisender in Wien ist, bietet gar ein fremder Graf, sein Tischnachbar, eine wohlhabende Kaufmannstochter als eine gute Partie an. Allerdings wird dieser Vorschlag abgelehnt. Und kühl, wie das Angebot, ist der Entschluß der Beteiligten. Mann und Frau entscheiden sich für einander oft nach flüchtigem Ansehen, nachdem sie nur wenige Worte gewechselt, niemals auch nur ein herzliches Gespräch miteinander geführt. Beiderseitige gute Empfehlung und Fürsprache ist die Hauptsache. Ein Beispiel solcher Brautwerbung, welche den Beteiligten den Eindruck einer be-

sonders stürmischen und leidenschaftlichen machte: Der Assessor des Kammergerichts von Summermann lernt (1754) im Bade Schwalbach ein Fräulein von Bachellé, liebenswürdig, Hofdame einer unangenehmen Landgräfin, kennen, er sieht sie öfter bei Landpartien, zu welchen beide von einem verheirateten Bekannten eingeladen werden. Einige Wochen später entdeckt er in Wetzlar dem Bekannten seinen Wunsch, das Fräulein zu heiraten, nachdem er vorsichtig Erkundigungen über den Charakter der jungen Dame eingezogen hat. Der Vertraute — es ist Pütter — besucht die arglose Hofdame; „nach einigen kurz abgetanen allgemeinen Unterredungen sagte ich gleich: ich hätte dem Fräulein noch einen Antrag zu tun, worauf ich mir ihre Erklärung ausbitten müßte." Sie sagte ganz kurz: „Was denn vor einen Antrag?" Ich ebenso kurz und freimütig: „Ob sie sich wohl entschließen möchte, den Herrn von Summermann zu heiraten?" — „Ach, Sie scherzen!" war ihre Antwort. — Ich: „Nein, ohne allen Scherz, es ist voller Ernst; hier habe ich schon einen Ring und noch etwas zum Angebinde (einen seidenen Beutel mit hundert Karolinen), womit ich meinen Auftrag rechtfertigen kann." — „Nun, wenn das Ihr Ernst ist und Sie den Auftrag vom Herrn von Summermann haben, so bedenke ich mich keinen Augenblick." — Sie nahm also den Ring, verbat nur noch die Annahme der hundert Karolinen und bevollmächtigte uns, ihr Jawort zu überbringen. — Auch der weitere Verlauf dieses aufregenden Geschäftes war außerordentlich und dramatisch. Der glückliche Liebende hatte ausgemacht, daß sein Freiwerber ihm sichere Nachricht zugehen lassen sollte. Nun wäre zwar eine geschriebene Zeile in jenem tintenklecksenden Säkulum möglich gewesen, aber es scheint, daß man die schriftliche Benachrichtigung für zu weitläufig hielt, und allerdings war damals schwer, dergleichen ohne Titulaturen und Glückwünsche in eine Zeile zusammenzuziehen; es wurde also beschlossen, wie in Tristan und Isolde durch ein schwarzes oder weißes Segel der Ausgang einer Unternehmung telegraphiert wird, so auch hier durch Übersendung eines gewissen Bandes des geschätzten rechtswissenschaftlichen Werkes, der „Staatskanzlei", anzudeuten, daß der Antrag angenommen sei, ein anderer Band desselben Werkes hätte das Gegenteil gemeldet. Und der Unterschied der neueren gewissenhaften Zeit gegen jene alte der Königin Isolde bestand nur darin, daß kein falsches Signal gegeben wurde.

Aber wenn bei dieser Verbindung das Herz allerdings gewissermaßen stürmisch seine Rechte forderte, so war dies bei gebildeten und tüchtigen Menschen oft weniger der Fall. Der Professor Achenwall in Göttingen, ein angesehener Rechtslehrer, hielt um eine Tochter von Johann Jakob Moser an, ohne sie nur einmal gesehen zu haben, und sie gab ihm ebenso ihr Jawort; er heiratete nach ihrem Tode eine Demoiselle Jäger aus Gotha, der er seinen Antrag machte, nachdem er die Durchreisende zufällig einige Tage im Hause eines Bekannten gesehen hatte. So war es gewöhnlich die Stellung, der Haushalt, welche eine Frau suchten, wie jetzt noch in manchen Kreisen des Volkes. Die stillen Träume der Heiratskandidaten waren häufig genau so, wie sie der nüchterne Pütter schildert: das Mittag- und Abendessen der Speise-

wirte entspricht nicht ihren Wünschen, einsam zu essen ist nicht nach ihrem Sinn, auf Tischgenossen nicht zu rechnen, häusliche Besorgung von Wäsche, Bier, Kaffee, Zucker sind unangenehme Beschäftigungen, und abends müde von der Arbeit andere zu besuchen, wo man nicht wissen kann, ob man gelegen kommt, oder von anderen Besuche zu erwarten, die einem selbst vielleicht nicht gelegen sind: — „das alles werden Gegenstände von Überlegungen, Erfahrungen, Beobachtungen, welche zu überzeugen scheinen, daß man auf die Dauer in der bisherigen Lage nicht glücklich bleiben werde." Allerdings wird auch die Wichtigkeit dieses Schrittes durchaus nicht verkannt, die stillen Erwägungen dauern lange, ein heimliches Schwanken zwischen mehreren annehmbaren Partien ist häufig. Und eben deshalb wird öfter die Sache einer wohlwollenden Vorsehung anheimgestellt, und ein zufälliges Begegnen, eindringliche Empfehlung einer gewissen Person immer noch als ein Wink von oben betrachtet.

Und die so dachten, waren damals die geistigen Führer des Volkes, die Schüler und Nachfolger von Leibniz, Thomasius, Wolf, ehrenwerte, gute, vielleicht sehr gelehrte Männer, und wieder Mädchen und Frauen aus den besten Familien des Volkes. Freilich ist es eine uralte deutsche Sitte, welche den einzelnen in dieser wichtigen Angelegenheit des Lebens dem Gutachten und Vorteil seiner Familie unterordnet, denn die Ehe wurde von dem Deutschen als das große Amt des Lebens aufgefaßt, das mit Pflichttreue zu verwalten und nicht nach den Einfällen gaukelnder Phantasie mit einer Gehilfin zu besetzen sei.

Aber diese strenge und verständige Auffassung lag schon um 1750 im Kampfe mit größeren Anforderungen, welche einzelne Persönlichkeiten machten. Bereits war man geneigt, einem reicheren Gemütsleben und größerer Selbständigkeit, wo sie einmal auftrat, nachzugeben. Als Caroline Lucius den angebotenen Kantor der Thomaskirche bescheiden aber fest zurückweist, empfindet Gellert eine kleine Beschämung, daß er seine neue Freundin mit dem landesüblichen Maßstab gemessen, und in seinen Briefen ist seitdem eine wirkliche Hochachtung zu erkennen.

Wie häufig aber auch einer Bewerbung der Zauber der schönsten irdischen Leidenschaft fehlte, welche wir in dem Leben anderer so gern voraussetzen, so waren doch die Ehen, soweit wir urteilen können, deshalb nicht weniger glücklich. Daß man sich ins Leben schicken müsse, war eine allgemein verbreitete Weisheitsregel. Der Mann, welcher eine angesehene Stellung, ein sicheres Einkommen mit der Erwählten teilen wollte, bot ihr nach der Auffassung jener Zeit sehr viel; ihr Dank mußte sein, durch unablässigen treuen Dienst seine mühsamen, arbeitsvollen Tage gemächlicher zu machen. Ja, bereits war in den Seelen der Frauen etwas Höheres lebendig geworden, welches wir wohl die Poesie des Hauses nennen dürfen. Die Kenntnisse, welche eine deutsche Frau erwarb, waren im ganzen gering. Wenn Vornehme nicht orthographisch schreiben, so erklärt sich das aus dem Schwanken der Erziehung zwischen französisch und deutsch, aus einer Zwitterbildung, welche auch Männern den Stil verdarb, nicht nur Friedrich II. und anderen Regenten, selbst

hohen Beamten, wie jenem kaiserlichen Gesandten, der an Gellert schrieb und ihn bat, seine Briefe mit Verbesserungen zurückzusenden ,damit er hinter die Geheimnisse der Rechtschreibung komme. Aber auch der deutsch erzogenen Tochter eines gebildeten Bürgerhauses fehlte es meist an fehlerfreier Schrift und eigenem Stil. Etwas Französisch lernten aber viele Frauen, auch Italienisch wurde im protestantischen Deutschland wohl häufiger getrieben als jetzt; ließen doch Studenten in Halle unter Anleitung ihres Sprachlehrers sogar italienische Abhandlungen drucken. Sonst scheint die Schule für die Frauen wenig getan zu haben, der Musikunterricht bestand im Einüben leichter Lieder und Tanzweisen am Klavier.

Desto mehr tat die Pflicht des Hauses. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung zu sorgen, der Eltern, Brüder, später des Gatten und der Kinder, das war die Aufgabe der heranwachsenden Töchter. Daß darin ihr Leben beruhe, wurde ihnen unaufhörlich gesagt, es verstand sich nach jedermanns Ansicht von selbst. Und diese Sorge beschränkte sich doch nicht, wie im 16. Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der Wäsche; unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht, sie war seine Freundin und Vertraute geworden; bei vielleicht dürftigem Wissen ist ein fester Sinn, ein klares Urteil, feine innige Empfindung an sehr vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben ist. Auch an Frauen einfacher Handwerker. Wenn die Männer durch den Staat und die Pietät weicher, zaghafter, unselbständiger geworden sind, die Frauen sind durch dieselbe Zeit offenbar gehoben. Der Vergleich mit früherer Vergangenheit liegt nahe. Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, sie neben sich zu dulden. Dann sitzt sie stundenlang schweigend, hält ihm seine Schreibfedern und starrt aus ihren großen Augen auf das geheimnisvolle Haupt des Gatten; unterdes sucht sie unruhig in der eigenen Seele all ihr armes Wissen zusammen, und bricht endlich in eine Frage aus, welche, in die Verhältnisse von 1750 umgesetzt, ungefähr so lauten würde: „Ist der Kurfürst von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preußen?" Und wenn Luther ihr lachend erwidert: „Es ist derselbe Mann", so ist seine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt"[13].

Dagegen um 1723 sitzt Elisabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnstube des Konrektorats zu Weimar gegenüber, er arbeitet an seiner Chrestomathie des Cicero, schreibt mit der einen Hand und bewegt mit der anderen die Wiege; unterdes bessert Elisabeth fleißig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche sich gegen die aufgesetzten Flecke sträuben, bis ihnen die Mutter vorschlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne auszuschneiden und in dieser prächtigen Gestalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung strahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, ist aus seinem Bericht noch für uns zu erkennen. Als sie starb nach langer glücklicher Ehe, sprach der greise Gelehrte: „Eins mußte allein bleiben: da will ich lieber der Verlassene sein, als daß sie es wäre";

er folgte ihr wenig Monate später. Und wieder kurz nach 1750 sitzt die Frau Professorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand; beide freuen sich so sehr, einander in der Nähe zu haben, daß er seine Studierstube nur als Aufenthalt für die Bücher benützt, und daß sie jede Gesellschaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er hat sich so gewöhnt, in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen seiner Kinder, selbst ein lautes Geräusch nicht mehr stört. Vor der Umsicht und dem Urteil seiner Frau empfindet er eine unbegrenzte Hochachtung, im Haushalt herrscht sie uneingeschränkt; wenn den erregbaren Mann ein widriger Fall beunruhigt, weiß sie schnell in ihrer sanften Weise die rechte Abwehr zu finden; sie ist treue Freundin und die beste Ratgeberin in seinen Universitätsbeziehungen, seine feste Stütze, immer voll Liebe und Geduld; und sie hatte doch sehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern. Es wird noch später von ihr die Rede sein.

Dergleichen Frauen, einfach, innig, fromm, klar, fest, dabei kurz entschlossen, zuweilen von außerordentlicher Frische und Heiterkeit, sind in dieser Zeit so häufig, daß wir sie wohl zu den kennzeichnenden Gestalten rechnen dürfen. Es sind die Mütter und Ahnfrauen, auf deren Tüchtigkeit fast alle Familien der Gelehrten, Dichter, Künstler, welche in den nächsten Menschenaltern bis zur Gegenwart heraufkamen, einen Teil ihres Gedeihens zurückzuführen haben. Nicht starke Männer zog uns die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, aber gute Hausfrauen, nicht die Poesie der Leidenschaft, aber ein innigeres Leben der Familie.

Und wenn wir, Enkel und Urenkel der Zeit, in welcher Goethe und Schiller zu Männern wuchsen, über die innere Unfreiheit lächeln, welche bei Bewerbung und Brautstand um 1750 zutage kam, über den Mangel an echter Zärtlichkeit trotz der allgemeinen Sehnsucht nach zarten rührenden Empfindungen, über die Unfähigkeit, der schönsten Leidenschaft in Sprache und Wesen vollen Ausdruck zu geben, so mögen wir auch gedenken, daß gerade damals die Nation an den Pforten einer neuen Zeit stand, welche diesen Mangel in Reichtum verwandeln sollte. Die Periode der Frömmigkeit hatte eine milde Weichheit in das Volk gebracht, die Philosophie der Mathematiker hatte über Sprache und Leben eine ruhige Klarheit verbreitet, die folgenden fünfzig Jahre einer eifrigen dichterischen Tätigkeit und kräftiger Schöpfung in jedem Reiche der Wissenschaft sollten der Nation eine reichere Entfaltung des Gemütslebens bringen. Nachdem dies geschehen, war der Deutsche von den guten Geistern seines Hauses nach grauser Verwüstung und Untergang wieder so weit heraufgebildet, daß seine Seele über die Bestrebungen und Bedürfnisse des Privatlebens hinaus für größere Aufgaben und die männlichste Arbeit gestärkt war. Nach Spener, Wolf, Goethe kamen die Freiwilligen des Jahres 1813.

Hier aber soll durch die Aufzeichnung eines Zeitgenossen bestätigt werden, was oben über Zustände, Charakter und Brautwerbung der Deutschen vom Jahre 1750 gesagt wurde. Der hier sprechen soll, ward auf den vorhergehenden Blättern bereits einige Male genannt, es ist ein Mann, welchem die Wissenschaft für immer wohl-

wollende Erinnerung bewahrt. Johann Salomo Semler (1725 bis 1791), Professor der Theologie zu Halle, war einer der ersten, welche sich von dem Autoritätsglauben der protestantischen Kirche losrangen und, dem Bedürfnisse nach eigener Forschung folgend, mit der wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit ein Urteil über Ursprung und Wandelung der kirchlichen Lehrsätze wagten. Seine Jugend war im Kampf mit dem Pietismus, aber auch unter der Herrschaft desselben vergangen. Sein warmes Herz hielt, solange es schlug, wie Luther und die Pietisten, das kindliche Verhältnis zu seinem Gott und Vater fest, als Gelehrter aber war derselbe Mann, den die Ereignisse des Tages so oft weich, unsicher und abhängig von seiner Umgebung fanden, kühn, entschieden, zuweilen gründlich umbildend. Mit ihm begann die Kritik der heiligen Überlieferungen, er war der erste, welcher planvoll die geschichtliche Entwicklung und Umwandlung des Christentums zu begreifen wagte, und die Theologie als einen geschichtlichen Vorgang und als eine Stufe in der allmählichen Entwicklung des Menschengeistes darstellte, nicht die letzten Folgerungen ziehend, mit sehr mangelhaftem Verständnis alter Zeiten, aber doch nach den Gesetzen der Wissenschaft. Den inneren Gegensatz zwischen seinem Glauben und Forschen verhüllte er sich noch dadurch, daß er, wie die Pietisten, strenge zwischen Religion und Theologie unterschied, zwischen dem ewigen Bedürfnis des Gemütes, welches ihm befriedigt wurde durch die alten ehrwürdigen Gestalten des überlieferten Glaubens, und zwischen dem ewigen Drange des Geistes, jede irdische Erscheinung zu verstehen. Man hat ihn deshalb den Vater des Rationalismus genannt, in Wahrheit ist er ein aufgeklärter Pietist, eine der bedeutsamen Gestalten, welche dazu berufen sind, durch die Vereinigung entgegengesetzter Bildungen ein neues Leben vorzubereiten. In Saalfald geboren, Sohn eines Geistlichen, in Halle Schüler des gelehrten Baumgarten, dann ein Jahr in Koburg Redakteur der dortigen Zeitung, ein Jahr Professor der Geschichte und Poesie auf der Nürnberger Universität Altdorf, wurde er durch Baumgarten nach Halle berufen, wo er fast vierzig Jahre siegreich gegen die alten Pietisten kämpfte und als eines der würdigsten Häupter der großen Universität starb. Das Folgende enthält den Bericht, welchen er selbst über seine Liebe und Brautwerbung gibt. Er kann hier nicht ohne kleine sprachliche Änderungen mitgeteilt werden, denn Semler hat, was für ihn bezeichnend ist, in seinem Stile nicht nur lateinische Satzbildung, auch viel von der undeutlichen Redeweise der alten Pietisten. Er liebt, wie sie, ein geheimnisvolles Umschreiben, Andeuten und halbes Verhüllen, das zuweilen den Sinn unverständlich macht und zu langsamem Lesen nötigt. Und noch eine Erinnerung ist nicht unnütz, damit das Folgende nicht die Erwartung täusche: der hier erzählen soll, ist in der Tat ein feinfühlender Mann gewesen, der mit Fug die volle Achtung und Verehrung seiner Mitlebenden genoß.

Semler hat die Trennung von der Familie Baumgarten durchgemacht, ist als Magister von Halle in sein Vaterhaus nach Saalfeld zurückgekehrt und hat dort die Bekanntschaft mit einer Jugendfreundin erneuert. Er erzählt also.

„Mein Aufenthalt in Saalfeld dauerte nicht eben lange, ganz vergnügt war er mir auch nicht. Ich sah zwar jene würdige Freundin sehr oft, und wir vergnügten uns aneinander, so sehr wir in unserer tugendhaften Ernsthaftigkeit konnten; es war aber dabei nichts von der Wonne oder großen Freude, welche unsere neueren Zeitgenossen[14] in so viel Romanen als übermenschlich beschreiben, oder vielmehr poetisch malen und gar gefühlvoll darstellen. Es war wirklich, als ob uns schon ahndete, daß diese seltene Harmonie zweier Seelen und Charaktere etwas zu Großes war, als daß ihr eine Verbindung hätte zuteil werden können. Die Unwahrscheinlichkeit fand ich in ihrer, sie in meiner Lage, aus sehr verschiedenen Gründen. Mit mir sah es sehr weitläufig aus, da ich das große Glück nicht erreichen konnte, Konrektor zu werden, zu welcher Stelle sie sich sogar erniedrigen wollte; auch sah ich die Anlage zu einigen Schulden wieder ganz nahe vor mir, die ich einer so schätzbaren Person nicht ankündigen konnte. Ich fand mich also jeder zufälligen Aussicht gleichsam unvermeidlich unterworfen. Sie aber hatte ziemlich alte Eltern, auch noch lauter unversorgte Geschwister, wie war ihr zu raten, daß sie aufs ungewisse sich mit mir verbinden und das bekanntmachen solle und sich dadurch für glücklichere Verehrer ganz unzugänglich machen? Wir versprachen indes mit zärtlicher Wehmut alles, was möglich sein würde, und waren von unsrer Rechtschaffenheit überzeugt, aber auch entschlossen, nichts zu ertrotzen, was dem einen Teil sichtlichen Nachteil bereiten könnte.

Mein Vater hatte an einen alten Freund, Kammerrat Fick in Koburg, geschrieben und den ersucht, für mein Unterkommen einige freundschaftliche Spekulationen zu machen. Der tat es, ehrlich und recht gutmeinend." — (Semler reist nach Koburg, erhält dort den Titel Professor, aber keinen Gehalt, wird „Verfasser" der „Coburgischen Staats- und Gelehrten-Zeitung" und mietet sich bei einer verwitweten Doktorin Döbnerin ein, einer muntern Frau, welche wohlhabend ist, sich gern mit ihm unterhält, und der er auf manche theologische und historische Frage antworten muß. Sonst war es ein stiller ehrbarer Haushalt; eine Tochter, die Demoiselle Döbnerin, war noch im Hause, um welche sich der Professor, der sehr viel Arbeit findet, aber geringe Einnahme, wenig kümmert. So lebt er ein Jahr, da erhält er durch einen Bekannten die Nachricht, daß an der Universität Altdorf eine Professur erledigt sei, die er wohl erhalten könne, er müsse sich aber selbst vorstellen. Diese Kunde regte ihn sehr auf, es zieht ihn mächtig nach einer Universität, er hat bis dahin keine Möglichkeit gesehen, jetzt öffnet sich eine Aussicht; aber ihm fehlt das Geld zur Reise, ja, er ist seiner Hauswirtin noch Miete und Kostgeld schuldig, er zergrämt sich lange in der Stille.)

„Die Frau Doktorin, meine Tischwirtin, bemerkte selbst, daß ich seit etlichen Tagen gar nicht die Munterkeit zum Sprechen äußerte, die ihr sonst so wohl gefiel, weil sie dadurch Gelegenheit zu ihren gewöhnlichen Klagen und alten Erzählungen erhielt; dazu schien ich jetzt nicht mehr die Hand zu bieten, vielmehr mich immer zu bald zu entfernen. Sie fragte mich also, was die Ursache wäre? Ich war so be-

troffen, daß ich gestand, ich hätte einen Vorschlag zur Professur in Altdorf; es erfordere geschwinde Resolution, und ich hätte gar ernstliche Überlegungen zu machen. Diese Anzeige, daß ich bald wegkommen könnte, schien Mutter und Tochter in Aufregung zu bringen, und ich beobachtete nun schärfer, als ich sonst zu tun pflegte. Bis hieher hatte ich an die Tochter, die ohnehin alles im Hause besorgte, und nur selten zugegen blieb, wenn wir abgegessen hatten, weiter gar nicht gedacht, als es gerade die Gesetze der Höflichkeit mit sich brachten; zu dieser Höflichkeit rechnete ich aber weder Handküssen noch gefällige Plaudereien. Die Mutter hatte bei aller lustigen Lebhaftigkeit eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freiern Lebensart ihres Geschlechts, die schon damals ziemlich in Koburg herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wornach sie selbst in Saalfeld erzogen worden war; und es gab also wenig Visiten in ihrem Hause, wozu sie auch wirklich nicht viel Zeit übrig hatten: so sehr ordentlich wurde diese Haushaltung von ihnen geführt. Man nannte es freilich Geiz und Genauigkeit; aber für eine Stadt sind solche Haushaltungen gewiß sehr nötig; und jene andern, die so gern Geld vertun, daß sie borgen müssen, sollten wenigstens nicht ihre unentbehrlichen Wohltäter, von denen sie leihen, so übel beurteilen. Ich kannte das ungestörte tägliche Vergnügen, das in diesem Hause herrschte, und fand darin gewiß viel mehr glückliches menschliches Leben als bei vielen andern, wo Glanz oder Geräusch war.

Nun erneuerte sich in mir jede Erinnerung, daß Personen in Koburg mich schon zuweilen gewarnt hatten vor dieser Bekanntschaft, die ich doch so gleichförmig untadelhaft fand. Meine Beobachtungen wurden zusammenhängender, mir schien, als ob ich gern gesehen wäre; nur wenn der Schluß herauskommen sollte: ich will mir durch diese so stille, so tugendhafte Tochter zu helfen suchen, dann entfiel mir das Herz. Wo sollte auf einmal die Wahrscheinlichkeit, dieses zu hoffen, herkommen, da ich fast ein Jahr lang bedächtige Unaufmerksamkeit mir hatte zuschulden kommen lassen. Sie hatte schon einen Professor ausgeschlagen, und ich kannte noch andere Proben ihres selbständigen, gar nicht übereilten Nachdenkens, wo manche andere durch den Hang zur Eitelkeit sich leicht würde haben bestimmen lassen. Um so weniger war es wahrscheinlich, daß sie mich nehmen würde, da ich außer mir selbst gar nichts von äußerlichen Vorteilen zeigen oder versprechen konnte. Ich nahm jedoch eine größere Aufmerksamkeit gegen Mutter und Tochter an als bisher, ich kann sagen, immer noch in einer sehr großen Unentschlossenheit.

In dieser Zeit schrieb ich an meine Schwester nach Saalfeld; kläglich genug war der Inhalt dieses Briefes, der um einiger doch nicht sehr großer Schulden willen, bloß weil ich kein Geld mir schaffen konnte, mich auf einmal von meiner dortigen Freundin lossagen sollte, die ich noch jetzt mit Grund verehre. Ich war freilich nicht imstande, durch warme Wünsche meine Lage in eine bessere zu verwandeln. Sollte ich in Saalfeld Geld borgen, so hinderte es gewiß mein Vater; wie ich ohnehin nicht

undeutlich gemerkt hatte, daß er immer meine Pläne mir auszureden suchte, und mich ermahnte, ja der Vorsehung durch keine Übereilungen entgegenzutreten. Sehr viele trübe Stunden hatte ich, ehe ich von Saalfeld Antwort erhielt, und noch mehrere, als ich sie bekam, und diese Trennung jetzt ganz richtig und abgemacht war. Ein sehr ernstliches Nachdenken über viele ähnliche Fälle, die meiner Lage entsprachen, beruhigte mich nach und nach, obgleich die Hochachtung gegen jene würdige Person unauslöschlich blieb.

Desto mehr fühlte ich aber meine sehr geringe Stellung; ich geriet also in ein wirkliches Gefühl von Niedrigkeit, und machte mir einen Vorwurf nach dem andern. Deshalb also sollte diese so folgsame, tugendhafte Tochter den Vorzug haben, damit sie so oder so viel Geld für mich ausgeben könnte, woran sie gewiß so wenig als ihre Mutter dachte; denn in dieser Absicht hatten sie mir gewiß die vielen Gefälligkeiten nicht erwiesen; sie sahen mich schon lange dafür an, daß ich meine Neigung für jemand bestimmt hätte; sie erinnerten mich oft so freundlich an Halle, von wo ich den unvergleichlichen Charakter Dr. Baumgartens so oft, so sichtbar, mit ganzer Empfindung ihnen gepriesen hatte; und gerade, weil ich ihnen gegenüber Bescheidenheit und ein lebendiges Gefühl für Halle gezeigt, hatten sie vorteilhaft von mir gedacht und ein dortiges Verhältnis als ausgemacht angenommen. Wie sollte ich sie nun auf einmal von etwas anderem überreden, ohne ihnen selbst offenes Feld für vielerlei mir nachteilige Gedanken und Betrachtungen zu bereiten? Ich allein weiß es, wie mein Gemüt in dieser Zeit ganz darniederlag, wie ganz ohne Mut und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, bis ich mich unter das allgemeine Gesetz der einzigen höchsten Regierung Gottes bequemen lernte. Mehr als einmal verwirrte mich wieder der starke Zweifel, ob ich auch so wichtig wäre, daß die göttliche Providenz sich auf mich erstreckte, ob nicht alle meine Sorge Folge meiner Fehler und meines unüberlegten Verhaltens sei. Kurz, ich konnte diesen drückenden Zustand ebensowenig länger aushalten, als ich in Klagen Zeit zu verlieren hatte. Ich mußte nach Nürnberg melden, daß ich so und so viel Tage vor Petri Pauli gewiß eintreffen würde.

Und nun schrieb ich zwei Briefe, einen an die Mutter, und an die Tochter den andern, in jenem eingeschlossen, worin ich meine Absicht, aber auch ebenso deutlich meine jetzige Lage entdeckte, mich auf ihre eigene Kenntnis und Beurteilung meiner Grundsätze berief und verließ. Mündlich konnte ich unmöglich so überlegt und klar vortragen, was zusammengehörte. Diesen Brief nahm ich mit mir, da ich abends zu Tische ging, und legte ihn in das gewöhnliche Gebetbuch der Mutter, das immer an seinem Orte lag, so daß der Brief ganz unfehlbar noch diesen Abend in ihre Hände kommen mußte. Ich ließ mir sonst nichts merken, ging aber doch etwas eher weg, als ich zeither immer tat, damit desto mehr Zeit zu dieser Entdeckung und ihrer Beurteilung übrigbleiben möchte. In dem Briefe an die Mutter hatte ich gebeten, wenn es ihr geradehin mißfällig wäre, was ich vortrüge, so möchte sie den Brief an die Tochter gar nicht aufbrechen lassen, sondern mir beide wieder

zuschicken und alsdann die Sache meinem zu großen Zutrauen in ihre gute Denkungsart gefällig anrechnen. — Je einsamer ich mich zeither zu halten pflegte, desto tiefere Eindrücke hatten meine ängstlichen, ganz unsteten Wünsche in meiner Seele gemacht; mein Gemüt fing nun an, sich ernstlicher zu Gott zu erheben, in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung, um der Unruhe, die aus einzelnen Dingen und ihrem uns unkenntlichen Zusammenhange entsteht, mehr und mehr durch Vorstellung des Unendlichen los zu werden. Ich empfand das Wachstum meiner Gelassenheit und einer zufriedenen Einwilligung in alle Schickungen, die ich lange Zeit mir selbst zu verschaffen so vergeblich unternommen hatte.

Es vergingen drei Tage, in denen wir Hausgenossen einander ebenso begegneten, als wenn gar nichts unter uns vorgekommen wäre, worüber Antwort erwartet würde; und ich überredete mich schon, es sei eine gütige Schonung meiner Empfindlichkeit, daß mein Antrag geradezu in Stillschweigen begraben werden sollte, weil man mich der unangenehmen Aufklärung überheben wollte. Wie ich mir auch sonst den Vorwurf machen kann, immer gar zu wenig Gutes für mich gehofft zu haben. Den nächsten Sonntag, es war der 15. Junius des Jahres 1751, wie ich mittags von Tisch gehen wollte, bat mich die Frau Doktorin, diesen Nachmittag eine Tasse Kaffee bei ihr zu trinken. Noch hielt sie alle Mienen so richtig in Ordnung, daß ich nicht viel Vorteilhaftes auch von dieser Einladung mir versprechen konnte. Die nächsten zwei Stunden brachte ich in freier Luft mit Spazierengehen zu, in einer sehr gefaßten Stellung meines Gemüts, in Wiederholung vieler schon vorübergeschwundener Vorstellungen und Wünsche, und in ziemlich großer Betrübnis über meine zunächst schon bevorstehende Reise, die mich nun weit genug von Saalfeld und Halle bringen mußte[15]. Ich kam also nicht eben zu bald wieder zurück, und ging gerade in ihr Zimmer. Sogleich entdeckte ich eine so natürlich ausgedrückte beifallvolle Freundlichkeit in den Augen der Mutter, die mir entgegenkam, daß ich nun gar nicht mehr an dem Erfolge meines Antrags zweifelte, daß aber auch meine ehrerbietige Empfindung sich ebenso sichtbar an den Tag legte, als ich zu reden anfing. Die Gleichheit der Empfindungen, worin wir drei jetzt uns befanden, legte sich gleich kenntlich in unsere Augen, eine Art von Feierlichkeit entstand, alle drei wandten wir uns sogleich dankend zu Gott. Die Mutter legte mir nun die zwei Briefe vor, und fragte. ‚Gestehen Sie, daß Sie dies geschrieben haben?‘ ‚O ja‘, sagte ich und küßte ihr die Hand. Sie küßte mich lebhaft und versicherte mich der zufriedensten Genehmhaltung.

Ihre Tochter verlor sehr bald die bisherige Schüchternheit und schlug jetzt die Augen angenehm auf, weil sie wußte, daß es der Mutter nicht mißfiel, und sie ein Recht hatte, sich zu empfehlen. Wir hatten beide keine Romanen-Anleitung gehabt, sie hätte sonst nicht auf mich und die Erlaubnis der Mutter gewartet. Eine für mich so schwere und so wichtige Sache fand also ihren leichten Gang, ohne daß ich irgendeinen andern Menschen oder die Künste oder Ränke, womit viele eine Braut berücken, zu Hilfe genommen hätte.

Es ist nicht nötig, daß ich es erzähle, was mein Gemüt für heiligen schamvollen Dank gegen Gott einschloß, wie sehr ich mich bemühte, diese innere Stille und Ruhe zu behalten bei dem nun entstehenden Gerede über diesen meinen Entschluß.

Der Charakter meiner Braut war für mich gleichsam ausgesucht. Sie hatte eine angenehme Bildung, obgleich die Pocken, die sie schon sehr erwachsen ausgestanden hatte, das übrige Lob der Haut merklich zerstört hatten. Ihre Erziehung war teils unter den Augen der Großmutter und einer vortrefflichen Tante, teils von der Mutter neben ihrem Bruder, durch gehaltene Hauslehrer, besorgt worden. Nach dem Tode des Vaters hatte die Mutter sich und diese Tochter wohl etwas zu sehr in Eingezogenheit gehalten. Sie hatte aber desto mehr in jeder Geschicklichkeit, die ihrem Geschlechte wahre Vorzüge gibt, zugenommen; ihr Urteil war so richtig, daß es die Mutter gemeiniglich in häuslichen Einrichtungen ihrem eigenen vorzog. Sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief, meist schön und gleich in Zügen, und mit sehr wenigen Fehlern gegen die Orthographie. Hierin übertraf sie alle ihre vielen Verwandten. Geldrechnung verstand sie viel besser als ihre Mutter, und hatte, da sie kaum fünfzehn Jahr alt war, bei langer Abwesenheit der Mutter, einzelne Einnahmen von mehr als 1800 Gulden so richtig berechnet, daß auch gar nichts daran fehlte. Über ihr bisheriges Eigentum aus der Erbschaft eines Onkels in Koburg, das 4000 Gulden und mehr betrug, führte sie schon einige Jahre her ihre eigene Rechnung. Sie hatte tanzen gelernt und trug sich sehr gut, liebte es aber nicht sonderlich; ihren Putz machte sie sich selbst, sogar vieles von der Kleidung, und stets im Geschmack. Nur wurde diese Belustigung an eigener Hände Arbeit von andern ihres Alters, die daran kein Vergnügen fanden, für eine Folge zu großer Genauigkeit angesehen. Sie war es gewiß nicht, wie ich bald erzählen werde.

Wir gingen nun freilich mehr miteinander um, auch die wenigen Tage, die ich noch übrig hatte, oft spazieren, zumal in ihrem großen Garten auf der Lossau. Da saßen wir zuweilen unter einem Baume, und übersahen die vor uns liegende Stadt. Sie war so aufrichtig, daß sie mir von selbst sagte: ‚Nun wenden Sie ja einige Bemühungen und Aufsicht auf mich, mir Mängel abzugewöhnen, die ich in der langen Einsamkeit mir zugezogen habe. Ich werde durch meine Ergebenheit vielleicht Ihnen mich empfehlen, und durch mein ganz reines gutes Herz; da wir aber unter viele Leute, zum Teil von der sogenannten großen Welt, kommen, so helfen Sie mir auf, daß ich Ihnen alsdann nicht zum Nachteil gereiche, bis ich selbst richtiger über das Äußerliche urteilen lerne. Denn Sie übertreffen mich an Verstand, an Artigkeit des Sprechens und des Umgangs.' — Mir wurden die Augen naß über diese Redlichkeit. Sie weinte mit mir; ‚ob es mich nun reue? ob ich nicht schon lange diese ihre Mängel erkannt hätte?'

Ich hatte hier die beste Gelegenheit, sie von einer andern Seite zu erheben, indem ich antwortete: ‚Mit mehr Recht drückt mich die Sorge, daß es Sie selbst reuen möchte, einem Professor Ihre Hand und Herz gegeben zu haben, den Sie bald äußerlich ganz dürftig finden werden, ob er gleich arbeitsam sein wird. Und nun

will ich auch Ihnen meine Sorge ganz ohne Rückhalt vorlegen. Sie wissen zwar, daß mein Vater mir nichts geben kann; Sie wissen aber wohl nicht, daß ich Ihnen Haus- und Tischschuld jetzt nicht bezahlen kann, daß ich auch noch manche kleine Schulden am Ende abmachen muß, wenn wir mit Ehren von Koburg wegkommen sollen.'

Sie sah mir zärtlich in die Augen und sagte: ‚Wenn Sie wirklich keine andern Ursachen haben, betrübt zu sein, so bin ich freilich sehr glücklich, zu sagen, daß ich Ihnen gleich zu helfen imstande bin. Denken Sie also an nichts weiter, als mich Ihrer immer mehr wert zu machen, damit ich in Gesellschaft Ihnen keinen Nachteil bringe. Ich bin Herr über mein eigenes Vermögen, wozu ich bisher den Dr. Berger als meinen Kurator zuweilen um Rat frage. Der hält Sie selbst zu hoch, als daß er mir das Geringste in den Weg legen wird, wenn ich Ihnen gern dienen will.'

Und diese uneigennützige, ehrliche Denkungsart hat auch diese würdige Person stets behalten und mich aller Beschämung oder Betrübnis über meine Lage überhoben.

Nun dachte ich auf meine Reise, um nicht zu spät nach Nürnberg zu kommen. —

Zu Nürnberg gibt es noch sehr viele Merkmale eines hohen Altertums, die einen großen Eindruck auf mich machten. Der Prediger Birkmann bei der Egidienkirche hatte mir gütig angeboten, bei ihm Quartier zu nehmen; ich wurde überaus liebreich aufgenommen und bekam eine Stube ganz oben, worin seine Bücher stunden; welche Nachbarschaft mir sehr nützlich war, indem ich des Abends einige Nachrichten von Nürnberg selbst aufsuchte, um nicht in allen Dingen so gar fremd zu sein. Sobald als möglich ließ ich mich den Herren des Rats auf dem ansehnlichen Saale des Rathauses vorstellen, zu einer Stunde, da sie eben auf einige Minuten aus ihren besondern Zimmern auf den Saal traten. Der große Eindruck dieses sehr ansehnlichen Gebäudes und viele mir ganz ungewohnte Umstände taten eine gute Wirkung auf mich, daß ich mit Rührung und Modestie zum erstenmal eine Parrhesie zu meiner angelegentlichen Empfehlung anwendete, welche mir den gnädigen Beifall dieser sehr verehrungswürdigen Personen erwarb. Herr von Ebner, dessen eigene Gelehrsamkeit und große edle Denkungsart jedermann mit Hochachtung erfüllte, ließ mir nachher noch sagen, daß er mich des Nachmittags in seinem Hause erwarten würde. Ich suchte die Stille meines Gemüts wieder zu gewinnen, um durch das viele Unerwartete so wenig als möglich zerstreut zu sein und diese Aufwartung desto mehr zu meinem Vorteil zu benutzen. Da dieser Herr fast gar nicht sehen konnte, so entging mir schon viel Beistand, indem ich durch eine ungekünstelte modeste Stellung, die ich stets liebte, mir sonst manchen Eingang verschafft hatte, sogar bei Personen, die vorher wider mich eingenommen gewesen waren. Nachdem ich einige Minuten gestanden und meine wahre dankvolle Empfindung in den besten Sätzen meiner Rede ausgedrückt hatte, die wenigstens den Schwulst ebensosehr als das Alltägliche vermied, so sagte er: ‚Herr Professor,

Ihre Stimme und Rede gefällt mir so wohl, daß ich es sehr bedaure, Sie nicht mit meinen Augen genauer anschauen zu können. Setzen Sie sich her zu mir; ich muß doch allerlei mit Ihnen reden. Der große Mann, den wir verloren haben, Professor Schwarz, hat Sie insbesondere an mich recht vertraulich empfohlen, während es freilich an vielen Kompetenten der Stellen nicht fehlet, die durch ihn erledigt worden sind.' Nun kam er auf meine Miscellaneas lectiones, davon er sich hatte vorlesen lassen, und fragte so viel einzelnes, daß die Unterredung einem Examen sehr ähnlich war. Endlich sagte er mit kenntlicher Freude: ‚Sie sind gerade mein Mann; wo ich hin will, da sind Sie schon. Ich wünsche herzlich viel Glück für Sie und für Altdorf.' Darauf ließ er Tridentiner Wein bringen, und der Diener mußte das Glas nicht leer stehen lassen. Nun wurde er so gnädig, da ich aufstand, daß er sagte: ‚Kann ich für Sie sorgen durch eine reiche Heirat, so sagen Sie es jetzt gerade heraus.' Ich küßte ihm die Hand sehr ehrerbietig, legte die Augen darauf und sagte mit großer Empfindung geradehin: ‚Ich danke.' — ‚Um desto lieber ist es mir,' sagte er, ‚wenn Sie gar keine Unruhe des äußerlichen Lebens mehr haben.' Er befahl mir, wenn ich von Altdorf zurückkäme, nochmals bei ihm anzufragen, indem er mich in seinen Garten mitnehmen und noch mehr mit mir verabreden wollte; was auch nachher geschehen ist. Ich muß sagen, eine so edle Herablassung und tätige Wertschätzung, als die Herren von Nürnberg ihren Gelehrten stets erweisen, habe ich sonst nicht oft wieder angetroffen.

Der Prediger Birkmann reiste mit mir nach Altdorf. Unterwegens fand ich für sehr gut, dem rechtschaffenen Manne zu erkennen zu geben, daß Herr von Ebner für meine gute Verheiratung habe sorgen wollen, daß ich aber schon in Koburg nötig gehabt hätte, mich dieser und anderer Sorgen zu entledigen, daß also alle andere gutmeinende Anstalten unnötig wären. Indes hatte ich doch eine Menge neuer Gedanken zur Begleitung.

Glücklich kam ich wieder nach Koburg und brachte die Vokation mit. Den 26. August des Jahres 1751 wurde mir die liebenswürdige Döbnerin in der Sakristei angetraut."

Soweit der Bericht des Gatten, der im weitern Verlauf seiner Lebensbeschreibung bei jeder Gelegenheit seine Liebe und Bewunderung für die Frau seiner Wahl ausspricht, der Gestorbenen eine besondere Lobschrift verfaßte. Leider ist kein Brief erhalten, welchen die Frau Professorin als Braut an ihren künftigen Herrn richtete, und dessen Stil von dem Professor so gelobt wird. Aber aus demselben Jahre 1750, aus dem Kreise ihrer Koburger Bekannten, kann ein Liebesbrief mitgeteilt werden[16], der, wie man annehmen darf, ziemlich genau den Stil der Demoiselle Döbnerin wiedergibt, dieselben herkömmlichen Formen und die künstliche Zärtlichkeit, hinter welcher nur zuweilen die warme Empfindung eines Menschenherzens fühlbar wird. Dieser Brief einer Braut an ihren Bräutigam in Koburg lautet also:

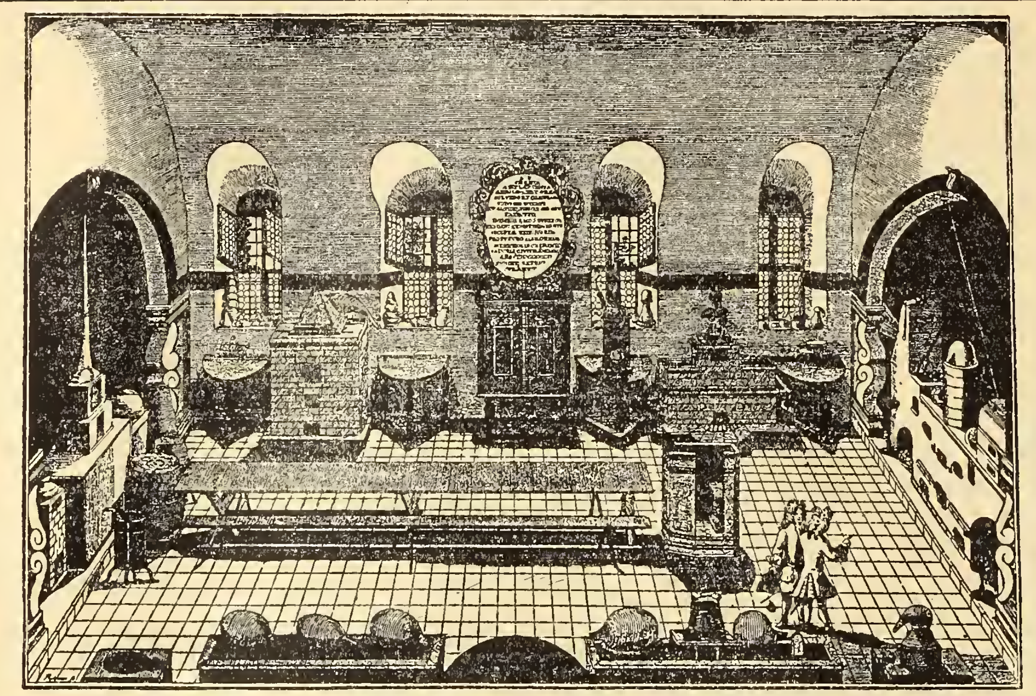
„Mein auserwähltes Herz! Gleich wie ich nicht zweifle, mein geliebtes Kind werden die heiligen Weihnachtsfeiertage in allem erwünschten Wohlsein zurück-



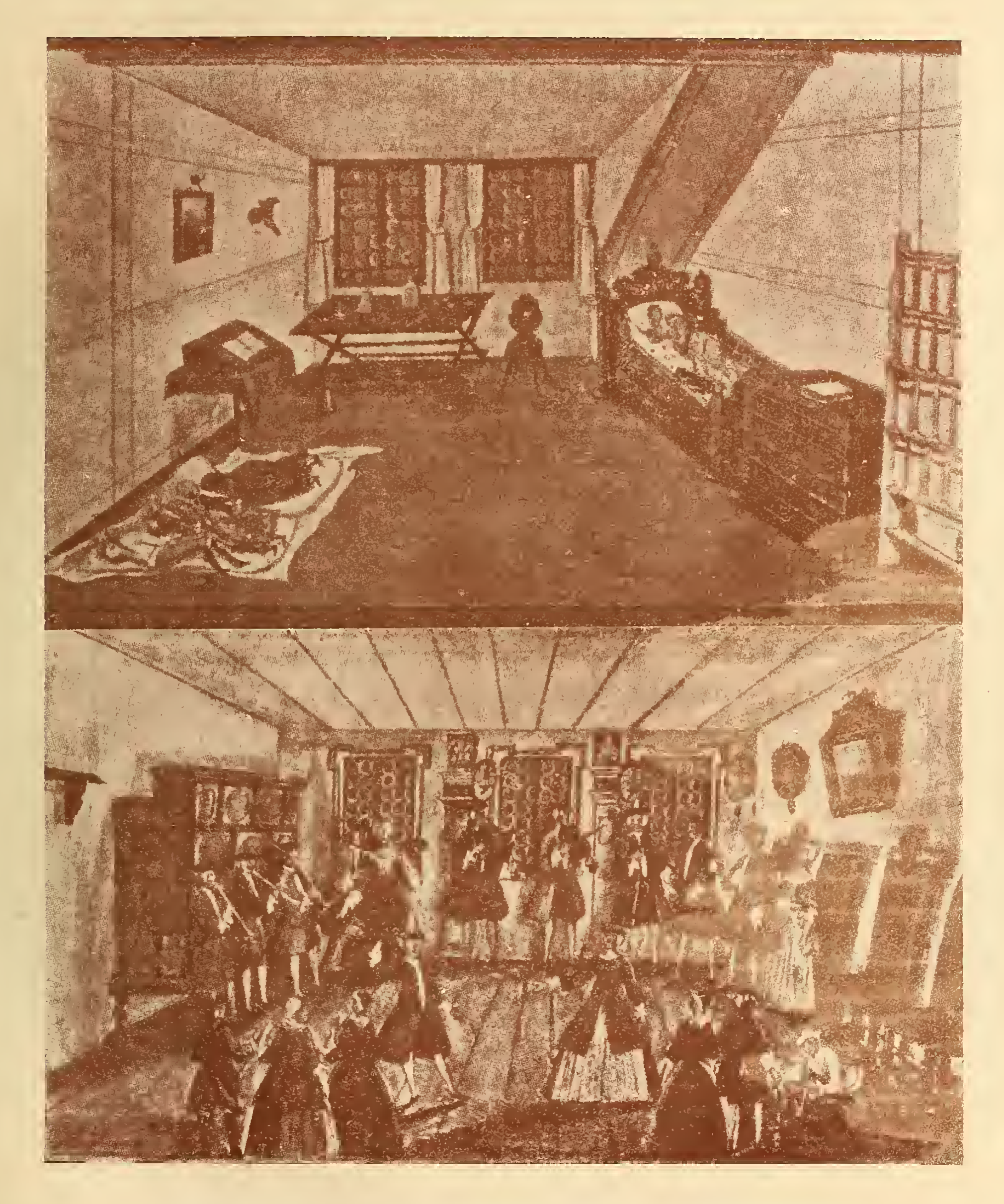
Waisenhaus Halle. Innenhof. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Beschreibung des Hallischen Waisenhauses und der übrigen damit verbundenen Franckeschen Stiftungen. Halle, 1799.)

Das Auditorium Welserianum in Collegio zu Altdorf mit einem Actu Doctorali dergleichen Jährlich am Petri und Pauli Fest darinnen vorgenommen wird.

Doktorpromotion. Universität Altdorf. 18. Jahrhundert. (Kupferstich von J. G. Puschner.)



Chemisches Laboratorium der Universität Altdorf. Um 1700. (Kupferstich.)



Botanischer Garten der Universität Altdorf. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: J. Baier, Ausführliche Nachricht von der Nürnbergischen Universität Stadt Altdorf. Altdorf, 1717.)

Studentenbude. — Tanzunterricht in Altdorf. Um 1740.
(Guaschemalereien aus dem Stammbuche des Christoph Jacob Pfund. — Germanisches National-Museum, Nürnberg.)



„Studenten-Möbel". Um 1760.
(Spottbild. Guaschemalerei aus dem Stammbuche des Rostocker Studenten Johann Georg Haase. — Rostock, Universitätsbibliothek.)

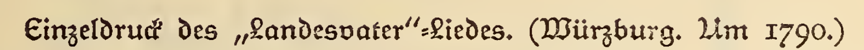


Tanzunterricht.

(Kupferstich aus: Dendrono, Abschilderung des akademischen Lebens. Nürnberg, [um 1725].)

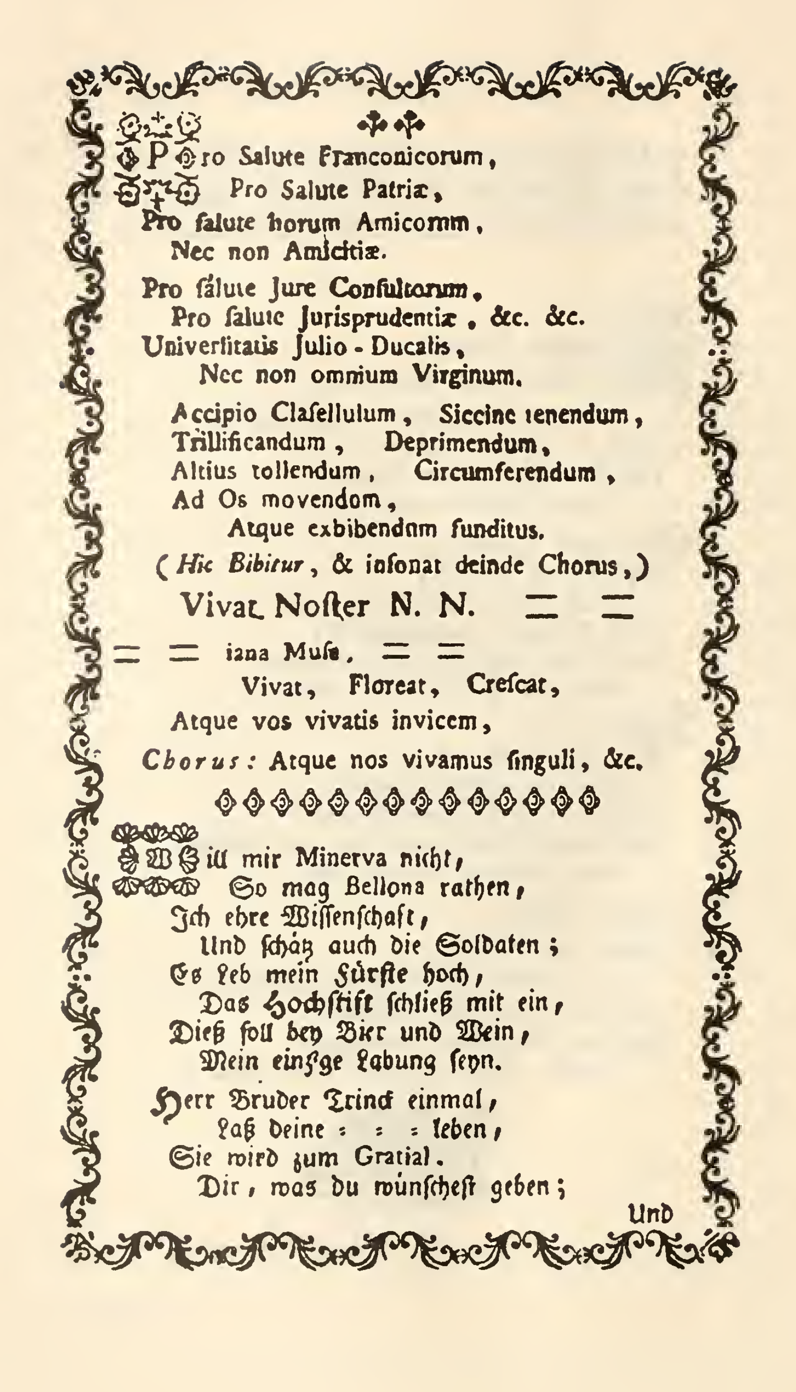


Der keinen Einlaß erhaltende Pedell zitiert einen Studenten vor den Universitätsrichter durch Kreideaufschrift an der Stubentür. 1736/37.
(Guaschemalerei aus dem Stammbuche des Rostocker Studenten Georg Hermann Richertz. — Freiherrlich von Lipperheidesche Kostümbibliothek, Berlin.)



Einzeldruck des „Landesvater"-Liedes. (Würzburg. Um 1790.)

(Die Bezeichnung „Landesvater" hat das alte, beim Brüderschaftstrinken gesungene Studentenlied nach einer den Landesherren lobpreisenden Strophe erhalten. Beim Absingen des Liedes wurden mit dem Degen die Hüte durchstoßen. Allmählich wurden die ursprünglichen drei Strophen durch zahlreiche Stegreifstrophen erweitert, die Inhalt und Sinn des Liedes stark vergröberten. Erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts wurde das Lied gedruckt; seine erneuerte edlere Fassung gab ihm 1871 der Kieler Student August Niemann in seinem „Vaterlandsliede".)



Pro Salute Franconicorum,
Pro Salute Patriæ,
Pro salute horum Amicorum,
Nec non Amicitiæ.

Pro salute Jure Consultorum,
Pro salute Jurisprudentiæ, &c. &c.
Universitatis Julio-Ducalis,
Nec non omnium Virginum.

Accipio Clasellulum, Siccine tenendum,
Trillificandum, Deprimendum,
Altius tollendum, Circumferendum,
Ad Os movendum,
Atque exbibendum funditus.

(*Hic Bibitur*, & insonat deinde Chorus,)

Vivat Noster N. N. = =

= = iana Musa, = =
Vivat, Floreat, Crescat,
Atque vos vivatis invicem,

Chorus: Atque nos vivamus singuli, &c.

◊◊◊◊◊◊◊◊◊◊◊◊◊◊

Will mir Minerva nicht,
So mag Bellona rathen,
Ich ehre Wissenschaft,
Und schätz auch die Soldaten;
Es leb mein Fürste hoch,
Das Hochstift schließ mit ein,
Dieß soll bey Bier und Wein,
Mein einz'ge Labung seyn.

Herr Bruder Trinck einmal,
Laß deine : : : leben,
Sie wird zum Gratial.
Dir, was du wünschest geben;

Und

Und bist du denn fidel,
So dencke dieß dabey,
Daß an Fidelité,
Dein = = = Ursach sey.

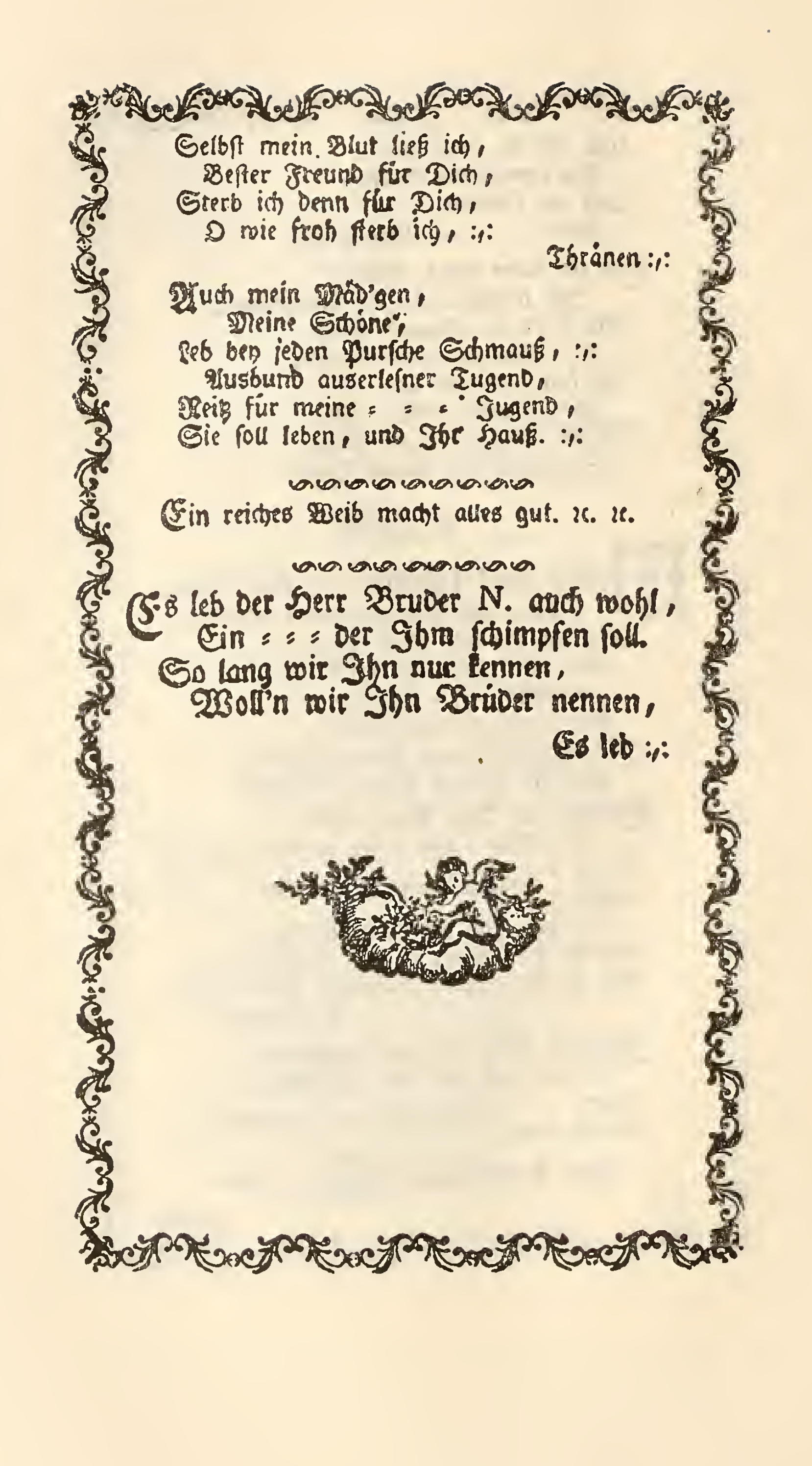
So leb dann jenes Kind,
Ich trincks auf Ihr Vergnügen,
Und werd im Truncke selbst,
Den Saufgott unterliegen,
Ich setze demnach an,
Ihr Freunde ruffet aus.:
Es leb mein Mäd'gen hoch,
Sie, und ihr ganzes Hauß.

Franz Karl Ludwig, Du sollst leben,
(Euch als Freunde schließ ich ein,)
Mäd'gen die mir Küsse geben,
Soll dieß Glas geweihet seyn.
= = mit den = = Haaren,
Lebe, weil du redlich bist;
Bis uns einst nach späten Jahren,
Tief ein finstres Grab umschließt.

Bruder auf Dein Wohlergehen,
Sey Dir dieses Glas gebracht,
Euere / Unsere) Freundschaft soll bestehen,
Bis der Tod ein Ende macht.
Alle die hier seyn, Sollen Zeugen seyn,
Alle die hier seyn, Schliesen wir mit ein,
:,: Bruder :,:

Thränen könnt ich zwar vergiesen,
Doch dieß wär nur Tändeley;
Unser / Selbst mein) Blut soll für dich fliesen,
Zum Beweißthum (unsrer / meiner) Treu,

Selbst



Selbst mein Blut ließ ich,
Bester Freund für Dich,
Sterb ich denn für Dich,
O wie froh sterb ich, :,:
Thränen :,:

Auch mein Mäd'gen,
Meine Schöne,
Leb bey jeden Pursche Schmauß, :,:
Ausbund auserlesner Tugend,
Reitz für meine = = = Jugend,
Sie soll leben, und Ihr Hauß. :,:

Ein reiches Weib macht alles gut. ꝛc. ꝛc.

Es leb der Herr Bruder N. auch wohl,
Ein = = = der Ihm schimpfen soll.
So lang wir Ihn nur kennen,
Woll'n wir Ihn Brüder nennen,
Es leb :,:



Absingen des „Landesvaters". Um 1790.
(Guaschemalerei eines Studentenstammbuches im Besitze der Stadt Gießen.)

gelegt haben, so hoffe, daß der gütige Gott mein sehnliches Bitten in Gnaden erhören und meinen Geliebten mit so viel Gesundheit, Segen und allem Vergnügen in reichem Maß überschütten wird, daß beständig Ursach haben möge, ihn dafür zu preisen. Zu dem bevorstehenden Jahreswechsel gratuliere ebenfalls und will meinen aufrichtigen Wunsch von Grund des Herzens in diesen wenigen Worten ausdrücken: ‚Höchster, höre mein Gebet! nimm, mein liebstes Kind zu sparen, doch die Hälfte meiner Zeit, lege sie zu seinen Jahren; so wird auch mein zeitlich Wohl, das durch seine Güte keimet, bald des Segens reife Frucht, ob gleich Neid und Mißgunst schäumet.‘

Mein Herz haben mir mit Deren angenehmem Schreiben ein großes Vergnügen verursacht, da ich gesehen, daß sich Dieselben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergessend machen können, nicht abhalten lassen, an mich gütigst zu gedenken, deswegen Ihnen meinem Geliebten den allerverpflichtetsten Dank abstatte. Dieselben beliebten in Deren Wertem zu erwähnen, daß die Ringe fertig, es stand aber nicht dabei, was ich dafür zu bezahlen schuldig, ich erwarte daher mit nächstem eine gefällige Nachricht sowohl dieserwegen, als auch vornehmlich den Herrn Schwager Konsulenten betreffend.

Finden mein geliebtes Vergnügen sonsten etwas, das ich zu wissen oder besorgen nötig habe, so belieben es Dieselben nur frei und aufrichtig zu melden, es soll mir dero Befehl allzeit zu einer Vorschrift dienen. Bei der hochwertesten Frau Mama und Frau Schwester machen mein Herz bei dieser Jahresveränderung meine gehorsame Gratulation, und bitten mir ohnschwer Deren geneigtes Wohlwollen ferner aus. Mein Papa und Mama lassen ebenfalls ihr Kompliment vermelden und Ihnen alles beglückte Wohlergehen in ungestörter Zufriedenheit zu genießen anwünschen. Wir erwarten mit größtem Verlangen eine gefällige Antwort, und mein Papa ist desto begieriger, solche zu erhalten, weil er das letzte Schreiben der Mama selber diktieret; mich plaget selbst die Neugierigkeit, zu vernehmen, wie Dero Resolution diesfalls ausfallen wird. Anbei nehme ich mir die Erlaubnis, Ihnen, mein Herz, etwas Schlechtes von meiner Arbeit zu einem Leibchen beizulegen, mit der ergebensten Bitte, nicht auf den geringen Wert der Sache, sondern auf die aufrichtige Meinung zu sehen; denn ich versichere, daß nicht so viel Stiche darin befindlich, als gute Wünsche für Dieselben dabei abgeschicket. Schließlich bin mit beständig währender Hochachtung

meines Herzlichgeliebten

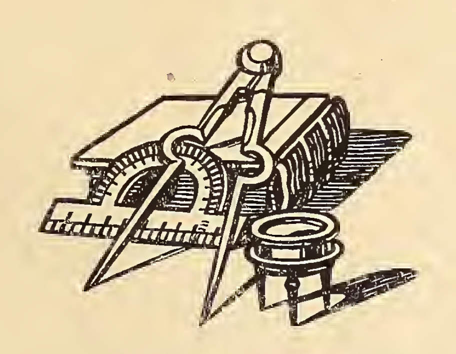
Hof, 29. Dezbr. 1750. treuergebene

A Monsieur, Monsieur .... à Coburg. C. C. K."

So vorsichtig, förmlich und geschnörkelt war damals das geschriebene Liebeswort eines treuen fränkischen Mädchens, auch der lieben Frau Professor Semler.

Wenn man aber ihn, Johann Salomo Semler selbst, den Vater der modernen Theologie, lange Zeit ein hochgeehrtes Haupt seiner Universität, der in seiner

Wissenschaft den ältern Zeitgenossen ein kühner, waghalsiger Mann war, wenn man ihn mit dem Maßstabe messen wollte, den unsere Zeit an die Hand gibt! Weil er kein Reisegeld und in Koburg einige Schulden hat, verfällt er in schweren innern Kampf, beschließt zu heiraten, kündigt seiner Freundin in Saalfeld das Verhältnis und bewirbt sich um die Tochter seiner wohlhabenden Hauswirtin, die ihm bis dahin ziemlich gleichgültig war. Dergleichen wäre in unserer Zeit, mild gesagt — kläglich. Und doch, als der bejahrte Professor der Theologie diesen Bericht der Öffentlichkeit übergab, da hat er offenbar vorausgesetzt, daß sein Verhalten ihm in den Augen der Zeitgenossen nicht zur Unehre gereichen werde. Es ist kein Grund, zu bezweifeln, daß die Freunde seiner Jugend genau ebenso empfanden, vielleicht etwas weniger gewissenhaft. Welches Recht hatte, als er jung war, das Herz eines armen Gelehrten gegenüber der kalten tyrannischen Welt? Noch wenig. Was war der Zweck und Inhalt seines Lebens? Lernen und arbeiten vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, um sein mühsam erworbenes Wissen in andere Seelen zu gießen, das Wichtige und Neue, was er ergrübelt, erspäht, erdacht, durch Schrift und Lehre auszubreiten. Darin lag seine höchste Pflicht und Ehre, der Zweck und Stolz seiner Erdentage; sein Privatleben mußte sich dafür fügen und schicken, wie es gerade ging. So empfand nicht der brennende Ehrgeiz weniger, es war eine allgemeine Empfindung wie bei Semler, in vielen Hunderten, welche hungerten, sich vor Mächtigen beugten und ihren Glauben wechselten, um für ihre Wissenschaft leben zu können. Das ist gar nicht groß, aber es ist immerhin Sehnsucht nach dem Größten, es ist das alte deutsche Bedürfnis, sich für etwas hinzugeben, was unendlich wertvoller ist als der einzelne. Kommt zu solchem Sinne einmal sichere Manneskraft und das Gefühl, ein Herr auf der Erde zu sein, so mag wohl etwas daraus entstehen, was alle Folgezeit groß und gut nennt.





IV. Aus der Garnison.

Ein Schuß aus der Lärmkanone! Scheu tritt der Bürger vom Fenster zurück und blickt prüfend in die dunkeln Winkel seines Hauses, ob sich eine fremde Menschengestalt darin verborgen. Der Bauer auf dem Felde hält seine Pferde an und überlegt, ob er wünschen darf, mit dem flüchtigen Manne zusammenzutreffen und das Fangegeld zu verdienen oder ob er einen Verzweifelten fürchten und schonen soll, trotz der harten Strafe, welche jedem droht, der einen Deserteur entschlüpfen ließ. Wahrscheinlich wird er den Flüchtling entrinnen lassen, auch wenn er seiner Herr werden kann, denn in geheimer Seele regt sich ihm ein Mitgefühl, ja, etwas wie Bewunderung des Verwegenen.

Kaum ein Kreis irdischer Dinge prägt so scharf die Besonderheiten der Zeitbildung aus wie das Heer und die Art der Kriegführung. Die Armee entspricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfassung und dem Charakter des Staates. Die fränkische Landwehr der Merowinger, welche von ihrem Märzfeld zu Fuß gegen Sachsen und Thüringe zog, das Heer der ritterlichen Speerreiter, welches unter Kaiser Rotbart seine Rosse in die Ebenen der Lombardei hinabführte, die Schweizer und Landsknechte der Reformationszeit, und wieder das Söldnerheer des Dreißigjährigen Krieges, sie alle waren höchst unterscheidende Bildungen ihrer Zeit, welche aus den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen des Volkes erblühten und sich wandelten wie diese. So wurzelt das älteste Fußheer der Besitzenden in der alten Gemeinde- und Gauordnung, das reisige Ritterheer in dem feudalen Lehnwesen, die Fähnlein der Landsknechte in der aufblühenden Bürgerkraft, die Kompanien der fahrenden Söldner in dem Wachstum der fürstlichen Landeshoheit. Ihnen folgte in den despotischen Staaten des 18. Jahrhunderts das stehende Heer der gedrillten Lohnsoldaten.

Aber keine der älteren Formen des Kriegsdienstes ist durch die späteren ganz beseitigt worden, wenigstens einzelne Erinnerungen daran sind überall bewahrt. Jene uralte Landfolge der freien Grundbesitzer hatte aufgehört, seit ein großer Teil der kräftigen Bauern in die Hörigkeit herabgesunken war; die starke Landwehr war

zu einem Landesaufgebot von geringer Kriegstüchtigkeit geworden, aber ganz beseitigt war sie nicht, denn allen Landsassen blieb bis in das 18. Jahrhundert die Verpflichtung, beim Klang der Sturmglocke zusammenzueilen, Kriegsgespann und Schanzgräber zu stellen. Ebenso war die Ritterkavallerie des späteren Mittelalters von dem Heer der freien Bauern und Bürger bei Sempach, Granson, Murten wie in den Niederungen der Ditmarschen zerschlagen worden; aber die Stellung der Ritterpferde blieb eine Last der adligen Güter, sie wurde allerdings seit dem Ende des 16. Jahrhunderts — in Preußen erst unter Friedrich Wilhelm I. — in eine feste niedrige Geldabgabe verwandelt, und diese Abgabe war in den meisten Landschaften Deutschlands die einzige Steuer, welche auf den adligen Lehngütern lag[17]. Auch der fahrende Landsknecht, welcher sich selbst die Ausrüstung besorgt und jeden Sommer die Fahne gewechselt hatte, war in einen eingekleideten Söldner mit bestimmter Dienstzeit verwandelt; aber in die neue Zeit erhielt sich der Brauch freier Werbung, das Handgeld, das Heranlocken der Ausländer, obgleich diese Gewohnheiten der Landsknechtzeit in einem seltsamen und unversöhnlichen Gegensatze zu der furchtbaren Härte standen, mit welcher die neue Ordnung der despotischen Staaten das ganze Leben der Angeworbenen zusammenschnürte.

Die Mängel der stehenden Heere im 18. Jahrhundert sind oft beurteilt worden, und jedermann weiß einiges von der herben Zucht in den Kompanien, mit welchen der alte Dessauer die Schanzen von Turin stürmte und Friedrich II. den Besitz Schlesiens behauptete. Aber nicht ebenso bekannt, selbst von Kriegsschriftstellern ganz vernachlässigt, ist eine andere Seite der alten Kriegsverfassung, und von dieser soll hier zunächst die Rede sein.

Die Regimenter, welche die deutschen Reichsfürsten des 18. Jahrhunderts in ihre Schlachten führten oder an fremde Machthaber vermieteten, waren nicht die einzige bewaffnete Einrichtung in Deutschland. Neben dem Söldnerheer bestand in den meisten Staaten auch ein Volksheer, allerdings in sehr mangelhafter Verfassung, aber doch keineswegs ganz nichtig und einflußlos. Zu keiner Zeit war die alte Idee, daß jedermann zur Verteidigung des eigenen Landes verpflichtet sei, aus dem Leben der Deutschen geschwunden. Das Recht des Landesherrn, die Untertanen zum Schutz der Heimat, zur Landesfolge, zu verwenden, war aber in der Empfindung der alten Zeit durchaus von einem anderen Recht des Landesherrn unterschieden, Kriegsvolk zu halten. Für seine Politik und den Kampf außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienste zu leisten, durfte er dem Untertan nicht befehlen. Im Kriege dienen war ein freies Handwerk, dazu durfte er, seit seine Vasallen unbrauchbar geworden waren, nur Freiwillige einladen, d. h. werben. Es ist eine der größten Umwandlungen in der Geschichte des deutschen Volkes, daß durch die eigenmächtigen Regierungen im 18. Jahrhundert den Deutschen allmählich die Überzeugung aufgedrungen wurde, daß das Volk verpflichtet sei, dem Landesherrn wenigstens einen Teil seines Kriegsvolkes zu stellen. Und nicht minder lehrreich ist, daß erst im 19. Jahrhundert, seit das alte Regierungswesen zusammen-

brach und neue Staatsformen vorbereitet wurden, die Idee der allgemeinen Wehrpflicht in die Seele des Volkes sank. Es lohnt, den Weg zu verfolgen, auf welchem es geschah.

Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die Landsknechte zu kostspielig und liederlich wurden, war man auf den Gedanken gekommen, aus den wehrhaften Männern der Stadt und des flachen Landes eine Miliz zu bilden, das Defensionswerk, welche innerhalb der Landesgrenzen zur Verteidigung verwendet werden sollte. Seit 1613 wurden die Defensioner in Kursachsen und den Nachbarländern, bald darauf in den anderen Kreisen des Reiches eingerichtet, in Fähnlein geordnet, zuweilen zusammengezogen und militärisch geübt. Ihre Gesamtzahl ward festgestellt und auf die Ortschaften verteilt, die Gemeinden erwählten und rüsteten die Leute; waren sie im Dienste, so erhielten sie Sold vom Landesherrn.

Der Dreißigjährige Krieg war zum größten Teil mit geworbenem Volke geführt worden, doch waren aus Not die Defensioner hier und da in Kriegsvolk umgewandelt worden, indem man entweder ganze Regimenter für den Felddienst bestimmte oder mit den brauchbaren Leuten die Lücken der geworbenen Truppen ausfüllte. Im ganzen aber hatte sich die lockere Errichtung dieser Miliz nicht bewährt. Nach dem Frieden war in dem menschenarmen Lande noch weniger möglich, darauf eine neue Kriegsverfassung zu gründen. Denn der Bürger und Bauer wurde für den Anbau des leeren Grundes wie als Steuerzahler unentbehrlich. Man behielt deshalb die alte unvollkommene Einrichtung dieses Bürgerheeres bei. Nur machte sich auch bei der Miliz die neue Zeit dadurch geltend, daß die Auswahl der Mannschaft Offizieren des Landesherrn übertragen und die Dienstzeit auf das erste Mannesalter beschränkt wurde; die Gemeinden traten in den Hintergrund, der Fürst wurde auch hier mächtiger. In solcher Weise wurden die ausgehobenen Defensioner in Kompanien und Kreisregimenter zusammengezogen und ein oder mehrere Male im Jahre einexerziert. Vor dem Kriege hatten die Ortschaften Waffen und Ausrüstung beschafft, jetzt lieferte auch diese der Landesfürst, aber in den Städten blieben die Offizierstellen in den Händen der Bürger, nur die Oberoffiziere bestimmte der Kriegsherr. Die Mannschaft wurde meist durch das Los gewählt, und es ist bemerkenswert, daß schon 1711 auf den sächsischen Losen die Aufschrift stand: „Für das Vaterland". Aber unvollständig war die militärische Ausbildung, zahlreich die Befreiungen, ungeschickt der Ersatz des Abgangs.

Und doch haben diese Landtruppen mehr als einmal gute Dienste getan, auch in Preußen. Das bewaffnete Landvolk, welches in den Schilderungen der Fehrbelliner Schlacht genannt wird, war kein zusammengelaufener Haufe, sondern die alte aufgebotene Landesmiliz; sie hatte wesentlichen Anteil an der ersten glorreichen Waffentat, in welcher die Brandenburger selbst für eigene Faust einen überlegenen Feind schlugen. Noch 1704 war das Volksheer im preußischen Staat für etwas Wertvolles gehalten, denn wer bei ihm in die Rolle eingetragen war, wurde von jedem anderen Kriegsdienst für den Landesherrn befreit[18]. Zwar wurde dasselbe

durch Friedrich Wilhelm I. aufgehoben, aber im Siebenjährigen Kriege wieder in Pommern und Preußen eingerichtet; und dort hat diese Miliz gegen Schweden und Russen vortreffliche Dienste getan. Auch im Reich, in Sachsen erhielt sie sich, kraftlos, unkriegerisch, mißgeachtet, bis ganz veränderte Kulturverhältnisse eine neue Ausbildung des Volksheeres möglich machten.

Ganz getrennt von dieser Miliz stand das Kriegsvolk, welches der Landesherr für sich hielt und ganz aus seinen Einnahmen bezahlte. Es mochte nur eine Garde sein, zum Schutz und Schmuck seines Hofes, es mochten viele Kompanien sein, welche er sich warb, um seinen Status zu sichern, Einfluß und Macht unter seinesgleichen zu gewinnen, Geld damit zu verdienen. Das war sein Privatgeschäft, und wenn er sein Volk nicht übermäßig dadurch belästigte, so war nichts dagegen einzuwenden. Es war ein freies Geschäft auch für den, welcher ihm dienen wollte, er mochte sich anwerben lassen, Inländer oder Fremder, er mochte sehen, wie ihm die gemachten Versprechen gehalten wurden. Kam das Land durch einen äußern Feind in Gefahr, so bewilligte die Landschaft dem Herrn auch für dies Kriegsvolk Geld oder einen besonderen Zuschuß, denn man wußte wohl, daß es kriegstüchtiger war als die Landesmiliz. So war es unter dem Großen Kurfürsten noch in Preußen, so blieb es in dem größten Teile Deutschlands bis tief in das 18. Jahrhundert.

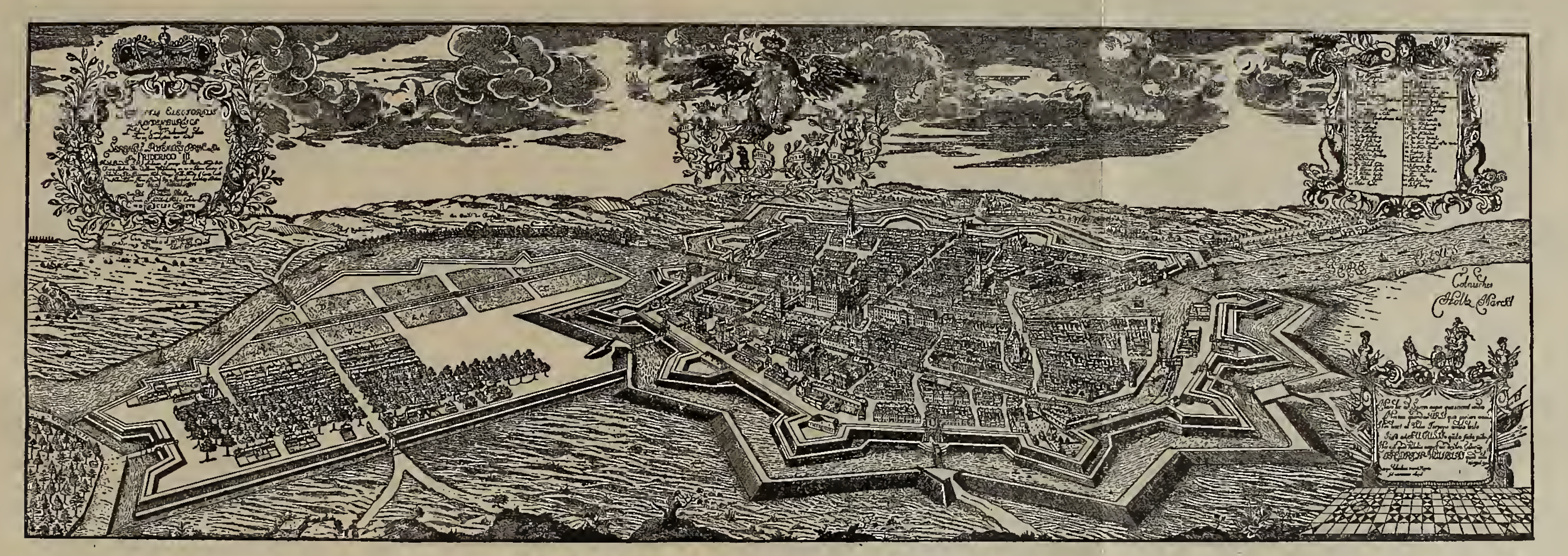
Aber auch dies private Kriegsvolk, welches der Landesherr sich warb, hatte eine neue Einrichtung erhalten.

Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges hatte bei den meisten deutschen Heeren die Werbung nach Landsknechtbrauch auf die Gefahr des Obersten hin stattgefunden. Der Oberst schloß den Vertrag mit dem Fürsten, er besetzte und verkaufte die Hauptmannsstellen, der Fürst zahlte dem Obersten das Geld, welches von der Landschaft aufgebracht wurde. So waren die Regimenter in gründlicher Abhängigkeit vom Obersten, und dieser war eine Macht auch dem Landesherrn gegenüber. Die Zucht war locker, die Offizierstellen mit Günstlingen des Obersten besetzt, der Zusammenhalt des Regiments wurde durch seinen Tod gelöst. Die Gaunereien der Obersten und Kompanieführer, schon um 1600 von militärischen Schriftstellern beklagt, hatten eine gewisse kunstvolle Ausbildung erhalten. Selten war die Mannschaft, welche auf dem Papiere stand, vollständig unter der Fahne. Die Offiziere bezogen den Sold für eine große Anzahl von Fehlenden, welche man „Passevolants" oder „Blinde" nannte; sie reihten ihre Knechte, Marketender aus dem Troß in die untern Stellen ein. Auch bei der kaiserlichen Armee hörten die Klagen nicht auf, von oben bis unten der rücksichtsloseste Eigennutz, die Offiziere plünderten mitten im Frieden ihre Quartiere in den Erblanden aus, sie fischten und jagten in der Umgegend, erhoben einen Aufschlag von den Stadtzöllen, sie ließen Fleisch schlachten und verkaufen, sie richteten Wein- und Bierschenken ein. Und wie die Offiziere raubten, so stahlen die Gemeinen. Das geschah z. B. noch 1677. Und diese Landesplage drohte eine beständige zu werden. Die Werbung der Rekruten aber war in dieser frühern Zeit noch wenig ausgebildet, und die Gaunereien, welche dabei nicht

fehlen konnten, waren wenigstens nicht durch die höchsten irdischen Machthaber gebilligt.

In Brandenburg gestaltete der Große Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritt 1640 das Verhältnis der Regimenter zum Landesherrn völlig neu; die Werbung geschah fortan in seinem eigenen Namen, er ernannte die Obersten und Offiziere, welche ihre Stellen nicht mehr kaufen durften. Dadurch erst wurden die Söldnerscharen zu einem stehenden Heere mit gleichmäßiger Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, mit besserer Mannszucht, willenlose Werkzeuge in der Hand des Fürsten. Für das Kriegswesen war dies der größte Fortschritt seit der Erfindung des Feuergewehres, und Preußen verdankte der frühen und festen Durchführung des neuen Verfahrens sein militärisches Übergewicht in Deutschland. Auch die Verpflegung der Mannschaft wurde neu geordnet; sie erhielten, wenigstens im Kriege, ihre Tagesbedürfnisse in Rationen, der Unterhalt wurde aus großen Vorratshäusern besorgt. Durch Montecuculi und später durch Prinz Eugen erhielt auch Österreich kurz vor 1700 ein schlagfertigeres stehendes Heer mit strengerer Mannszucht[18a].

Die Ergänzung dieser Truppen des Fürsten konnte in Deutschland bis vor 1700 fast ausschließlich durch freie Werbung beschafft werden: denn noch lange nach dem großen Kriege blieb dem Volke die Unruhe und ein abenteuerlicher Sinn, der das Kriegshandwerk lockend fand. Das wurde allmählich anders. Durch die kriegerische Zeit Ludwigs XIV. und die Vergrößerung der französischen Armee wurden die deutschen Fürsten zu immer neuer Vermehrung ihres Söldnerheeres gezwungen, der Menschenverlust der unaufhörlichen Kriege rieb viel von dem unnützen und waghalsigen Gesindel auf, das sich um die Fahnen sammelte. Schon vor dem großen Erbfolgekriege wurde der Mangel an Mannschaft fühlbar, die freiwillige Werbung wollte nirgends mehr ausreichen, die Klagen über Gewalttätigkeiten der Werbeoffiziere wurden zuletzt lästig. Da begann der Kriegsherr prüfend in das Volk zu sehen, das unter ihm arbeitete und zuweilen noch in Kompanien exerzierte. Er fühlte einige Verlegenheit. Die Landesmiliz für seine Kriegszüge zu gebrauchen, war untunlich, sie war viel zu wenig ausgebildet, und was wichtiger war, sie bestand vorzugsweise aus seßhaften Leuten, deren Arbeiten und Steuern er für seinen Staat gar nicht entbehren konnte, da der Adel und in katholischen Ländern die Geistlichkeit fast nichts zu seinen Einnahmen beitrugen. Außerdem war es eine unerhörte Sache, das Volk selbst durch Gewalt zum Kriegsdienste zu zwingen. Wie selbstbewußt der Regent sich als Herr fühlte, diese Neuerung war zu sehr gegen die allgemeine Empfindung, die Leute trugen ja eben deshalb ihre Steuern und Lasten, damit er für sie Krieg führe. Der Bauer leistete seinem Gutsherrn Fronden und Dienste, weil dieser in alter Zeit für ihn zu Felde gezogen war, er leistete dann außerdem dem Landesherrn Steuern und Dienste, weil dieser mit geworbenen Leuten für ihn zu Felde zog, seit der Gutsherr die Last nicht mehr tragen wollte; jetzt aber sollte der Bauer dem Gutsherrn und dem Fürsten dieselben Dienste leisten



Berlin und Umgebung. 1678. (Holzschnitt von Johann Bernhard Schultz.)

und außerdem noch selbst in den Krieg marschieren. Das schien doch nicht ausführbar. Und wieder drängte die bittere Not, man mußte sich zu helfen suchen. Nur das entbehrlichste Volk sollte genommen werden, Herumtreiber, müßige Hände; wer aber dem Staate durch Arbeit nützlich war, wer irgendwie aus der Masse hervorragte, durfte nicht gestört werden.

Vorsichtig und zögernd begann kurz vor 1700 die Heranziehung des Volkes zum Kriegsdienst seines Fürsten. Aber ohne Erfolg wurde das erstemal ausgesprochen, daß das Land Rekruten stellen müsse. Die Neuerung ward, wie es scheint, zuerst 1693 von den Brandenburgern versucht: die Provinzen sollten die fehlende Mannschaft werben und vorstellen, doch keine untertänige, der Kompanieführer sollte für den Mann zwei Taler Handgeld zahlen. Bald ging man weiter und legte (1704) zuerst einzelnen Klassen von Steuerzahlern, dann (1705) den Gemeinden die Stellung der Ersatzmannschaft auf. Die Rekruten sollten zwei bis drei Jahre dienen, wer sich freiwillig auf sechs Jahre und darüber verpflichtete, wurde bevorzugt. Ganz dasselbe wurde 1702 in Sachsen durch König August eingerichtet. Dort hatten die Gemeinden, wie für ihre Miliz, jetzt auch für den Landesherrn eine bestimmte Zahl junger gesunder Leute zu liefern und über die Entbehrlichkeit der einzelnen zu entscheiden, Ort der Gestellung das Rathaus, Aufsicht übten die Kreis- und Amtshauptleute, der Mann wurde ohne Montur geliefert, Handgeld vier Taler, Dienstzeit zwei Jahre; verweigerte der Offizier nach zwei Jahren den Abschied, so konnte der Ausgediente sich eigenmächtig auf den Weg begeben. So furchtsam begann man einen neuen Anspruch geltend zu machen. Und trotz dieser Vorsicht war der Widerstand des Volkes zu erbittert und heftig, die neue Einrichtung verfiel, man kehrte wieder zur Werbung zurück, schon 1708 wurde die Rekrutierung in Preußen wieder aufgehoben, „weil die Zumutung zu groß war". Erst der eiserne Wille Friedrich Wilhelms I. gewöhnte sein Volk allmählich an diesen Zwang. Seit 1720 wurden Verzeichnisse der kriegspflichtigen Kinder angelegt, 1733 das Kantonsystem durchgeführt. Das Land ward unter die Regimenter verteilt, die Bürger und Bauern wurden — mit gewissen Ausnahmen — für kriegspflichtig erklärt, alljährlich wurde ein Teil des Regimentsbedarfs durch Aushebungen gedeckt, bei denen die größte Willkür der Hauptleute ungestraft blieb. —

In Sachsen gelang es erst gegen Ende des Jahrhunderts, die Rekrutierung neben der Werbung durchzuführen. In anderen, zumal in kleinen Reichsgebieten, glückte das noch weniger.

So bietet das Heerwesen der Deutschen die merkwürdige Erscheinung, daß in derselben Zeit, in welcher die Aufklärung im Bürgertume größere Ansprüche, Bildung und Sittlichkeit heraufzieht, durch den Regierungszwang der Fürsten allmählich ein anderer großer politischer Fortschritt in das Leben des Volkes geschlagen wird: die Anfänge unserer allgemeinen Wehrpflicht. Aber ebenso merkwürdig ist, daß diese Neuerung nicht in der Form einer großen und weisen Maßregel ins Leben tritt, sondern unter Nebenumständen, welche sie ganz besonders

Erbhuldigung des Großen Kurfürsten im Schloßhofe zu Königsberg am 18. Oktober 1663. (Kupferstich von G. Bartsch.)



Volksbelustigungen bei der Krönungsfeier König Friedrich I. von Preußen in Königsberg. 18. Januar 1701. (Kupferstich von J. G. Wolffgang nach einer Zeichnung von J. F. Wentzel aus: J. v. Besser, Preußische Krönungsgeschichte. 2. A. Cölln an der Spree, 1712.)



Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin.
(Wandteppich im ehemaligen Kgl. Schlosse, Berlin.)

Kurfürstlich Brandenburgische Garde du Corps. (Unteroffizier.) 1698.
(Kupferstich von P. Schenk.)

Bericht über den Sieg von Fehrbellin.
Eigenhändiges Schreiben des Großen Kurfürsten an Fürst Johann Georg von Anhalt.

[Staatsarchiv, Anhalt.]

Durchlauchtiger Fürst hochgeehrtter Herr Vetter
Schwager undt gevatter

Ew. Ld. thu Ich hiemitt zu wissen daß Ich heutte gegen 8 ahn den feindt gekommen, da Ich selbigen in voller Battallie gefunden, welcher sich ahn seinem lincken Flügell ahn einem Dorf [Hakenberg] gesetzet, undt groß avantage gehabt, worrauff ich resolviret habe, den feindt, welcher auf mich loßgangen, anzugreiffen, da es da ein sehr harttes gefecht gegeben. es hatt aber der höchste Gott mir die genahde gethan, daß wir denselben aussen Felde geschlagen, welcher sich aber wegen des morastes mitt seiner infanterie bis in Verrbellin retiriret, undt weil er 8 brigaden zu Fusse gehatt habe, theils meine Reutter nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquiriren lasse, und selbige den proces machen lassen werde, 8 fahnen u 2 estandardten und ein stück habe ich bekommen, was für gefangene weiß ich noch nicht, weill wenig quarttir gegeben worden. Der feindt hatt viell Volck und fürnehme officir verlohren, man sagt das Walmerr Frangell [traf nicht zu], Wittenberge wie auch der Obrister Axel Wachtmeister undt sein Bruder sein geblieben. Wo der feindt die brücke nicht diesse nacht macht gehe Ich auf Cremmen, wo selbige aber ferttig, werde Ich es noch eins mitt Ihn wagen, Gott gebe zu Glück. In dessen gnädigen schutz dieselbe Ich hiemitt befelle und verbleibe allzeitt

Ew. Ld.
Dienstwilliger Vetter, Schwager
undt gevatter
Friederich Wilhelm Churfürst.

Linum den 18. Juny
Ao. 1675.

Dienstfreündtlicher fürst hochgeehrter
herr Vetter, Schwager undt gevatter
E. L.: Thue Ich hiermitt zu wissen, das
Ich heütte gegen 8 uhr den feindt an-
kommen, da Ich selbigen in voller
Batallie gefunden, welcher sich auf
seinen lincken flügell auf einem
berghe gesetzet, undt grosse avantage
gehatt, warauff ich geresolviret habe
den feindt welcher auch nicht lass-
gangen anzugreiffen, da er den ein
sehr harttes gefecht gegeben, es hatt
aber der höchste Gott mir die gnade
gethan das wir den selben aussen felde
geschlagen, ~~undt~~ welcher sich aber wegen
der morassten mitt seiner infanteria biss
in ~~[illegible]~~ Fehrbellin retteriret, undt
weill er auf 8 brigaden zu fusse ge-
hatt haben theils meiner reütter nicht
das ihrige gethan, worüber ich inquiriren
lassen, undt selbigen den process machen
lassen werde, 8 fahnen 2 Standarden
undt ein stück hab ich bekommen, was
hier gefangenen wirdt ich noch nicht
weill keinn quartier gegeben werden,
der feindt hatt viell Volck undt zu-

unsere officirer der laßen, mag sonst
des Lobelauer Fromgall, Witten-
berger, wie auch der Obristen ac. tu.
Wachtmeister und sein brüder sein
geblieben, da der feindt die brücken
nicht diese nacht macht gehe Ich
auch kommen, da selbige aber
fertig werden Ich ob nach einer mit
Ihm langen, Gott gebe zu glücke
Ich empfehle mich genediges schütz dieselbe
Ich hiermit befolle, und verbleibe
allezeit

E. Lbd.

dienstwilliger Vetter
Schwager und getrewer
Friedrich Wilhelm Churfürst

Linum den 18. Junij
A° 1675.



Subpraefectus satellitum Electoris Brandeburgici
Mediosque per hostes se penetraturus.



Kurfürstlich Brandenburgische Garde du Corps. (Reiter.) 1698. (Kupferstich von P. Schenk.)



Kurfürstlich Brandenburgische Garde du Corps (Trompeter) 1700. (Kupferstich von P. Schenk.)



Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg krönt sich in Königsberg zum König in Preußen.
(Kupferstich von J. G. Wolffgang nach einer Zeichnung von J. F. Wentzel aus:
v. Besser, Krönungsgeschichte, 1712.)



König Friedrich I. im Ornate des Schwarzen Adler=Ordens. (Kupferstich aus: Statuten des Königlich Preußischen Ordens vom Schwarzen Adler. Cölln a. d. Spree, 1701.)



Offizier vom Preußischen Dragoner-Regiment von der Albe unter König Friedrich I. (Nach einem Kupferstich von P. Schenk, einem Bildnisse des Generalmajors von der Albe, der 1711—17 Chef des Regiments war, und C. Kling.)



Preußischer „Reuter" oder Kürassier im Dienstanzuge zu Fuß. 1731.
(Nach einem Gemälde und C. Kling.)

widerwärtig und abscheulich erscheinen ließen. Die größte Härte und Gewissenlosigkeit des fürstlichen Staats kam gerade da zur Erscheinung, wo er den größten Fortschritt vorbereitete, nicht aber durchführte. Denn auch das ist bedeutsam, daß die Staaten des 18. Jahrhunderts neben der Rekrutierung die alte Werbung nicht entbehren konnten.

Zu roh und gewalttätig war das Verhalten der Offiziere, welche die junge Mannschaft auszuheben hatten, zu heftig Widerstand und Abneigung des Volkes. Die jungen Leute wanderten massenhaft aus, keine Drohung mit Galgen, Ohrabschneiden und Beschlagnahme ihrer Habe konnte die Flucht aufhalten, mehr als einmal sah sich der fanatische Soldateneifer Friedrich Wilhelms I. von Preußen gekreuzt durch die Notwendigkeit, seine Landschaften zu schonen, die sich zu leeren drohten. Niemals konnte mehr als etwa die Hälfte des Ersatzes durch die gezwungene Rekrutierung gedeckt, die andere Hälfte des Abganges mußte durch Werbung aufgebracht werden.

Auch die Werbung wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts roher, als sie sonst gewesen war; die Landesherren waren weit gefährlichere Werber als die Hauptleute der alten Landsknechte. Und obgleich die Übelstände dieses Verfahrens offenkundig zutage lagen, man wußte sich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die große Unsittlichkeit, welche dabei stattfand, beunruhigte die Regierenden durchgängig viel zu wenig, wohl aber die Unsicherheit, die Kostspieligkeit, die Beschwerden und Rückforderungen fremder Regierungen und die unaufhörlichen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren. Die Werbeoffiziere selbst waren oft unsichere, ja, schlechte Menschen, deren Tätigkeit und Ausgaben nur ungenügend überwacht werden konnten. Nicht wenige lebten jahrelang mit ihren Helfershelfern in der Fremde auf Kosten der Monarchen in Völlerei, berechneten teures Handgeld und fingen zuletzt doch nur wenige, oder konnten ihren Fang nicht unverkürzt in das Land schaffen. Dazu ergab sich bald, daß nicht die Hälfte der so Geworbenen dem Heere zum Nutzen gereichte. Zunächst war die Mehrzahl davon das schlechteste Gesindel, in welches nicht immer militärische Eigenschaften hineingeprügelt werden konnten; ihre zerrütteten Körper und lasterhaften Gewohnheiten füllten die Spitäler und Gefängnisse, sie liefen davon, sobald sie konnten.

Schon die Werbungen im Inland wurden mit jeder Art von Gewalttat geübt. Die Obersten und Werbeoffiziere raubten und entführten einzige Söhne, welche frei sein sollten, Studenten von der Universität, ja, ganze Dorfschaften von untertänigen Leuten, die sie auf ihren eigenen Gütern ansiedelten. Wer sich frei machen wollte, mußte bestechen, und er war selbst dann noch nicht sicher. Die Offiziere wurden so sehr bei ihren gewalttätigen Erpressungen geschützt, daß sie die gesetzlichen Beschränkungen offen verhöhnten. Trat vollends in Kriegszeiten Mangel an Mannschaft ein, dann hörte jede Rücksicht auf das Gesetz auf. Dann wurde eine förmliche Jagd angestellt, die Stadttore mit Wachen besetzt, und jeder Aus- und Eingehende einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, wer groß und stark war,

festgenommen, selbst in die Häuser wurde gebrochen, vom Keller bis zum Bodenraum nach Rekruten gesucht, auch bei Familien, welche befreit sein sollten. Im Siebenjährigen Kriege wurde von den Preußen in Schlesien sogar auf die Knaben der obern Gymnasialklassen gefahndet. Noch lebt in vielen Familien die Erinnerung an Schreck und Gefahr, welche das Werbesystem den Urgroßeltern bereitet hat. Es war damals für den Sohn eines Geistlichen oder Beamten ein großes Unglück, hoch aufzuschießen, und eine gewöhnliche Warnung der bekümmerten Eltern: „Wachse nicht, dich fangen die Werber."

Fast noch schlimmer waren die Ungesetzlichkeiten, wenn die Werber im Ausland nach Leuten suchten. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Rekrut verpflichtet. Der bekannte Kunstgriff war, arglose Burschen in lustiger Gesellschaft trunken zu machen, den Berauschten das Geld aufzudrängen, sie in feste Verwahrung zu nehmen und, wenn sie ernüchtert widersprachen, durch Fesseln und jedes Zwangsmittel festzuhalten. Unter Bedeckung und Drohungen wurden die Gefangenen zur Fahne geschleppt und durch barbarische Strafmittel zum Eide gezwungen. Nächst dem Trunk wurde jede andere Verführung angewendet: Spiel, Dirnen, Lüge und Betrug. Die einzelnen begehrungswerten Burschen wurden tagelang durch Spione beobachtet. Von den Werbeoffizieren, welche für solchen Dienst angestellt waren, wurde verlangt, daß sie besondere Gewandtheit im Überlisten hatten; Beförderung und Geldgeschenke hingen daran, ob sie viele Leute einzufangen wußten. Häufig vermieden sie, auch wo ihr Werbegeschäft erlaubt war, sich in Uniform zu zeigen, und suchten in jeder Art von Verkleidung ihr Opfer zu fassen. Greulich sind einzelne Schändlichkeiten, welche bei solcher Menschenjagd geübt und von den Regierungen nachgesehen wurden. Eine Sklavenjagd aber war es in der Tat, denn der geworbene Soldat konnte erst dann seine Dienste in der großen Maschine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen seines früheren Lebens abgeschlossen hatte. Es ist eine trostlose Sache, sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tausenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnungen, ohnmächtige Wut gegen die Gewalttätigen, herzzerreißender Schmerz über ein zerstörtes Leben. Es waren nicht immer die schlechtesten Männer, welche wegen wiederholter Fahnenflucht zwischen Spießruten zu Tode gejagt oder wegen trotzigem Ungehorsam gefuchtelt wurden, bis sie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in seinem Innern überstand und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, das heißt ein Mensch, der seinen Dienst pünktlich versah, beim Angriff ausdauernden Mut zeigte, nach Vorschrift verehrte und haßte und vielleicht sogar eine Anhänglichkeit an seine Fahne erhielt, und wahrscheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn seine Lage auf Stunden vergessen machte, den Branntwein.

Die Werbungen im Ausland mußten mit Einwilligung der Landesregierungen geschehen. Dringend wurde von den kriegerischen Fürsten bei ihren Nachbarn um die Erlaubnis nachgesucht, ein Werbebureau anlegen zu dürfen. Der Kaiser freilich

war am besten daran, jedes seiner Regimenter hatte herkömmlich einen festen Werbebezirk im Reich. Die übrigen, vor anderen die Preußen, mußten zusehen, wo sie eine günstige Stätte fanden. Die größeren Reichsstädte hatten häufig die Artigkeit, mächtigeren Herren die Erlaubnis zu erteilen; dafür gelang ihnen nicht immer, ihre eigenen Söhne aus angesehenen Familien zu schützen. Außerdem waren die Grenzen gegen Frankreich, Holland, die Schweiz günstige Fangorte; dann die eigenen entlegenen Landesteile, welche von fremdem Gebiet rings umschlossen waren, zumal wenn eine fremde Festung mit lästigem Garnisondienst in der Nähe lag, dann gab es immer Ausreißer. Für die Preußen war lange Ansbach und Baireuth, Dessau, Braunschweig ein guter Markt.

Nicht gleich war der Ruf, in welchem die Werber der einzelnen Regierungen standen. Den besten Leumund hatten die Österreicher, sie galten in der Soldatenwelt für plump, aber harmlos, nahmen nur, was sich gutwillig halten ließ, beobachteten aber die Werbebedingungen genau. Es war nicht viel, was sie bieten konnten, täglich drei Kreuzer und zwei Pfund Brot, aber es fehlte ihnen doch niemals an Leuten. Dagegen waren die preußischen Werber, die Wahrheit zu sagen, am übelsten beleumdet; sie lebten am großartigsten, waren sehr unverschämt und gewissenlos, und dabei waghalsige Teufel. Sie ersannen die verwegensten Streiche, um einen stattlichen Burschen zu fangen, sie setzten sich den größten Gefahren aus; man wußte, daß sie zuweilen gefährlich durchgeprügelt wurden, wenn sie in der Minderzahl blieben, daß sie von den fremden Regierungen eingesperrt waren, daß mehr als einer von ihnen erstochen war. Aber das alles schreckte sie nicht. Diese schlechte Nachrede dauerte, bis Friedrich Wilhelm II. sein menschliches Werbereglement erließ.

Im Reich war einer der besten Werbeplätze Frankfurt a. M. mit seinen großen Messen. Noch am Ende des Jahrhunderts saßen dort Preußen, Österreicher und Dänen nebeneinander; die Österreicher harrten seit alter Zeit phlegmatisch im Wirtshaus „zum roten Ochsen“, die Dänen hatten ihre Fahne „zum Tannenbaum“ hinausgehängt, die unruhigen preußischen Werber wechselten, sie waren in dieser Zeit am ansehnlichsten und freigebigsten. Es wurde ein diplomatischer Verkehr unter den verschiedenen Parteien unterhalten, sie waren zwar eifersüchtig aufeinander und suchten sich gegenseitig die Kunden wegzufangen, aber sie besuchten einander doch kameradschaftlich zu Wein und Tabak. Frankfurt aber war schon seit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt für einen besondern Zweig des Geschäftes, für das Fangen der Reichstruppen. Denn nicht nur Neulinge wurden von den Werbern gesucht, auch Deserteure; und die schlechte Zucht und der Mangel an militärischem Stolz, der in den kleinen süddeutschen Ländern zu beklagen war, sowie die Leichtigkeit, zu entrinnen, machten jedem Taugenichts lockend, ein neues Handgeld zu erhaschen. In den Werbestuben der Preußen und des roten Ochsen hing deshalb eine völlige Maskengarderobe von reichsständischen Uniformen, welche die Überläufer zurückgelassen hatten. Außer dem Wunsche, neues Handgeld zu erhalten, gab es aber noch einen Grund, welcher auch bessere Soldaten zur Fahnenflucht trieb,

der Wunsch, zu heiraten. Es wurde allerdings von keiner Regierung gern gesehen, wenn ihre Soldaten sich in der Garnison mit einer Frau belasteten, aber die so rücksichtslose Gewalt der Kriegsherren war in dieser Hinsicht doch ohnmächtig. Denn es gab eigentlich kein besseres Mittel, den geworbenen Mann wenigstens für einige Zeit zu fesseln, als durch die Heirat. Wurde sie verweigert, so war bei Standquartieren unweit der Grenze sicher, daß der Soldat mit seinem Mädchen zum nächsten Wirtshaus fremder Werber fliehen werde. Und ebenso sicher war, daß er dort auf der Stelle getraut wurde, denn jedes Werbegeschäft hielt für solche Fälle einen Geistlichen bei der Hand.

Diese Gefahr hatte zur Folge, daß ein unverhältnismäßig großer Teil der Soldaten verheiratet war, zumal in den kleineren Staaten, wo man eine Grenze leicht erreichen konnte. So zählte das sächsische Heer von etwa 30 000 Mann noch im Jahre 1790 an 20 000 Soldatenkinder, auch bei dem Regiment von Thadden in Halle war fast die Hälfte der Soldaten mit Frauen versehen. Es ist belehrend, daß die barbarische Soldatenzucht jener Zeit das alte Leiden der Söldnerheere nicht zu bannen vermochte. So durchaus hängen die einzelnen notwendigsten Verbesserungen von einer höhern Entwicklung des gesamten Volkslebens ab. Die Soldatenfrauen und -kinder zogen nicht mehr, wie zur Landsknechtzeit, unter ihrem Waibel ins Feld, aber sie waren eine schwere Last der Garnisonstädte. Die Frauen nährten sich kümmerlich durch Waschen und andere Handarbeiten, die Kinder wuchsen in wilder Umgebung ohne Unterricht auf. Fast überall waren ihnen die städtischen Schulen verschlossen, sie wurden von dem Bürger wie Zigeuner verachtet. Selbst in dem wohlhabenden Kursachsen war beim Beginn der französischen Revolution nur in Annaburg eine Knabenschule für Soldatenknaben, diese allerdings vortrefflich eingerichtet, aber sie reichte nirgend aus. Für die Mädchen geschah gar nichts, bei den Regimentern waren weder Prediger noch Schulen. Nur in Preußen wurde für den Unterricht der Kinder und die Zucht der Erwachsenen durch Prediger, Schulen und Waisenhäuser ernste Sorge getragen.

Wem von dem Werbeoffizier Handgeld aufgedrängt war, dem war über sein Leben entschieden. Er war von der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Kluft getrennt, welche nur selten ausdauernder Wille übersprang. In dem harten Zwange des Dienstes, unter rohen Offizieren und noch roheren Kameraden verlief sein Leben, die ersten Jahre in unaufhörlichem Drillen, die Folge unter einigen Erleichterungen, welche ihm erlaubten, einen kleinen Nebenverdienst zu suchen, als Tagelöhner oder durch kleine Handarbeit. Galt er für sicher, so wurde er wohl auf Monate beurlaubt, er mochte wollen oder nicht; dann behielt der Hauptmann seinen Sold, er mußte sehen, wie er sich unterdes forthalf. Mit Mißtrauen und Abneigung sah der Bürger auf ihn, Ehrlichkeit und Sitten des Soldaten standen in so schlechtem Ruf, daß der Zivilist jede Berührung vermied; kehrte der Soldat in ein Wirtshaus ein, so entfernte sich augenblicklich der Bürgersmann und der Handwerksgesell, jeder, der auf sich selbst hielt, und dem Wirte galt es für ein Unglück, von Soldaten besucht

zu werden. So war der Mann auch in seinen Freistunden auf den Verkehr mit Schicksalsgenossen und mit entwürdigten Weibern angewiesen. Sehr hart war die Behandlung durch seine Offiziere, er wurde gestoßen, geknufft, auf die Füße getreten, mit dem Stock bei geringer Veranlassung gezüchtigt, auf das scharfkantige hölzerne Pferd oder den Esel gesetzt, der auf freiem Platze in der Nähe der Hauptwache stand; für gröbere Vergehen in Ketten geschlossen, auf Latten gesetzt, mit Spießruten, welche der Profos abschnitt, von seinen Kameraden in langer Gasse gehauen, bei argen Verbrechen bis zum Tode. Die Unteroffiziere und Junker aber genossen den Vorzug, mit der flachen Degenklinge „gefuchtelt" zu werden, für größere Dienstvergehen wurden sie an Händen und Füßen geschlossen und stundenlang an die Säule gehängt, was ihnen die Ehre nicht minderte.

Wenn im Preußischen die Vorliebe der Könige für die Montur, und unter Friedrich der Kriegsruhm des Heeres den kantonpflichtigen Brandenburger mit des Königs Rock einigermaßen versöhnte, so war das im übrigen Deutschland viel weniger der Fall. Dem kantonpflichtigen Bürger- und Bauersohn im Preußischen war es ein großes Unglück, dienen zu müssen, im übrigen Deutschland war es eine Schande. Zahlreich sind die Versuche, sich durch Verstümmelung untauglich zu machen, auch das Abhacken der Finger machte nicht frei, und wurde außerdem streng wie Fahnenflucht bestraft. Noch um 1790 schämte sich ein reicher Bauerbursch in Kursachsen, der durch den Haß des Amtmanns zum Dienst gezwungen worden war, sein Heimatdorf im Soldatenrock zu betreten. So oft er Urlaub erhielt, machte er vor dem Dorfe halt und ließ sich seine Bauerkleider herausbringen; die Montierungsstücke mußte eine Magd in verdecktem Korbe durch die Dorfgasse tragen.

Deshalb hörten die Desertationen nie auf; sie waren das gewöhnliche Leiden aller Heere und durch die furchtbaren Strafen — beim ersten und zweiten Male Spießruten, beim dritten die Kugel — nicht zu verhindern. In der Garnison war unablässiger Appell und stilles Spionieren nach der Stimmung der einzelnen unzureichende Hilfe. Gab aber die Kanone das Zeichen, daß ein Mann entflohen, dann wurden die Dörfer der Umgebung alarmiert. Die Einspännigen oder Heidereiter trabten auf allen Straßen, Kommandos zu Fuß und Roß durchzogen das Land bis an die Grenze, überall wurden die Dörfer benachrichtigt. Wer einen Deserteur einbrachte, erhielt im Preußischen zehn Taler, wer ihn nicht anhielt, sollte das Doppelte als Strafe bezahlen. Jeder Soldat, der auf der Landstraße ging, mußte einen Paß haben; in Preußen hatte nach dem Befehl Friedrich Wilhelms I. jeder Untertan, vornehm oder gering, die Verpflichtung, jeden Soldaten, den er unterwegs traf, anzuhalten, nach seinem Ausweis zu fragen, zu verhaften und abzuliefern. Es war eine greuliche Sache für den kleinen Handwerksburschen, auf einsamer Straße einen verzweifelten sechsfüßigen Grenadier mit Ober- und Untergewehr zum Stillstand zu bringen, und konnte durchaus nicht durchgesetzt werden. Noch schlimmer war es, wenn größere Trupps sich zur Flucht verabredeten, wie

jene zwanzig Russen aus dem Regiment des Dessauers zu Halle, welche im Jahre 1734 Urlaub erhalten hatten, den griechischen Gottesdienst in Brandenburg zu besuchen, wo der König für seine zahlreichen russischen Grenadiere einen Popen hielt. Die zwanzig aber beschlossen, zu den goldnen Kreuzen des heiligen Moskau zurückzupilgern; sie schlugen sich mit großen Stangen durch die sächsischen Dörfer, wurden mit Mühe durch preußische Husaren aufgefangen und über Dresden in ihren Standort zurückgebracht, dort mild behandelt. Weit schmerzlicher war dem König, daß sogar unter seinen großen Potsdamern eine Verschwörung ausbrach, als sich lange Grenadiere vom Serbenstamme verschworen hatten, die Stadt anzustecken und mit bewaffneter Hand zu flüchten. Es waren sehr große Leute darunter; die Hinrichtungen, das Nasenabschneiden und andere Zuchtmittel verursachten dem König eine Einbuße von 30000 Talern. Vollends im Felde war eine Reihe von taktischen Vorschriften nötig, um das Entlaufen zu bändigen. Jeder Nachtmarsch, jedes Lager am Waldsaume brachte Verluste, die Truppen auf der Straße und im Lager mußten durch starke Husarenpatrouillen und Piketts umschlossen, bei jeder geheimen Unternehmung mußte das Heer durch Reiterschwärme umgeben werden, damit nicht einzelne Ausreißer dem Feind Nachricht zutrugen. Das befahl noch Friedrich II. seinen Generälen. Trotz alledem war in jeder Kompanie, nach jedem verlorenen Treffen, selbst nach gewonnenen, die Zahl der Ausreißer zum Erschrecken groß. Nach unglücklichen Feldzügen waren ganze Armeen in Gefahr, zu zerlaufen. Viele, die von einem Heer wegliefen, zogen gewinnsüchtig, wie die Söldner im Dreißigjährigen Kriege, dem anderen zu; ja, das Ausreißen und Wechseln erhielt für Abenteurer einen rohen, gemütlichen Reiz. Ein aufgefangener Fahnenflüchtiger war in der Meinung des großen Haufens nichts weniger als ein Übeltäter, — wir haben mehrere Volkslieder, in denen sich das volle Mitgefühl der Dorfsänger mit dem Unglücklichen ausspricht; der glückliche Deserteur aber galt sogar für einen Helden, und in einigen Volksmärchen ist der tapfere Gesell, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönige aus der Not hilft und zuletzt die Prinzessin heiratet, ein entsprungener Soldat.

Dieses fürstliche Kriegsvolk galt nach Auffassung der Zeit, auch nachdem die Volksbewaffnung jener Landmiliz ganz in den Hintergrund gedrängt war, immer noch für einen Privatbesitz der Fürsten. Die deutschen Landesherren hatten nach dem Dreißigjährigen Kriege wie einst die italienischen Kondottieri mit ihrem Kriegsstaat gehandelt, sie hatten ihn an fremde Mächte verpachtet, bald für die eine, bald für die andere Partei verwertet, um sich Geld zu machen und ihr Ansehen zu vergrößern. Zuweilen warben die kleinsten Reichsfürsten mehrere Regimenter im Dienst des Kaisers, der Holländer, des Königs von Frankreich. Seit die Truppen zahlreicher und zum großen Teil aus Landeskindern ergänzt wurden, erschien dieser Mißbrauch der Fürstengewalt dem Volke allmählich befremdlich. Aber erst seit durch die Kriege Friedrichs II. eine patriotische Wärme in das Volk gekommen war, wurde solche Verwendung ein Gegenstand lebhafter Erörterungen. Und als seit 1777

Braunschweig, Ansbach, Waldeck, Zerbst, vor anderen Hessen-Kassel und Hanau, eine Anzahl Regimenter an England zum Dienst gegen die Amerikaner vermieteten, wurde der Unwille im Volke laut. Noch war es nicht mehr als eine lyrische Klage, aber sie schallte vom Rheine bis zur Weichsel; die Erinnerung daran ist noch jetzt sehr lebendig, noch heute hängt über einer der Regentenfamilien, die damals am frevelhaftesten das Leben ihrer Untertanen verschacherte, diese Untat wie ein Fluch.

Unter den deutschen Staaten war es Preußen, in welchem sich die Tyrannei dieses Militärsystems am schärfsten, aber auch mit einer einseitigen Größe ausbildete, durch welche das preußische Heer während eines halben Jahrhunderts zu der ersten Kriegsmacht der Welt geformt wurde, zu einem Muster, nach dem sich alle übrigen Armeen Europas richteten.

Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelms I. preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigentümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte sah er immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallenden roten Halsbinde. Es waren Kantonisten, die schon als Kinder in die Soldatenrollen eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 5—800 dieser Ersatzleute, man nahm an, daß dadurch die Armee — 64 000 Mann — in drei Monaten um 30 000 Köpfe vermehrt werden konnte, denn alles lag für sie in den Montierungskammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerst ein Regiment preußischen Fußvolks sah, dem wuchs das Erstaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie sie an Soldaten nirgend in der Welt zu sehen war, sie schienen von einem fremden Stamme. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie stand — die Stellung in drei Glieder wurde gerade damals erst eingeführt —, dann waren die kleinsten Leute des ersten Gliedes nur wenige Zoll unter sechs Fuß, fast ebenso hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen gestellt würde, die Köpfe vier schnurgerade Linien machen müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das schmucke Aussehen der Mannschaft; wie Herren standen sie da, mit reiner guter Leibwäsche, den Kopf säuberlich gepudert mit einem Zopf, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehosen Stiefeletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Westen, Aufschläge, Litzen und Schnüre unterschieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das des alten Dessauers in Halle, so war der Bart sorgfältig gewichst, jedem Mann wurde alljährlich vor der Heerschau eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit. Noch stattlicher sahen die Offiziere aus, mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen das „Feldzeichen", alles von Gold und Silber, und am Halse den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Feld der preußische Adler zu sehen war. In der Hand trugen Hauptmann wie Leutnant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und Sponton nannte, die Unteroffiziere noch die kurze Pike. Es

galt damals für schön, daß die Kleidung enge und gepreßt saß, und ebenso waren die Bewegungen der Leute kurz, geradlinig, die Haltung eine gerade, straffe, der Kopf stand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Waffenübungen. Denn sie marschierten zuerst von allen Kriegsvölkern in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann den Fuß aufhebend und niedersetzend. Diese Neuerung hatte der Dessauer eingeführt; es war ein langsames und würdiges Schrittmaß, das auch im ärgsten Kugelregen wenig beschleunigt wurde, derselbe majestätische Gleichtritt, welcher in der heißesten Stunde bei Mollwitz die Österreicher in Verwirrung brachte. Auch die Musik erschütterte den, der sie hörte. Die großen messingenen Trommeln der Preußen (sie sind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) regten ein ungeheures Getöse auf. Wenn in Berlin zur Wachtparade von einigen zwanzig Trommeln geschlagen wurde — kein Fremder versäumte das anzuhören —, dann zitterten alle Fenster. Und unter den Hautbois war sogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Erfindung. Die Einführung dieses Instruments hatte überall in ganz Deutschland Staunen und Einwendung verursacht, denn die Trompeter und Pauker des Heiligen Römischen Reiches bildeten eine zünftige Genossenschaft, welche durch einen schönen kaiserlichen Brief geschützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König kehrte sich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten exerzierten, luden und feuerten, so war die Präzision und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich[19]; denn seit 1740, wo der Dessauer den eisernen Ladestock eingeführt hatte, schoß der Preuße vier- bis fünfmal in der Minute, er lernte es später noch schneller, 1773 fünf- bis sechsmal, 1781 sechs- bis siebenmal. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exerzierenden Mannschaft früh am Morgen unter den Fenstern des Königsschlosses zu Potsdam dröhnten, war der Lärm so groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzessinnen aus den Betten sprangen.

Denn wer das Soldatenvolk recht sehen wollte, der mußte nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken gewesen zwischen Havel und Sumpf, der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht; kein Zivilist durfte dort einen Degen tragen, auch der Staatsminister nicht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Teil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Es waren drei Bataillone von 800 Mann, außerdem 6—800 nichteingereihte zum Ersatz. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den anderen Riesen hausten je vier bei einem Wirt, der ihnen aufwarten und Kost besorgen mußte, wofür er etliche Klaftern Holz erhielt. Die Leute dieses Regiments wurden nicht beurlaubt, durften keine öffentliche Handarbeit treiben, keinen Branntwein trinken; die meisten „lebten wie Studenten auf der hohen Schule, sie beschäftigten sich mit Büchern, mit Zeichnen, mit Musik oder arbeiteten in ihren Häusern[20]". Sie erhielten außergewöhnlichen Sold, die längsten von zehn bis

zwanzig Taler monatlich, schöne Leute in hohen blechbeschlagenen Grenadiermützen, wodurch sie noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibkompanie des Regiments gehörte, der war so merkwürdig, daß er abgemalt und im Korridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde. Diese Enakssöhne in Parade oder exerzieren zu sehen, reisten viele hochgestellte Leute nach Potsdam. Freilich wurde schon damals bemerkt, daß solche Kolosse schwerlich zum Ernst des Krieges brauchbar wären, und daß noch niemand in der Welt darauf verfallen sei, den Vorzug des Soldaten in der außerordentlichen Größe zu suchen, das Wunder sei Preußen vorbehalten. Aber wer im Lande selbst weilte, tat gut, dergleichen nicht laut auszusprechen. Denn die Grenadiere waren eine Leidenschaft des Königs, welche in den letzten Jahren fast bis zum Wahnsinn stieg, für die der König seine Familie, Recht, Ehre, Gewissen und was ihm sein Lebelang sonst am höchsten stand, den Vorteil seines Staats, vergaß. Sie waren seine lieben blauen Kinder, er kannte jeden von ihnen genau, nahm an ihren persönlichen Angelegenheiten lebhaften Anteil, unterhielt sich, wenn er gnädig war, mit den einzelnen, und ertrug lange Reden und dreiste Antworten. Es war schwer für einen Bürgerlichen, gegen diese Lieblinge recht zu behalten, und sie waren mit gutem Grund von dem Volk gefürchtet. Was irgendwo in Europa von großen Leuten zu finden war, ließ der König aufspüren und durch Güte oder Gewalt zu seiner Garde schaffen. Da stand der Riese Müller, der sich in Paris und London für Geld hatte sehen lassen — die Person zwei Groschen —, er war erst der vierte oder fünfte in der Reihe; noch größer war damals Jonas, ein Schmiedeknecht aus Norwegen, dann der Preuße Hohmann, dem der König August von Polen, der doch ein stattlicher Herr war, mit der ausgestreckten Hand nicht auf den Kopf reichen konnte; endlich später James Kirkland, ein Ire, den der preußische Gesandte von Borke mit Gewalt aus England entführt hatte, und wegen dem beinahe der diplomatische Verkehr abgebrochen wurde, er hatte dem König gegen neuntausend Taler gekostet. Aus jeder Art von Lebensberuf waren sie zusammengeholt, Abenteurer der schlimmsten Art, Studenten, katholische Geistliche, Mönche, auch einzelne Edelleute standen in Reihe und Glied. Wer seinen Vorteil wahrzunehmen wußte, verkaufte seine Größe teuer. Der Kronprinz Friedrich sprach in den Briefen an seine Vertrauten oft mit Abneigung und Spott von der Leidenschaft des Königs; aber auch ihm ging etwas davon in das Blut über, und ganz ist die Freude daran noch heut nicht aus dem preußischen Heere geschwunden. Sie überkam auch andere Fürsten. Zunächst solche, welche zu den Hohenzollern hielten, die Dessauer, die Braunschweiger. Noch 1806 trieb der Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher bei Auerstädt tödlich verwundet wurde, bei seinem Regiment zu Halberstadt einen planmäßigen Menschenhandel; in seiner Leibkompanie ging das erste Glied mit 6 Fuß aus, der kleinste Mann hatte 5 Fuß 9 Zoll, alle Kompanien waren größer als im 19. Jahrhundert das erste Garderegiment. Aber auch an andere Armeen hing sich etwas von dieser Vorliebe. Am Ende des 18. Jahrhunderts bedauert ein tüch=

tiger sächsischer Offizier, daß die schönsten und größten Regimenter des sächsischen Heeres sich nicht mit den kleinsten der Preußen messen konnten[21].

Nicht weniger merkwürdig war das Verhältnis, in welchem König Friedrich Wilhelm I. zu seinen Offizieren stand. Er haßte und fürchtete von Herzen die schlaue Klugheit der Diplomaten und der höheren Beamten: dem einfachen, derben, geraden Wesen seiner Offiziere — das zuweilen eine Maske war — vertraute er leicht seine geheimsten Gedanken. Es war seine Lieblingsstimmung, sich als ihren Kameraden zu betrachten. Wer die Schärpe trug, den hielt er in vielen Stunden für seinesgleichen. Alle Oberoffiziere bis zum Major herab, die er längere Zeit nicht gesehen hatte, pflegte er bei der Begrüßung zu küssen. Einst schimpfte er den Major von Jürgaß mit dem Schmähwort, womit der Offizier damals einen studierten Mann bezeichnete; der trunkene Major erwiderte: „Das sagt ein Hundsfott", stand auf und verließ die Gesellschaft. Da erklärte der König, er könne das nicht auf sich sitzen lassen und sei bereit, für die Beleidigung mit Schwert oder Pistolen Vergeltung zu nehmen. Als die Anwesenden Einsprache erhoben, fragte der König zornig, wie er denn sonst Genugtuung für eine beleidigte Ehre erhalten könne. Man fand das Auskunftsmittel, daß sich Oberstleutnant von Einsiedel, der des Königs Stelle beim Bataillon zu vertreten hatte, statt seiner duellieren müsse. Das Duell ging vor sich, Einsiedel wurde am Arm verwundet, der König füllte ihm dafür einen Tornister mit Talern und befahl ihm, die Last nach Hause zu tragen. — Und der König vergaß sein Leben nicht, daß er als Kronprinz im Dienst nur bis zum Obersten befördert worden, und daß ein Feldmarschall eigentlich mehr war als er selbst. Deshalb bedauerte er in dem Tabakskollegium, daß er nicht bei König Wilhelm von England hatte bleiben können: „er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht; selbst zum Statthalter von Holland hätte er mich machen können." Und als ihm entgegengehalten wurde, daß er ja selbst ein großer König sei, erwiderte er: „Ihr redet, wie ihr es versteht; er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu kommandieren. Wißt ihr etwas Größeres?" So sehr fühlte der wunderliche Herr, daß er kein Feldherr geworden war. Und als er sterbend in seinem Holzstuhl saß, alle Erdensorgen hinter sich geworfen hatte und neugierig an sich selbst den Vorgang des Sterbens beobachtete, da ließ er noch das Totenpferd aus dem Stalle holen, wie es nach altem Brauch von der Hinterlassenschaft eines Obersten dem kommandierenden General übersandt wurde; er befahl, das Roß von seinetwegen zu Leopold von Dessau zu führen und die Stallknechte zu prügeln, weil sie nicht die rechte Schabracke darauf gelegt hatten[22]. Ein solcher Fürst zog fast den gesamten Adel seines Landes nach seinem Bilde und in sein Heer. Roh und unwissend, wie er selbst, war der größte Teil seiner Offiziere. Schon unter dem Großen Kurfürsten war in dem Heere eine hochmütige Verachtung gegen alle Bildung nur zu häufig gewesen, schon damals war bei dem früh verstorbenen Kurprinzen Karl Emil, dem ältern Bruder des ersten Königs von Preußen, durch die Offiziere seiner Umgebung ein solcher Widerwille gegen alles Lernen großge-

zogen worden, daß der Prinz behauptete: wer studiere und Lateinisch lerne, sei ein Bärenhäuter. Im Tabakskollegium des Königs Friedrich Wilhelm waren im Anfange noch ärgere Bezeichnungen dieser Menschenklasse gewöhnlich; beim König selbst wurde das allerdings in den letzten Jahren seines Lebens anders, aber der Mehrzahl der preußischen Offiziere blieb der rauhe Ton, die Gleichgültigkeit gegen alles Wissen, das nicht zum Handwerk gehörte, trotz der Bemühungen Friedrichs des Großen, bis in das 19. Jahrhundert. Noch um 1790 bezeichnete das Volk durch das Wort: Friedrich-Wilhelm-Offizier [23] einen großen hageren Mann in kurzem blauem Rock mit langem Degen und zugeschnürtem Hals, der alle seine Handlungen steif und ernst wie im Dienst verrichtete und wenig gelernt hatte. Und aus derselben Zeit klagt Lafontaine, Feldprediger im Regiment von Thadden zu Halle, wie gering die Bildung der Offiziere sei. Nach einer geschichtlichen Vorlesung, die er ihnen gehalten, nahm ihn ein wackerer Hauptmann beiseite: „Sie erzählen Dinge, die vor vielen tausend Jahren geschehen sind, Gott weiß, wo. Machen Sie uns auch nicht etwas weiß? Woher wissen Sie das?" Und als der Feldprediger ihm eine Erklärung gab, versetzte der Offizier: „Kurios, ich habe gedacht, es sei immer so gewesen wie im Preußischen." Derselbe Hauptmann konnte nichts Geschriebenes lesen, war aber sonst ein braver zuverlässiger Mann [24].

Aber König Friedrich Wilhelm I. wollte doch nicht, daß seine Offiziere ganz unbehilflich bleiben sollten. Er ließ die Söhne armer Edeleute auf seine Kosten in der großen Kadettenanstalt zu Berlin unterrichten und unter Aufsicht tüchtiger Offiziere an den Dienst gewöhnen; die gewandteren brauchte er als Pagen, zu kleinen Dienstleistungen, zu Wachen im Schloß. Es fiel auf, daß in Preußen kein armer Edelmann um das Fortkommen seiner Söhne sorgen durfte, der König tat es für ihn; der Adel Preußens, sagte man, sei die Pflanzschule für den Sponton. Schon der Knabe von vierzehn Jahren trug ganz denselben Rock von blauem Tuch wie der König und seine Prinzen. Denn Epauletten und Unterschiede in der Stickerei gab es damals noch nicht, nur die Regimenter wurden durch Abzeichen unterschieden. Jeder Prinz des preußischen Hauses mußte dienen und Offizier werden wie der Sohn des armen Edelmanns. Daß in der Schlacht bei Mollwitz zehn Prinzen des preußischen Königshauses beim Heere gewesen waren, wurde von den Zeitgenossen wohl bemerkt. Das war noch nirgend und zu keiner Zeit dagewesen, daß die Könige sich als Offiziere und den Offizier als einen Fürsten und als ihresgleichen betrachteten.

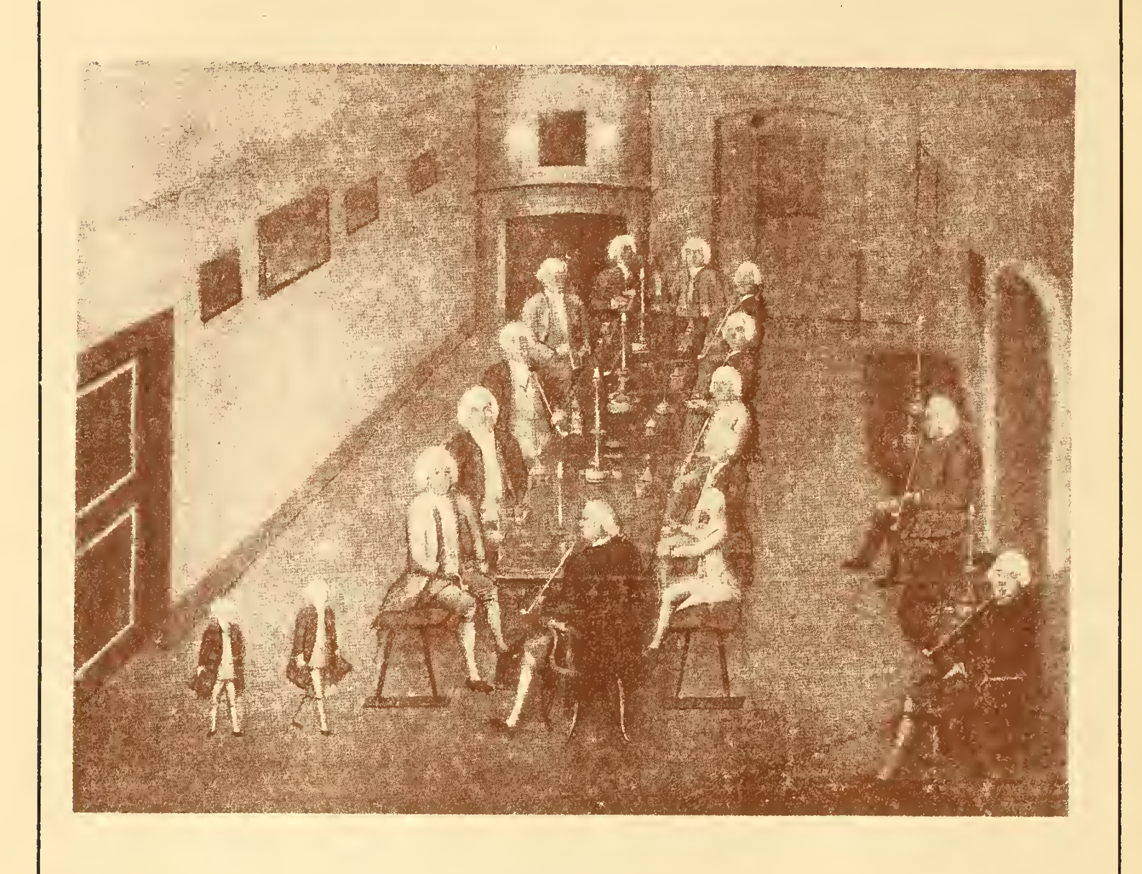
Durch diese kameradschaftliche Zucht wurde ein Offizierstand geschaffen, wie ihn bis dahin kein Volk gehabt hatte. Es ist wahr, alle Fehler eines bevorzugten Standes wurden sehr auffallend an ihm sichtbar. Außer seiner Roheit, Trunkliebe und Völlerei war auch die Duellwut, das alte Leiden deutscher Heere, nicht auszurotten, obwohl derselbe Hohenzoller, der sich selbst mit seinem Major schlagen wollte, unerbittlich jeden Offizier mit dem Tode strafte, der im Zweikampf einen anderen getötet hatte. Rettete sich aber ein solcher „braver Kerl" durch die Flucht,

dann freute sich wohl der König, wenn ihn andere Machthaber beförderten. — Das Duell der Preußen hatte damals noch fast ganz die Gebräuche des Dreißigjährigen Krieges: mehrere Kampfzeugen, die Zahl der Gänge bestimmt, man kämpfte zu Pferde auf ein Paar Pistolen, zu Fuß mit dem Degen; vor dem Gefecht gaben die Gegner einander die Hand, ja, sie umarmten sich und verziehen im voraus ihren Tod; wer fromm war, ging vorher zu Beichte und Abendmahl; kein Stoß durfte geschehen, bevor der Gegner imstande war, den Degen zu gebrauchen; wenn der Gegner zu Boden stürzte oder entwaffnet wurde, war Großmut Pflicht; noch kam vor, daß, wer tödlichen Ausgang wollte, seinen Mantel ausbreitete, oder wenn er — wie die Offiziere seit 1710 — keinen Mantel trug, vielleicht mit dem Degen ein viereckiges Grab auf den Boden zeichnete. Der Versöhnung folgte sicher ein Gelage. Häufig und unbestraft war dem Offizier Anmaßung gegen Beamte von Zivil, rohe Gewalttat gegen Schwächere. Auch die lebhafte Empfindung für Offiziersehre, welche sich damals beim preußischen Heere ausbildete, hatte nicht gerade hohe sittliche Berechtigung; sie war ein sehr unvollkommener Ersatz für männliche Tugend, denn sie verzieh große Laster, sie bemäntelte auch Gemeinheiten. Aber sie war doch für tausend verwilderte und zuchtlose Männer ein wichtiger Fortschritt.

Denn durch sie wurde zuerst in dem preußischen Heere eine, wenn auch einseitige, Hingebung des Adels an die Idee des Staates hervorgebracht. Zuerst in der Armee der Hohenzollern wurde der Gedanke, daß der Mann sein Leben dem Vaterlande schuldig sei, in die harten Seelen der Offiziere und der Gemeinen hineingeschlagen. Keinem Teile von Deutschland haben brave Soldaten gefehlt, welche für die Fahne zu sterben wußten, welcher sie dienten. Aber das Verdienst der Hohenzollern, der rauhen rücksichtslosen Führer eines wilden Heeres, war, daß, weil sie selbst mit einer unbegrenzten Hingebung für ihren Staat lebten, arbeiteten, Gutes und Böses taten, sie auch ihrem Heere zu der Fahnenehre ein vaterländisches Pflichtgefühl zu geben wußten. Aus der Schule Friedrich Wilhelms I. wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II. seine Schlachten gewann, die den preußischen Staat des 18. Jahrhunderts zu der gefürchtetsten Macht Europas machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeisternde Gefühl verschaffte, daß auch in den deutschen Grenzen ein Vaterland sei, auf das der einzelne stolz sein dürfe, für dessen Vorteil zu kämpfen und zu sterben jedem braven Landeskind die höchste Ehre und den höchsten Ruhm bereite.

Und zu diesem Fortschritt deutscher Bildung halfen nicht nur die Begünstigten, welche mit Ringkragen und Schärpe als Kameraden des Obersten Friedrich Wilhelm auf den Schemeln seines Kollegiums saßen, auch die vielgeplagten Soldaten, die durch Zwang und Schläge genötigt wurden, für denselben Staat ihres Königs die Muskete abzufeuern.

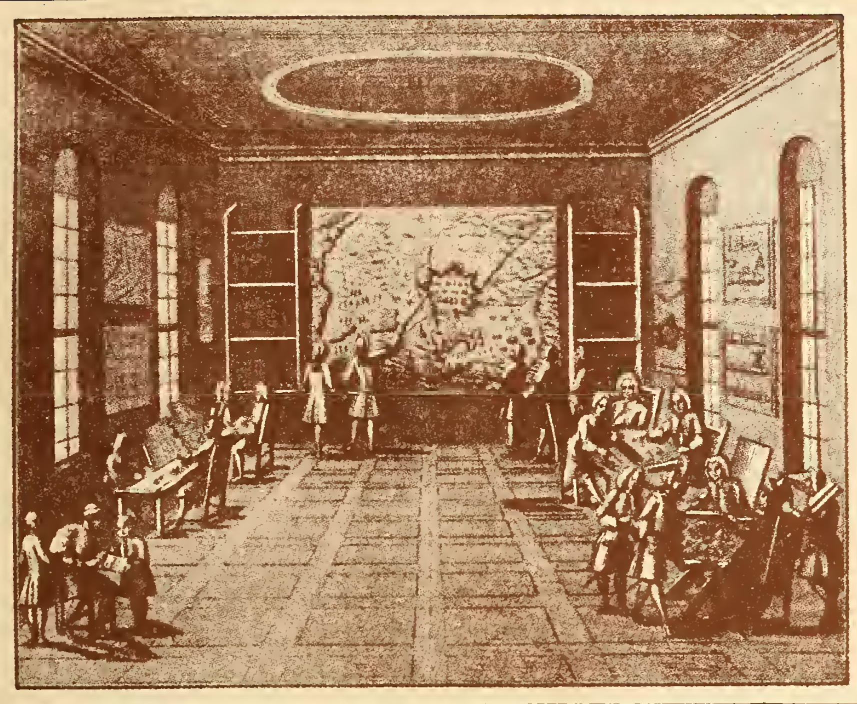
Zunächst aber, bevor von dem Segen der Regierung eines großen Königs die Rede ist, soll hier, wo das Leben der einzelnen, Kleinen geschildert wird, ein preußischer Rekrut und Deserteur von den Leiden des alten Heerwesens erzählen.



König Friedrich Wilhelm I. in seinem Tabakskollegium.
(Gemälde der Zeit. Hohenzollernmuseum, Berlin.)

Kriegsschule der Offiziere. Anfang des 18. Jahrhunderts.
(Kupferstich aus: H. F. v. Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig, 1726.)

Handgranatenwurf. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Manuale oder Handgriffe der Infanterie nach dem Kaiserlichen und Württembergischen Reglement. Augsburg, 1735.)





N°. 27. Tempo 1. blaßt ab den Lunten. Tempo 2. begegnet mit der lincken Hand der Granad, und zündet selbige an. Tempo 3. werfft die Granad, auch gantz linck umkehrendt, und haltet beede Arm ausgestrecket, wobey der Lunten in der Hand behalten wird



Stockdrill auf preußischen Exerzierplätzen. 18. Jahrhundert.
(Radierungen von D. Chodowiecki.)



Preußische Truppen im Siebenjährigen Kriege. (Kupferstich von J. M. Probst.)

Der Erzählende ist der Schweizer Ulrich Bräcker, der Mann von Toggenburg, dessen Selbstbiographie öfter gedruckt[25] und einer der lehrreichsten Berichte aus dem Leben des Volkes ist, welche wir besitzen. Die Lebensbeschreibung enthält in ihrem ersten Teil eine Fülle von liebenswürdigen Zügen: die Schilderung einer armen Familie im entlegenen Tal, den bittern Kampf mit der Not des Lebens, das Treiben der Hirten, die erste Liebe des jungen Mannes, seine hinterlistige Entführung durch preußische Werber, den gezwungenen Kriegsdienst bis zur Schlacht bei Lowositz, die Flucht nach der Heimat und seit der Zeit einen mühsamen Kampf um das tägliche Brot, die Beschreibung seines Haushaltes, zuletzt die schmerzliche Entsagung einer weichen, schwärmerischen Natur, welche nicht ohne eigene Schuld durch Neigung zur Träumerei und durch leidenschaftliche Wallungen in der dauerhaften Einrichtung des eigenen Lebens gestört wurde. Überall verrät der arme Mann von Toggenburg in seiner ausführlichen Darstellung ein poetisches Gemüt von oft rührender Kindlichkeit, einen leidenschaftlichen Trieb, zu lesen, nachzudenken und sich zu bilden, eine reizbare Geistesanlage, welche durch Phantasien und Stimmungen beherrscht wird.

Ulrich Bräcker war in Toggenburg, seiner Heimat, mit dem Vater beim Holzfällen beschäftigt, als ein Bekannter der Familie, ein umherziehender Müller, zu den Arbeitenden trat und der ehrlichen Einfalt Bräckers den Rat gab, aus dem Tal in die Städte zu ziehen, um dort sein Glück zu machen. Unter den Segenswünschen der Eltern und Geschwister wandert der ehrliche Junge mit dem Hausfreunde nach Schaffhausen; dort wird er in ein Wirtshaus gebracht, wo er einen fremden Offizier kennenlernt. Als sein Begleiter sich zufällig auf kurze Zeit entfernt, wird er mit dem Offizier handelseinig, als Bedienter bei ihm zu bleiben. Der Hausfreund kommt in das Zimmer zurück und ist aufs höchste entrüstet, nicht darüber, daß Ulrich in den Dienst getreten ist, sondern daß er dies ohne seine Vermittlung getan hat, und daß ihm das Mäklergeld dadurch verkürzt wird. Es ergab sich später, daß er selbst den Sohn seines Landsmanns fortgeführt hatte, um ihn zu verkaufen, und daß er zwanzig Friedrichsdor für ihn hatte fordern wollen. Ulrich lebt eine Zeitlang lustig als Bedienter bei seinem lockern Herrn, dem Italiener Marconi, in neuer Livree, ohne sich sonderlich um die geheime Diensttätigkeit desselben zu kümmern. Er fühlt sich in seinen neuen Verhältnissen sehr wohl und schreibt einen freudigen Brief nach dem anderen an seine Eltern und seine Geliebte. Endlich wird er mit einer Lüge von seinem Herrn tiefer in das Reich und zuletzt bis Berlin geschickt, und erst dort erkennt er mit Schrecken, daß seine schöne Livree und sein ganzes lustiges Leben nichts als ein Betrug war, der mit ihm gespielt worden ist. Sein Herr ist ein Werbeoffizier, er selbst ein preußischer Rekrut. Von hier an soll er selbst seine Schicksale erzählen:

„Es war den 8. April, da wir zu Berlin einmarschierten, und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, schon acht Tage vor uns dort angelangt war — als Labrot mich in die Krausenstraße in Friedrich-

stadt transportierte, mir ein Quartier anwies und mich dann kurz mit den Worten verließ: ‚Da, Mußier, bleib' er, bis auf fernere Ordre!' Der Henker! dacht' ich, was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirtshaus. Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit sich auf seine Stube, wo sich schon zwei andere Martissöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme, und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz: ich komme aus der Schweiz und sei Sr. Exzellenz, des Herrn Leutnant Marconi, Lakai; die Sergeanten hätten mich hierher gewiesen, ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei, und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, dazu ich hätte weinen mögen, und keiner wollte das Geringste von einer solchen Exzellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tisch ausspreitete, ein Sechsgroschenstück dazu legte und sagte: ‚Das ist vor dich, mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Kommißbrot bringen.' ‚Was? vor mich?' versetzte ich, ‚von wem? wozu?' ‚Ei! deine Montierung und Traktament, Bursche! Was gilt's da Fragens? bist ja ein Rekrute.' ‚Wie, was? Rekrute?' erwiderte ich. ‚Behüte Gott, da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht. Marconis Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Da wird mir kein Mensch anders sagen können!' ‚Und ich sag' dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh' dir dafür. Da hilft itzt alles nichts.' Ich: ‚Ach! wenn nur mein Herr Marconi da wäre.' Er: ‚Den wirst du sobald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein, als seines Leutnants?' — Damit ging er weg. ‚Um Gottes willen, Herr Zittemann,' fuhr ich fort, ‚was soll das werden?' ‚Nichts, Herr!' antwortete dieser, ‚als daß er, wie ich und die andern Herren da, Soldat, und wir folglich alle Brüder sind; und daß ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man ihn auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweis schließt und ihn fuchtelt, daß ihm die Rippen krachen, bis er content ist!' Ich: ‚Das wär' beim Sacker unverschämt, gottlos!' Er: ‚Glaub' er mir's auf mein Wort, anderst ist's nicht, und geht's nicht.' Ich: ‚So will ich's dem Herrn König klagen.' — Hier lachten alle hoch auf. — Er: ‚Da kömmt er sein Tag nicht hin.' Ich: ‚Oder wo muß ich mich sonst denn melden?' Er: ‚Bei unserm Major, wenn er will. Aber das ist alles umsonst.' Ich: ‚Nun, so will ich's doch probieren, ob's so gelte!' — Die Burschen lachten wieder. — (Der Major prügelt ihn zur Tür hinaus.) —

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Kommisbrot nebst Unter- und Übergewehr und so fort, und fragte: ob ich mich nun eines Bessern bedacht? ‚Warum nicht?' antwortete Zittemann für mich, ‚er ist der beste Bursch von der Welt.' Itzt führte man mich in die Montierungskammer, und paßte mir Hosen, Schuh und Stiefeletten an, gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe und so fort.

Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig anderen Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei, und befahl jedem, einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her, und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrsten nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür, was ich gern wollte — ich glaube, an Ännchen; er schwung dann die Fahne über unsre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche, und ließ mir ein Mittagsessen nebst einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechsen noch viere übrig; mit diesen sollt' ich auf vier Tage wirtschaften, und sie reichten doch bloß für zweene hin. Bei dieser Überrechnung fing ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentieren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: ‚Es wird dich schon lehren. Itzt tut es nichts; hast ja noch allerlei zu verkaufen! per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann bist du gar itzt doppelt armiert; das läßt sich alles versilbern. Und dann der Menage wegen, nur fein aufmerksam zugesehen, wie's die andern machen. Da heben's drei, vier bis fünf miteinander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirn und dergleichen und kochen selbst. Des Morgens um en Dreier Fusel und en Stück Kommisbrot; mittags holen sie in der Garküche um en andern Dreier Suppe, und nehmen wieder en Stück Kommis; des Abends um zwei Pfennig Kovent oder Dünnbier, und abermals Kommis.‘ ‚Aber, das ist beim Strehl ein verdammtes Leben‘, versetzt' ich; und er: ‚Ja! So kommt man aus, und anderst nicht. Ein Soldat muß das lernen; denn es braucht noch viel andre War: Kreide, Puder, Schuhwar, Öl, Schmirgel, Seife, und was der hundert Siebensachen mehr sind.‘ — Ich: ‚Und das muß einer alles aus den sechs Groschen bezahlen?‘ Er: ‚Ja! und noch viel mehr: wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn er solche Dinge nicht selber kann.‘ — Damit gingen wir in unser Quartier, und ich machte alles, so gut ich konnte und mochte.

Die erste Woche indessen hatt' ich noch Vakanz, ging in der Stadt herum auf alle Exerzierplätze, sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügelten, daß mir schon zum voraus der Angstschweiß von der Stirne troff. Ich bat daher Zittemann, mir bei Haus die Handgriffe zu zeigen. ‚Die wirst du wohl lernen!‘ sagte er, ‚aber auf die Geschwindigkeit kömmt's an. Da geht's dir wie en Blitz!‘ Indessen war er so gut, mir wirklich alles zu weisen, wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisieren sollte, und so fort. Nach Crans Rat verkaufte ich meine Stiefel, und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exerzieren, las im Hallischen Gesangbuch oder betete. Dann spaziert' ich etwa an die Spree und sah da hundert Soldatenhände sich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaren beschäftigen; oder auf die Zimmerplätze: da steckte wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner; ein andermal in die Kasernen und so fort. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Hantierungen trieben, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken.

Kam ich auf die Hauptwache, so gab's da deren, die spielten, soffen und haselierten, andre, welche ruhig ihr Pfeifchen schmauchten und diskurierten, etwa auch einen, der in einem erbaulichen Buch las und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's ebenso her. Kurz, in Berlin hat's unter dem Militär — wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Weltteilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charakteren und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu sein Stücklein Brot gewinnen kann.

Die zweite Woche mußt' ich mich schon alle Tage auf dem Paradeplatze stellen, wo ich unvermutet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gästli, fand, die sich zumal alle mit mir unter gleichem Regimente (Itzenplitz), die beiden erstern vollends unter der nämlichen Kompanie (Lüderitz) befanden. Da sollt' ich vor allen Dingen unter einem mürrischen Korporal mit einer schiefen Nase (Mengke mit Namen) marschieren lernen. Den Kerl nun mocht' ich vor den Tod nicht vertragen; wenn er mich gar auf die Füße klopfte, schoß mir das Blut in den Gipfel. Unter seinen Händen hätt' ich mein' Tage nichts begreifen können. Dies bemerkte einst Hevel, der mit seinen Leuten auf dem gleichen Platze manövrierte, tauschte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter sein Plouton. Das war mir eine Herzensfreude. Itzt kapiert' ich in einer Stunde mehr als in zehn Tagen.

Schärer war ebenso arm als ich; allein er bekam ein paar Groschen Zulage und doppelte Portion Brot, der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihm als auf mir. Indessen waren wir Herzensbrüder; solang einer etwas zu brechen hatte, konnte der andre mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauste, war ein filziger Kerl und harmonierte nie recht mit uns; und doch schien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht beisammen sein konnten. G. mußten wir in lüderlichen Häusern suchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hernach ins Lazarett. Ich und Schärer waren auch darin völlig gleichgesinnt, daß uns das Berliner Weibsvolk ekelhaft und abscheulich vorkam, und wollt' ich für ihn so gut wie für mich einen Eid schwören, daß wir keine mit einem Finger berührt. Sondern sobald das Exerzieren vorbei war, flogen wir miteinander in Schottmanns Keller, tranken unsern Krug Ruppiner- oder Kotbusser Bier, schmauchten ein Pfeifchen und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Lust zu. Etliche Herren sogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu singen. Meist bestand der Spielerlohn bloß in einer schmutzigen Suppe; aber in einer solchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Oft erzählten wir einander unsere Lebensart bei Hause, wie wohl's uns war, wie frei wir gewesen, was es hingegen hier vor ein verwünschtes Leben sei und dergleichen. Dann machten wir Plane zu unserer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgens einer derselben gelingen möchte; bald hingegen sahen wir vor jedem einen unübersteiglichen Berg, und noch am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines allenfalls fehlschlagenden Versuches. Bald alle

Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute, oder gar in Weibskleider verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt und dergleichen, dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann, acht Mal die lange Gasse auf und ab, Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken — und des folgenden Tags aufs neue dran mußten, die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wieder frisch drauflos gehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über ihre Hosen hinabhingen. Dann sahen Schärer und ich einander zitternd und todblaß an, und flüsterten einander in die Ohren: ‚Die verdammten Barbaren!' Was hiernächst auch auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es tat uns nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und uns selber so, jahrein jahraus, kujoniert zu sehen, oft ganzer fünf Stunden lang in unsrer Montur eingeschnürt wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen; und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem furiosen Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stund und alle Augenblicke wie unter Kohlköpfe drein zu hauen drohte. Bei einem solchen Traktament mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm, und der geduldigste rasend werden. Und kamen wir dann todmüde ins Quartier, so ging's schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurechtzumachen und jedes Fleckchen auszumustern; denn bis auf den blauen Rock war unsre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Untat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn er auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. — Wahr ist's, unsere Offiziere erhielten damals die gemessenste Ordre, uns über Kopf und Hals zu mustern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das sei sonst so Kriegsmanier.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Allons, ins Feld! Itzt wurde Marsch geschlagen; Tränen von Bürgern, Soldatenweibern und dergleichen flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die Landeskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmut und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich Gott Lob ist unsere Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt; dann die Patrontasche über die Schulter, mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achsel den Tornister mit Wäsche u. s. f. gepackt; item der Habersack mit Brot und andrer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgerät tragen: Flasche, Kessel, Hacke oder so was, alles an Riemen; dann

erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal übereinander kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal deuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen, und, wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam wie von einem siedenden Kessel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib, und verschmachtete bald vor Durst.

So marschierten wir den ersten Tag (22. August) zum Köpenicker Tore aus, und machten noch vier Stunden bis zum Städtchen Köpenick, wo wir zu dreißig bis fünfzig zu Bürgern einquartiert waren, die uns vor einen Groschen traktieren mußten. Potz Plunder, wie ging's da her! Ha! da wurde gegessen. Aber denk' man sich nur so viele große hungrige Kerls! Immer hieß es da: Schaff her, Kanaille, was d' im hintersten Winkel hast. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt; da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich eine kuriose Wirtschaft! In jedem Haus befand sich ein Offizier, welcher auf gute Mannszucht halten sollte; sie waren aber oft die Fäulsten[26]. — —

Bis hieher hat der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unsers Feldpredigers bei Pirna. O ja! dacht' ich, das hat er und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemessene Ordre erhalten, scharf zu laden; dieses veranlaßte unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: ‚Heute gibt's was! Heut setzt's gewiß was ab!' Dann schwitzten wir jungen freilich an allen Fingern, wenn wir irgend bei einem Gebüsch oder Gehölz vorbei marschierten und uns verfaßt halten mußten. Da spitzte jeder stillschweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und seinen Tod, und sah, sobald man wieder ins Freie kam, sich rechts und links um, wie er am schicklichsten entwischen konnte; denn wir hatten immer feindliche Kürassiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. —

Endlich den 22. September war Alarm geschlagen, und erhielten wir Ordre aufzubrechen. Augenblicklich war alles in Bewegung, in etlichen Minuten ein stundenweites Lager — wie die allergrößte Stadt — zerstört, aufgepackt, und Allons, Marsch! Itzt zogen wir ins Tal hinab, schlugen bei Pirna eine Schiffbrücke, und formierten oberhalb dem Städtchen, dem sächsischen Lager en Front, eine Gasse, wie zum Spießrutenlaufen, deren eines End' bis zum Pirnaer Tor ging, und durch welche nun die ganze sächsische Armee, zu vieren hoch, spazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und — man kann sich's einbilden — die ganze lange Straße durch Schimpf und Stichelreden genug anhören mußte. Einige gingen traurig mit gesenktem Gesicht daher, andre trotzig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den preußischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. Weiter wußten ich und so viele tausend andre nichts von den Umständen der eigentlichen Übergabe dieses großen Heeres. An dem nämlichen Tage marschierten wir noch ein Stück Wegs fort, und schlugen jetzt unser Lager bei Lilienstein auf.

Bei diesen Anlässen wurden wir oft von den kaiserlichen Panduren attackiert, oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabinerhagel auf uns los, so daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehrere blessiert wurden. Wenn denn aber unsre Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, so flog der Feind über Hals und Kopf davon. Dieser Plunder hat mich nie erschreckt; ich wäre sein bald gewohnt worden, und dacht' ich oft: Pah! wenn's nur den Weg hergeht, ist's so übel nicht. —

Früh Morgens am 1. Oktober mußten wir uns rangieren und durch ein enges Tälchen gegen dem großen Tal hinunter marschieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunter kamen und zur großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmischen Städtchen Lowositz. Es war kaiserliche Kavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um 6 Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowohl aus unserm Vordertreffen als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserm Regiment (das im mittlern Treffen stund) durchschnurrten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwischen; jetzt sah ich keine Ausflucht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Mut in die Hosen, in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja, Todesblässe las man bald auf allen Gesichtern, selbst deren, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleißneten. Die geleerten Branzfläschchen (wie jeder Soldat eines hat) flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meisten soffen ihren kleinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgens vielleicht keinen Fusel mehr! Itzt avancierten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Potz Himmel! wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen hinweg — fuhren bald vor, bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Rasen hoch in die Luft sprang — bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhälme wären. Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte, sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck sich wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsre Kavallerie an; wir machten Lücke und ließen sie vor, auf die feindliche los galoppieren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie nun einhieben. Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsre Reiterei, von der österreichischen geschlagen und bis nahe unter unsre Kanonen verfolgt, zurücke. Da hätte man das Spektakeln sehen sollen, Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andere, die ihr Gedärm der Erde nach schleppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne daß unser linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zusammentraf, obschon es

auf dem rechten sehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiserlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war's schon nicht mehr so bange wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften, und der Walplatz bereits mit Toten und Verwundeten übersät war — als mit eins ungefähr um zwölf Uhr die Ordre kam, unser Regiment nebst zwei andern (ich glaube Bevern und Kalkstein) müßten zurückmarschieren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unsre Hüte voll schöne rote Trauben, aßen vor uns her nach Herzenslust; und mir und denen, welche neben mir stunden, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsre Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten, und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunter führte. Sobald nun unsre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entsetzlicher Musketenhagel an, und nun merkten wir erst, wo der Has im Stroh lag. Etliche tausend kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unsrer Armee in den Rücken zu fallen; dies muß unsern Anführern verraten worden sein, und wir mußten ihnen darum zuvorkommen. Nur etliche Minuten später, so hatten sie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrscheinlich den kürzern gezogen. Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsre Vordertruppen litten stark, allein die hintern drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da mußten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinstolpern. Alsdann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unsre gebornen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie vertaumelt, und mir weder Furcht noch Schreckens bewußt schoß ich eines Schießens fast alle meine sechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles ging in die freie Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz postierten sich die Panduren wieder und pülverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durcheinander; und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen, oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Und nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller

Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages alle Sinne betäubte! Um diese Zeit — es mochte etwa drei Uhr sein — da Lowositz schon im Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber los ging — um diese Zeit war ich freilich nicht der vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hilf' zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand, und auf die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblick deucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende, auf die Feinde los eilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite, dacht' ich; sonst ist's pur lautere Unmöglichkeit!

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf diese linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei. ‚Komm, komm, Bruder!' sagten sie. ‚Victoria!' Ich rispostierte kein Wort, tat nur ein wenig blessiert, und ging immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von weitem — zum letzten Male in meinem Leben — Morden und Totschlagen; strich dann in vollem Galopp ein Gehölze vorbei, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag; rannte eines Rennens gerade dem Flusse nach herunter, und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen soeben auch etliche kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte also den Entschluß, gerad' auf sie zu zu laufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H***! dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowositz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unterm Versprechen, mir's nachwärts schon wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatroniert hatte, verlor sich bald darauf und nahm das Füsil mit sich. Nun so sei's! Alsdann führten sie mich ins nächste Dorf, Schenisek (es mochte eine starke Stunde unter Lowositz sein). Hier war eine Fahrt über das Wasser, aber ein einziger Kahn zum Transporte. Da gab's ein Zetermordiogeschrei von Männern,

Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerst in dem Teich sein, aus Furcht vor den Preußen; denn alles glaubte sie schon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schar von Weibern hineinsprang. Wo nicht der Fährmann etliche derselben hinausgeworfen, hätten wir alle ersaufen müssen. Jenseits des Flusses stand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieselbe zu, und diese roten Schnurrbärte begegneten mir aufs manierlichste, gaben mir, ungeachtet ich sie und sie mich kein Wort verstunden, noch Tobak und Branntwein, und Geleit bis auf Leutmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und freilich nicht wußte, ob ich da mein Haupt sicher zur Ruhe legen konnte, — aber — und dies war das Beste — von dem Tumult des Tages noch einen so vertaumelten Kopf hatte, daß dieser Kapitalpunkt mir am allermindesten betrug. Morgens darauf (2. Oktober) ging ich mit einem Transport ins kaiserliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert andrer preußischer Deserteurs an, von denen, so zu reden, jeder seinen eigenen Weg und sein Tempo in Obacht genommen hatte. —

Wir hatten die Erlaubnis, alles im Lager zu besichtigen. Offiziers und Soldaten stunden dann bei Haufen um uns her, denen wir mehr erzählen sollten als uns bekannt war. Etliche indessen wußten Winds genug zu machen und, ihren diesmaligen Wirten zu schmeicheln, zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's denn auch unter den Kaiserlichen manchen Erzprahler, und der kleinste Zwerg rühmte sich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger — auf seiner eigenen Flucht in die Flucht geschlagen zu haben. Drauf führte man uns zu etwa fünfzig Mann Gefangener von der preußischen Kavallerie; ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer von Wunden und Beulen leer ausgegangen, etliche übers ganze Gesicht herunter gehauen, andre ins Genick, andre über die Ohren, über die Schultern, die Schenkel u. s. f. Da war alles ein Ächzen und Wehklagen! Wie priesen uns diese armen Wichte selig, einem ähnlichen Schicksal so glücklich entronnen zu sein, und wie dankten wir selber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten, und bekamen jeder seinen Dukaten Reisgeld. Dann schickte man uns mit einem Kavallerietransport, es waren unser an die zweihundert, auf ein böhmisches Dorf, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Dort verteilten wir uns und bekamen Pässe, je zu sechs, zehn bis zwölf hoch, welche einen Weg gingen; denn wir waren ein wunderseltsames Gemengsel von Schweizern, Schwaben, Sachsen, Bayern, Tirolern, Welschen, Franzosen, Polacken und Türken. Einen solchen Paß bekamen unser sechs zusammen bis Regensburg." —

So weit Ulrich Bräcker. Er kam glücklich in der Heimat an, aber den schnauzbärtigen Soldaten in seiner Uniform erkannte niemand wieder. Seine Geschwister verkrochen sich, seine Geliebte war ihm untreu geworden und hatte einen anderen geheiratet, nur das Mutterherz fand aus der verwilderten Gestalt den Sohn heraus. Aber auch sein späteres Leben in dem einsamen Tal wurde durch die Abenteuer

dieser Zeit gestört. Es war ein fremder, unheimlicher Geist in ihn gekommen, reizbare Unruhe, Begehrlichkeit und Entwöhnung stetiger Arbeit.

Friedrich II. aber schrieb nach der Schlacht bei Lowositz an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit getan, seit ich die Ehre habe, sie zu kommandieren." —

Der hier erzählt hat, war auch einer davon.





V. Aus dem Staat Friedrichs des Großen.

Was war es doch, das seit dem Dreißigjährigen Kriege die Augen der Politiker auf den kleinen Staat heftete, der sich an der östlichen Nordgrenze Deutschlands gegen Schweden und Polen, gegen Habsburger und Bourbonen heraufrang? Das Erbe der Hohenzollern war kein reichgesegnetes Land, in dem der Bauer behaglich auf wohlbebauter Hufe saß, welchem reiche Kaufherren in schweren Galeonen die Seide Italiens, die Gewürze und Barren der Neuen Welt zuführten. Ein armes, verwüstetes Sandland war's, die Städte ausgebrannt, die Hütten der Landleute niedergerissen, unbebaute Äcker, viele Quadratmeilen entblößt von Menschen und Nutzvieh, den Launen der Urnatur zurückgegeben. Als Friedrich Wilhelm 1640 unter den Kurhut trat, fand er nichts als bestrittene Ansprüche auf zerstreute Gebiete von etwa 1450 Quadratmeilen, in allen festen Orten seines Erblandes saßen übermächtige Eroberer. Auf einer unsichern Öde richtete der kluge, doppelzüngige Fürst seinen Staat ein, mit einer Schlauheit und Rücksichtslosigkeit gegen seine Nachbarn, welche sogar in jener gewissenlosen Zeit Aufsehen erregte, aber zugleich mit Heldenkraft und großem Sinn, der mehr als einmal die deutsche Ehre höher faßte als der Kaiser oder ein anderer Fürst des Reiches. Und als der große Politiker 1688 starb, war, was er hinterließ, doch nur ein geringes Volk, gar nicht zu rechnen unter den Mächten Europas. Denn seine Herrschaft umfaßte zwar 2034 Quadratmeilen, aber höchstens 1300000 Menschen. Auch als Friedrich II. hundert Jahre nach seinem Ahnherrn die Regierung antrat, erbte er nicht mehr als 2240000 Seelen, weniger als im 19. Jahrhundert die eine Provinz Schlesien umfaßte[27]. Was war es also, das sogleich nach den Schlachten des Dreißigjährigen Krieges die Eifersucht aller Regierungen, zumal des Kaiserhauses, erregte, das seither dem brandenburgischen Wesen so warme Freunde, so erbitterte Gegner zugeführt hat? Durch zwei Jahrhunderte wurden Deutsche und Fremde nicht müde, auf diesen neuen Staat zu hoffen, ebensolange haben Deutsche und Fremde nicht aufgehört, ihn zuerst mit Spott, dann mit Haß einen künstlichen Bau zu nennen, der starke Stürme nicht auszuhalten vermöge, der ohne Berechtigung sich unter die Mächte Europas eingedrängt habe. Und wie kam es endlich, daß schon nach dem Tode Friedrichs des Großen unbefangene Beurteiler ermahnten, man möge doch aufhören, dem Vielgehaßten den Untergang zu prophezeien? Nach jeder

Niederlage sei er um so kräftiger in die Höhe geschnellt, alle Schäden und Kriegswunden würden dort schneller geheilt als wo anders, Wohlstand und kluge Einsicht nehme dort in größeren Verhältnissen zu als in einem anderen Teile von Deutschland!

Allerdings war es ein eigentümliches Wesen, eine neue Abänderung des deutschen Charakters, was auf dem eroberten Slawengrunde in den Hohenzollern und ihrem Volke zutage kam. Mit herausfordernder Schärfe erzwang sich dies Neue Geltung. Es schien, daß die Persönlichkeiten dort größere Gegensätze umschlossen; denn die Tugenden und Fehler seiner Regenten, Größe und Schwäche seiner Politik kamen in schneller Folge zutage, die Beschränktheiten erschienen auffälliger, das Widerwärtige massenhafter, das Bewunderungswerte erstaunlicher; es schien, daß dieser Staat das Seltsamste und Ungewöhnlichste erzeugen, und nur die ruhige Mittelmäßigkeit, die sonst so erträglich und förderlich sein mag, nicht ohne Schaden vertragen könne.

Viel tat die Lage des Landes. Es war ein Grenzland, zugleich gegen Schweden, Slawen, Franzosen und Holländer. Kaum eine Frage der europäischen Politik gab es, die nicht auf Wohl und Wehe des Staates einwirkte, kaum eine Verwicklung, welche tätigen Fürsten nicht Gelegenheit gab, Ansprüche geltend zu machen. Die sinkende Macht Schwedens, die beginnende Auflösung Polens erregten weitläufige Aussichten, die Übergewalt Frankreichs, die mißtrauische Freundschaft Hollands zwangen zu schlagfertiger Vorsicht. Seit dem ersten Jahre, in welchem Kurfürst Friedrich Wilhelm seine eigenen Festungen durch List und Gewalt in Besitz nehmen mußte, wurde offenbar, daß dort an der Ecke des deutschen Bodens ein kräftiges, umsichtiges, waffentüchtiges Regiment zur Rettung Deutschlands nicht entbehrt werden könne. Seit dem Beginn des französischen Krieges von 1674 erkannte Europa, daß die schlaue Politik, welche von dieser kleinen Ecke ausging, auch das staunenswerte Wagnis unternahm, die Westgrenze Deutschlands gegen den übermächtigen König von Frankreich heldenhaft zu verteidigen.

Es lag vielleicht auch etwas Auffallendes in dem Stammcharakter des brandenburgischen Volkes, an dem Fürsten und Untertanen gleichen Teil hatten. Die preußischen Landschaften hatten den Deutschen bis auf Friedrich den Großen verhältnismäßig wenig von Gelehrten, Dichtern und Künstlern abgegeben. Selbst der leidenschaftliche Eifer der Reformationszeit schien dort abgedämpft. Die Leute, welche in dem Grenzlande saßen, meist von niedersächsischem Stamme, mit geringer Beimischung von Slawenblut, waren ein hartes, knorriges Geschlecht, nicht vorzugsweise anmutig in den Formen ihres Lebens, aber von einem ungewöhnlich scharfen Verstande, nüchtern im Urteil; in der Hauptstadt schon seit alter Zeit spottlustig und von beweglicher Zunge, in allen Landschaften großer Anstrengungen fähig, arbeitsam, zäh, von dauerhafter Kraft[27a].

Aber mehr als Lage und Stammcharakter des Volkes schuf dort der Charakter der Fürsten. In anderer Weise, als irgendwo seit den Tagen Karls des Großen geschah, haben sie ihren Staat gebildet. Manches Fürstengeschlecht zählt eine Reihe

glücklicher Vergrößerer des Staates, auch die Bourbonen haben weites Gebiet zu einem großen Staatskörper zusammengezogen; manches Fürstenhaus hat einige Geschlechtsfolgen tapferer Krieger erzeugt, keines war tapferer als die Wasa und die protestantischen Wittelsbacher in Schweden. Aber Erzieher des Volkes ist keins gewesen wie die alten Hohenzollern. Als große Gutsherren auf verwüstetem Lande haben sie die Menschen geworben, die Kultur geleitet, durch fast hundertfünfzig Jahre als strenge Hauswirte gearbeitet, gedacht, geduldet, gewagt und Unrecht getan, um ein Volk für ihren Staat zu schaffen wie sie selbst: hart, sparsam, gescheit, keck, das Höchste für sich begehrend.

In solchem Sinne hat man recht, den providentiellen Charakter des preußischen Staates zu bewundern. Von den vier Fürsten, welche ihn seit dem deutschen Kriege bis zu dem Tage regierten, wo der greise Abt im Kloster Sanssouci die müden Augen schloß, hat jeder mit seinen Tugenden und Fehlern wie eine notwendige Ergänzung seines Vorgängers gelebt. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der größte Staatsmann aus der Schule des deutschen Krieges, der prachtliebende erste König Friedrich, der sparsame Gewaltherrscher Friedrich Wilhelm I., zuletzt er, in welchem sich die Anlagen und großen Eigenschaften fast aller seiner Vorfahren zusammenfanden, im 18. Jahrhundert die Blüte des Geschlechts.

Es war ein freudeleeres Leben im Königsschloß zu Berlin, als Friedrich heranwuchs, so arm an Liebe und Sonnenschein, wie in wenig Bürgerhäusern jener rauhen Zeit[27b]. Man darf zweifeln, ob der König, sein Vater, oder die Königin größere Schuld an der Zerrüttung des Familienlebens hatten, beide nur durch Fehler ihrer Naturanlage, welche in den unaufhörlichen Reibungen des Hauses immer größer wurden. Der König, ein wunderlicher Tyrann, mit weichem Herzen, aber einer rohen Heftigkeit, die mit dem Stocke Liebe und Vertrauen erzwingen wollte, von scharfem Menschenverstand, aber so unwissend, daß er immer in Gefahr kam, Opfer eines Schurken zu werden, und in dem dunklen Gefühl seiner Schwäche wieder mißtrauisch und von jäher Gewaltsamkeit; die Königin dagegen, keine bedeutende Frau, von kälterem Herzen, mit einem starken Gefühl ihrer fürstlichen Würde, dabei mit vieler Neigung zur Intrige, ohne Vorsicht und Schweigsamkeit. Beide hatten den besten Willen und gaben sich ehrliche Mühe, ihre Kinder zu tüchtigen und guten Menschen zu machen, aber beide störten unverständig das gesunde Aufleben der Kinderseele. Die Mutter hatte die Taktlosigkeit, die Kinder schon im zarten Alter zu Vertrauten ihres Ärgers und ihrer Beschwerden zu machen; denn über die unholde Sparsamkeit des Königs, über die Schläge, die er so reichlich in seinen Zimmern austeilte, und über die einförmige Tagesordnung, die er ihr aufzwang, nahm in ihren Gemächern Klage, Groll, Spott kein Ende. Der Kronprinz Friedrich wuchs im Spiel mit seiner älteren Schwester heran, ein zartes Kind mit leuchtenden Augen und wunderschönem blondem Haar. Pünktlich wurde ihm gerade so viel gelehrt, wie der König wollte, und das war wenig genug: Französisch, etwas Geschichte und was einem Soldaten damals für nötig galt, dazu kaum etwas lateinische

Deklination, und zwar gegen den Willen des Vaters, — der große König ist nie über die Schwierigkeiten des Genitivs und Dativs herausgekommen. Die Frauen brachten dem Knaben, der sich gern gehen ließ und in Gegenwart des Königs scheu und trotzig aus den Kinderaugen sah, die erste Teilnahme für französische Literatur bei; er selbst hatte später seine Schwester darum gerühmt, aber auch seine Gouvernante war eine kluge Französin. Daß dem König das fremde Wesen verhaßt war, trug sicher dazu bei, es dem Sohne wert zu machen, denn fast durchgängig wurde in den Palasträumen der Königin das gelobt, was dem strengen Hausherrn mißfiel. Und wenn der König in der Familie eine seiner polternden frommen Reden hielt, dann sahen die Prinzeß Wilhelmine und der junge Friedrich einander so lange bedeutsam an, bis das herausfordernde Gesicht, das eines der Kinder machte, die kindische Lachlust erregte und den Grimm des Königs zum Ausbruch brachte. Dadurch wurde der Sohn schon in frühen Jahren dem Vater ein Gegenstand des Ärgers. Einen effeminierten Kerl schalt er ihn, der sich malproper halte und eine unmännliche Freude an Putz und Spielereien habe.

Aber aus dem Bericht seiner Schwester, deren schonungslosem Urteil der Tadel leichter wird als das Lob, ist auch zu sehen, wie die Liebenswürdigkeit des reichbegabten Knaben auf seine Umgebung wirkte. Wenn er mit der Schwester heimlich eine französische Geschichte las und den ganzen Hof in die komischen Charaktere des Romans umdeutete, wenn sie mit Flöte und Laute verpönte Musik machten, wenn er die Schwester verkleidet besuchte und sie die Rollen einer französischen Komödie gegen einander hersagten. Aber selbst bei diesen harmlosen Freuden wurde der Prinz fortwährend in Lüge, Täuschung, Verstellung gedrängt. Er war stolz, hochgesinnt, großmütig, von rücksichtsloser Wahrheitsliebe. Daß ihm die Verstellung innerlichst widerstand, daß er sich, wo sie verlangt wurde, nicht dazu herablassen wollte, und wo er es einmal tat, ungeschickt heuchelte, das machte seine Stellung zum Vater immer schwieriger, größer wurde das Mißtrauen des Königs, immer wieder brach dem Sohn das verletzte Selbstgefühl als Trotz hervor.

So wuchs er auf von plumpen Spionen umgeben, welche dem König jedes Wort zutrugen. Ein Gemüt von den reichsten Anlagen, der feinsten geistigen Begehrlichkeit, ohne jede männliche Gesellschaft, die für ihn gepaßt hätte. Kein Wunder, daß der Jüngling auf Abwege geriet. Der preußische Hof konnte im Vergleich zu den anderen Höfen Deutschlands für einen sehr tugendhaften gelten; aber die Dreistigkeit gegen Frauen und die Unbefangenheit, mit welcher die bedenklichsten Verhältnisse behandelt wurden, waren auch dort sehr groß. Seit einem Besuch an dem liederlichen Hofe in Dresden begann es Prinz Friedrich zu treiben wie andere Prinzen seiner Zeit, er fand gute Kameraden unter den jungen Offizieren seines Vaters. Wir wissen aus dieser Zeit wenig von ihm, aber wir dürfen schließen, daß er dabei allerdings in einige Gefahr kam, nicht zu verderben, aber in Schulden und unbedeutenden Verhältnissen wertvolle Jahre zu verlieren. Es war sicher nicht

Zu der Preußl. Teutschen Cammer, werden unumbgänglich erfordert.

Der Cammer Präsident von Münchow	rthlr. 2450. —
(1.) Cammer Rath Wobeser	800. —
(2.) Cammer Rath von Zangen	600. —
(3.) Cammer Rath und Cammermeister Piper	[illegible]. —
(4.) ~~Cammer Rath von Goltz~~	~~600.~~ —
(5.) Cammer Rath Läxdehn von burggraff zu Dollstedt, . . . diese haben Ihr Königl. Maj. selbst ernennet.	900. —

Cammer Secretarien.

(1.) Wernicke	300. —
(2.) Bohlius	300. —

Registrator

(1.) Schrötel	300. —

Cammer Verwandten.

(1.) Hesse	300. —
(2.) Bohm	200. —
(3.) Lielienthal	300. —
(4.) König	300. —
~~(5.) König~~ diese sind nicht brüder	~~300.~~ —
~~(6.) Boot~~	~~300.~~ —
(1.) aufwarter Korth	30. —

Renthey.

(1.) Renthmeister Hesse	550. —
(2.) Rentheyschreiber Villarnovius	250. —
(1) Rentheydiener Hein	80. —

Cantzley

(1.) Nicolai	80. —
(2.) Winckelmann	80. —
(3.) Friderich	80. —
(4.) Schirrmacher	80. —
Summa . .	9580: —

Dieser Ettat soll expediret werden

1715 den 1. Mey in denen Stellen die nicht auf Ettat stehenden sollen [illegible] extraordinair bezahlet werden [illegible]

Etat mit eigenhändigen Änderungen und eigenhändiger Genehmigung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

V S. 212

der steigende Unwille des Vaters allein, der ihn in dieser Zeit verstimmte und ratlos umherwarf, ebensosehr ein inneres Mißbehagen, das den unfertigen Jüngling um so wilder in die Irre treibt, je größer die stillen Ansprüche sind, die sein Geist an das Leben macht.

Er beschloß nach England zu entfliehen. Wie die Flucht mißlang, wie der Zorn des Obristen Friedrich Wilhelm gegen den fahnenflüchtigen Offizier aufbrannte, ist bekannt. Mit den Tagen seiner Gefangenschaft in Küstrin und dem Aufenthalt in Ruppin begannen seine ernsten Lehrjahre. Das Fürchterliche, das er erfahren, hatte auch neue Kraft in ihm wachgerufen. Er hatte alle Schrecken des Todes, die greulichsten Demütigungen mit fürstlichem Stolze ertragen. Er hatte über die größten Rätsel des Lebens, über den Tod und was darauf folgen soll, in der Einsamkeit seines Gefängnisses nachgedacht, er hatte erkannt, daß ihm nichts als Ergebung, Geduld, ruhiges Ausharren übrigbleibe. Aber das bittere, herzfressende Unglück ist doch keine Schule, welche nur das Gute herausbildet, auch manche Fehler wachsen dabei groß. Er lernte in stiller Seele seine Entschlüsse bewahren, mit Argwohn auf die Menschen sehen und sie als seine Werkzeuge gebrauchen, sie täuschen und mit einer kalten Klugheit liebkosen, von welcher sein Herz nichts wußte. Er mußte dem feigen, gemeinen Grumbkow schmeicheln und froh sein, daß er ihn allmählich für sich gewann; er mußte sich jahrelang immer wieder Mühe geben, den Widerwillen und das Mißtrauen des harten Vaters klug zu bekämpfen. Immer sträubte sich seine Natur gegen solche Demütigung, durch bittern Spott suchte er sein geschädigtes Selbstgefühl geltend zu machen; sein Herz, das für alles Edle erglühte, bewahrte ihn davor, ein harter Egoist zu werden, aber milder, versöhnlicher wurde er nicht. Und als er längst ein großer Mensch, ein weiser Fürst geworden war, blieb ihm aus dieser Zeit der Knechtschaft doch eine Spur von kleinlicher Hinterlist zurück, der Löwe hat einigemal nicht verschmäht, in niedriger Rachsucht wie ein Kater zu kratzen.

Doch er lernte in diesen Jahren auch etwas Nützliches ehren: die strenge Wirtschaftlichkeit, mit welcher die beschränkte, aber tüchtige Kraft seines Vaters für das Wohl des Landes und seines Hauses sorgte. Wenn er, um dem König zu gefallen, Pachtanschläge machen mußte, wenn er sich Mühe gab, den Ertrag einer Domäne um einige hundert Taler zu steigern, wenn er auch auf die Liebhabereien des Königs mehr als billig einging und ihm den Vorschlag machte, einen langen Schäfer aus Mecklenburg als Rekruten zu entführen, so war im Anfang allerdings diese Arbeit nur ein lästiges Mittel, den König zu versöhnen; denn Grumbkow sollte ihm einen Mann schaffen, der die Taxe statt seiner machte, die Amtleute und Kammerbeamten selbst gaben ihm an die Hand, wie hier und da ein Plus zu gewinnen war, und über die Riesen spottete er immer noch, wo er das ungestraft konnte. Aber die neue Welt, in die er versetzt war, die praktischen Bedürfnisse des Volkes und des Staates zogen ihn doch allmählich an. Es war leicht einzusehen, daß auch die Wirtschaftlichkeit seines Vaters oft tyrannisch und wunderlich war. Der König hatte

immer die Empfindung, daß er nichts als das Beste seines Landes wollte, und deshalb nahm er sich die Freiheit, mit der größten Willkür bis in das einzelne in Besitz und Geschäft der Privatpersonen einzugreifen. Wenn er befahl, daß kein Ziegenbock mit den Schafen ausgetrieben werden dürfe, daß alle farbigen Schafe, graue, schwarze, melierte, binnen drei Jahren gänzlich abgeschafft und nur feine weiße Wolle geduldet werden solle; wenn er genau vorschrieb, wie die kupfernen Probemaße des Berliner Scheffels, die er durch das ganze Land — auf Kosten der Untertanen — verschicken ließ, aufbewahrt und verschlossen werden sollten, damit sie keine Beulen bekämen; wenn er, um die Linnen- und Wollenindustrie in die Höhe zu bringen, verordnete, seine Untertanen sollten durchaus nicht den modischen Zitz und Kattun tragen, hundert Taler Strafe und drei Tage Halseisen drohe jedem, der nach acht Monaten in seinem Hause noch einen Lappen Kattun an Schlafrock, Mütze, Möbelüberzug dulden würde, so erschien solche Art zu regieren allerdings hart und kleinlich. Aber den klugen Sinn und die wohlwollende Absicht, die hinter solchen Erlassen erkennbar war, lernte der Sohn doch ehren, und er selbst eignete sich allmählich eine Menge von genaueren Kenntnissen an, die sonst einem Fürstensohn nicht geläufig werden: Werte der Güter, Preise der Lebensmittel, Bedürfnisse des Volkes, Gewohnheiten, Rechte und Pflichten des kleinen Lebens. Es ging sogar auf ihn viel von dem Selbstgefühl über, womit der König sich dieser Geschäftskenntnisse rühmte. Und als er der allmächtige Hauswirt seines Staates geworden, da wurde der unermeßliche Segen offenbar, den seine Kenntnis des Volkes und des Verkehrs haben sollte. Nur dadurch wurde die weise Sparsamkeit möglich, mit welcher er sein eigenes Haus und die Finanzen verwaltete, seine unablässige Sorge für das einzelne, wodurch er Landbau, Handel, Wohlstand, Bildung seines Volkes erhob. Wie die Tagesrechnungen seiner Köche, so wußte er die Anschläge zu prüfen, in denen die Einkünfte der Domänen, Forsten, der Akzise berechnet waren. Daß er das Kleinste wie das Größte mit scharfem Auge übersah, das verdankte sein Volk zum größten Teil den Jahren, in denen er gezwungen als Assessor am grünen Tische zu Ruppin saß. Und zuweilen begegnete ihm selbst, was schon zu seines Vaters Zeit wohl einmal ärgerlich gewesen war, daß die fürstliche Kenntnis der geschäftlichen Einzelheiten doch nicht groß genug war, und daß er hier und da, sogar willkürlicher als sein Vater, befahl, was gewaltsam in das Leben seiner Preußen einschnitt und nicht durchgeführt werden konnte.

Kaum hatte Friedrich die Schläge des großen Zerwürfnisses ein wenig verwunden, da traf ihn ein neues Unglück, seinem Herzen ebenso schrecklich wie das erste, in seinen Folgen noch verhängnisvoller für sein Leben. Der König zwang ihm eine Gemahlin auf. Herzerschütternd ist das Weh, in dem er sich ringt, sich von der erwählten Braut loszumachen. „Sie soll frivol sein, so viel sie will, nur nicht einfältig, das ertrage ich nicht.“ Es war alles vergebens. Mit Bitterkeit und Zorn sah er auf diese Verbindung bis kurz vor der Vermählung. Nie hat er den Schmerz überwunden, daß der Vater dadurch sein inneres Leben zerstört habe. Seine reizbare

Empfindung, das liebebedürftige Herz, sie waren in rohester Weise verkauft. Nicht allein er wurde dadurch unglücklich, auch eine gute Frau, die des besten Schicksals wert gewesen wäre. Die Prinzessin Elisabeth von Bevern hatte viele edle Eigenschaften des Herzens, sie war nicht einfältig, sie war nicht häßlich und vermochte selbst vor der herben Kritik der Fürstinnen des königlichen Hauses erträglich zu bestehen. Aber wir fürchten, wäre sie ein Engel gewesen, der Stolz des Sohnes, der im Kern seines Lebens durch die unnötige Barbarei des Zwanges empört war, hätte sich dennoch gegen sie gesträubt. Und doch war das Verhältnis nicht zu jeder Zeit so kalt, wie man wohl annimmt. Sechs Jahre gelang es der Herzensgüte und dem Takt der Prinzessin, den Kronprinzen immer wieder zu versöhnen. In der Zurückgezogenheit von Rheinsberg war sie in der Tat seine Hausfrau und eine liebenswürdige Wirtin seiner Gäste, und schon wurde von den österreichischen Geschäftsträgern an den Wiener Hof berichtet, daß ihr Einfluß im Steigen sei. Aber der bescheidenen Anhänglichkeit ihrer Seele fehlten zu sehr die Eigenschaften, welche einen geistreichen Mann auf die Dauer zu fesseln vermögen. Die aufgeweckten Kinder des Hauses Brandenburg hatten das Bedürfnis, ihr leichtbewegtes Innere launig, schnell und scharf nach außen zu kehren. Die Prinzessin wurde, wenn sie erregt war, still, wie gelähmt, die leichte Anmut der Gesellschaft fehlte ihr. Das paßte nicht zusammen. Auch die Art, wie sie den Gemahl liebte, pflichtvoll, sich immer unterordnend, wie gebannt und gedrückt von seinem großen Geiste, erschien dem Prinzen wenig anziehend, der mit der französischen geistreichen Bildung nicht wenig von der Frivolität der französischen Gesellschaft angenommen hatte.

Als Friedrich König wurde, verlor die Fürstin schnell den geringen Anteil, den sie sich am Herzen ihres Gemahls etwa erworben hatte. Die lange Abwesenheit im Ersten Schlesischen Kriege tat das letzte, den König von ihr zu entfernen. Immer sparsamer wurden die Beziehungen der Gatten, es vergingen Jahre, ohne daß sie einander sahen, eine eisige Kürze und Kälte ist in seinen Briefen erkennbar. Daß der König ihren Charakter so hoch achten mußte, erhielt sie in der äußeren Stellung. — Seine Verhältnisse mit Frauen waren seitdem wenig einflußreich auf sein inneres Empfinden; selbst seine Schwester von Baireuth, kränklich, nervös, verbittert durch Eifersucht auf einen ungetreuen Gemahl, wurde dem Bruder auf Jahre fremd, und erst, als sie für das eigene Leben entsagt hatte, suchte dies stolze Kind des Hauses Brandenburg alternd und unglücklich wieder das Herz des Bruders, dessen kleine Hand sie einst vor den Füßen des strengen Vaters gehalten hatte. Auch die Mutter, der König Friedrich immer ausgezeichnete kindliche Verehrung bewies, konnte der Seele des Sohnes wenig sein. Seine anderen Geschwister standen ihm ferner und waren nur zu geneigt, im Haus stille Fronde gegen ihn zu machen; wenn der König sich herabließ, einmal einer Hofdame oder einer Sängerin Aufmerksamkeiten zu zeigen, so waren diese meist für die Betroffenen ebenso angstvoll wie schmeichelhaft. Wo er freilich Geist, Grazie und weibliche Würde zusammen fand,

wie bei Frau von Camas, der Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, da wurde die Liebenswürdigkeit seiner Natur in vielen herzlichen Aufmerksamkeiten laut. Im ganzen aber haben die Frauen seinem Leben wenig Licht und Glanz gegeben, kaum je hat die innige Herzlichkeit des Familienlebens sein Inneres erwärmt, nach dieser Seite verödete sein Gemüt. Vielleicht wurde das ein Glück für seine Nation, sicher ein Verhängnis für sein Privatleben. Die volle Wärme seiner menschlichen Empfindung blieb fast ausschließlich dem kleinen Kreise der Vertrauten vorbehalten, mit denen er lachte, dichtete, philosophierte, Pläne für die Zukunft machte, später seine Feldzüge und Kriegsgefahren besprach.

Seit er vermählt in Rheinsberg lebte, beginnt der beste Teil seiner Jugendzeit. Dort wußte er eine Anzahl gebildeter und heiterer Gesellschafter um sich zu vereinigen, die kleine Genossenschaft führte ein poetisches Leben, von welchem Teilnehmer ein anmutiges Bild hinterlassen haben. Ernsthaft begann Friedrich an seiner Bildung zu arbeiten. Leicht fügte sich ihm der Ausdruck erregter Empfindung in den Zwang französischer Verse, unablässig arbeitete er, sich die Feinheiten des fremden Stils anzueignen. Aber auch über Ernsterem arbeitete sein Geist, für alle höchsten Fragen des Menschen suchte er sehnsüchtig Antwort bei den Enzyklopädisten, auch bei Christian Wolf, er saß über Karten und Schlachtenpläne geneigt, und unter den Rollen des Liebhabertheaters und den Baurissen wurden andere Entwürfe vorbereitet, welche nach wenig Jahren die Welt aufregen sollten.

Da kam der Tag, an welchem sein sterbender Vater der Regierung entsagte und den Offizier, der die Tagesmeldung tat, anwies, von dem neuen Kriegsherrn Preußens die Befehle einzuholen. Wie der Prinz von seinen politischen Zeitgenossen damals beurteilt wurde, sehen wir aus der Schilderung, welche kurz vorher ein österreichischer Agent von ihm gemacht hatte: „Er ist anmutig, trägt eignes Haar, hat eine schlaffe Haltung, liebt schöne Künste und gute Küche, er möchte seine Regierung gern mit einem Eklat anfangen, ist ein soliderer Freund des Militärs als sein Vater, hat die Religion eines honetten Mannes, glaubt an Gott und die Vergebung der Sünden, liebt Glanz und großartiges Wesen, er wird alle Hofchargen neu etablieren und vornehme Leute an seinen Hof ziehen[28]." Nicht ganz ist diese Prophezeiung gerechtfertigt worden. Wir suchen in dieser Zeit andere Seiten seines Wesens zu verstehen. Der neue König war von feuriger hochgespannter Empfindung, schnell erregt, leicht kamen die Tränen in seine Augen. Wie seinen Zeitgenossen war ihm leidenschaftliches Bedürfnis, das Große zu bewundern, sich weichen Stimmungen elegisch hinzugeben. Zärtlich blies er sein Adagio auf der Flöte, wie anderen ehrlichen Zeitgenossen ward auch ihm in Wort und Vers der volle Ausdruck innigen Gefühls nicht leicht, aber die pathetische Phrase rührte ihm Tränen und Empfindsamkeit auf. Trotz aller französischen Bildung war die Anlage seines Wesens auch nach dieser Richtung sehr deutsch.

Sehr ungerecht haben ihn die beurteilt, welche ihm ein kaltes Herz zuschrieben. Nicht die kalten Fürstenherzen sind es, die am meisten durch ihre Härte verletzen.

Solchen ist fast immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und schicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die stärksten Äußerungen der Nichtachtung liegen meist dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit. Aber in Friedrich war, so scheint uns, eine auffallende und seltsame Verbindung von zwei ganz entgegengesetzten Richtungen des Gemüts, welche sonst auf Erden in ewig unversöhntem Kampfe liegen. Er hatte ebensosehr das Bedürfnis, sich das Leben zu idealisieren, wie den Drang, sich und anderen ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerstören. Seine erstere Eigenschaft war vielleicht die schönste, vielleicht die leidvollste, mit welcher ein Mensch für den Kampf der Erde ausgestattet wird. Er war allerdings eine Dichternatur, er besaß in hohem Maße jene eigentümliche Kraft, welche die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eigenen Wesens umzubilden strebt und alles Nahe mit dem holden Schein eines neuen Lebens überzieht. Es war ihm Bedürfnis, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls, mit der feinen Anmut seiner Phantasie das Bild seiner Lieben sich zuzurichten und das Verhältnis, in das er sich frei zu ihnen gesetzt hatte, auszuschmücken. Es war immer etwas Spiel dabei; auch wo er am leidenschaftlichsten empfand, liebte er mehr sein verschönertes Bild des anderen, das er in sich trug, als diesen selbst. In solcher Stimmung hat er Voltaires Hand geküßt. Wurde ihm irgend einmal in empfindlicher Weise der Unterschied zwischen seinem Ideal und dem wirklichen Menschen fühlbar, so ließ er den Menschen fallen und hielt sich an das Bild. Wem die Natur diese Anlage gegeben hat, Liebe und Freundschaft vorzugsweise durch das bunte Glas poetischer Stimmungen zu empfinden, der wird nach dem Urteil anderer in der Wahl seiner Lieben immer Willkür zeigen; eine gewisse gleichmäßige Wärme, welche rücksichtsvoll alle bedenkt, scheint solchen Naturen versagt zu sein. Wem der König in seiner Weise Freund geworden war, gegen den war er von der größten Aufmerksamkeit und Ausdauer, wie sehr auch seine Stimmung in einzelnen Stunden wechselte. Er konnte dann in seiner Trauer über den Verlust einer solchen Gestalt sentimental werden, wie nur irgendein Deutscher aus der Wertherzeit. Er hatte mit seiner Schwester von Baireuth viele Jahre in einiger Entfremdung gelebt, erst in den letzten Jahren vor ihrem Tode, unter den Schrecken des schweren Krieges, war ihm ihr Bild als das einer zärtlichen Schwester wieder lebendig aufgegangen. Nach ihrem Tode fand er einen düstern Genuß darin, das Herzliche dieses Verhältnisses sich und anderen vorzustellen, er baute ihr einen kleinen Tempel und wallfahrtete oft dahin. Wer seinem Herzen nicht durch Vermittlung poetischer Empfindungen nahetrat, nicht die liebespinnende Poesie ihm anregte, ja, wer gar etwas in seinem reizbaren Wesen störte, gegen den war er kalt, nichtachtend, gleichgültig, ein König, der nur fragte, wie weit der andere ihm nütze, er warf ihn vielleicht weg, wenn er ihn nicht mehr brauchte. Solche Begabung vermag allerdings das Leben des jungen Mannes mit einem verklärenden Schimmer zu umgeben, sie verleiht bunten Schein und holde Farbe auch Gewöhnlichem, aber sie wird mit viel guter Sitte, Pflichtgefühl und einem

Umgestaltung des Berliner Zeitungswesens beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen.

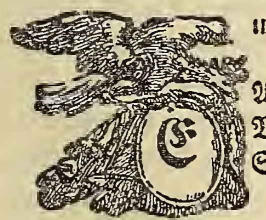
(Schon am zweiten Tage nach seinem, am 31. Mai 1740 erfolgten, Regierungsantritte beauftragte der König Ch. E. Jordan und den Berliner Professor J. H. S. Formey mit der Herausgabe einer literarisch-politischen Zeitschrift in französischer Sprache, für die er selbst Beiträge in Aussicht stellte und deren Verlag er dem Berliner Buchhändler Ambrosius Haude zuwandte, der ihm während seiner Kronprinzenzeit mancherlei wertvolle Dienste geleistet hatte. Als einen anderen Gnadenbeweis „für Sr. Majestät specialiter geleistete Dienste" erhielt Haude das Privileg zur Begründung einer neuen Berliner Zeitung. Die erste Nummer des „Journal de Berlin" erschien am 2. Juli 1740, es bestand bis zum 8. April 1741, die erste Nummer der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen" am 30. Juni 1740. In den Anfangszeiten dieser später sogenannten Spenerschen Zeitung [„Onkel Spener" im Gegensatz zur „Tante Voß", der 1704 begründeten „Vossischen Zeitung", die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die beiden großen Berliner Zeitungen blieben] gehörte der König selbst zu ihren stillen Mitarbeitern; er hatte auch verfügt, daß ihr alle mitteilbaren auswärtigen Nachrichten übermittelt werden sollten. Als allmählich trotz der königlichen Anweisung vom Juni 1740 an den Staatsminister Grafen von Podewils, daß „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht geniret werden müßten", die Übermittlung solcher Nachrichten unterblieb, und Haude sich darüber am 1. November 1742 beim König beschwerte, gab dieser dem Grafen von Podewils am 6. November den erneuerten Befehl, der Haudeschen Zeitung die zur Veröffentlichung geeigneten auswärtigen Nachrichten mitzuteilen. [Nach K. Weidling.])

Ao. 1740. I.

WAHRHEIT. VND. FREYHEIT.

Donnerstag, den 30. Junii.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.



Ein weiser Fridrich will dies Blatt
Aus angestammter Gnade schützen:
Was Sein Befehl geordnet hat,
Soll dem gemeinen Wesen nützen.
Die Wirckung Seiner Mildigkeit,
Die mich gantz unverhoft erfreut,
Giebt meiner Demuth Lust und Kräfte.
Ich eile frölich zum Bemühn:
Der bange Zweifel muß entfliehn:
Die Huld erleichtert die Geschäfte.

Monarch! Dein Absehn soll allein
Die Richtschnur dieser Arbeit bleiben,
Und ein geheiligt Triebwerck seyn,
Bedachtsam und mit Fleiß zu schreiben.
Was Vortheil und Ergötzen bringt,
Nicht schläfrig noch verwegen klingt,
Ist Dein gegründetes Begehren.
Mein Eyfer wird auch niemahls ruhn,
Den Pflichten möglichst gnug zu thun,
Und sich stets deutlich zu erklären.

Laß heute Deinen frohen Knecht
Auf Ehrfurchts volle Wünsche dencken;
Ein solcher Vorsatz ist gerecht:
Weil Treue, Danck und Lust mich lencken.
Du sorgst als Vater für Dein Land.
Und bist ein theures Hofnungs Pfand,
Von dem wir mit Vergnügen sprechen
Ein Fridrich, dessen starcker Geist,
Uns Wachsthum, Heyl und Ruh verheist,
Die Zeit und Noth nicht unterbrechen.

Es müsse Seegen, Ruhm und Glück
Mit Deiner Weisheit sich verbinden,
Und durch das gnädige Geschick
Dein Reich des Guten Fülle finden.
Herr! den die Hand des Höchsten führt,
Bey dem man Huld und Großmuth spühret,
Wir flehn um Deines Lebens Länge
So bringt Dein sanftes Regiment
Wenn GOtt Dir viele Jahre gönnt
Des schönsten Wohlseyns beste Menge.

Vorerinnerung.

Nachdem Se. Königl. Maj. unser allergnädigster König und Herr, sich aus eigener höchster Bewegung entschlossen haben, den bekannten Potsdammischen Mercurium, welcher vor einigen Jahren bey vernünftigen und unpartheyischen Lesern Liebe und Beyfall erwarb, aber mitten in seiner Arbeit durch ein unvermeidliches Schicksal gestöhret wurde, unter dem veränderten Titul, Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, wieder fortsetzen zu lassen; als wird nöthig seyn, von der Einrichtung dieser neuen Blätter einen kurtzen doch hinlänglichen Begriff zu geben. Es sollen nehmlich die besten und aus den sichersten Briefen gezogenen Sachen in gehöriger Ordnung und möglichster Deutlichkeit vorgetragen werden, wie man denn auch ein jedes Stück mit einem gelehrten Articul beschliessen will. Wofern an dem hiesigen Königlichen Hofe, oder in den Residentz Städten, und sämtlichen Provintzen, Neuigkeiten vorgehen, deren Beschreibung dem Leser zum Nutzen und Vergnügen gereichen kan, sollen selbige ebenfalls, und zwar gleich im ersten Articul, ihren gebührenden Platz finden. Da wir uns nun mit der ungezweifelten Hofnung schmeicheln, daß die weise Regierung unseres allertheuresten Fridrichs, vor Dessen höchstes Wohlseyn Wir den Himmel aus einem gerechten Triebe unabläßig anruffen, die Stadt Berlin zum Sammelplatze der Wissenschaften machen werde; so können unsere Leser künftig in diesen Blättern eine umständliche Erzehlung von den Anstalten, welche Se. Königl. Maj. zur Aufnahme und Beförderung der Gelehrsamkeit und Künste in Dero Landen etwan zu verordnen geruhen möchten, ganz gewiß erwarten. Der Articul von Berlin ist deswegen ein wenig lang gerathen; weil man auf Begehren eine ausführliche Nachricht von dem Leichen-Gepränge des Höchstseligen Königs Majestät mit anhängen wird; übermorgen aber wollen wir nicht ermangeln das allerneueste, welches von fremden Orten einläuft, auch zu melden. Die auswärtigen Herrn Gelehrten ersucht man hierdurch dienstlich, dem Publico die Gefälligkeit zu erweisen, und ihre neuen Entdeckungen, oder was sich sonst vor merckwürdige Fälle bey ihnen ereignen, gütigst und zwar franco zu übersenden. Schlüßlich ist noch zu berichten, daß alle Sonnabend bey dem Verleger dieser Zeitung auch ein Französisches Blatt ausgegeben werden soll.

Berlin, vom 30. Junii.

Se. Königl. Maj. unser allergnädigster Herr, welche sich zu Charlottenburg noch immer in erwünschtem hohen Wohlseyn befinden, haben vorgestern über die sämmtlichen Grenadier-Compagnien von den hier in Garnison liegenden Regimentern und gestern über das löbliche Gens d'Armes-Regiment die Musterung gehalten. Die 6 General-Adjutanten, denen Se. Maj. nemlich zugleich den Rang von Obersten zu ertheilen geruhet, sind folgende: Der Herr Baron von Hacke, Herr von Stille, Herr von Keyserling, Herr von Borcke, Herr von Podewils, und Herr Graf von Wartensleben; Die mit Majors-Rang ernennten 3 Flügel-Adjutanten aber heissen Herr von Winterfeld, Herr von Buddenbrog, und Herr von Münchow. Der Herr General-Adjutant von Stille ist zugleich Gouverneur bey des Printzen Ferdinands Königliche Hoheit geworden. Der Herr General-Lieutenant, Graf von Dönhof, dessen Regiment Se. Maj. dem bisherigen commandirenden Obersten des löblichen Kleistischen Regiments, Herrn Grafen Truchses zu Waldburg, vorige Woche übergaben, hat einen jährlichen Gnaden-Gehalt von 2000. Rthlr. zu geniessen.

In

In der Nacht zwischen dem verwichenen Freytage und Sonnabend entstand zu Spandau eine Feuers-Brunst, wodurch der Thurm von der Stadt-Kirche, und vierzehn Häuser, in die Asche geleget wurden. Seine Königliche Majestät erhoben sich des Sonnabends früh in eigener allerhöchsten Person von Charlottenburg nach erwehntem Spandau, und musterten bey Dero Zurückkunft die Regimenter Sr. Königl. Hoheit des Marggrafen Carls, und des Herrn General-Majors von Kleist. Die Herrn Obersten von Münchow, von Cammas, und Graf Druchses zu Waldburg, welche bereits zu ihren Gesandschaffts-Posten nach Wien, Paris, und Hannover abgeganaen sind, haben ein ansehnliches Gefolge mit sich genommen, und zwar ein jeder 2. Cavalliers, einen Geheimen Secretair, 2. Pagen, Cammerdiener, 10. Laquaien, und den Koch. Die Abreise Sr. Maj. nach Dero Königreich Preussen, um die Huldigung allda anzunehmen, soll, wie man sagt, den 3ten oder 8ten des künfftigen Monaths geschehen. Wie verlautet, so werden Seine Majestät noch 7 neue Regimenter aufrichten, wovon eins dem Herrn Obersten von Münchow, und eins dem Herrn Obristen von Cammas, bereits zugetheilet sey. Unter dem Regiment unsers allergnädigsten Königs, hat bishero ein Sohn einen Türckischen Bassa, welcher in Diensten der Ottomannischen Pforte schon die Obersten Charge bekleidet, und bey Oczakow von der Rußischen Armee zum Krieges-Gefangenen ist gemacht worden, gestanden. Als nun dessen Vater endlich den Aufenthalt dieses seines Sohns erfahren, ist er willig gewesen, eine starcke Ranzion vor ihn zu bezahlen; so bald aber Seine jetzt regierende Königliche Majestät hiervon Nachricht empfangen, sind Dieselben aus Königlicher Großmuth bewogen worden, gedachten Türcken, der dem Höchstseligsten König, nebst andern grossen Mahometanern, von Ihro Rußisch-Kayserl. Majestät zum Geschenck gesendet war, die völlige Freyheit, ohne das allergeringste Löse Geld, zu geben, ihn 5 mahl nach Türckischer Art sehr prächtig kleiden zu lassen, und dem Herrn Obersten von Münchow allergnädigst zu befehlen, daß er ihn dem Groß-Bothschafter der Ottomannischen Pforte zu Wien überliefern solle.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Gelehrte Sachen.

Es ist hier würcklich unter der Presse: Miscellaneorum Berolinensium ad incrementum scientiarum ex scriptis Societati Regiæ exhibitis editarum *Tomus* VI. Es ist bekand, daß die Königliche Societät der Wissenschafften von dem preißwürdigen König FRIDERICH dem I. besonders auf anrathen des Herrn von Leibnitz Anno 1700 gestifftet worden: Von dem Wachsthum, Flor, Schicksalen und gegenwärtigen Zustand zu andrer Zeit mit mehrern kan gehandelt werden. Anno 1710 fing dieselbe an den *Tomum I.* ihrer Miscellaneorum heraus zu geben. Jeder Theil solte in drey Abtheilungen bestehen, im ersten solten Literaria, im andern Physica, im dritten Mathematica vorkommen. Zu dem ersten Tomo hat insonderheit der Herr von Leibnitz das seinige contribuiret, und finden sich darinn unterschiedliche curioese und wolausgearbeitete Stücke der Gelehrsamkeit. Anno 1723. folgete die Continuation oder der *Tomus* II. Anno 1727. *Tomus* III. Anno 1734. *Tom.* IV. und endlich Anno 1737. *Tom.* V. Wegen der vielen und ungleichen intervallorum ist es schwer ein vollständig Exemplar aller 5. Theile zusammen zu schaffen, die Societät wird vielleicht diesem Mangel

durch

durch eine neue Aufflage zu seiner Zeit abhelffen. Anitzo können wir dem geneigten Leser nichts mittheilen, als den inhalt Partis Physicæ & Medicæ des Tomi VI. dann dieser allein hat eben die Presse verlassen. Das übrige kan bey anderer Gelegenheit nachgeholet werden. Es findet sich also

1. Augustini Buddei observatio de corde scabioso pueri scabiosi.

2. Mich. Matth. Ludolfi obs. de Febri intermittente octava 18. annos durante.

3. Idem de vomitu & Asthmate diuturnis vini remedio sublatis.

4. Idem de Ecstasi & Hydrope ascite ex ira.

5. Idem de singultu diu molesto bis in eodem ægro.

6. Joh. Henrici Pott assertio acidi animalis per experimenta Chymica.

7. Ejusdem Examen Chymicum Plumbi scriptorii vulgo plumbaginis.

8. Ejusdem Examen Chymicum Magnesiæ Vitriariorum, Germanis Braunstein.

9. Andr. Sigism. Marggraf Relationes Phosphori Solidi versus metalla & semimetalla.

10 Theodorus Sproegel de Gutta serena utriusque oculi in Juvene subito nata, venæ sectione curata.

11. Idem de puella Convulsivis motibus & aphonia affecta, hæmorrhagia curata.

12. Idem de Cataracta membranacea Connata in cœco 33. annorum Curata.

13. Sam. Schaarschmidt disquisitio de ardore ventriculi cum arthritide conspirante.

14. Johann. Ludolfs de Figura Nivis an. 1736. Februario Mense Zutphaniæ deciduæ Schediasma.

15. Hyerometriæ Grischovianæ Continuatio ab 1736. ad 1739.

16. Aug. Grischovii Consensus ac dissensus Barometrorum simplicium.

17. Christ. Frid. Ludolfi observatio de Evaporatione Mercurii vivi in vacuo.

18. Frid. Wil. Horch observationes circa Pulleem Canariæ & Ranas,

19. Joh. Leonhard Frisch observationes de Lampetris.

20. Idem de Tænia Capitata.

21. Idem de Ossibus dendatis in Carpione.

22. Ejusdem Gobius Capitatus.

23. Idem de Phocæna.

24. Idem de Mergo Singulari.

25. Idem de Ansere Sinensi.

26. Idem de tæniis piscium.

27. Ejusdem Index Historiæ suæ insectorum.

Wem die Gelehrsamkeit und Erfahrenheit dieser Männer bekandt ist, wird sich freuen, daß dergleichen Materien in so geschickte Hände gerathen, und wünschen, daß die Miscellanea mit Eifer und Ernst mögen fortgesetzet werden.

Diese Nachrichten werden wöchentlich 3mahl, nemlich Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, bey dem Königl. und der Societät der Wissenschaften privilegirten Buchhändler, AMBROSIUS HAUDE und dem Königl. Hof-Post-Amt ausgegeben. Das Stück à 6 Pf. oder quartaliter für 18 Gr.

Journal
de
BERLIN



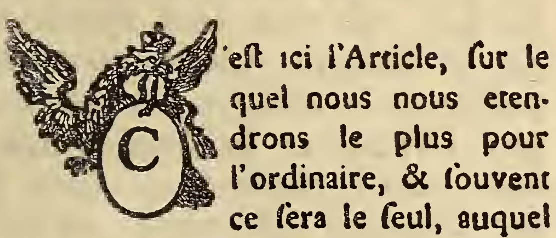
Numero I.



Du Samedi, 2. Juillet 1740.

Politiques.

BERLIN.



C'eſt ici l'Article, ſur le quel nous nous etendrons le plus pour l'ordinaire, & ſouvent ce ſera le ſeul, auquel nous nous arrêterons. Plus d'une raiſon nous y engage. On a aſſez d'autres Feuilles, qui contiennent les nouvelles publiques des Païs étrangers; & comme il eſt difficile qu'elles ne nous préviennent, il ne nous convient pas de les copier. A moins donc qu'il ne nous parvienne par des Voyes ſures quelque particularité intéreſſante, nous laiſſerons à d'autres le ſoin des détails des autres Cours, & nous nous bornerons à donne une idée du glorieux Régne, qui vient de commencer. Ce Journal, qui nait presque en méme tems, pourra par là ſervir en quelque ſorte de Mémoires à l'Hiſtoire de ce Régne, & offrir en recourci ce que l'Hiſtoire ne manquera pas de transmettre à la poſterité, dans une etenduë proportionnée à l'importance des faits.

Pour arriver à ce but, reprenons les choſes, dés la mort du Roi Frideric Guillaume de glorieuſe mémoire. Nous le perdîmes le 31. Mai dernier, vers les trois heures de l'aprésmidi. Il déceda à Potsdam, dans la 52 année de ſon age, & la 28. de ſon Régne,

etant

étant né le 15. Août 1688, & ayant succedé à FRIDERIC I. en Fevrier 1713. Mgr. le Prince Royal, à présent notre gracieux Souverain, etoit à Potsdam, lors de ce decez. S. M. rentra à Berlin dés le même soir, & les portes de cette Ville furent fermées suivant l'usage. Le lendemain, 1. Juin la Garnison prêta le serment de fidelité, & les Princes, Généraux & Ministres présenterent leurs hommages au nouveau Roi. Vers le soir, S. M. se rendit à CHARLOTTENBOURG, Maison Royale, à une petite lieuë de Berlin, où elle passa les Fetes de Pentecôte. On ne peut s'empêcher de remarquer la joye, & l'allegresse, qui ont eclaté dans les yeux des sujets de S. M. toutes les fois, qu'elle a paru en public, & leur empressement presque importun, mais qui est bien justifié par son principe, à se trouver sur son passage. Jamais Prince n'a été porté, pour ainsi dire, sur le Trône par des voeux plus unanimes; & la raison suffisante en est bien sensible, c'est que jamais Prince n'a porte sur le Trône des dispositions plus propres à procurer la gloire de l'Etat, & le bonheur de ses Peuples. S'il faloit des preuves de ce que nous avançons, nous en appellons à ce fragment de la Lettre Circulaire, que S. M. a ardresseés aux diverses Régences de ses Etats, à l'occasion des la mort du feu Roi. *Et quoique nous voulions bien vous remercier des fideles services, que vous avez rendus à feu Sa Majesté notre cher Pére, cependant notre intention n'est pas que vous vous appliquez à l'avenir à nous enrichir, en opprimant nos pauvres sujets; mais vous serez tenus au contraire, en vertu des présentes Lettres, de veiller avec autant de soin aux interets du Païs qu'aux notres, d'autant que nous ne faisons aucune distinction entre les uns & les autres.* Le marbre & le bronze seroient-ils assez durables pour conserver de pareilles expressions?

Je supprime le détail du Cérémonial, soit pour le Deuil, soit pour les funérailles, soit pour les Audiences que LL. MM. ont données. Tout cela sera amplement raconté dans les Nouvelles Allemandes. Les funérailles, qui ont été executées à Potsdam le Mécredi 22. Juin, ont été conformes aux intentions du feu Roi, qui avoit exclu egalement par les dernieres volontez, & toute pompe de ses obséques, & tout apparat Oratoire de ses Oraisons funébres. Les Prédicateurs ont deféré à une disposition aussi pieuse, & ont supprimé un tribut d'Eloges, qu'il auroit été facile de payer à la mémoire d'un Souverain, dont la justice, l'amour de l'ordre, le Zéle pour la Religion, & mille autres excellentes qualitez seront à jamais recommandables.

S. M. a fait diverses promotions, principalement Militaires par les quelles elle a recompensé le merité, & l'ancien attachement de quelques dignes

dignes ſujets. Tels ſont les ſix Colonels & Ajudans Generaux; Mr le Baron de HACKE, de STILLE, de KAYSERLING, de BORCK, de PODEWILS, & le Comte de WARTENSLEBEN: & les quatres Majors & aides de Camp Mr. de WINTERFELD, de BODENBRUCK, de MÜNCHOW Mr. de STILLE a été en même tems declaré Gouverneur, de S. A. R. MSr. le Prince FERDINAND. Mr. d'EINSIEDEL, Colonel du Regiment de Potsdam, eſt Général Major. L'Ordre de l'Aigle Noire a été conferé à S. E. Mr. de SCHWERIN, Miniſtre d'Etat & grand Ecuyer.

Mr. ALGAROTTI, célébre par ſon ingénieux & ſolide NEWTONIANISME DES DAMES eſt ici depuis le 28. Juin.

On as nommé quelques Envoyez pour les principales Cours, afin d'y porter la notification de la mort du Roi. Mr. le Colonel de CAMASSE eſt deja parti pour Paris. Mrs. les Colonels, le Comte de TRUCHSES, & de MÜNCHOW, vont le premiér à Hannover, & l'autre à Vienne.

S. M. a de grandes vuës, pour faire fleurir la Societé des Sciences. On eſpére de voir ici les plus Savans hommes de l'Europe, attirez encore moins par les bien faits du Roi, que par le déſir, de vivre ſous un Maître, ſi juſte appréciateur du mérite & des talens. Diverſes vocations ont déja été adreſſées, & nous rendrons dans peu Compte de leurs Succez.

Une Societé infortuneé, à laquelle il ſemble qu'on prépare le même ſort qu'aux anciens Templiers, peut auſſi ſe promettre un azyle dans la généreuſe protection de S. M. Je parle des FRANCS-MASSONS. Ils peuvent mettre leur Loge à l'abri du Trône, & jouir d'un repos, qu'aucune perſécution ne troublera.

A ces nouvelles de Berlin, je n'ajouterai qu'un mot ſur un Traité de Confedération, & d'Alliance défenſive entre la Suéde & la Porte, dont on vient de donner la publication. Il y a neuf articles, où ces deux Puiſſances prennent des méſures reciproques, pour aſſurer leur tranquillité. La Ruſſie y eſt ſi ſouvent nommée, qu'il eſt aiſé de demêler, qu'elle fait le principal objet de leur inquiétude, & que ce Traité eſt une eſpéce de Ligue contr'elle.

LITTERATURE.

ON a mis au Théatre de Paris une Piéce de Mr. de VOLTAIRE, intituleé ZULIMA, qu'on a ſurpriſe à cet Auteur, & qui ſelon les apparences ne ſera pas imprimée. Ceux, à qui elle etoit conficé, ont eu tort de ne la pas retirer, aprés la premiére repréſentation.

tion. Ils ont commis fort imprudemment sa réputation, quoiqu'au fonds il n'en demeure pas moins un grand homme, au jugement des vrais connoisseurs.

On imprime un Paralléle qu'il vient de faire de la Metaphysique de Mr. LEIBNITZ, & de Mr. NEWTON, pour accompagner une nouvelle Edition de ses Elémens Newtoniens. Cela paroîtra aux premiers jours, avec le Tome I. des INSTITUTIONS PHYSIQUES de la Ms. DU CHASTELET: & l'on attend ces productions avec une vive impatience. Il est assez singulier, que deux personnes aussi lieés d'amitié, que le sont la Marquise & le Poëte, produisent des opinions aussi oposées, que le sont celles qui servent de base à leurs Ouvrages.

Mr. OLIVIER de Marseille a publié une Vie de PHILIPPE Roi de Macedonie en 2. Voll. in 12. dont la lecture soutient la haute réputation, que l'Ouvrage avoit en Manuscrit.

Il paroit deux nouveaux Volumes in 4. qui servent de Suite aux Mémoires de l'Académié des Sciences. Ce sont les ELEMENS DE L'ASTRONOMIE par Mr. CASSINI, qu'on a imprimé au Louvre, ensemble les Tables Astronomiques des Etoiles fixes, des Planetes, & des Satellites de Jupiter & de Saturne, avec les nouvelles découvertes & les observations principales, qui ont servi tant aux Tables, qu'aux Elémens, qu'on a tâché de mette à la portée de tout le monde.

Autre suite des Memoires de l'Académie des Sciences c'est l'ASTRONOMIE PHYSIQUE, ou Principes généraux de la Nature, appliquez au Mèchanique Astronomique, & comparez aux Principes de la Phisophie de Mr. Newton, par Mr. DE GAMACHES, de l'Academie des Sciences. On pretend que cet Ouvrage met l'allarme au Camp des Newtoniens. En effet si NEWTON etoit une fois depossedé de son domaine Astronomique, où il a deployé toute la force de ses calculs, il ne lui resteroit pas grand chose; car on est assez reveuu de ses principes Physiques.

Il paroit une brochure trés curieuse à Londres ce sont des Lettres sür les Traductions en Vers, & sur les beautez, qui règnent dans les Vers de VIRGILE & de MILTON. Elles contiennent des Observations nouvelles sur la Versification de plusieurs grands Poëtes.



Anno 1743. Mit Königlicher Freyheit. No. CI.

Donnerstag, den 22. Augusti.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.

Berlin, vom 22. Augusti.

Se. Majestät, der König, haben den Durchl. Printz Louis von Mecklenburg-Schwerin zum Obrist-Lieutenant bey dem Regimente Sr. Königl. Hoheit, des Printzen Heinrichs, ernennet, und die bisher beym Truchseßischen Regimente vacant gewesene Compagnie des jetzigen Chefs eines Infanterie-Regiments, Herrn Obristen, Marquis de Varenne, dem Capitain über eine Compagnie Grenadier vom dritten Bataillon des Königl. Regiments, Herrn von Finck, allergnädigst ertheilet, auch diesen letztern zugleich zum Major beym Truchseßischen Regimente erkläret. Verwichenen Montag reiseten Se. Hochfürstl. Durchl. der Herr General-Feld-Marschall, Erb-Printz Leopold von Anhalt-Dessau, über Potsdamm nach Dessau zurück.

Dieser Tage sind, der Hr. Graf von Gotter, und der Herr Baron von Schwertz, Directores der Opra genöthiget worden, den Balletmeister, Herrn Poitier, welcher sich einer recht übermäßigen Botmäßigkeit über die Täntzer anmaßte, und dessen Hochmuth sich so weit vergieng, daß er gegen besagte Directores tausend Insolentien verübte, fortzujagen. Man will hier keine umständliche Nachricht von allen Arten seiner übeln Aufführung mittheilen, indem deren Erzehlung bloß dazu dienen würde, bey dem Publico Verdruß und Eckel zu erwecken. Indessen bedauret man nichts mehr, als die Demoiselle Roland, eine sehr geschickte Täntzerinn, welche durch ihren stillen und angenehmen Character das unbescheidene Betragen ihres Compagnions einigermassen wieder gut macht. Ohne hier genau zu untersuchen, in was vor Verbindungen die Demoiselle Roland mit dem Hr. Poitier sich etwa befinden möchte, so ist man doch bisher nicht im Stande gewesen, sie von einander zu trennen, und man kann den Besitz einer der grösten Täntzerinnen von Europa nicht anders wieder erkaufen, man müste sich denn zu gleicher Zeit mit dem allerärgsten Thoren, und dem allergröbsten Gesellen, den Terpsicore jemahls in seiner Rolle gehabt hat, belästigen. Es ist also kein Gold ohne Zusatz, und keine Rose ohne Dornen

Ein Artikel Friedrichs des Großen gegen den Ballettmeister Poitier.

die Religionen Müsen
alle Tolleriret werden
und Mus der fiscal nuhr
das auge darauf haben
das keine der andern
abruch Tuhe, den hier
mus ein jeder nach
seiner Fasson Selich
werden

Fr.

Eigenhändige Randbemerkung Friedrichs des Großen auf eine Beschwerdeschrift der evangelischen geistlichen Behörden in Berlin über katholische Proselytenmacherei infolge der Gründung katholischer Schulen in Berlin. 1740.

alle Religionen
Seindt gleich und
guht wan nuhr
die leüte so sie
profesiren Erliche
leüte seindt, und
wen Türken und
Heiden Kähmen und
wolten das Landt
Pöpliren, so wollen
wier sie Mosqueen
und Kirchen bauen
Fr

Eigenhändige Randbemerkung Friedrichs des Großen auf das Gesuch eines Katholiken in Frankfurt um Gewährung des Bürgerrechtes. 1740.

Würdiger besonders lieber getreuer. Ihr habet nachmahls an den Regierungs Rath Wolf zu schreiben, ob Er sich nunmehro nicht entschliessen könne, in Meine dienste zu gehen und würde Ich Ihm alle raisonnable conditiones accordiren. Ich bin

Euer wohlaffectionirter König

Charlottenburg d. 22. Junii 1740.

ich bitte ihm sich um des Wolfen mühe zu geben ein mensch der die Wahrheit sucht und sie liebet muss unter aller menschlicher gesellschaft werth gehalten werden, und glaube ich das er eine Conquete im lande der Wahrheit gemacht hat wenn er den Wolf hieher persuadiret

Friderich

An den Consist: Rath Reinbeck.

Schreiben Friedrichs des Großen an den Konsistorialrat Reinbeck über die Rückberufung des von Friedrich Wilhelm I. abgesetzten Philosophen Christian Wolf in preußische Dienste. 1740. (Handschrift Preußische Staatsbibliothek, Berlin.)

den 7. aug. 1744.

Mein lieber würckl. geheimter Etats Minister v. Broich
Ich remittire Euch beykommende ordre zur vollziehung.
Ihr hättet von selbsten leicht einsehen können, wie es sich gar
nicht schicke, mir rubriquen so mit so viel juristischen Latein
bespickt sind, vorzulegen, da solche zwar denen Juristen facultäten
Schöppenstühlen und criminal gerichten bekand genug seyn
mögen, vor mir aber lauter arabisch sind. Ihr hättet selbst
leicht in dieser piece so viel mehr verschiesen sollen, da es auff
Menschen leben ankommt, und Ich keines wegs dergleichen
mit so vielen mir unbekannten worten angefüllete confir-
mationes unterschreiben kann, ohne den wahren Inhalt zu
wissen. Ihr sollet also mit dergleichen Lateinischen rubriquen
verschonet seyn, und wann Ihr was berichtet, oder Ihr Un-
terschrifft schicket, lieber deutsch schreiben, solches auch denen
secretarien der Cantzeley bekannt machen. Ich bin
Euer wohl affectionirter König

Potsdam
d. 13. aug:
1744.

[F.]

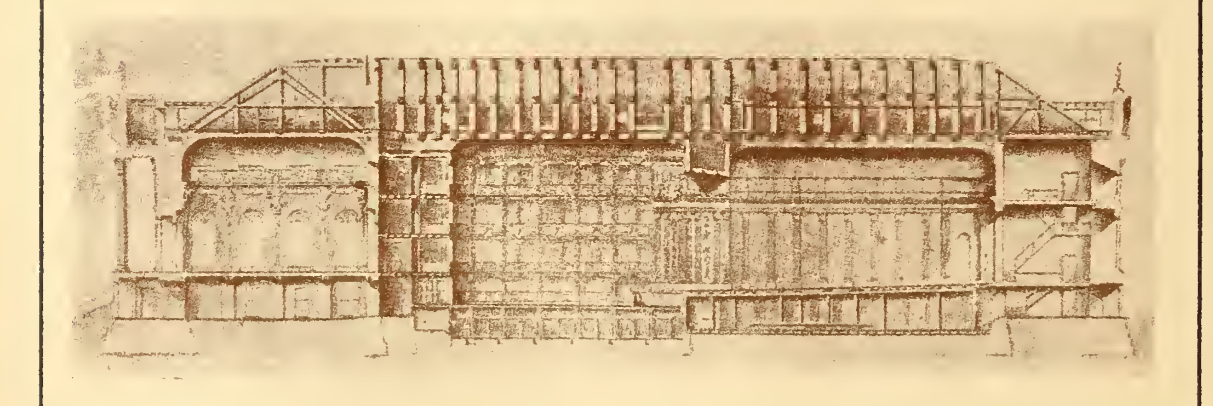
Des Herrn geh. Raths von Stosch
wollen dieses Schreiben ersehen, daß mit ingleichen darnach richten,
und demnächst denen übrigen Herrn Secr.
communiciren. d. 9 Aug 1744
Broich

An den Etats Minister v. Broich.

Kabinettsschreiben Friedrichs des Großen an den Minister von Broich. 1744. (Eigenhändige Unterstreichung des Königs, der die Anwendung des Juristenlateins in den ihm vorzulegenden Schriftstücken verbietet, und eigenhändige Namenschiffre [F.].)

V S. 222

Verfügung Friedrichs des Großen, betreffend die Verminderung der bäuerlichen Frondienste. 1748.
(Eigenhändige Randbemerkung Friedrichs II. zu der Instruktion Friedrich Wilhelms I. für das Generaldirektorium von 1722.)



Baupläne (Grundriß und Querschnitt) des (Ende 1742 eröffneten, 1743 vollendeten) Opernhausbaues Berlin.
(Getuschte Federzeichnungen von G. W. v. Knobelsdorff. Hohenzollern-Museum, Berlin.)



Bauplan (Prospekt) des Opernhausbaues Berlin.
(Getuschte Federzeichnung von G. W. v. Knobelsdorff.)

Opernhaus Berlin. 1743. (Kupferstich von J. G. Funcke.)



Ballettfigurinen mit eigenhändigen Vermerken Friedrichs



des Großen. (Archiv der Generalintendantur, Berlin.)

Sinn, der Höheres will als sich selbst, verbunden sein müssen, wenn sie denselben Mann in höherem Alter nicht vereinsamen und verdüstern soll. Sie wird auch im günstigsten Falle neben den wärmsten Verehrern bittere Feinde aufregen. Etwas von dieser Anlage hat der edlen Seele Goethes schwere Schmerzen, dauerlose Verhältnisse und viele Enttäuschungen bereitet. Sie wird doppelt verhängnisvoll für einen König, dem andere so selten sicher und gleichberechtigt gegenübertreten, dem die offenherzigsten Freunde immer noch bewundernde Schmeichler werden, ungleich in ihrem Verhalten, bald unfrei im höfischen Banne seiner Majestät, bald im Gefühl ihrer Rechte unzufriedene Tadler.

Dem König Friedrich aber wurde dieses Bedürfnis nach idealen Verhältnissen und die Sehnsucht nach Menschen, die seinem Herzen Gelegenheit gaben, sich rückhaltlos aufzuschließen, zunächst durch seinen durchdringenden Scharfblick gekreuzt und durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, welche allen falschen Einbildungen todfeind war, sich gegen jede Illusion unwillig sträubte, den Schein überall verachtete, immer dem Kern der Dinge nachspürte. Diese prüfende Auffassung des Lebens und seiner Pflichten allein mochte ihm ein guter Schutz gegen die Täuschungen werden, welche den phantasievollen Fürsten, wo er Vertrauen schenkt, häufiger kränken als den Privatmann. Aber sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete. Woher ihm diese Anlage kam? War es märkisches Blut? War es ein Erbteil seiner Urgroßmutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und seiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geistvollen Frauen, mit denen Leibniz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule seiner Jugend dazu beigetragen. Scharf ist sein Blick für die Schwächen anderer; wo er eine Blöße erspäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt sich ihm die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft schonungslos sein Wort; auch wo Schweigen und Ertragen von jeder Vorsicht geboten ist, vermag er nicht sich zu beherrschen; dann ist seine Seele wie verwandelt, erbarmungslos, unendlich übertreibend verzieht er sich das Bild des anderen zur Karikatur. Sieht man näher zu, so ist freilich auch hierbei die Freude am launigen Schaffen die Hauptsache, er befreit sich selbst von einem unholden Eindruck, indem er gegen sein Opfer erfindet, er malt ins Groteske mit innerem Behagen, und er wundert sich wohl, wenn der Betroffene tief verletzt auch wieder gegen ihn in Waffen tritt. Sehr auffallend ist darin seine Ähnlichkeit mit Luther. Daß es nicht würdig ist und vielleicht nicht geziemend, kümmert den König so wenig wie den Reformator, beide sind in einer Aufregung, wie auf der Jagd, beide vergessen über die Freude des Kampfes gänzlich die Folgen. Beide haben sich selbst und ihrer großen Sache dadurch ernsthaft geschadet und sich aufrichtig gewundert, wenn sie das einmal erkannten. Freilich sind die Keulenschläge oder die Streiche mit der Pritsche, welche der große Mönch des 16. Jahrhunderts führt, bei weitem furchtbarer als die Stiche, welche der große Fürst im Zeitalter der Aufklärung austeilt. Aber wenn der König neckt und höhnt

und vielleicht einmal boshaft zwickt, so wird ihm das unartige Wesen schwerer verziehen; denn es ist häufig kein gleicher Kampf, den er mit seinen Opfern führt. So hat der große Fürst alle seine politischen Gegner behandelt und tödliche Feindschaft gegen sich aufgeregt; über die Pompadour in Frankreich, über Kaiserin Elisabeth und Kaiserin Maria Theresia hat er an der Tafel gescherzt, beißende Verse und Pamphlete in Umlauf gesetzt. So hat er sein Dichterideal Voltaire bald gestreichelt, bald gescholten und gekratzt. So verfuhr er aber auch mit Menschen, welche er wirklich hoch schätzte, denen er das größte Vertrauen schenkte, die er in den Kreis seiner Freunde aufgenommen. Er hatte den Marquis d'Argens an seinen Hof gezogen, zum Kammerherrn gemacht, zum Mitglied der Akademie, zu einem seiner nächsten und liebsten Genossen. Die Briefe, welche er ihm aus den Feldlagern des Siebenjährigen Krieges schrieb, gehören zu den schönsten und rührendsten Erinnerungen, die uns von dem Könige geblieben sind. Als Friedrich aus dem Kriege heimkehrt, ist ihm eine liebe Hoffnung, daß der Marquis bei ihm in Sanssouci wohnen soll. Und wenige Jahre darauf ist dieses schöne Verhältnis in der peinlichsten Weise gelöst. Wie war das doch möglich? Der Marquis war vielleicht der beste Franzose, den der König an sich gefesselt, ein Mann von Ehre, feinfühlend, gebildet, dem König in Wahrheit ergeben. Aber er war weder ein bedeutender, noch ein besonders kräftiger Mann. Lange Jahre hatte der König in ihm einen Gelehrten bewundert, was er nicht war, einen weisen, klaren, sichern Philosophen mit gefälligem Witz und frischer Laune, er hatte sich sein Bild ganz gemütlich und poetisch zugerichtet. Jetzt, bei dem täglichen Zusammensein, fand der König sich getäuscht, ein weichliches Wesen des Franzosen, das mit der eigenen Kränklichkeit hypochondrisch spielte, ärgerte ihn, er begann zu erkennen, daß der gealterte Marquis weder ein großes Talent, noch von starkem Geist war, das Ideal, das er sich von ihm gemacht, wurde zerstört. Da beginnt der König ihn wegen seiner Weichlichkeit zu verspotten, der empfindliche Franzose erbittet Urlaub, zur Herstellung seiner Gesundheit auf einige Monate nach Frankreich zu reisen. Der König ist durch dies übellaunische Wesen verletzt und fährt fort, in den Freundesbriefen, welche er ihm nachsendet, dies Kranktun zu höhnen. In Frankfurt solle sich jetzt ein Werwolf zeigen, kein Zweifel, daß der Marquis dies sei, als Preuße, und in seiner kläglichen Krankenhülle. Ob er jetzt kleine Kinder esse? Die Unart habe er doch sonst nicht gehabt, aber auf Reisen ändere sich vieles am Menschen. Der Marquis bleibt statt weniger Monate zwei Winter; als er zurückkehren will, sendet er Zeugnisse seiner Ärzte; wahrscheinlich war der wackre Mann in der Tat krank gewesen, aber den König verletzt diese unbehilfliche Rechtfertigung eines alten Freundes im Innersten. Und wie dieser zurückkehrt, ist das alte Verhältnis verdorben. Noch will ihn der König nicht loslassen, aber er gefällt sich darin, durch Stachelreden und starke Scherze den Treulosen zu strafen. Da fordert der Franzose, in tiefster Seele gekränkt, seine Entlassung. Er erhält sie, und man erkennt den Schmerz und Zorn des Königs aus dem Bescheide. Als der Marquis

in dem letzten Brief, den er vor seinem Tode dem König schrieb, noch einmal nicht ohne Bitterkeit vorhielt, wie höhnend und schlecht er einen uneigennützigen Verehrer behandelt, da las der König schweigend den Brief. Aber an die Witwe des Toten schrieb er betrübt von seiner Freundschaft für ihren Gatten, und ließ ihm in fremdem Land ein kostbares Denkmal errichten. — Mit den meisten seiner Lieben ging es dem großen Fürsten so, magisch wie seine Kraft, anzuziehen, ebenso dämonisch war seine Fähigkeit, abzustoßen. Wer aber darin einen Fehler des Mannes schelten will, dem sei die Antwort, daß es in der Geschichte kaum einen anderen König gegeben hat, der in so großartiger Weise sein geheimstes Seelenleben seinen Freunden aufgeschlossen hat, als Friedrich.

Wenige Monde trug Friedrich II. die Krone, da starb Kaiser Karl VI. Jetzt trieb den jungen König alles, ein großes Spiel zu wagen. Daß er solchen Entschluß faßte, war trotz der augenblicklichen Schwäche Österreichs doch an sich Zeichen eines kecken Muts. Die Länder, welche er regierte, zählten etwa ein Siebenteil der Menschenmasse, welche in dem weiten Gebiet der Maria Theresia lebte. Es ist wahr, sein Heer war vorläufig dem österreichischen an Zahl und Kriegstüchtigkeit weit überlegen, und nach der Vorstellung der Zeit war die Masse des Volkes nicht in der Weise zur Ergänzung des Heeres geeignet wie jetzt. Und wenig ahnte er die Größe Maria Theresias. Aber schon in den Vorbereitungen zum Einmarsch bewies der König, daß er lange darauf gehofft, sich mit Österreich zu messen, in gehobener Stimmung begann er einen Kampf, der für sein Leben und das seines Staates entscheidend werden sollte. Wenig kümmerte ihn im Grunde das Recht, welches er auf schlesische Herzogtümer etwa noch hatte und durch seine Federn vor Europa zu erweisen suchte. Die Politik der Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts sorgte darum überhaupt nicht. Wer seiner Sache einen guten Schein geben konnte, benutzte auch dieses Mittel; im Notfall war auch der unwahrscheinlichste Beweis, der schalste Vorwand genug. So hatte Ludwig XIV. gekriegt, so hatte der Kaiser gegen die Türken, Italiener, Deutschen, Franzosen und Spanier seinen Vorteil verfolgt, so war dem Großen Kurfürsten eine Anzahl seiner Erfolge durch andere verdorben worden. Gerade da, wo das Recht der Hohenzollern am deutlichsten gesprochen hatte — wie in Pommern —, waren sie am meisten verkürzt worden. Durch niemand mehr als durch den Kaiser und das Haus Habsburg. Jetzt suchte ein Hohenzoller die Rache. „Sei mein Cicero und beweise das Recht meiner Sache, ich werde dein Cäsar sein und sie durchführen", schrieb Friedrich seinem Jordan nach dem Einmarsch in Schlesien. Leicht, mit beflügeltem Schritt, wie zum Tanze betrat der König die Felder seiner Siege. Immer noch war heiterer Lebensgenuß, das süße Tändeln mit Versen, geistvolles Geplauder mit seinen Vertrauten über die Freuden des Tages, über Gott, Natur und Unsterblichkeit, was er für das Salz seines Lebens hielt. Aber die große Arbeit, in die er getreten war, begann ihre Wirkungen auf seine Seele schon nach den ersten Wochen, bevor er noch die Feuerprobe der ersten großen Schlacht durch-



OUVERTURE
DU
BAL SOLEMNEL,

Que les Puiſſances de l'Europe, ont tenus a la grande Salle Germanique.

L'Invention & la Preparation de ce Bal extraordinaire, étoit ſi jolìment projettée par le grand Maître de Ceremonie (1) le Lord Fleury, que quand les grands Seigneurs y furent priez par le Maître de Ceremonie (2) Bel-Iſle, ils ne firent pas la moindre difficulté d'y paroitre.

L'Electeur de Baviere, comme Empereur a élire, donna le Bal & par conſequent paya les Violons. Les Electeurs Catholiques (3) de Mayence, (4) Treves & (5) Cologne avoient la Direction de la Muſique & non obſtant que le Grand Age des deux Premiers les empechoient de bien entendre, le dernier ſavoit ſi bien battre la Meſure que l'on ne s'appercevoit pas des mauvais Tons, quoiqu'il y eut pluſieurs mauvais Inſtrumens, puisque les petits Princes & Etats (6), agiſſant comme joueurs & chacqu'un ſuivant ſon Pais ayant aporté un Inſtrumens par le quel il croyoit ſe diſtinguer.

Quoique chacqu'un ſcut que la Reine d'Hongrie (7) étoit la Reine du Bal, pluſieurs ignoroient qui en feroit le Roi, juſqu'a ce que le Sa Majeſté Pruſſienne (8) parut le premier pour lui donner la main & ouvrir le Bal; lorsqu'ils vouloient ſe repoſer un peu, le Roi de Suede (9) offrit ſa main a une Dame Ruſſienne au lieu d'une on en vit paroitre deux, qui pretendoient chacune le pas, mais l'une (Elizabeth) (10), rendit l'autre (11) (Anne) ſi confuſe qu'elle jugea a propos de ſe retirer d'elle même du Bal.

Sur quoi les Rois de France (12), de Pologne (13) les Electeurs de Baviere & Palatin (14) danſerent chacqu'un dans leur Rang avec la Reine d'Hongrie, il ne montrerent pas tant de Vigueur que le Roi de Pruſſe & furent pluſtot las, ſur tout l'Electeur de Baviere (15) qui étoit tout en Sueur. L'on veut perſuader que la Reine d'Hongrie prend des Poudres d'or d'Angleterre, qui la fortifie aſſez pour mettre les autres ſur les dents, d'autant plus qu'elle ſe menage au commencement ne faiſant pas d'auſſi grands Sauts que ces Meſſieurs.

Les Rois d'Angleterre (16) & d'Eſpagne (17) ſe divertiſſoient en attendant par des Danſes Angloiſes, mais comme il y avoit trop de retours on voyoit le Roi d'Eſpagne (chargez D'Années) ſouhaiter qu'elles finiſſoient, au contraire ſon Epouſe (18) étoit d'autant plus attachée a ſe diſtinguer dans la Danſe, & comme Perſonne ne lui offrit aſſez tôt la main, elle Danſa ſeule la Folie d'Eſpagne, & on croit que ſon Compatriote le Roi de Sardaigne ſera ſeul auſſi une Sarabande avec elle.

Ses Fils (19) dont l'un Roi des deux Siciles qui a apris quelque choſe de l'Air de Danſer aux Depends de l'Empereur défunt, & l'autre Don Philipe qui doit être inſtruit pour compte de la Reine d'Hongrie, ſe conduiſoient comme Spectateurs & ne veulent danſer (s'ils ne ſont forcé) qu'un Menuet a Quatre, en compagnie de Madame leur Mere & le Seigneur leur Oncle. Le Grand Duc de Florence ne pas danſer parce que les Souliers neuf reçus de France un peu avant l'ouverture du Bal, le bleſſoient & lui firent craindre des Cors, il tient en attendant ſon Epouſe en balance quand elle danſe.

Les Rois de Dannemark (20) & de Portugal, (21) ne paroiſſoient point Amateurs de la Danſe & ne ſeront ſuivant les apparences que Spectateurs auſſi bien que quelques autre Seigneurs qui ont la même idée, a moins qu'on les prie extraordinairement ou qu'une Danſe Solemnele aux Flambeaux ſoit ordonnez, pour lors ils danſeront avec. Le Roi Stanislas (22) qui ne ſcait que des Poloneiſes, ſe tenoit a l'ecart & ne fera plus de cabriole a moins qu'il n'y ſoit forcé.

L'Extravagant Roi de Corſe Theodore (23), parut en habit d'Arlequin, & faiſoit des mines & cabrioles a faire crêver de rire pluſieurs Grands s'en divertirent, il diſparut tout d'un coup, mais on s'attend a le revoir bientot au Bal ſous un autre Masque.

Le Pape (24) qui tient pour Peché la Danſe, les Jeux & pareilles Vanités, préche ſecretement contre, mais on ne l'écoute point, & quand on lui ſouffla, qu'a la fin du Bal le Roi de Pruſſe & la Reine d'Hongrie pourroit bien Danſer la Reſtitution ce qui éleveroit beaucoup de pouſſiere, il fit une Croix. L'Empereur Turcq (25) auroit Volontiers eté du Bal, s'il n'avoit a faire une grande Danſe avec le Cabrioleur Koulican (26), a la quelle il s'aplique de toute ſes forces, ſans quoi il auroit vraiſemblablement fait un compliment Oriental a la Reine de Hongrie, & a la Regente de Ruſſie. Joignant la Salle au Bal, les Venitiens (27) tiennent la Banque, ou l'on croit que le Roi de Sardaigne eſt intereſſé & quoique le Duc de Medene (28) y paroiſſoit comme Croupier, on s'apercevoit a l'Ordre du Jeu que la Banque n'y gagneroit ni perderoit: parmi les Pointeurs le Roi de France perdoit conſiderablement, en voyant couler ſes Louis entre les mains des autres Pointeurs, parmi lesquels s'étoient mélés quelques Miniſtres d'Etats d'Angleterre, de Suede, de Hollande & de Pologne, ceux de Suede, en avoit une aſſez bonne Provision devant eux. Non obſtant cela le Roy de France eſpere de ſortir du Jeu ſans perte ou de recouvrer ſes Pertes a un Nouveau Bal qui doit ſuivre celui-ci & qui ſera beaucoup plus magnifique; pour cet effet il tiendra la Banque lui-même, ou le grand Maître de Ceremonie Fleury, (qui eſt a moitié Practicien & qui a de l'Eſprit juſqu'au bout des Ongles), taillera, deſorte que l'on ne doute point qu'il ne mêle ſi bien les Cartes que ſon Roi regagnera avec uſure ce qu'il avoit perdu.

On ignore encore qui ſera le Roi du prochain Bal & qui en payera les Violons.

On dit que le Duc de Holſtein (29) ſe fait inſtruire preſentement dans la Danſe a Petersbourg, pour qu'il puiſſe paroitre au Bal futur. Les Maitres a Danſer Ruſſiens n'ont point regulierement enſeignés juſqu'a preſent ce qu'a experimenté la Regente Anne qui n'avoit apriſe qu'en Ruſſie, s'étant par un faux Pas fait beaucoup de Douleur, c'eſt pourquoi ſon petit Fils Jean; doit bien apprendre a Danſer en Allemagne juſqu'a ſa majorité.

Traduit de l'Allemand.

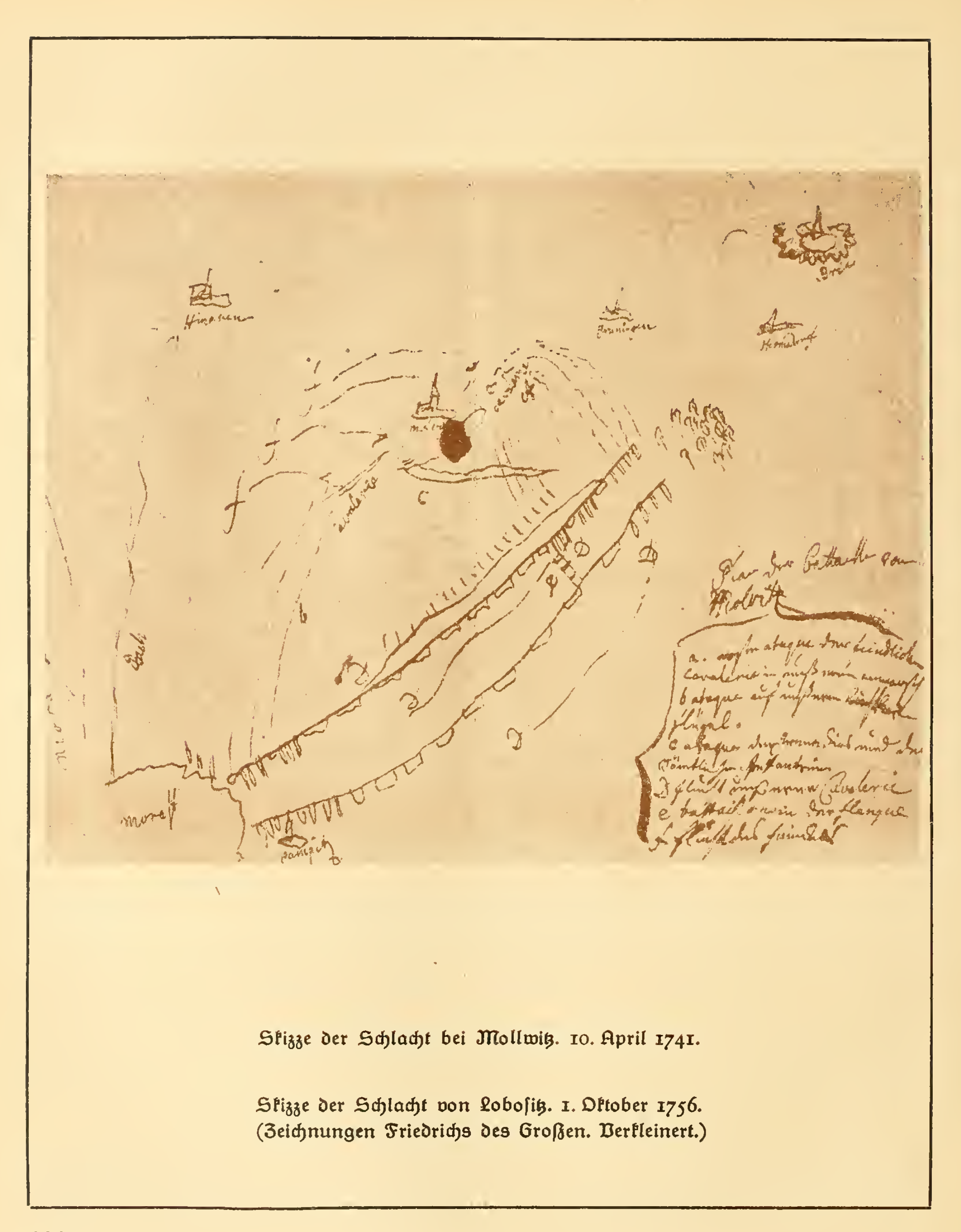
Boekverkooper op de hoek van de Gaperſteeg 1742.

Spottblatt auf den Öſterreichiſchen Erbfolgekrieg. 1742. [Einblattdruck mit Kupferſtich.]

gemacht hatte. Und sie hat seitdem an seiner Seele gehämmert und geschmiedet, bis sie sein Haar grau färbte und das feurige Herz zu klingendem Metall verhärtete. Mit der wundervollen Klarheit, die ihm eigen war, beobachtete er den Beginn dieser Änderungen. Wie ein Fremder sah er schon damals auf sein eigenes Leben. „Du wirst mich philosophischer finden, als du denkst," schreibt er dem Freunde, „ich bin es immer gewesen, bald mehr, bald weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaft, das Verlangen nach Ruhm, ja, um dir nichts zu verbergen, auch die Neugierde, endlich ein geheimer Instinkt haben mich aus der süßen Ruhe getrieben, die ich genoß, und der Wunsch, meinen Namen in den Zeitungen und der Geschichte zu sehen, hat mich seitab geführt. Komm her zu mir, die Philosophie behält ihre Rechte, und ich versichere dich, wenn ich nicht diese verdammte Vorliebe für den Ruhm hätte, ich würde nur an ruhiges Behagen denken."

Und als der treue Jordan in seine Nähe kommt und er den Mann des friedlichen Genusses furchtsam und unbehaglich im Felde sieht, da empfindet der König plötzlich, daß er ein anderer und stärkerer geworden ist. Der Ankommende war von ihm so lange als der Gelehrtere geehrt worden, er hatte ihm Verse gebessert, Briefe stilisiert, in Kenntnis der griechischen Gelehrtenschulen war er ihm weit überlegen gewesen. Und trotz aller philosophischen Bildung machte er dem König jetzt den Eindruck eines Mannes ohne Mut; mit herbem Spotte fuhr der König gegen ihn los. Und in einer seiner besten Gelegenheitsdichtungen stellt er sich selbst als Krieger dem weichlichen Philosophen gegenüber. So unbillig die Spottverse waren, mit denen er ihn immer wieder überschüttete, so schnell war doch auch die Rückkehr der alten herzlichen Empfindung. Aber es war auch der erste leise Fingerzeig des Schicksals für den König selbst; noch oft sollte ihm das gleiche begegnen, er sollte werte Männer, treue Freunde einen nach dem anderen verlieren, nicht nur durch den Tod, noch mehr durch die Kälte und Entfremdung, welche zwischen seinem und ihrem Wesen sich auftat. Denn der Weg, den er jetzt betreten hatte, sollte alle Größe, aber auch alle Einseitigkeiten seiner Natur immer stärker ausbilden, bis an die Grenze des Menschlichen; je höher er sich selbst über die anderen erhob, desto kleiner mußte ihm ihr Wesen erscheinen; fast alle, die er in späteren Jahren nach dem Maße der eigenen Leistung beurteilte, waren wenig imstande, dabei zu bestehen. Und das Mißbehagen und die Enttäuschung, die er dann empfinden sollte, wurden wieder schärfer und rücksichtsloser, bis er selbst auf einsamer Höhe aus Augen, die wie Horn in dem versteinerten Antlitz standen, auf das Treiben der Menschen zu seinen Füßen heruntersah. Immer aber bis zu seinen letzten Stunden wurde der durchdringende Strahl seines prüfenden Blickes unterbrochen durch den hellen Glanz einer weichen menschlichen Empfindung. Und daß diese ihm blieb, macht die große tragische Gestalt für uns so rührend.

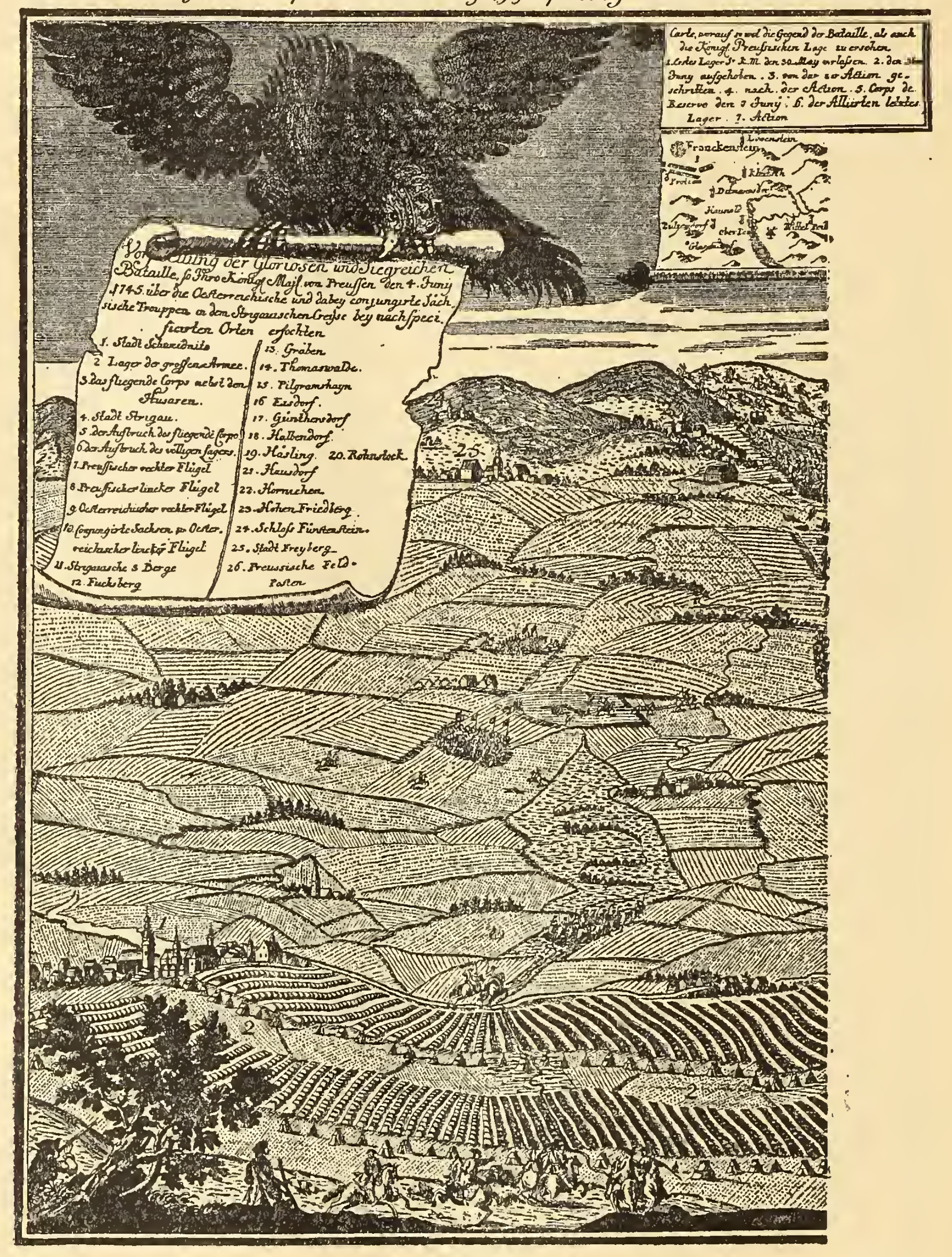
Jetzt freilich im ersten Kriege sieht er auf die stille Ruhe seines „Remusberg" noch mit Sehnsucht zurück, und tief fühlt er den Zwang eines ungeheuren Geschicks, der ihn bereits umgibt. „Es ist schwer, mit Gleichmut dies Glück und



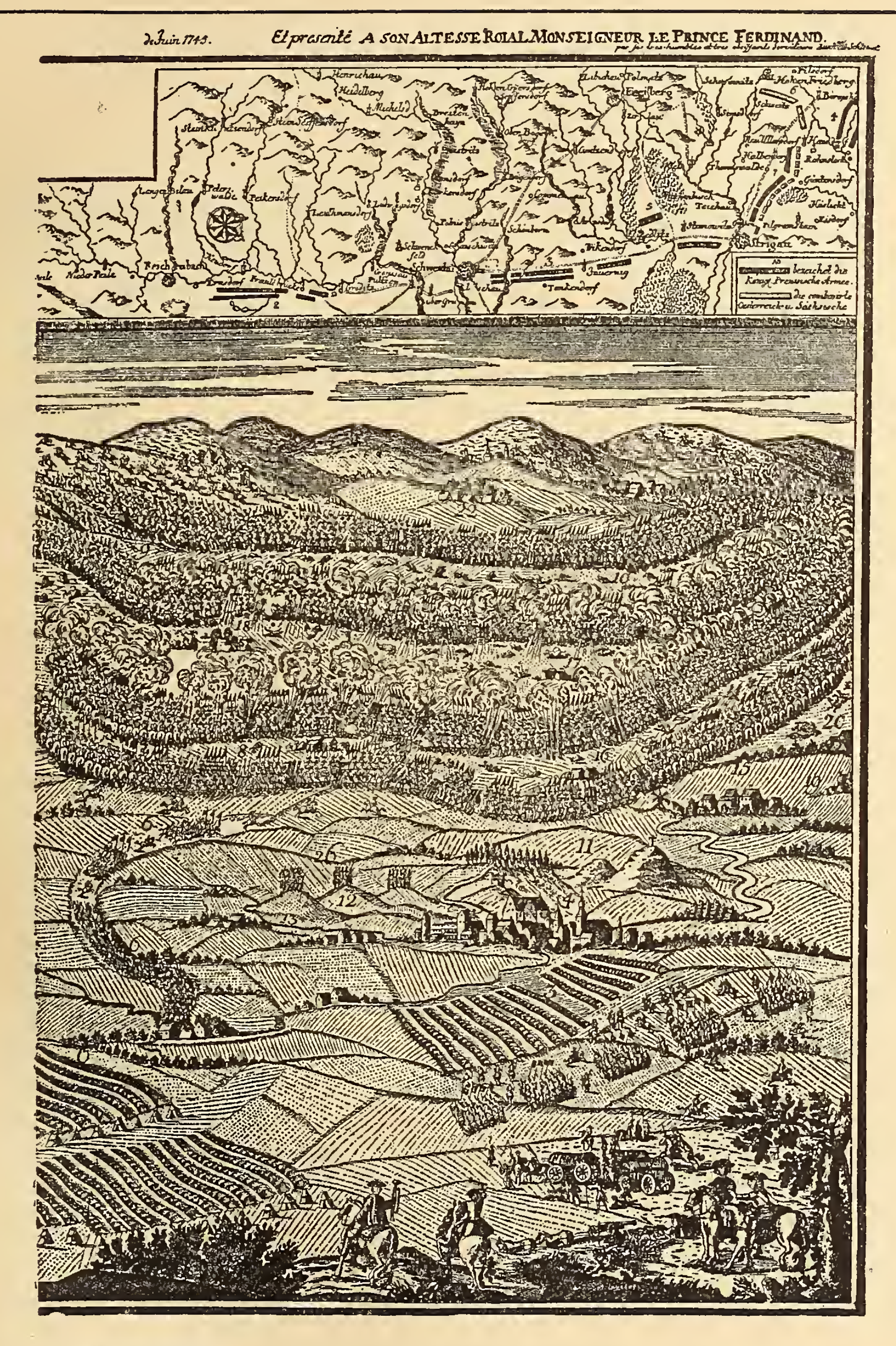
Skizze der Schlacht bei Mollwitz. 10. April 1741.

Skizze der Schlacht von Lobositz. 1. Oktober 1756.
(Zeichnungen Friedrichs des Großen. Verkleinert.)





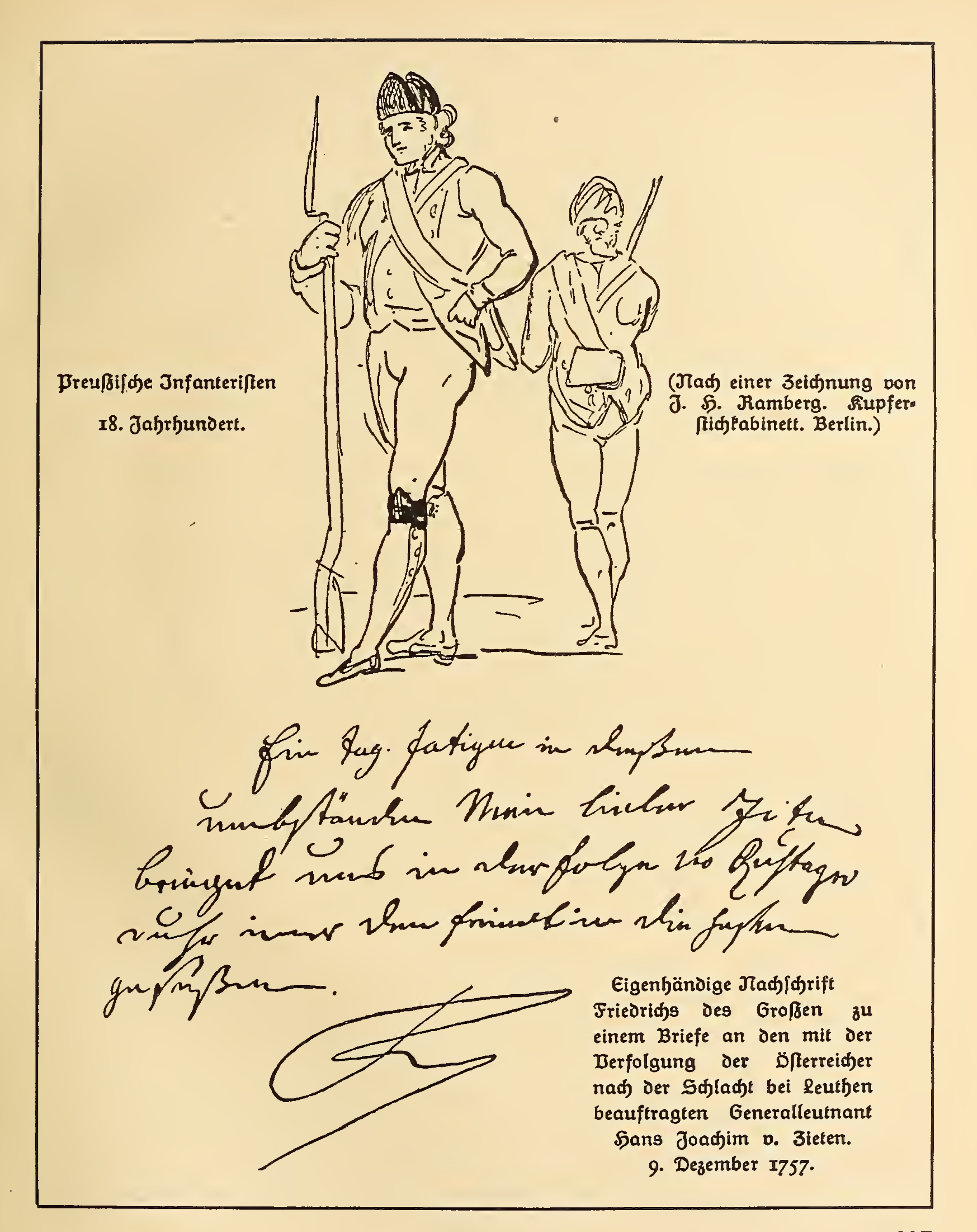
Plan der Schlacht bei Hohenfriedberg.



4. Juni 1745. (Kupferstich.)



(Kupferstich von D. Chodowiecki.)



Preußische Infanteristen

18. Jahrhundert.

(Nach einer Zeichnung von J. H. Ramberg. Kupferstichkabinett. Berlin.)

Eigenhändige Nachschrift Friedrichs des Großen zu einem Briefe an den mit der Verfolgung der Österreicher nach der Schlacht bei Leuthen beauftragten Generalleutnant Hans Joachim v. Zieten. 9. Dezember 1757.

Unglück zu ertragen", schreibt er; „wohl kann man kalt scheinen im Glück und unberührt bei Verlusten, die Züge des Gesichts können sich verstellen, aber der Mann, das Innere, die Falten des Herzens werden deshalb nicht weniger angegriffen." Und hoffnungsvoll schließt er: „Alles, was ich von mir wünsche, ist doch nur, daß die Erfolge nicht meine menschlichen Empfindungen und Tugenden verderben, zu denen ich mich immer bekannt habe. Möchten meine Freunde mich so finden, wie ich immer gewesen bin." Und am Ende des Krieges schreibt er: „Sieh, dein Freund ist zum zweiten Male Sieger. Wer hätte vor einigen Jahren gesagt, daß dein Schüler in der Philosophie eine militärische Rolle in der Welt spielen werde? daß die Vorsehung einen Dichter ausersehen würde, das politische System Europas umzustürzen?"[29] — So frisch und jung empfand Friedrich, als er aus dem ersten Kriege im Triumphzuge nach Berlin zurückkehrte.

Zum zweitenmal zieht er aus, Schlesien zu behaupten. Wieder ist er Sieger, schon hat er das ruhige Selbstgefühl eines erprobten Feldherrn, lebhaft ist seine Freude über die Güte seiner Truppen. „Alles, was mir bei diesem Siege schmeichelt," schreibt er an Frau von Camas[30], „ist, daß ich durch den schnellen Entschluß und ein kühnes Manœuvre zur Erhaltung so vieler braven Leute beitragen konnte. Ich wollte nicht den geringsten meiner Soldaten um eitlen Ruhm, der mich nicht mehr täuscht, verwunden lassen." Aber mitten in den Kampf fiel der Tod von zwei seiner liebsten Freunde, Jordan und Kayserlingk. Rührend ist seine Klage. „In weniger als drei Monaten habe ich meine beiden treuesten Freunde verloren, Leute, mit denen ich täglich gelebt habe, anmutige Gesellschafter, ehrenwerte Männer und wahre Freunde. Es ist schwer für ein Herz, das so empfindsam geschaffen wurde wie das meine, den tiefen Schmerz zurückzudrängen. Kehre ich nach Berlin zurück, ich werde fast fremd in meinem eigenen Vaterlande, vereinsamt in meinem Hause sein. Auch Sie haben das Schicksal gehabt, auf einmal viele Personen zu verlieren, die Ihnen lieb waren; ich bewundere Ihren Mut, aber nachahmen kann ich ihn nicht. Meine einzige Hoffnung ist die Zeit, die mit allem zu Ende kommt, was es in der Natur gibt. Sie fängt an die Eindrücke in unserm Gehirn zu schwächen, und hört damit auf, uns selbst zu vernichten. Ich fürchte mich jetzt vor allen den Orten, welche mir die traurige Erinnerung an Freunde, die ich für immer verloren habe, zurückrufen." — Und noch vier Wochen nach dem Tode schreibt er derselben Freundin, die ihn zu trösten versuchte: „Glauben Sie nicht, daß der Drang der Geschäfte und Gefahren in der Traurigkeit zerstreut, ich weiß aus Erfahrung, das ist ein schlechtes Mittel. Leider sind erst vier Wochen vergangen, seit meine Tränen und mein Schmerz begannen, aber nach den heftigen Anfällen der ersten Tage fühle ich mich jetzt ebenso traurig, ebensowenig getröstet, wie im Anfang." Und als ihm sein würdiger Erzieher Duhan aus der Hinterlassenschaft Jordans einige französische Bücher schickt, die der König begehrt hatte, schrieb der Fürst noch im Spätherbst desselben Jahres: „Mir kamen die Tränen in die Augen, als ich die Bücher meines armen geschiedenen Jordan öffnete; ich habe ihn so sehr geliebt und es

Continuation de la Relation, des Operations de l'Armée du Roi, en Boheme.

Ce 17me de Juillet, 1745. Du Camp de Ruſec.

Nous allons marcher, cela eſt ſeur, peut-être ſera-t'on étonné des mouvements, que nous allons faire; Mais je crois que c'eſt pour donner le change aux ennemis: Je ſuis perſuadé, qu'ils debiteront, que nous nous retirons en Sileſie, ſelon leur louable coutume, mais les ſuites feront bien voir, que l'on eſt bien eloigné de pareils deſſeins.

Les Gazettes fourmillent des plus impudents menſonges. L'on y dit, que les Autrichiens ont fait 600. priſonniers à Oppeln, ce qui eſt un fait abſolument controuvé; Car il y a prés de trois mois, que les Troupes du Roi ſont ſorties de cette Ville. On a debité de même, avec une effronterie inconcevable, que les Hongrois, à nôtre entrée en Boheme, avoient fait une ſi belle reſiſtance à Neuſtadt; Cela eſt ſi faux, que le Miniſtre de France y eſt entré, avant même que nos Troupes y fuſſent. La prudente retraite des ennemis, nous a epargné la peine, de les en deloger.

Aſſeurement les Autrichiens ſont à plaindre, d'être dans la neceſſité, de recourir à des artifices ſi groſſiers, pour en impoſer au public, Si on vouloit ſe donner la peine, de faire l'Analyſe de tous les faits evidemment faux, qu'ils ont debité, ſur le ſujet de l'Armée du Roi, l'on verroit, combien ils ſe contrediſent eux mêmes, & il eſt étonnant, que ceux, qu'une paſſion aveugle, rend ceux fanatiques, que leurs partiſans, en un mot, puiſſent ajouter foy, à des relations fabuleuſes, qui tirent leur ſeule exiſtence dans la fiction de leurs auteurs.



Preußische Relation vom 17. Juli 1745.
(Einblattdruck. Das bald nach der Schlacht von Hohenfriedberg ausgegebene Flugblatt ist ein Beispiel des Anteils, den Friedrich der Große an der offiziellen und offiziösen Publizistik nahm. Für die Einwirkung auf die öffentliche Meinung durch die Presse hat der König teils selbst eine Reihe von Flugblättern und Flugschriften verfaßt, die die militärischen und politischen Erfolge Preußens verkündeten, die feindlichen Maßnahmen verspotteten usw., teils auch noch ihre Fassung neben ihrem Inhalt mitbestimmt.)

wird mir sehr schwer zu denken, daß er nicht mehr ist." — Nicht lange, und der König verlor auch den Vertrauten, an den dieser Brief gerichtet ist.

Der Verlust der Jugendfreunde im Jahre 1745 bildet einen wichtigen Abschnitt im innern Leben des Königs. Mit den uneigennützigen ehrlichen Männern starb ihm fast alles, was ihn im Verkehr mit anderen glücklich gemacht hatte. Die Verbindungen, in welche er jetzt als Mann trat, waren sämtlich von anderer Art. Auch die besten der neuen Bekannten wurden vielleicht Vertraute einzelner Stunden, nicht die Freunde seines Herzens. Das Bedürfnis nach anregendem geistigem Verkehr blieb, ja, es wurde stärker und anspruchsvoller. Denn er ist auch darin eine einzige Erscheinung, er konnte heitere und vertrauensvolle Verhältnisse niemals entbehren, nicht das leichte, fast rückhaltlose Geplauder, welches durch alle Abstufungen menschlicher Stimmung, tiefsinnig oder frivol, von den größten Fragen des Menschengeschlechts bis zu den kleinsten Tagesereignissen herabflatterte. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er an Voltaire geschrieben und ihn zu sich eingeladen; er war mit dem Franzosen zuerst 1740 auf einer Reise bei Wesel zusammengetroffen, kurz darauf war Voltaire auf wenige Tage für schweres Geld nach Berlin gekommen, er hatte schon damals dem König den Eindruck eines Narren gemacht, aber Friedrich fühlte doch eine unendliche Verehrung vor dem Talent des Mannes; Voltaire war ihm der größte Dichter aller Zeiten, Hofmarschall des Parnasses, auf dem der König selbst so gern eine Rolle spielen wollte. Immer stärker wurde Friedrichs Wunsch, den Mann zu besitzen. Er betrachtete sich als seinen Schüler, er wünschte jeden seiner Verse durch den Meister gebilligt, er lechzte unter seinen märkischen Offizieren nach dem Witz und Geist der eleganten Franzosen; endlich war auch die Eitelkeit eines Herrschers dabei, er wollte ein Fürst der schönen Geister und Philosophen werden, wie er ein ruhmgekrönter Heerführer geworden war. Seit dem Zweiten Schlesischen Kriege wurden zumeist die Fremden seine Vertrauten, seit 1750 ward ihm die Freude, auch den großen Voltaire als Mitglied seines Hofhaltes bei sich zu sehen. Es war kein Unglück, daß der schlechte Mann nur wenige Jahre unter den Barbaren aushielt.

Diese zehn Jahre von 1746 bis 1756 sind es, in denen Friedrich als Schriftsteller Selbstgefühl und eine Bedeutung gewann, welche noch heut in Deutschland nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Über seine französischen Verse vermag der Deutsche nur unvollständig zu urteilen. Er war ein behender Dichter, dem sich mühelos jede Stimmung in Reim und Vers fügte. Er hat aber in seiner Lyrik die Schwierigkeiten der fremden Sprache vor den Augen eines Franzosen niemals vollständig überwunden, wie fleißig auch seine Vertrauten durchsahen; ja, es fehlte ihm, wie uns scheint, immer an der gleichmäßigen rhetorischen Stimmung, jenem Stil, der in der Zeit Voltaires das erste Kennzeichen eines berufenen Dichters war; denn neben schönen und erhabenen Sätzen in prächtigem Gewande störten oberflächliche Gedanken und alltäglicher Ausdruck. Auch seine Geschmacksbildung war nicht sicher und selbständig genug; er war in seinem ästhetischen Urteil schnell be=

wundernd, kurz absprechend, aber in der Stille weit abhängiger von der Meinung seiner französischen Bekannten, als sein Stolz eingeräumt hätte. Das Beste, was in der französischen Poesie damals erblühte, die Rückkehr zur Natur und der Kampf schöner Wahrheit gegen die Fesseln der überkommenen Mode, blieb dem König unverständlich; Rousseau war ihm lange Zeit ein überspannter armer Teufel, und der gewissenhafte und lautere Geist Diderots galt ihm gar für seicht. Und dennoch scheint uns, daß in seinen Gedichten und gerade in den leichten Gelegenheitsdichtungen, die er seinen Freunden gönnt, nicht selten ein Reichtum an poetischem Einzelschmuck und ein herzgewinnender Ton wahren Gefühls durchbricht, um den ihn wenigstens sein Vorbild Voltaire beneiden konnte[31]. —

Wie die Kommentare Cäsars ist Friedrichs Geschichte seiner Zeit eines der bedeutendsten Denkmale der historischen Literatur[32]. Es ist wahr, er schrieb gleich dem römischen Feldherrn, gleich jedem handelnden Staatsmann die Tatsachen so, wie sie sich in der Seele eines Beteiligten abspiegeln, nicht alles ist von ihm gleichmäßig gewürdigt, und nicht jeder Partei gönnt er ihr bestes Recht; aber er weiß unendlich vieles, was jedem Fernstehenden verborgen bleibt, und führt nicht unparteiisch, aber auch gegen seine Gegner hochgesinnt in einige innerste Bestimmungsgründe der großen Ereignisse ein. Er schrieb zuweilen ohne die Hilfsmittel, welche ein Geschichtschreiber von Fach um sich anhäufen muß, es begegnete ihm daher, daß Erinnerung und Urteil, so zuverlässig beide sind, ihn an einzelnen Stellen im Stich ließen; endlich schrieb er eine Verteidigungsschrift seines Hauses, seiner Staatskunst, seiner Feldzüge, und wie Cäsar verschweigt er einigemal und legt die Tatsachen so zurecht, wie er sie auf die Folgezeit gebracht wünscht. Aber die Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, mit der er sein Haus und sein eigenes Tun behandelt, ist dennoch nicht weniger bewundernswert als die überlegene Ruhe und Freiheit, in der er über den Begebenheiten schwebt, trotz der kleinen Redeschnörkel, welche im Geschmack der Zeit lagen.

Erstaunlich wie seine Fruchtbarkeit ist seine Vielseitigkeit. Einer der größten Militärschriftsteller, ein bedeutender Geschichtschreiber, behender Dichter, und daneben populärer Philosoph, praktischer Staatsmann, ja sogar anonymer, sehr ausgelassener Pamphletschreiber und einigemal Journalist, ist er stets bereit, für alles, was ihn erfüllt, erwärmt, begeistert, mit der Feder ins Feld zu ziehen, und jeden anzugreifen in Versen und Prosa, der ihn reizt oder ärgert, nicht nur Papst und Kaiserin, Jesuiten und holländische Zeitungsschreiber, auch alte Freunde, wenn sie ihm lau erscheinen, was er nicht leiden kann, oder wenn sie gar von ihm abzufallen drohen. Nie hat es — seit Luther — einen so kampflustigen, rücksichtslosen, unermüdlichen Schreiber gegeben. Sobald er die Feder zum Schreiben ansetzt, ist er wie Proteus alles, Weiser oder Intrigant, Historiker oder Dichter, wie es gerade die Sachlage verlangt, immer ein bewegter, feuriger, geistvoller, zuweilen auch unartiger Mensch, an seine königliche Würde aber denkt er wenig. Alles was ihm lieb ist, feiert er durch Gedichte oder Lobreden: die erhabenen Lehren seiner

Philosophie, seine Freunde, sein Heer, Freiheit des Glaubens, selbständige Forschung, religiöse Duldsamkeit und Bildung des Volkes.

Erobernd hatte der Geist Friedrichs sich nach allen Richtungen ausgebreitet. Es gab, so schien es, kein Hindernis, das ihn aufhielt, wo der Ehrgeiz antrieb zu siegen. Da kamen die Jahre der Prüfung, sieben Jahre furchtbarer, herzquälender Sorgen. Der große Lebensabschnitt, wo dem reichen hochfliegenden Geiste die schwersten Aufgaben, die je ein Mensch bestanden, auferlegt wurden, wo ihm fast alles unterging, was er für sich selbst an Freude und Glück, an Hoffnungen und egoistischem Behagen besaß, wo auch Holdes und Anmutiges in dem Menschen sterben sollte, damit er der entsagende Fürst seines Volkes, der große Beamte des Staates, der Held einer Nation wurde. Nicht eroberungslustig zog er diesmal in den Kampf; daß er um sein und seines Staates Leben zu kämpfen hatte, war ihm lange vorher deutlich geworden. Aber um so höher wuchs ihm der Entschluß. Wie der Sturmwind wollte er in die Wolken brechen, die sich von allen Seiten um sein Haupt zusammenzogen. Durch die Wucht eines unwiderstehlichen Angriffs gedachte er die Wetter zu zerteilen, bevor sie sich entluden. Er war bis dahin nie besiegt worden, seine Feinde waren geschlagen, so oft er, sein furchtbares Werkzeug, das Heer, in der Hand, auf sie gestoßen war. Das war eine Hoffnung, die einzige. Wenn ihm auch diesmal die erprobte Gewalt nicht versagte, so mochte er seinen Staat retten.

Aber gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Österreichern, den alten Feinden, sah er, daß auch sie von ihm gelernt hatten und andere geworden waren. Bis zum äußersten spannte er seine Kraft, und bei Kollin versagte sie ihm. Der 18. Juni 1757 ist der verhängnisvollste Tag in Friedrichs Leben. Dort begegnete, was ihm noch zweimal in diesem Kriege den Sieg entriß: der Feldherr hatte seine Feinde zu gering geachtet, er hatte seinem eigenen tapfern Heere das Übermenschliche zugemutet. Nach einer kurzen Betäubung hob sich Friedrich in neuer Kraft. Aus dem Angriffskriege war er auf eine verzweifelte Abwehr angewiesen, von allen Seiten brachen die Gegner gegen sein kleines Land, mit jeder großen Macht des Festlandes trat er in tödlichen Kampf, er, der Herr über nur vier Millionen Menschen und über ein geschlagenes Heer. Jetzt bewährte er seine Feldherrnbegabung, wie er sich nach Verlusten den Feinden entzog und sie wieder packte und schlug, wo man ihn am wenigsten erwartete, wie er sich bald dem einen, bald dem anderen Heere entgegenwarf, unübertroffen in seinen Anordnungen, unerschöpflich in seinen Hilfsmitteln, unerreicht als Führer und Schlachtenherr seiner Truppen. So stand er, einer gegen fünf, gegen Österreicher, Russen, Franzosen, von denen jeder einzelne der Stärkere war, zu gleicher Zeit noch gegen Schweden und die Reichstruppen. Fünf Jahre lang kämpfte er so gegen eine ungeheure Übermacht, jedes Frühjahr in Gefahr, allein durch die Massen erdrückt zu werden, jeden Herbst wieder befreit. Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Mitgefühls ging durch Europa. Und unter den ersten widerwilligen Lobrednern waren seine heftigsten Feinde. Gerade

Bildnisse der in gegenwärtigem Krie
17









(Kupferstich von

gc befindlichen gekrönten Mächte.
59.









C. Fritzsch. 1759.)



Friedrich der Große. (Kupferstich von J. G. Wille nach einem Gemälde von A. Pesne.)



Friedrich der Große in Nimburg nach der Schlacht bei Kollin. 18. Juni 1757.
(Kupferstich von D. Berger, 1801, nach einem Gemälde von Frisch. Links im Vordergrunde Seydlitz, rechts Zieten und Fürst Moritz von Anhalt. Die Darstellung des legendären Vorganges gibt nicht alle Einzelheiten der Uniformen richtig wieder.)

jetzt, in diesen Jahren des wechselnden Geschickes, wo der König selbst so bittre Zufälle des Schlachtenglücks erlebte, wurde seine Kriegführung das Staunen aller Heere Europas. Wie er seine Linien gegen den Feind zu stellen wußte, immer als der Schnellere und Gewandtere, wie er so oft in schräger Stellung den schwächsten Flügel des Feindes überflügelte, zurückdrängte und zusammenwarf, wie seine Reiterei, die neu geschaffen zu der ersten der Welt geworden war, in Furie über den Feind stürzte, seine Reihen zerriß, seine Haufen zersprengte, das wurde überall als neuer Fortschritt der Kriegskunst, als die Erfindung des größten Genies gepriesen. Taktik und Strategie des preußischen Heeres wurden für alle Armeen Europas fast ein halbes Jahrhundert Vorbild und Muster. Einstimmig wurde das Urteil, daß Friedrich der größte Feldherr seiner Zeit sei, daß es vor ihm, solange es eine Geschichte gibt, wenig Heerführer gegeben, die mit ihm zu vergleichen wären. Daß die kleinere Zahl so häufig gegen die Mehrzahl siegte, daß sie auch geschlagen nicht zerschmolz, sondern, wenn kaum der Feind seine Wunden geheilt, so drohend und gerüstet wie früher ihm gegenübertrat, das schien unglaublich. Wir aber rühmen nicht die Kriegführung des Königs allein, auch die kluge Bescheidenheit, mit welcher er seine Lineartaktik handhabte. Er wußte sehr gut, wie sehr ihn die Rücksicht auf Magazine und Verpflegung beengte und die Tausende von Karren, auf denen er Lebensmittel und die Tagesbedürfnisse des Soldaten mit sich führen mußte. Aber er wußte auch, daß diese Art der Kriegführung für ihn die einzige Rettung war. Einmal, als er nach der Schlacht bei Roßbach den bewundernswerten Marsch nach Schlesien machte, 41 Meilen in 15 Tagen, da in der höchsten Gefahr verließ er sein altgewohntes Verfahren, er zog durch die Länder wie jetzt andere Armeen, er ließ die Leute von den Wirten verpflegen. Aber sogleich kehrte er wieder weise zu dem alten Brauch zurück[33]. Denn sobald seine Feinde ihm diese freie Bewegung nachmachen lernten, war er sicher verloren. Wenn die alte Landesmiliz in seinen alten Provinzen wieder aufstand, die Schweden verjagen half und Kolberg und Berlin tapfer verteidigte, so ließ er sich das zwar gerne gefallen; aber er hütete sich sehr, den Volkskrieg zu ermuntern, und als sein ostfriesisches Landvolk sich selbstkräftig gegen die Franzosen erhob und von diesen dafür hart heimgesucht wurde, ließ er ihm rauh sagen, es sei selbst schuld daran; denn der Krieg sollte für die Soldaten sein, für den Bauer und Bürger die ungestörte Arbeit, die Steuern, die Aushebung. Er wußte wohl, daß er verloren war, wenn ein Volkskrieg in Sachsen und Böhmen gegen ihn aufgeregt wurde. Gerade diese Beschränkung des umsichtigen Feldherrn auf die militärischen Formen, welche ihm allein den Kampf möglich machten, mag zu seinen größten Eigenschaften gerechnet werden.

Immer lauter wurde der Schrei der Trauer und Bewunderung, mit welchen Deutsche und Fremde diesem Todeskampfe des umstellten Löwen zusahen. Schon im Jahre 1740 war der junge König von den Protestanten als Parteigänger für Gewissensfreiheit und Aufklärung gegen Verfolgungssucht und Jesuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Kollin die Franzosen bei Roßbach

le 5e

Nous venons de battre Totallement
Les françois et Les Cercles, nous
avons un Grand Nombre de prissoniers
plus de 50 Cannons, des Drapaux et
Etendars, le Conte de Revel L: Gr:
est prisonier beaucoup de generaux et
officiers, L'Enemy etoit 50/m homes, nous
20/m Le Ciel a teny La juste Causse
il faut faire des Tedeoms avec du
Canon et Les decharges d'Infanterie
a berlin Stetin Magdebourg,
il est Nuit Close demain nous
poursuivrons L'Enemy jusqu'a
L'Unstrut, j'aitois Campé a Rossbach
et ils m'avoient Voulu tourner da coté
de Weissenfeldt, je Les ai poursuivi
jusqu'au premiers defilé. Mon frere Henry
est blessé Legerement de meme que le
general Seidlitz, je Crois le general Meinicke
Mort, si nous avons perdus 400 homes
morts et blessés c'est le bout du Monde.

Federic

Brief Friedrichs des Großen an den Herzog von Braunschweig-Bevern über die Schlacht bei Roßbach vom 5. November 1757.
(Der General Peter von Meinicke war nur leicht verwundet worden.)

Disposition de ce que
se doit faire en cas que je sois Tué

Je Ordonne a Mes Generaux tout ce qui se doit faire apres
la Bataille en cas de bonheur ou de Malheur, quant aux
reste, pour ce qui me regarde je veux etre enterré a
Sanssouci sans faste sans pompe et de nuit je ne veux pas
que Mon Corps soit ouvert mais qu'on m'envoye la bas
sans faston et qu'on m'enterre la Nuit, Quand aux
affaires il faut dabord un Ordre a tout les Commandans
de faire preter le serment a Mon frere; si la
Bataille se gagne il faut neanmoins que mon frere
Depeche quelqu'un en france avec une Notification
et qui Negotie en meme temps la paix avec des pleinpouvoirs
on Ouvrira Mon testament, et je Dispense mon frere
de Tout Les Legs en Argent comptant que j'ai fait
a Cause que le Triste etat de ses affaires
L'Empeche de Les Acomplir, je Lui recommande
mes aides de Camp surtout Wobersnau, Crusemarc,
Oppen et Lentulus, ceci doit Tenir Lieu de Testament
Militaire.

je recommande a ses soins tout
mes domestiques.
fait Le 28 de Novembre 1757.

Federic

Disposition Friedrichs des Großen vor der Schlacht bei Leuthen vom 28. November 1757.

V S. 246, 2

so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held Deutschlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Durch zweihundert Jahre hatten die Franzosen dem vielgeteilten Land große Unbill zugefügt, gerade jetzt begann das deutsche Wesen sich gegen den Einfluß französischer Bildung zu setzen, und jetzt hatte der König, der selbst die Pariser Verse so sehr bewunderte, die Pariser Generäle so unübertrefflich mit deutschen Kugeln weggescheucht. Es war ein so glänzender Sieg, eine so schmachvolle Niederlage der alten Feinde, es war eine Herzensfreude überall im Reich; auch wo die Soldaten der Landesherren gegen König Friedrich im Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauer über seine deutschen Hiebe. Und je länger der Krieg dauerte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr erhob sich das Selbstgefühl der Deutschen. Seit langen, langen Jahren fanden sie jetzt einen Helden, auf dessen Kriegsruhm sie stolz sein durften, einen Mann, der mehr als Menschliches leistete. Unzählige Anekdoten liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von seiner Ruhe, guten Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue seines Heeres flog Hunderte von Meilen; wie er in Todesnot die Flöte im Zelte blies, wie seine wunden Soldaten nach der Schlacht Choral sangen, wie er den Hut vor einem Regiment abnahm — es ist ihm seitdem öfter nachgemacht worden —, das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Tränen der Rührung gehört. Es war natürlich, daß die Dichter sein Lob sangen, waren doch drei von ihnen im preußischen Heere gewesen, Gleim und Lessing als Sekretäre kommandierender Generäle, und Ewald von Kleist, ein Liebling der jungen literarischen Kreise, als Offizier, bis ihn die Kugel bei Kunersdorf traf. Aber noch rührender für uns ist die treue Hingebung des preußischen Volkes. Die alten Provinzen, Preußen, Pommern, die Marken, Westfalen litten unsäglich durch den Krieg, aber die stolze Freude, Anteil an dem Helden Europas zu haben, hob auch den kleinen Mann oft über das eigene Leiden heraus. Der bewaffnete Bürger und Bauer zog jahrelang immer wieder als Landmiliz ins Feld. Als eine Anzahl Rekruten aus dem Cleveschen und der Grafschaft Ravensberg nach verlorenem Treffen fahnenflüchtig wurde und in die Heimat zurückkehrte, da wurden die Ausreißer von ihren eigenen Landsleuten und Verwandten für eidbrüchig erklärt, verbannt und aus den Dörfern zum Heere zurückgejagt.

Nicht anders war das Urteil im Ausland. In den protestantischen Kantonen der Schweiz nahm man so warmen Teil an dem Geschick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom deutschen Reich abgelöst worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank wurden, wenn die Sache des Königs schlecht stand[34]. Ebenso war es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuser wurden erleuchtet, Bildnisse und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündigte Pitt bewundernd jede neue Tat des großen Verbündeten. Selbst zu Paris war man im Theater, in den Gesellschaften mehr preußisch als französisch gesinnt. Die Franzosen spotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der

Pompadour, wer dort für die französischen Waffen war, so berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürst Peter und sein Anhang so gut preußisch, daß dort bei jedem Nachteil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja, bis in die Türkei und zum Khan der Tataren reichte die Begeisterung. Und diese Pietät eines ganzen Weltteils überdauerte den Krieg. Dem Maler Hackert wurde mitten in Sizilien bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hätten, daß er ein Preuße sei, ein Untertan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Muley Ismael, Kaiser von Marokko, ließ die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, den die Barbaresken nach Mogador geschleppt, ohne Lösung frei, schickte die Mannschaft neugekleidet nach Lissabon und gab ihnen die Versicherung: ihr König sei der größte Mann der Welt, kein Preuße solle in seinen Ländern Gefangener sein, seine Kreuzer würden nie die preußische Flagge angreifen.

Arme gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor anderen geachtet zu sein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft alles wie umgewandelt. Wie aus bangem Traum erwacht sah der Landsmann auf die Welt und in sein eigenes Herz. Lange hatten die Menschen still vor sich hingelebt, ohne Vergangenheit, deren sie sich freuten, ohne eine große Zukunft, auf die sie hofften. Jetzt empfanden sie auf einmal, daß auch sie teilhatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein König und sein Volk, alle von ihrem Blute, dem deutschen Wesen eine goldene Fassung gegeben hatten, der Geschichte der gesitteten Menschheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten sie alle selbst, wie ein großer Mensch kämpfte, wagte und siegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibstube, friedlicher Denker, phantasievoller Träumer, du hast über Nacht gelernt, mit Lächeln auf das Fremde herabzusehen und von deiner eigenen Anlage Großes zu hoffen. Versuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt. —

Aber während die junge Kraft des Volkes in begeisterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdes der große Fürst, der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein schwacher Ton klang der begeisternde Ruf des Volkes an sein Ohr, fast gleichgültig vernahm ihn der König. In ihm wurde es stiller und kälter. Zwar immer wieder kamen leidenschaftliche Stunden des Schmerzes und herzzerreißender Sorge. Er verschloß sie vor seinem Heere in sich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, gespannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Kollin starb seine Mutter; wenige Wochen darauf scheuchte er im Zorn seinen Bruder August Wilhelm vom Heere, das dieser zu führen nicht kräftig genug gewesen war; das Jahr darauf starb auch dieser, wie der meldende Offizier dem König verkündete, durch Gram getötet. Kurz darauf

erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Schwester von Baireuth. Einer nach dem anderen von seinen Generälen sank an seiner Seite oder verlor des Königs Vertrauen, weil er den übermenschlichen Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen war. Seine alten Soldaten, sein Stolz, eherne Krieger in drei harten Kriegen erprobt, sie, die sterbend noch die Hand nach ihm ausstreckten und seinen Namen riefen, wurden in Haufen um ihn zerschmettert, und was in die weiten Gassen eintrat, die der Tod unaufhörlich in sein Heer riß, das waren junge Leute, manche gute Kraft, viel schlechtes Volk. Der König gebrauchte sie, wie die anderen auch, strenger, härter. Auch der schlechteren Masse gab sein Blick und Wort Tapferkeit und Hingebung, aber er wußte doch, wie dies alles nicht retten würde; kurz und schneidend wurde sein Tadel, sparsam sein Lob. So lebte er fort, fünf Sommer und Winter kamen und gingen, riesig war die Arbeit, unermüdlich sein Denken und Entwerfen neuer Pläne, das Fernste und Kleinste übersah prüfend sein Adlerauge, und doch keine Änderung, und doch nirgend eine Hoffnung. Der König las und schrieb in den Stunden der Ruhe, gerade wie früher, er machte seine Verse und unterhielt brieflichen Verkehr mit Voltaire und Algarotti, aber er war gefaßt, alles das werde nächstens für ihn ein Ende haben, ein kurzes, schnelles; er trug Tag und Nacht bei sich, was ihn von Daun und Laudon frei machte. Der ganze Handel wurde ihm zuweilen verächtlich.

Diese Stimmungen des Mannes, von welchem das geistige Leben Deutschlands seine neue Zeit datiert, verdienen wohl, daß der Deutsche sie mit Ehrfurcht beachte. Es ist hier nur möglich, einzelnes herauszuheben, wie es vorzugsweise in den Briefen Friedrichs an den Marquis d'Argens und Frau von Camas hervorbricht. So spricht der große König von seinem Leben:

(1757. Juni.) Das Mittel gegen meinen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu tun verpflichtet bin, und in den fortgesetzten Zerstreuungen, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt. Wenn ich bei Kollin getötet wäre, ich würde jetzt in einem Hafen sein, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Jetzt muß ich noch über das stürmische Meer schiffen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Gut gewährt, was ich auf dieser Welt nicht habe finden können. — Seit zwei Jahren stehe ich wie eine Mauer, in die das Unglück Bresche geschossen hat. Aber denken Sie nicht, daß ich weich werde. Man muß sich schützen in diesen unseligen Zeiten durch Eingeweide von Eisen und ein Herz von Erz, um alles Gefühl zu verlieren. Der nächste Monat wird entscheiden für mein armes Land. Meine Rechnung ist: ich werde es retten, oder mit ihm untergehen. Sie können sich keinen Begriff machen von der Gefahr, in der wir sind, und von den Schrecken, die uns umgeben. —

(1758. Dezember.) Ich bin dies Leben sehr müde, der ewige Jude ist weniger hin und her gezogen als ich, ich habe alles verloren, was ich auf dieser Welt geliebt und geehrt habe, ich sehe mich umgeben von Unglücklichen, deren Leiden ich nicht abhelfen kann. Meine Seele ist noch gefüllt mit den Eindrücken der Trümmer-

haufen aus meinen besten Provinzen und der Schrecken, welche eine Horde mehr von unvernünftigen Tieren als von Menschen dort verübt hat. Auf meine alten Tage bin ich fast bis zu einem Theaterkönig herabgekommen; Sie werden mir zugeben, daß eine solche Lage nicht so reizvoll ist, um die Seele eines Philosophen an das Leben zu fesseln. —

(1759. März.) Ich weiß nicht, was mein Schicksal sein wird. Ich werde alles tun, was von mir abhängen wird, um mich zu retten, und wenn ich unterliege, der Feind soll es teuer bezahlen. Ich habe mein Winterquartier als Klausner überstanden, ich speise allein, bringe mein Leben mit Lesen und Schreiben hin, und soupiere nicht. Wenn man traurig ist, so kostet es auf die Länge zu viel, unaufhörlich seinen Verdruß zu verbergen, und es ist besser, sich allein zu betrüben, als seine Verstimmung in die Gesellschaft zu bringen. Nichts tröstet mich als die starke Anspannung, welche die Arbeit fordert; solange sie dauert, verscheucht sie die traurigen Ideen.

Aber ach, wenn die Arbeit geendet ist, dann werden die Grabesgedanken wieder so lebendig wie vorher. Maupertuis hat recht, die Gesamtzahl der Übel ist größer als die des Guten. Aber mir ist es gleich, ich habe fast nichts mehr zu verlieren, und die wenigen Tage, die mir bleiben, beunruhigen mich nicht so sehr, daß ich mich lebhaft dafür interessieren sollte. —

(1759. 16. August.) Ich will mich auf ihren Weg stellen und mir den Hals abschneiden lassen, oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben. Wenn mir aber dieser Streich fehlschlägt, so halte ich mich für quitt gegen mein Land, und es wird mir erlaubt sein, für mich selbst zu sorgen. Es gibt Grenzen für alles. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Mut nimmt. Aber ich bin sehr entschlossen, wenn dies Unternehmen fehlschlägt, mir einen Ausweg zu machen, um nicht der Spielball von jeder Art Zufall zu sein. — Glauben Sie mir, man braucht noch mehr als Festigkeit und Ausdauer, um sich in meiner Lage zu erhalten. Aber ich sage Ihnen frei heraus, wenn mir ein Unglück begegnet, so rechnen Sie nicht darauf, daß ich Verderben und Untergang meines Vaterlandes überlebe. Ich habe meine eigne Weise zu denken. Ich will weder Sertorius noch Cato nachahmen, ich denke gar nicht an meinen Ruhm, sondern an den Staat. —

(1760. Oktober.) Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich andere nicht betrüben und beunruhigen will. — Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Augenblick erleben, der mich verpflichten wird, einen nachteiligen Frieden zu schließen. Keine Überredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich

ce 12   praes: d. 15ten Aug: 1759.

J'ai attaqué ce matin a 11 heures L'Enemy
nous les avons poussé jusqu'au Cimetiere des
Juifs auprès de francfort, toutes mes troupes
ont doné et ont fait des prodiges, mais ce Cimetiere
nous a fait perdre un prodigieux monde nos gens
se sont mis en Confusion je les ai ralié trois
fois a la fin j'ai pensé etre pris moy meme
et j'ai ete obligé de Ceder le Champ de battaille
mon habit est Criblé de coups, j'ai deux chevaux
de Tué, mon malheur est de vivre encore
Notre perte est tres Considerable d'une
armée de 48 m homes je n'en ai pas 3. dans
Le moment que je parle tout fuit, et je ne
suis plus Maitre de mes Gens, on fera bien
a berlin de penser a La sureté C'est un
Cruel revers, je n'y survivrai pas, les suites
de l'affaire seront pires que l'affaire meme
je n'ai plus de resource, et a ne point mentir
je Crois tout perdu, je ne survivrai point
a La perte de ma patrie, adieu pour jamais

Federic.

Eigenhändiges Schreiben Friedrichs des Großen an den Minister Graf Finckenstein am Abend nach der Schlacht bei Kunersdorf. 12. August 1759.

meinen Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich wird, sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich sage es und ich wiederhole es: nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Ich habe einige Bemerkungen über die militärische Begabung Karls XII. gemacht[35], aber ich habe nicht darüber nachgedacht, ob er sich hätte töten sollen oder nicht. Ich denke, daß er nach der Einnahme von Stralsund weiser getan hätte, sich zu expedieren; aber was er auch getan oder gelassen hat, sein Beispiel ist keine Richtschnur für mich. Es gibt Leute, welche sich vom Glück belehren lassen; ich gehöre nicht zu der Art. Ich habe für andere gelebt, ich will für mich sterben. Ich bin sehr gleichgültig über das, was man darüber sagen wird, und versichere Ihnen, ich werde es niemals hören. Heinrich IV. war ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, der sein Glück machte, ihm kam es nicht darauf an; wozu hätte er sich im Unglück hängen sollen? Ludwig XIV. war ein großer König und hatte große Hilfsmittel, er zog sich wohl oder übel aus der Sache. Was mich betrifft, ich habe nicht die Hilfsquellen dieses Mannes, aber die Ehre ist mir mehr wert als ihm, und wie ich Ihnen gesagt habe, ich richte mich nach niemand. Wir zählen, wenn mir recht ist, fünftausend Jahre seit Schöpfung der Welt, ich glaube, daß diese Rechnung viel zu niedrig für das Alter des Universums ist. Das Land Brandenburg hat gestanden diese ganze Zeit, bevor ich war, und wird fortbestehen nach meinem Tode. Die Staaten werden erhalten durch die Fortpflanzung der Rassen, und solange man mit Vergnügen daran arbeiten wird, das Leben zu vervielfältigen, wird auch der Haufen durch Minister oder Fürsten regiert werden. Das bleibt sich fast gleich: ein wenig einfältiger, ein wenig klüger, die Unterschiede sind so gering, daß die Masse des Volkes kaum etwas davon wahrnimmt. Wiederholen Sie mir also nicht die alten Einwendungen der Hofleute, Eigenliebe und Eitelkeit vermögen durchaus nicht meine Empfindung zu ändern. Es ist kein Akt der Schwäche, so unglückliche Tage zu enden, es ist eine vorsichtige Politik. — Ich habe alle meine Freunde verloren, meine liebsten Verwandten, ich bin unglücklich nach allen Möglichkeiten, ich habe nichts zu hoffen, meine Feinde behandeln mich mit Verachtung, mit Hohnlachen, und ihr Stolz rüstet sich, mich unter ihre Füße zu treten.

(1760. November.) Meine Arbeit ist schrecklich, der Krieg hat fünf Feldzüge gedauert. Wir vernachlässigen nichts, was uns Mittel des Widerstandes geben kann, und ich spanne den Bogen mit meiner ganzen Kraft; aber eine Armee ist zusammengesetzt aus Armen und Köpfen. Arme fehlen uns nicht, aber die Köpfe sind bei uns nicht mehr vorhanden, wenn Sie sich nicht etwa die Mühe geben wollen, mir einige beim Bildhauer Adam zu bestellen, und die würden gerade soviel nützen, als was ich habe. Meine Pflicht und Ehre halten mich fest. Aber trotz Stoizismus und Ausdauer gibt es Augenblicke, wo man einige Lust verspürt,

sich dem Teufel zu ergeben. Adieu, mein lieber Marquis, lassen Sie sich's gut gehen und machen Sie Ihre Gelübde für einen armen Teufel, der sich von hinnen begeben wird, um nach jener Wiese, die mit Asphodelos bepflanzt ist, zu reisen, wenn der Frieden nicht zustande kommt.

(1761. Juni.) Zählen Sie dies Jahr nicht auf den Frieden. Wenn das Glück mich nicht verläßt, so werde ich mich aus dem Handel ziehen, so gut ich kann. Aber ich werde im nächsten Jahr noch auf dem Seil tanzen und gefährliche Sprünge machen müssen, wenn es Ihren sehr apostolischen, sehr christlichen und sehr moskowitischen Majestäten gefällt, zu rufen: „Springe, Marquis!" — Ach, wie sind die Menschen doch hartherzig! Man sagt mir: „Du hast Freunde." Ja, schöne Freunde, die mit gekreuzten Armen einem sagen: „Wirklich, ich wünsche dir alles Glück!" — „Aber ich ertrinke, reicht mir einen Strick!" — „Nein, du wirst nicht ertrinken." — „Doch, ich muß im nächsten Augenblick untergehn." — „O, wir hoffen das Gegenteil. Aber wenn dir das begegnete, so sei überzeugt, wir werden dir eine schöne Grabschrift machen." — So ist die Welt, das sind die schönen Komplimente, womit man mich von allen Seiten bewillkommt.

(1762. Januar.) Ich bin so unglücklich in diesem ganzen Kriege gewesen mit der Feder und mit dem Degen, daß ich ein großes Mißtrauen gegen alle glücklichen Ereignisse erhalten habe. Ja, die Erfahrung ist eine schöne Sache; in meiner Jugend war ich ausgelassen wie ein Füllen, das ohne Zaum auf einer Wiese umherspringt, jetzt bin ich vorsichtig geworden wie der alte Nestor. Aber ich bin auch grau, runzelig aus Kummer, durch Körperleiden niedergedrückt und, mit einem Worte, nur noch gut, vor die Hunde geworfen zu werden. Sie haben mich immer ermahnt, mich wohl zu befinden, geben Sie mir das Mittel, mein Lieber, wenn man gezaust wird, wie ich. Die Vögel, welche man dem Mutwillen der Kinder überläßt, die Kreisel, welche durch Meerkatzen herumgepeitscht werden, sind nicht mehr umhergetrieben und gemißhandelt, als ich bis jetzt durch drei wütende Feinde war.

(1762. Mai.) Ich gehe durch eine Schule der Geduld, sie ist hart, langwierig, grausam, ja barbarisch. Ich rette mich daraus, indem ich das Universum im ganzen ansehe wie von einem fremden Planeten. Da erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich so viel Mühe um so Geringes geben. Ist es das Alter, ist es das Nachdenken, ist es die Vernunft? ich betrachte alle Ereignisse des Lebens mit viel mehr Gleichgültigkeit als sonst. Gibt es etwas für das Wohl des Staats zu tun, so setze ich noch einige Kraft daran, aber unter uns gesagt, es ist nicht mehr das feurige Stürmen meiner Jugend, nicht der Enthusiasmus, der mich sonst beseelte. Es ist Zeit, daß der Krieg zu Ende geht, denn meine Predigten werden langweilig, und bald werden meine Zuhörer sich über mich beklagen.

Und an Frau von Camas schreibt er: „Sie sprechen von dem Tod der armen F... Ach, liebe Mama, seit sechs Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, sondern die Lebenden." —

Offiziere und Soldaten Friedrichs des Großen.

1. Flügeladjutant der Kavallerie. 2. Kürassier-Regiment Markgraf Friedrich, Kürassier-Regiment von Schönaich. 3. Garde du Corps. 4. Regiment-Gensdarmes. 5. Reitende Artillerie: Offizier. 6. Dragoner-Regiment von Normann. 7. Artillerie. 8. Feldpost: Postmeister. 9. Bosniaken-Regiment. 10. Husaren-Regiment von Seydlitz. 11. Feldpost: Postillon. 12. Ingenieur-Korps: Offizier, Conducteur. 13. Feldscherer.

(Handkolorierte Steindrucke aus: A. Menzel, Die Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung. Berlin, 1851—57.)

1



2




3
4
5
6


7
8
9
10



11

12

13

So schrieb und trauerte der König, aber er hielt aus. Und wer durch die finstere Energie seines Entschlusses erschüttert wird, der möge sich vor der Meinung hüten, daß in ihr die Kraft dieses wunderbaren Geistes ihren höchsten Ausdruck finde. Es ist wahr, der König hatte einige Augenblicke der Betäubung, wo er die Kugel des Feindes für sich forderte, um nicht selbst den Tod in der Kapsel suchen zu müssen, welche er in den Kleidern trug; es ist wahr, er war fest entschlossen, den Staat nicht dadurch zu verderben, daß er als Gefangener Österreichs lebe; insofern hat, was er schreibt, eine furchtbare Wahrheit. Aber er war auch von dichterischer Anlage, war ein Kind aus dem Jahrhundert, welches sich so sehr nach großen Taten sehnte und in dem Aussprechen erhabener Stimmungen so hohe Befriedigung fand; er war im Grunde seines Herzens ein Deutscher mit denselben Herzensbedürfnissen, wie etwa der unendlich schwächere Klopstock und dessen Verehrer. Das grübelnde Nachdenken und das entschlossene Aussprechen seines letzten Plans machten ihn innerlich freier und heiterer. Auch seiner Schwester von Baireuth schrieb er darüber in dem unheimlichen zweiten Jahre des Krieges, und dieser Brief ist besonders bezeichnend [36]. Denn auch die Schwester ist entschlossen, ihn und den Fall ihres Hauses nicht zu überleben, und er billigt diesen Entschluß, dem er übrigens in seinem düstern Behagen über die eigenen Betrachtungen wenig Beachtung gönnt. Einst hatten die beiden Königskinder im strengen Vaterhause heimlich die Rollen französischer Trauerspiele miteinander hergesagt, jetzt schlugen ihre Herzen wieder in dem einmütigen Gedanken, sich durch einen antiken Tod aus dem Leben voll Täuschung, Verirrung und Leiden zu befreien. Aber als die aufgeregte und nervöse Schwester gefährlich erkrankte, da vergaß Friedrich alle seine Philosophie aus der Schule der Stoa, und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die noch fest im Leben hing, sorgte und grämte er sich um die, welche ihm die liebste seiner Familie war. Und als sie starb, da wurde sein lauter Jammer vielleicht noch durch die Empfindung geschärft, daß er zu tragisch in das zarte Leben der Frau gegriffen hatte. So mischt sich auch bei dem größten von allen Deutschen, welche aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraufkamen, poetische Empfindung und der Wunsch, schön und groß zu erscheinen, seltsam in das ernsthafte Leben der Wirklichkeit. Der arme kleine Professor Semler, welcher in der tiefsten Rührung noch seine Körperhaltung studiert und seine Komplimente überlegt, und der große König, welcher in kalter Erwartung seiner Todesstunde noch über den Selbstmord in schöngeformten Sätzen schreibt, beide sind die Söhne derselben Zeit, in welcher das Pathos, welches in der Kunst noch keinen würdigen Ausdruck findet, wie eine Schlingpflanze um das wirkliche Leben wuchert. Der König aber war größer als seine Philosophie. In der Tat verlor er gar nicht seinen Mut, die zähe, trotzige Kraft des Germanen, und nicht die stille Hoffnung, welche der Mensch bei jeder starken Arbeit bedarf.

Und er hielt aus. Die Kraft seiner Feinde wurde geringer, auch ihre Feldherren nutzten sich ab, auch ihre Heere wurden zerschmettert, endlich trat Rußland von dem Bündnis zurück. Dies und die letzten Siege des Königs gaben den Aus-

schlag. Er hatte überwunden, er hatte das eroberte Schlesien für Preußen gerettet, sein Volk frohlockte, die treuen Bürger seiner Hauptstadt bereiteten ihm den festlichen Empfang, er aber mied die Freude der Menschen und kehrte allein und still nach Sanssouci zurück. Er wollte den Rest seiner Tage, wie er sagte, im Frieden für sein Volk leben.

Die ersten dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung hatte er gerungen und gekriegt, seine Kraft gegen die Welt durchzusetzen; noch dreiundzwanzig Jahre sollte er friedlich über sein Volk herrschen als ein weiser und strenger Hausvater. Die Ideen, nach denen er den Staat leitete, mit größter Selbstverleugnung, aber selbstwillig, das Größte erstrebend und auch das Kleinste beherrschend, sind zum Teil durch höhere Bildungen der Gegenwart überwunden worden; sie entsprachen der Einsicht, welche seine Jugend und die Erfahrungen des ersten Mannesalters ihm gegeben hatten. Frei sollte der Geist sein, jeder denken, was er wollte, aber tun, was seine Bürgerpflicht war. Wie er selbst sein Behagen und seine Ausgaben dem Wohl des Staates unterordnete, mit etwa 200 000 Talern den ganzen königlichen Haushalt bestritt, zuerst an den Vorteil des Volkes und zuletzt an sich dachte, so sollten alle seine Untertanen bereitwillig das tragen, was er ihnen an Pflicht und Last auflegte. Jeder sollte in dem Kreise bleiben, in den ihn Geburt und Erziehung gesetzt, der Edelmann sollte Gutsherr und Offizier sein, dem Bürger gehörte die Stadt, Handel, Gewerbfleiß, Lehre und Erfindung, dem Bauer der Acker und die Dienste. Aber in seinem Stande sollte jeder gedeihen und sich wohl fühlen. Gleiches, strenges, schnelles Recht für jeden, keine Begünstigung des Vornehmen und Reichen, in zweifelhaftem Falle lieber des kleinen Mannes. Die Zahl der tätigen Menschen vermehren, jede Tätigkeit so lohnend wie möglich machen und so hoch wie möglich steigern, so wenig wie möglich vom Ausland kaufen, alles selbst hervorbringen, den Überschuß über die Grenzen fahren, das war der Hauptgrundsatz seiner Staatswirtschaft. Unablässig war er bemüht, die Morgenzahl des Ackerbodens zu vergrößern, neue Stellen für Ansiedler zu schaffen. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Seen abgezapft, Deiche aufgeworfen; Kanäle wurden gegraben, Vorschüsse bei Anlagen neuer Fabriken gemacht, Städte und Dörfer auf Antrieb und mit Geldmitteln der Regierung massiver und gesünder wieder aufgebaut; das landwirtschaftliche Kreditsystem, die Feuersozietät, die königliche Bank wurden gegründet, überall wurden Volksschulen gestiftet, unterrichtete Leute angezogen, überall Bildung und Ordnung des regierenden Beamtenstandes durch Prüfungen und strenge Überwachung gefördert. Es ist Sache des Geschichtschreibers, das aufzuzählen und zu rühmen, auch einzelne verfehlte Versuche des Königs hervorzuheben, die bei dem Bestreben, alles selbst zu leiten, nicht ausbleiben konnten.

Für alle seine Länder sorgte der König, nicht zuletzt für sein Schmerzenskind, das neuerworbene Schlesien. Als der König die große Landschaft eroberte, hatte sie wenig mehr als eine Million Einwohner[37]. Lebhaft wurde dort der Gegensatz empfunden, der zwischen der bequemen österreichischen Wirtschaft und dem knappen,

rastlosen, alles aufregenden Regiment der Preußen war. In Wien war das Verzeichnis verbotener Bücher größer gewesen als zu Rom, jetzt kamen unaufhörlich die Bücherballen aus Deutschland in die Provinz gewandert, das Lesen und Kaufen war zum Verwundern frei, sogar die gedruckten Angriffe auf den eigenen Landesherrn. In Österreich war es ausschließliche Vergünstigung der Vornehmen, ausländisches Tuch tragen zu dürfen; als in Preußen der Vater Friedrichs des Großen die Einfuhr von fremdem Tuch verboten hatte, kleidete er zuerst sich und seine Prinzen in Landtuch. In Wien hatte kein Amt für vornehm gegolten, wenn dazu noch etwas anderes als stattlicher Aufwand erfordert wurde, alle Arbeit war Sache der Unterbeamten, der Kammerherr galt mehr als der verdiente General und Minister; in Preußen war auch der Vornehmste gering geachtet, wenn er dem Staat nichts nützte, und der König selbst war der allergenaueste Beamte, der über jedes Tausend Taler, das erspart oder verausgabt wurde, sorgte und schalt. Wer in Österreich vom katholischen Glauben abfiel, wurde mit Beschlagnahme des Vermögens und Landesverweisung bestraft, bei den Preußen konnte zu jedem Glauben ab- und zufallen, wer da wollte, das war seine Sache. Bei den Kaiserlichen war der Regierung im ganzen lästig gewesen, wenn sie sich um etwas hatte bekümmern müssen, die preußischen Beamten hatten ihre Nase und ihre Hände überall. Trotz der drei schlesischen Kriege wurde die Provinz weit blühender als zur Kaiserzeit. Einst hatten hundert Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des Dreißigjährigen Krieges zu verwischen, die Leute erinnerten sich wohl, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen hatten, überall neben den gebauten Häusern die wüsten Brandstellen. Viele kleine Städte hatten noch Blockhäuser nach alter slawischer Art mit Stroh- und Schindeldach, seit lange dürftig ausgeflickt. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüstung, auch der neuen des Siebenjährigen Krieges nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte einige hundert neue Dörfer angelegt, hatte fünfzehn ansehnliche Städte zum großen Teil auf königliche Kosten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern lassen, er hatte den Gutsherren den harten Zwang aufgelegt, einige tausend eingezogene Bauerhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigentümern zu besetzen. Zur Kaiserzeit waren die Abgaben weit geringer gewesen, aber sie waren ungleich verteilt und lasteten zumeist auf dem Armen, der Adel war vom größten Teil derselben befreit, die Erhebung war ungeschickt, viel wurde veruntreut und schlecht verwendet, es floß verhältnismäßig wenig in die kaiserlichen Kassen. Die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreise geteilt, den Wert des gesamten Bodens abgeschätzt, in wenig Jahren fast alle Steuerbefreiung aufgehoben, das flache Land zahlte jetzt seine Grundsteuer, die Städte ihre Akzise. So trug die Provinz die doppelten Lasten mit größerer Leichtigkeit, nur die Bevorrechteten murrten; und dabei konnte sie noch 40000 Soldaten unterhalten, während sonst etwa 2000 im Lande gewesen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren gespielt, wer katholisch und reich war, lebte in Wien, wer sonst das Geld aufbringen konnte,

zog sich nach Breslau; jetzt saß die Mehrzahl der Gutsherren auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre galt, wenn er für die Verbesserung des Bodenanbaues sorgte, und daß der neue Herr solchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirte, Beamte oder Offiziere waren. Früher waren die Gerichtshändel unabsehbar und kostspielig gewesen, ohne Bestechung und Geldopfer kaum durchzusetzen, jetzt fiel auf, daß die Zahl der Rechtsanwälte geringer wurde, die Urteile so schnell kamen. Unter den Österreichern freilich war der Karawanenhandel mit dem Osten Europas größer gewesen, die Bukowiner und Ungarn, auch die Polen entfremdeten sich und sahen bereits nach Triest, aber dafür erhoben sich neue Gewerbszweige: Wolle und Tuch, und in den Gebirgstälern ein großartiger Leinwandhandel. Viele fanden die neue Zeit unbequem, mancher wurde in der Tat durch ihre Härte gedrückt, wenige wagten, zu leugnen, daß es im ganzen weit besser geworden war.

Aber noch etwas anderes fiel dem Schlesier an dem preußischen Wesen auf, und bald gewann dies Auffallende eine stille Herrschaft über seine eigene Seele. Das war ein hingebender spartanischer Geist der Diener des Königs, der bis in die niederen Ämter so häufig zutage kam. Da waren die Akziseeinnehmer, schon vor der Einführung der französischen Steuererhebung wenig beliebt, kriegsuntaugliche Unteroffiziere, alte Soldaten des Königs, die seine Schlachten gewonnen hatten, im Pulverdampfe ergraut waren. Sie saßen jetzt an den Toren und rauchten aus ihrer Holzpfeife, sie erhielten sehr geringen Gehalt, konnten sich gar nichts zugute tun, aber sie waren vom frühen Morgen bis späten Abend zur Stelle, taten ihre Pflicht gewandt, kurz, pünktlich, wie alte Soldaten pflegen. Sie dachten immer an ihren Dienst, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schlesier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an anderen preußischen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisstadt ein Einnehmer der Steuern, er hauste in seiner kleinen Dienststube, die vielleicht zu gleicher Zeit sein Schlafzimmer war, und sammelte in einer großen hölzernen Schüssel die Grundsteuer, welche die Schulzen allmonatlich am bestimmten Tage in seine Stube trugen. Viele tausend Taler wurden auf langer Liste verzeichnet und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptkassen abgeliefert. Gering war die Besoldung auch eines solchen Mannes, er saß, nahm ein und packte in Beutel, bis sein Haar weiß wurde und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroschenstücke zu werfen vermochte. Und der Stolz seines Lebens war, daß der König auch ihn persönlich kannte und, wenn er einmal durch den Ort fuhr, während dem Umspannen schweigend aus seinen großen Augen nach ihm hinsah, oder, wenn er sehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte. Mit Achtung und einer gewissen Scheu sah das Volk auch auf diese untergeordneten Diener einer neuen Regierungsweise. Und nicht die Schlesier allein. Es war damit überhaupt etwas Neues in die Welt gekommen. Nicht aus Laune nannte Friedrich II. sich den ersten Diener seines Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern seinen wilden Adel gelehrt

hatte, daß es höchste Ehre sei, für das Vaterland zu sterben, so drückte sein unermüdliches pflichtgetreues Sorgen auch dem kleinsten seiner Diener in entlegenem Grenzort die große Idee in die Seele, daß er zuerst zum Besten seines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe.

Als die Provinz Preußen im Siebenjährigen Kriege gezwungen wurde, der Kaiserin Elisabeth zu huldigen, und mehrere Jahre dem russischen Reich einverleibt blieb, da wagten die Beamten der Landschaft dennoch, unter der fremden Armee und Regierung insgeheim für ihren König Geld und Getreide zu erheben, große Kunst wurde angewendet, die Sendungen durchzubringen. Viele waren im Geheimnis, nicht ein Verräter darunter, verkleidet stahlen sie sich mit Lebensgefahr durch die russischen Heere. Und sie merkten, daß sie geringen Dank ernten würden, denn der König mochte seine Ostpreußen überhaupt nicht leiden, er sprach geringschätzig von ihnen, gönnte ihnen ungern die Gnaden, die er anderen Provinzen erwies, sein Antlitz wurde zu Stein, wenn er erfuhr, daß einer seiner jungen Offiziere zwischen Weichsel und Memel geboren sei, und nie betrat er seit dem Kriege ostpreußisches Gebiet. Die Ostpreußen aber ließen sich dadurch in ihrer Verehrung gar nicht stören, sie hingen mit treuer Liebe an dem ungnädigen Herrn, und sein bester und begeisterter Lobredner war Immanuel Kant.

Wohl war es ein ernstes, oft rauhes Leben in des Königs Dienst, unaufhörlich das Schaffen und Entbehren, auch dem Besten war es schwer, dem strengen Herrn genug zu tun, auch der größten Hingebung wurde ein kurzer Dank; war eine Kraft abgenutzt, wurde sie vielleicht kalt beiseite geworfen: ohne Ende war die Arbeit, überall Neues, Angefangenes, Gerüste an unfertigem Baue. Wer in das Land kam, dem erschien das Leben gar nicht anmutig, es war so herb, einförmig, rauh, wenig Schönheit und sorglose Heiterkeit zu finden. Und wie der frauenlose Haushalt des Königs, die schweigsamen Diener, die unterwürfigen Vertrauten unter den Bäumen eines stillen Gartens dem fremden Gast den Eindruck eines Klosters machten, so fand er in dem ganzen preußischen Wesen etwas von der Entsagung und dem Gehorsam einer großen emsigen Ordensbrüderschaft.

Denn auch auf das Volk selbst war etwas von diesem Geiste übergegangen. Wir aber verehren darin ein unsterbliches Verdienst Friedrichs II., noch jetzt ist dieser Geist der Selbstverleugnung das Geheimnis der Größe des preußischen Staats, die letzte und beste Bürgschaft für seine Dauer. Die kunstvolle Maschine, welche der große König mit so viel Geist und Tatkraft eingerichtet hatte, sollte nicht ewig bestehen, schon zwanzig Jahre nach seinem Tode zerbrach sie; aber daß der Staat nicht zugleich mit ihr unterging, daß kluge Einsicht und Vaterlandsliebe der Bürger selbst imstande waren, unter seinen Nachfolgern auf neuen Grundlagen ein neues Leben zu schaffen, das ist das Geheimnis von Friedrichs Größe.

Neun Jahre nach dem Schluß des letzten Krieges, der um die Behauptung Schlesiens geführt wurde, vergrößerte Friedrich seinen Staat durch einen neuen Er-


Der FRIEDE in Deutschland



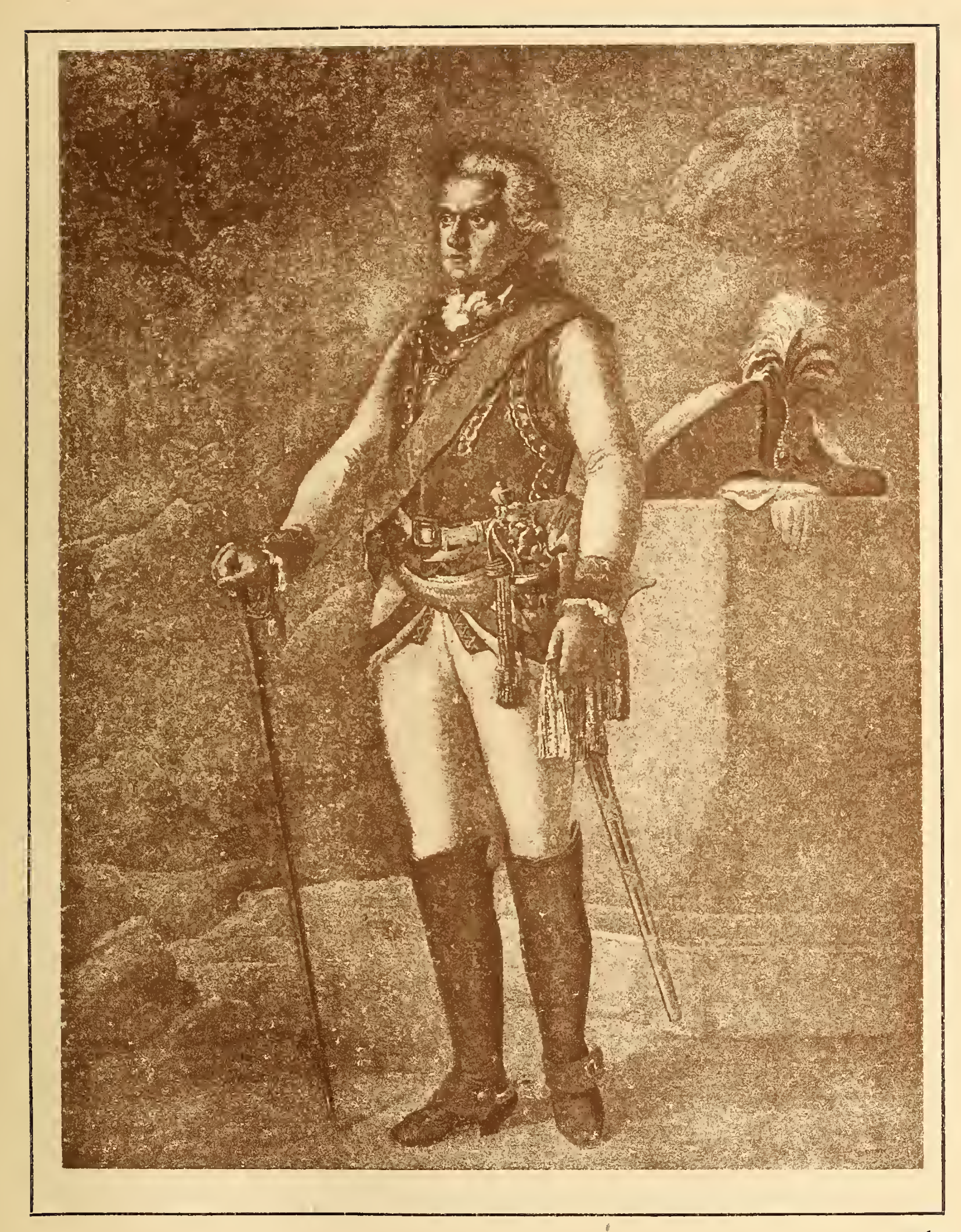
Erinnerungsblatt an den Frieden von Hubertusburg. 15. Februar 1763.
(Kupferstich von J. E. Nilson, Augsburg.)

Spottblatt auf die Teilung Polens 1772. („Le gâteau de rois."). (Kupferstich.)



Friedrich der Große.
(Schabkunstblatt von D. Cunnego nach einem Gemälde von D. Cunningham.)

Carl August, Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach, in der Uniform seines preußischen Kürassierregimentes 1787.
(Kupferstich von C. Müller nach dem Gemälde von G. M. Kraus. — Der Herzog war als Generalmajor in preußische Dienste getreten und hatte das v. Rohrsche Kürassierregiment in Halberstadt verliehen erhalten. Im Hut an den Krempen die „Plumage" aus Straußenfedern, das Abzeichen der preußischen Generalität.)



werb, an Meilenzahl nicht viel geringer, leer an Menschen, durch die polnischen Landesteile, welche seitdem in ihrer Hauptmasse unter dem Namen Westpreußen deutsches Land geworden sind.

Waren schon die Ansprüche des Königs auf Schlesien zweifelhaft gewesen, so bedurfte es jetzt des ganzen Scharfsinns seiner Beamten, einige unsichere Rechte auf Teile des neuen Erwerbs auszuschmücken. Der König selbst fragte wenig danach. Er hatte mit fast übermenschlichem Heldenmut die Besetzung Schlesiens vor der Welt verteidigt, durch Ströme von Blut war die Provinz an Preußen gekittet. Hier tat die Klugheit des Politikers fast allein das Werk. Und lange fehlte in der Meinung der Menschen dem Eroberer die Berechtigung, welche, wie es scheint, die Greuel des Krieges und das Glück des Schlachtfeldes verleihen. Aber dieser letzte Landgewinn des Königs, dem Kanonendonner und Siegesfanfare so sehr fehlten, war doch von allen großen Geschenken, welche das deutsche Volk Friedrich II. verdankt, das größte und segensreichste. Mehrere hundert Jahre hindurch waren die vielgeteilten Deutschen durch eroberungslustige Nachbarn eingeengt und geschädigt worden, der große König war der erste Eroberer, welcher wieder die deutschen Grenzen weiter nach Osten hinausschob. Hundert Jahre nachdem sein großer Ahnherr die Rheinfestungen gegen Ludwig XIV. vergebens verteidigt hatte, gab er den Deutschen wieder die nachdrückliche Mahnung, daß sie die Aufgabe haben, Gesetz, Bildung, Freiheit, bessere Bodenwirtschaft und Gewerbfleiß in den Osten Europas hineinzutragen. Sein ganzes Land, einige altsächsische Gebiete ausgenommen, war in ältester Zeit deutsch, darauf slawisch gewesen, dann wieder den Slawen durch Gewalt und Besiedelung abgerungen; seit der Völkerwanderung des Mittelalters hatte der Kampf um die weiten Ebenen im Osten der Oder nicht aufgehört, seit dem Erwerb der Mark Brandenburg hatten die Hohenzollern nie vergessen, daß sie Verwalter der deutschen Grenze waren. Sooft die Waffen ruhten, stritten die Politiker. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte das Ordensland Preußen von der polnischen Lehenshoheit befreit, Friedrich I. hatte auf dieses vom Mutterland entfernt gelegene Herzogtum entschlossen die Königskrone gesetzt. Aber der Besitz Ostpreußens blieb unsicher, nicht die verfaulte Republik Polen drohte Gefahr, wohl aber die aufsteigende Größe Rußlands. Friedrich hatte die Russen als Feinde achten gelernt, er kannte die hochfliegenden Pläne der Kaiserin Katharina. Da griff der kluge Fürst im rechten Augenblick zu. Das neue Gebiet: Pommerellen, die Woiwodschaft Kulm und Marienburg, das Bistum Ermland, die Stadt Elbing, ein Teil von Kujavien, ein Teil von Posen verband Ostpreußen mit Pommern und der Mark. Es war von je ein Grenzland gewesen, seit der Urzeit hatten sich Völker von verschiedenem Stamm an den Küsten der Ostsee gedrängt: Deutsche, Slawen, Litauer, Finnen. Seit dem 13. Jahrhundert waren die Deutschen als Städtegründer und Ackerbauer in dies Weichselland gedrungen: Ordensritter, Kaufleute, fromme Mönche, deutsche Edelleute und Bauern. Zu beiden Seiten des Weichselstromes erhoben sich Türme und Grenzsteine der deutschen Pflanzstädte. Vor allen ragte das

prächtige Danzig, das Venedig der Ostsee, der große Seemarkt der Slawenländer, mit seiner reichen Marienkirche und den Palästen seiner Kaufherren, dahinter am anderen Arm der Weichsel sein bescheidener Nebenbuhler Elbing, weiter aufwärts die stattlichen Türme und weiten Laubengänge Marienburgs, dabei das große Fürstenschloß der deutschen Ritter, das schönste Bauwerk im deutschen Norden, und in dem Weichseltal auf üppigem Niederungsboden die alten blühenden Kolonistengüter, eine der gesegnetsten Landschaften der Welt, durch mächtige Dämme aus der Ordenszeit gegen die Verwüstungen des Slawenstromes geschützt. Noch weiter aufwärts Marienwerder, Graudenz, Kulm, und an den Niederungen der Netze Bromberg, Mittelpunkt der deutschen Grenzsiedelungen unter polnischem Volk. Kleinere deutsche Städte und Dorfgemeinden waren durch das ganze Gebiet zerstreut, eifrig hatten auch die reichen Zisterzienserklöster Oliva und Peplin Einwanderer zur Urbarmachung des Bodens herbeigezogen.

Die gewalttätige Härte des Deutschen Ordens trieb die deutschen Städte und Grundherren Westpreußens im 15. Jahrhundert zum Anschluß an Polen. Die Reformation des 16. Jahrhunderts unterwarf sich nicht nur die Seelen der deutschen Ansiedler, auch in der großen Republik Polen waren drei Vierteile des Adels protestantisch, in der slawischen Landschaft Pommerellen um 1590 von hundert Kirchspielen etwa siebenzig. Und es schien eine kurze Zeit, als sollte sich in dem slawischen Osten eine neue Volkskraft und neue Kultur entwickeln, ein großer polnischer Staat mit deutscher Städtemacht. Aber die Einführung der Jesuiten brachte eine unheilvolle Umwandlung. Der polnische Adel fiel zur katholischen Kirche zurück, in den Jesuitenschulen wurden seine Söhne zu bekehrungslustigen Fanatikern erzogen; von da an verfiel der polnische Staat, immer trostloser wurden die Zustände.

Nicht gleich war die Haltung der Deutschen in Westpreußen gegenüber bekehrenden Jesuiten und slawischer Zwingherrschaft. Ein großer Teil des eingewanderten deutschen Adels wurde katholisch und polnisch, die Bürger und Bauern blieben in der Mehrzahl hartnäckig Protestanten. Zu dem Gegensatz der Sprache kam jetzt auch der Gegensatz der Bekenntnisse, zu dem Stammhaß die Glaubenswut. Gerade in dem Jahrhundert der Aufklärung wurde in diesen Landschaften die Verfolgung der Deutschen fanatisch, eine protestantische Kirche nach der anderen wurde eingezogen, niedergerissen, die hölzernen angezündet; war eine Kirche verbrannt, so hatten die Dörfer das Glockenrecht verloren, deutsche Prediger und Schullehrer wurden verjagt und schändlich mißhandelt. „Vexa Lutheranum dabit thalerum" wurde das gewöhnliche Sprichwort der Polen gegen die Deutschen. Einer der größten Grundherren des Landes, ein Unruh aus dem Hause Birnbaum, Starost von Gnesen, wurde zum Tode mit Zungenausreißen und Handabhauen verurteilt, weil er aus deutschen Büchern beißende Bemerkungen gegen die Jesuiten in ein Notizbuch geschrieben hatte. Es gab kein Recht, es gab keinen Schutz mehr. Die nationale Partei des polnischen Adels verfolgte im Bunde mit den Pfaffen am

leidenschaftlichsten die, welche sie als Deutsche und Protestanten haßte. Zu den Patrioten oder Konföderierten lief alles raublustige Gesindel; sie warben Haufen, zogen plündernd im Lande umher, überfielen kleinere Städte und deutsche Dörfer, nicht nur aus Glaubenseifer, noch mehr aus Habsucht. Der polnische Edelmann Roskowski zog einen roten und einen schwarzen Stiefel an, der eine sollte Feuer, der andere Tod bedeuten; so ritt er brandschatzend von einem Ort zum anderen, ließ endlich in Jastrow dem evangelischen Prediger Willich Hände, Füße und zuletzt den Kopf abhauen und die Glieder in einen Morast werfen. Das geschah 1768.

So sah es in dem Lande kurz vor der preußischen Besitznahme aus. Es waren Zustände, wie sie jetzt in dem elendesten Winkel des christlichen Europas unerhört wären.

Schon als Knabe von zwölf Jahren war Friedrich der Große im Königsschloß zu Berlin durch den Zorn und die Trauer seines Vaters daran erinnert worden, daß die Könige von Preußen gegen die deutschen Ansiedelungen an der Weichsel eine Pflicht des Schutzes zu erfüllen hatten. Denn im Jahre 1724 war von dort aus ein lauter Schrei nach Hilfe durch Deutschland gedrungen, und das blutige Trauerspiel von Thorn wurde eine große Angelegenheit der öffentlichen Meinung und der Kabinette. In Thorn hatten bei einer Prozession, welche von den Jesuiten durch die Stadt geführt wurde, polnische Adlige des Jesuitenkollegiums Bürger und Gymnasiasten tätlich beleidigt, darauf war das erbitterte Volk in Schule und Kollegium der Jesuiten eingefallen und hatte darin verwüstet. Der unwichtige Straßenauflauf war vor den polnischen Reichstag gebracht worden, und der Reichstag hatte im Assessorialgericht nach einer leidenschaftlichen Rede des Pater Provinzial der Jesuiten die beiden Bürgermeister der Stadt und sechzehn Bürger zum Tode verurteilt, worauf die jesuitische Partei sich beeilte, den obersten Bürgermeister Rößner und neun Bürger hinzurichten, zum Teil mit barbarischer Grausamkeit. Den Protestanten wurde die Marienkirche genommen, die Prediger verjagt, das Gymnasium geschlossen. Damals hatte König Friedrich Wilhelm sich vergebens angestrengt, der unglücklichen Stadt zu helfen, er hatte ernste Abmahnungsschreiben sämtlicher Nachbarmächte veranlaßt und hatte es als bittern Schmerz und Demütigung empfunden, daß alle seine Vorstellungen unbeachtet blieben; jetzt nach fünfzig Jahren kam sein Sohn, dem wüsten Unfug ein Ende zu machen und das Land, welches vor der polnischen Herrschaft zum Gebiet des Deutschen Ordens gehört hatte, wieder mit Preußen zu vereinigen.

Zwar Danzig, den Polen unentbehrlich, erhielt sich in den Jahrzehnten der Auflösung und nach der preußischen Besetzung des Weichsellandes in vornehmer Abgeschlossenheit, es blieb ein Freistaat unter slawischem Schutz, lange dem großen König ärgerlich und wenig geneigt. Auch Thorn mußte noch zwanzig Jahre als polnische Grenzstadt, von den übrigen deutschen Ansiedlungen getrennt, in Bedrängnis ausharren. Aber dem flachen Lande und den meisten deutschen Städten

war die tatkräftige Hilfe des Königs Rettung vom Untergange. Die preußischen Beamten, welche in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der unerhörten Verhältnisse, welche wenige Tagereisen von ihrer Hauptstadt bestanden. Nur einige größere Städte, in denen das deutsche Leben durch feste Mauern und den alten Marktverkehr unterhalten wurde, und geschützte Landstriche, welche ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Zisterzienser von Oliva und die wohlhabenden deutschen Ortschaften des katholischen Ermlands, lebten in erträglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Kolonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es ist noch heute nicht möglich, genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesen Zustand gekommen ist [38], ja, die Schicksale, welche der ganze Netzedistrikt in den letzten neun Jahren vor der preußischen Besitznahme erduldet hat, sind völlig unbekannt, kein Geschichtschreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung gibt Bericht über die Zerstörung und das Gemetzel, welches dort verwüstet haben muß. Offenbar haben die polnischen Parteien sich untereinander geschlagen, Mißernten und Seuchen mögen das übrige getan haben. Kulm hatte aus alter Zeit seine wohlgefügten Mauern und die stattlichen Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hälse der Hauskeller über das morsche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor, ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hausten. Von den vierzig Häusern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Türen, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigentümer. In ähnlicher Verfassung waren andere Städte.

Auch die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich schienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorf nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Haustür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt, selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausrats war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten die Leute je einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlne Rinde; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die schwarze Pelzmütze und das hellrote Kopftuch für ihre Frauen. Nicht häufig war ein Webestuhl, das Spinnrad kannte man gar nicht. Die Preußen hörten dort kein

Volkslied, keinen Tanz, keine Musik, Freuden, denen auch der elendeste Pole nicht entsagt; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand.

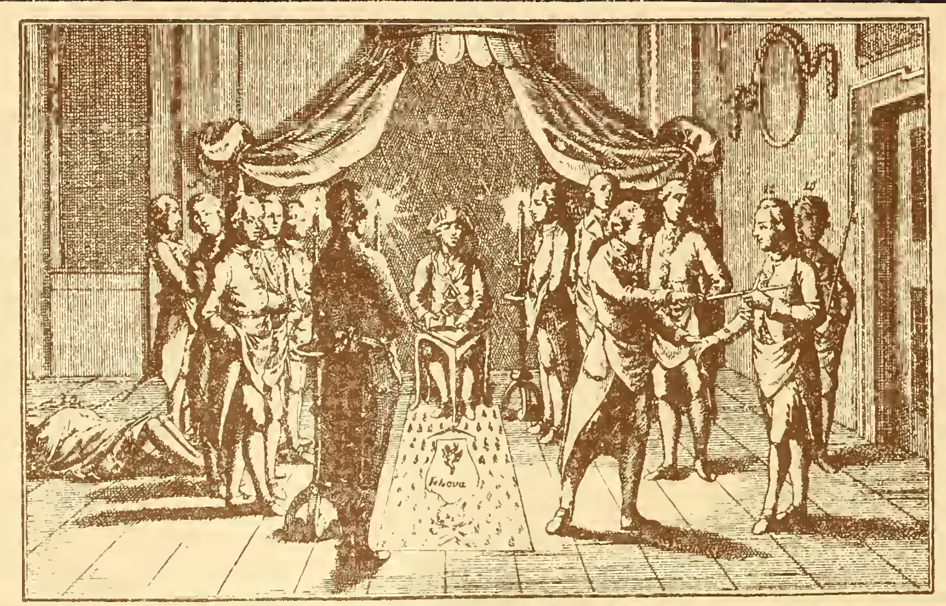
Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere Regsamkeit seines Stammes. Selbst auf den Gütern der größern Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirtschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfnis danach, denn ein großer Teil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheken. Wer einen Rock bedurfte, tat wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog [39]. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Herden der Wölfe, wenig Dörfer, welchen nicht in jedem Winter Menschen und Tiere dezimiert wurden [40]. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinung bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebenheit erwarteten sie dies Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten unkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußlichen Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie untereinander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urteilen durften; in den letzten Jahren hatte auch das fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Überfall und blutige Hiebe.

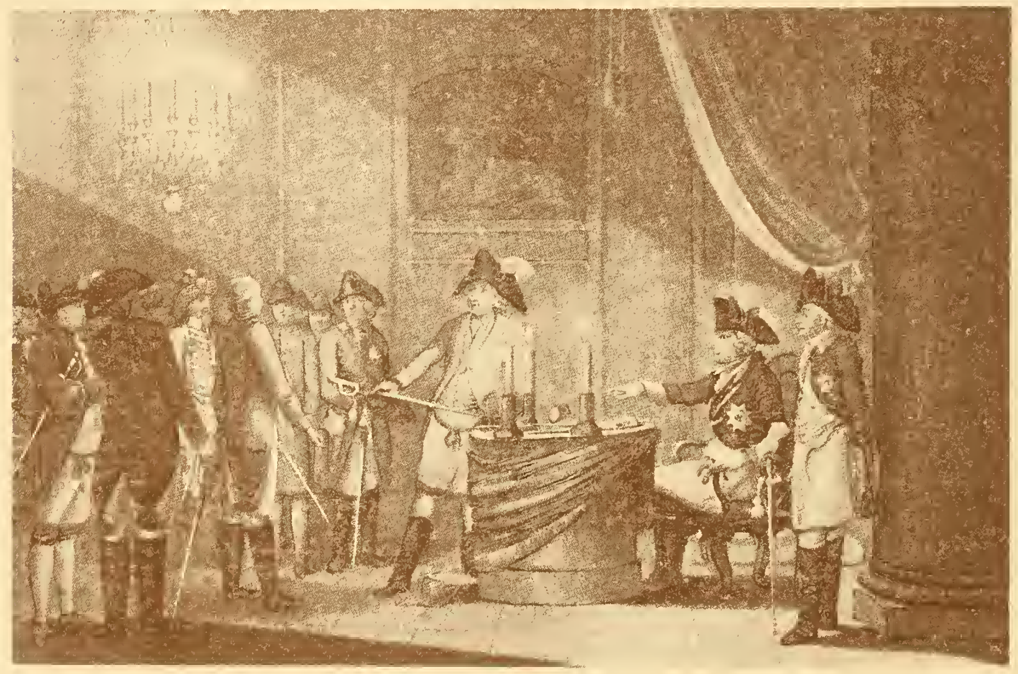
Es war in der Tat ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn; es war eine Einöde, auf 600 Quadratmeilen wohnten 500 000 Menschen, nicht 850 auf der Meile. Und wie eine herrenlose Prärie behandelte auch der Preußenkönig seinen Erwerb, fast nach Belieben setzte er sich die Grenzsteine und rückte sie wieder einige Meilen hinaus. Bis zur Gegenwart erhielt sich in Ermland, der Landschaft um Heilsberg und Braunsberg mit zwölf Städten und hundert Dörfern, die Erinnerung, daß zwei preußische Tamboure mit zwölf Mann das ganze Ermland

durch vier Trommelschlägel erobert hatten. Und darauf begann der König in seiner großartigen Weise die Kultur des Landes, gerade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und „Westpreußen" wurde, wie bis dahin Schlesien, fortan sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, da warf er schon eine Schar seiner besten Beamten in die Wildnis, wieder wurden die Landschaften in kleine Kreise geteilt, die gesamte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrat, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen, eine Kompanie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt — der würdige Semler hatte einen Teil derselben ausgesucht und eingeübt —, Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Überall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Kolonistendörfer ausgesteckt, der Anbau neuer Ackerfrüchte befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichsel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet, ein Jahr, nachdem der König den Befehl erteilt, sah er selbst beladene Oderkähne von hundertundzwanzig Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken Land entsumpft, sofort durch deutsche Ansiedler besetzt. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten ihm genug zu tun. Dadurch geschah es, daß in wenig Jahrzehnten das wilde slawische Unkraut, welches dort auch über deutschen Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Westpreußen in den Kriegen seit 1806 sich fast ebenso preußisch bewährte wie die alten Provinzen. —

Während der greise König sorgte und schuf, zog ein Jahr nach dem anderen über sein sinnendes Haupt; stiller ward es um ihn, leerer und einsamer, kleiner der Kreis von Menschen, denen er sich öffnete. Die Flöte hatte er beiseite gelegt, auch die neue französische Literatur erschien ihm schal und langweilig, zuweilen war ihm, als ob ein neues Leben unter ihm in Deutschland ergrüne, es blieb ihm fremd. Unermüdlich arbeitete er an seinem Heer, an dem Wohlstand seines Volkes, immer weniger galten ihm seine Werkzeuge, immer höher und leidenschaftlicher wurde das Gefühl für die große Pflicht seiner Krone.

Aber wie man sein siebenjähriges Ringen im Kriege übermenschlich nennen darf, so war auch jetzt in seiner Arbeit etwas Ungeheures, was den Zeitgenossen zuweilen überirdisch und zuweilen unmenschlich erschien. Es war groß, aber es war auch furchtbar, daß ihm das Gedeihen des Ganzen in jedem Augenblick das





„Versammlung der Freimaurer wegen Aufnahme der Meister: Eingang des Aufzunehmenden in die Loge. (1 Der Obermeister. 2 Der Redner. 3 Der Secretarius. 4, 5, 6 Brüder, so nach der Ceremonie zum Gastmahl aufgeschrieben sind. 7 Der erste Aufseher.



Berlin.

FRIDERICUS MAGNUS

Friedrich der Große

Dieser von allen Nationen bewunderte Monarch

Friedrich der Einzige,

HIC CINIS NOMEN FACTAQUE UBIQUE.

starb den 17ten dieses, früh gegen 3 Uhr, an den Folgen einer Wassersucht. Den Eindruck, welchen diese so traurige, obgleich nicht unvermuthete Nachricht in Berlin machte, stehet nicht zu beschreiben.

Hier folgt ein ganz kurzer Abriß seines Lebens:

Friedrich der Große ward 1712 den 24ten Januar gebohren, ward 1733 den 12ten Julii mit der Prinzeßin Elisabeth von Braunschweig Wolfenbüttel vermählt, und gelangte 1740 den 31sten May zur Regierung. König Friedrich Wilhelm, sein Vater, hatte ihm ein vortreffliches Kriegsheer von achtzig tausend Mann, einen großen Schatz, und seine ganze Landesverfassung in ungemeiner Ordnung hinterlassen. Dieser wichtigen Vortheile bediente sich sein Sohn, Friedrich der Zweyte, den bereits seine Zeitgenossen den Großen nannten, mit außerordentlichem Verstande und Glück. Er hat dasjenige zur Vollkommenheit gebracht, wozu der Churfürst Friedrich Wilhelm den Grund gelegt hatte; die feste Macht seines Hauses und den blühenden Zustand der Länder desselben. Zuerst behauptete er seine Ansprüche auf einige Schlesische Fürstenthümer durch einen siegreichen Krieg, und in dem Frieden zu Breslau wurde ihm ganz Schlesien, nebst der Grafschaft Glatz, ausgenommen Troppau, Jägerndorf und Teschen von der Königin von Ungarn abgetreten. Bald darauf nahm er das Fürstenthum Ostfrießland in Besitz, dessen letzter Fürst verstorben war. Einem neuen ebenfalls glücklichen Kriege, den er zur Vertheidigung des Kaysers Karls des Siebenten mit erstgedachter Königin führte, machte der Dresdner Friede eine Bestätigung des Breslauischen ein Ende. In dem dritten und größten seiner Kriege waren sieben Jahre lang das Kayserlich Oestreichische Hauß, die Kayserin von Rußland, die meisten Deutschen Reichsfürsten, auch die Könige von Frankreich und Schweden seine Feinde; gleichwol schloß er zuletzt den ruhmvollen Frieden zu Hubertsburg. Als Feldherr war er bei der Erweiterung und Vertheidigung seines Gebiets bewundert worden; aber ohne Waffen verband er, zur Schadloshaltung für seine Anforderungen an Pohlen, ganz Pohlnisch Preußen, Danzig und Thorn ausgenommen, nebst dem Theil von Großpohlen diesseits der Netze, mit seinen übrigen Besitzungen. Noch einmal ergrif er für einige Deutsche Reichsfürsten wegen der Bayerischen Erbfolge die Waffen, und verschafte ihnen ein Jahr darauf durch den Teschner Frieden die erwünschte Auskunft. Im vorigen Jahr kam durch seine Beförderung der merkwürdige Deutsche Churfürsten- und Fürstenbund zu Stande. In seinen Ländern hat er ungemein viele nützliche Anstalten getroffen, die Manufacturen und Künste aller Art ausnehmend befördert, eine Asiatische Handlungsgesellschaft zu Emden gestiftet, eine Menge Ausländer zu gemeinnützigen Arbeiten in sein Land gezogen und jährlich Millionen zur Verbesserung desselben und zum Wohl seiner Unterthanen verwandt. Sein Kriegsheer hat er zu einem der zahlreichsten und dem trefflichsten von Europa gemacht. Er hat die Verwaltung der Gerechtigkeit aus dem Grunde verbessern lassen, und auf ein neues Gesetzbuch gebauet. Durch ihn haben die Wissenschaften, imgleichen die sinnreichen und bildenden Künste in seinen Ländern ein neues Leben bekommen. Er hat sich selbst mit verschiedenen als ein Kenner beschäftigt; in zierlichen und scharfsinnigen französischen Werken die Geschichte seines Hauses beschrieben, und die wahre Staatskunst entworfen, auch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin von neuem empor gebracht. Stets hat er mit alles übersehenden Blicken die Regierung selbst geführt, womit er noch immer auch selbst in der letzten Krankheit, fast bis auf den letzten Augenblick seines Lebens beschäftigt war: und ist je die Unterschrift unter ein Königliches Bildniß wahr gewesen, so ist es die welche der Dichter unter dessen in Kupfer gestochenes Portrait setzte:

Es sagen, Friedrich zu erhöh'n,
Geschicht und Nachruhm viel zu wenig,
Von allen Menschen kann man hier den größten König
Von allen Königen den größten Menschen sehn

Scriptum Detmoldiae
a Johanne Godofredo Weber

8 Der andere Aufseher. 9 Der Schatzmeister. 10 Der Türsteher. 11 Der Aufzunehmende, so in die Loge tritt. 12 Ein Aufzunehmender, welchem der Obermeister die Umarmung noch nicht gegeben hat.)"
(Kupferstich aus: Geheime Unternehmungen der Freimaurer. London und Berlin, 1787.)

Friedrich der Große als Meister vom Stuhl in der Freimaurerloge Royal York. (Kupferstich von Geyser. — Der König hatte sich schon als Kronprinz 1733 durch Abgeordnete der Hamburger Loge in Braunschweig in den Freimaurerbund aufnehmen lassen.)

Flugblatt auf den Tod Friedrichs des Großen 1786. (Einblattdruck.)

Höchste war und das Behagen des einzelnen so gar nichts. Wenn er den Obersten, dessen Regiment bei der Heerschau einen ärgerlichen Fehler gemacht hatte, vor der Front mit herbem Scheltwort aus dem Dienst jagte; wenn er in dem Sumpfland der Netze mehr die Stiche der zehntausend Spaten zählte als die Beschwerden der Arbeiter, welche am Sumpffieber in den Siechenhäusern lagen, die er ihnen errichtet; wenn er ruhelos mit seinem Fordern auch der schnellsten Tat voraneilte, so verband sich mit der tiefen Ehrfurcht und Hingebung in seinem Volke auch eine Scheu wie vor einem, dem nicht irdisches Leben die Glieder bewegt. Als das Schicksal des Staates erschien er den Preußen, unberechenbar, unerbittlich, allwissend, das Größte wie das Kleine übersehend. Und wenn sie einander erzählten, daß er auch die Natur hatte bezwingen wollen, und daß seine Orangenbäume doch in den letzten Frösten des Frühlings erfroren waren, dann freuten sie sich in der Stille, daß es für ihren König doch eine Schranke gab, aber noch mehr, daß er sich mit so guter Laune darein gefunden und vor den kalten Tagen des Mai den Hut abgenommen hatte.

Mit rührendem Anteil sammelte das Volk jede Lebensäußerung des Königs, in welcher eine menschliche Empfindung, die sein Bild vertraulich machte, zutage kam. So einsam sein Haus und Garten war, unablässig schwebte die Phantasie seiner Preußen um den geweihten Raum. Wem es einmal glückte, in warmer Mondnacht in die Nähe des Schlosses zu kommen, der fand vielleicht offene Türen, ohne Wache, und er konnte in der Schlafstube den großen König auf seinem Feldbett schlummern sehen. Der Duft der Blüten, das Nachtlied der Vögel, das stille Mondlicht waren die einzigen Wächter und fast der ganze Hofstaat des einsamen Mannes.

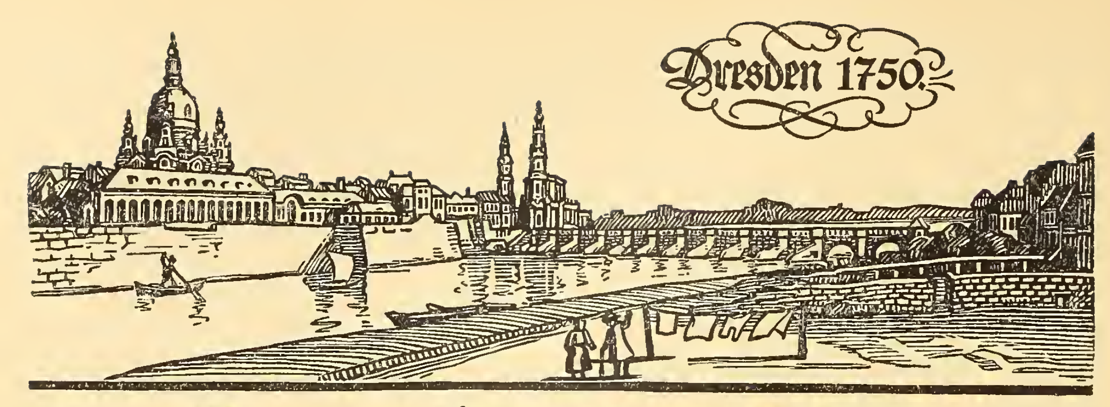
Noch vierzehnmal seit der Erwerbung von Westpreußen blühten die Orangen von Sanssouci, da wurde die Natur Meisterin auch des großen Königs. Er starb allein, nur von seinen Dienern umgeben.

Mit ehrgeizigem Sinn war er in der Blüte des Lebens ausgezogen, alle hohen und prächtigen Kränze des Lebens hatte er dem Schicksal abgerungen, der Fürst von Dichtern und Philosophen, der Geschichtschreiber, der Feldherr. Kein Triumph, den er sich erkämpft, hatte ihn befriedigt. Zufällig, unsicher, nichtig war ihm aller Erdenruhm geworden; nur das Pflichtgefühl, das unablässig wirkende, eiserne, war ihm geblieben. Aus dem gefährlichen Wechsel von warmer Begeisterung und nüchterner Schärfe war seine Seele heraufgewachsen. Mit Willkür hatte er sich poetisch einzelne Menschen verklärt, die Menge, die ihn umgab, verachtet. Aber in den Kämpfen seines Lebens verlor er den Egoismus, verlor er fast alles, was ihm persönlich lieb war, und er endigte damit, die einzelnen gering zu achten, während sich ihm das Bedürfnis, für das Ganze zu leben, immer stärker erhob. Mit der feinsten Selbstsucht hatte er das Größte für sich begehrt, und selbstlos gab er zuletzt sich selbst für das gemeine Wohl und das Glück der Kleinen. Als ein Idealist war er in das Leben getreten, auch durch die furchtbarsten Erfahrungen

wurden ihm seine Ideale nicht zerrissen, sondern veredelt, gehoben, geläutert; viele Menschen hatte er seinem Staat zum Opfer gebracht, niemanden so sehr als sich selbst.

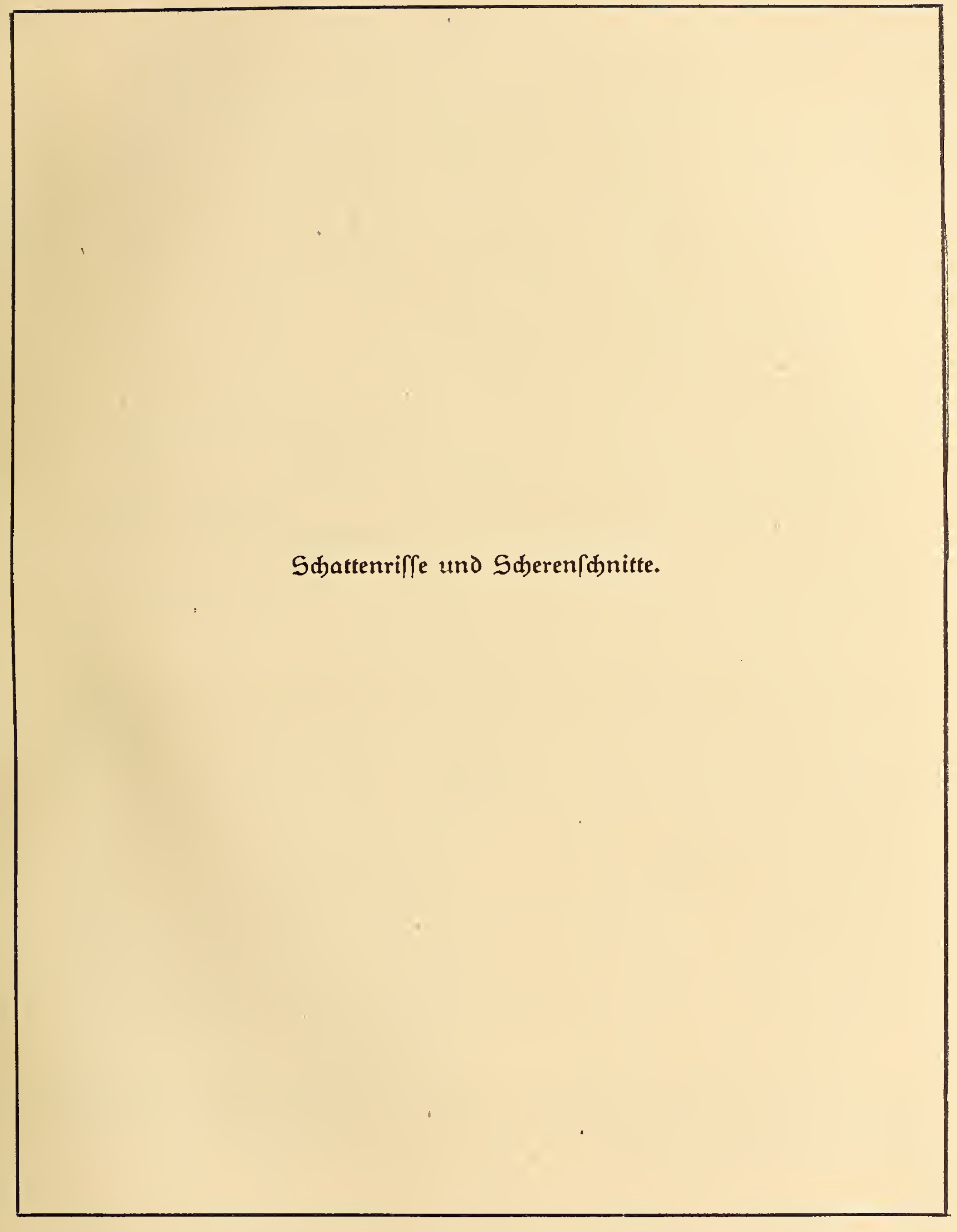
Ungewöhnlich und groß erschien das seinen Zeitgenossen, größer uns, die wir die Spuren seiner Wirksamkeit in dem Charakter unseres Volkes, unserem Staatsleben, unserer Kunst und Literatur bis zur Gegenwart verfolgen.





VI. Der erste Luftballon zu Nürnberg.

Mehrere Geschlechter von Dichtern waren vergangen, sie hatten nie in allen ihren Tagen von einem Heldenleben herzerschütternden Eindruck erhalten, sie feierten die Siege des Alexander und den Tod des Cato durch zahlreiche lobende Beiworte, in frostiger Phrase, in kunstvoll gesponnenem Satzbau. Jetzt entzückte eine kleine Geschichte, die ein abgedankter Soldat an der Haustür erzählte, wie der große König von Preußen ihn bei Hochkirch angesehen und fünf Worte zu ihm gesprochen. Die Erzählung des einfachen Mannes zauberte auf einmal das erhabene Menschenbild dem Hörer in die Seele, das Lager, das Wachtfeuer, den Ruf der Wachen. Wie schwach war die Wirkung, welche das kunstvolle Lob der langgezogenen Verse hervorbrachte, gegen solche Anekdote, die man in wenig Zeilen zusammenfassen konnte; sie regte Mitgefühl auf, Teilnahme bis zu Tränen und Händeringen. Worin lag doch der Zauber dieses kleinen Zuges aus dem Leben? Jene wenigen Worte des Königs waren so charakteristisch, man konnte das ganze Wesen des Helden darin erkennen, und der derbe treuherzige Ton des Erzählers gab dem Bericht eine eigentümliche Farbe, welche die Wirkung so sehr erhöhte. Sicher lag in der Stimmung, welche dadurch dem Hörer kam, eine Poesie, aber himmelweit verschieden von der alten Kunst. Und diese Poesie empfand seit den Schlesischen Kriegen jedermann in Deutschland, sie war so volkstümlich geworden wie die Zeitungen und die Trommelwirbel der Soldaten. Wer jetzt noch wirken wollte in deutscher Dichtkunst, der mußte ähnlich zu berichten wissen wie jener ehrliche Mann aus dem Volke, einfach, schlicht, gerade wie's vom Herzen kam, und es mußte ein Stoff sein, der das Herz schneller schlagen machte. Goethe wußte wohl, weshalb er das ganze jugendliche Geistesleben seiner Zeit auf Friedrich II. zurückführte, denn auch ihn hat die edle Poesie, welche aus dem Leben jedes großen Mannes auf seine Zeitgenossen strahlt, im Vaterhause erwärmt. Der große König hat den Götz von Berlichingen für ein abscheuliches Stück erklärt, er hat doch selbst daran recht fleißig mitgearbeitet, denn er war es, der dem Dichter den Mut gab, alte



Schattenrisse und Scherenschnitte.



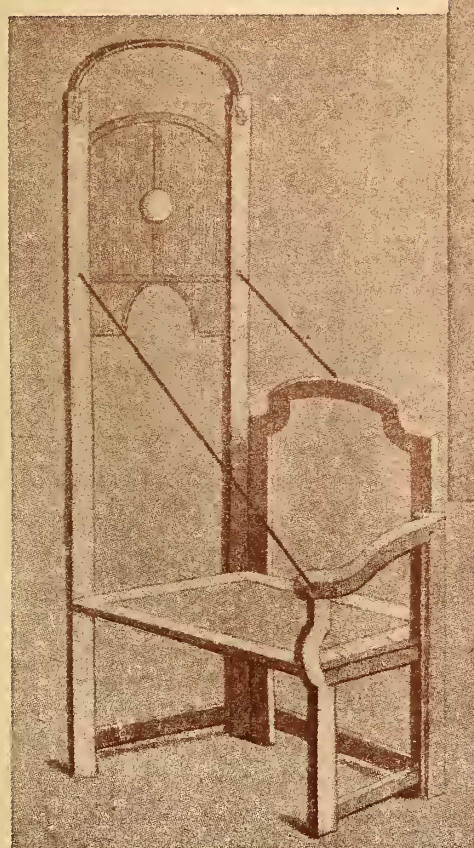
Der junge Mann mit der Silhouette. (Radierung von D. Chodowiecki. 1793.)

Schattenrisse und Scherenschnitte.

(Die Ausschneidekunst, die Herstellung von schwarzen Umrißbildern, besonders für das orientalische Schattentheater schon in früheren Jahrhunderten verfeinert, bekam um 1750/60 in den „portraits ombres", in den durch Umreißen des Schattens gewonnenen Porträtsilhouetten (so genannt in Anspielung auf den Namen des sparsamen französischen Ministers E. de Silhouette) eine modische Bedeutung, die verstärkt wurde durch die erwachende Vorliebe für charakterologische, physiognomische Studien. Ursprünglich hatte man sich in Europa für die freien, künstlerisch aufgefaßten Papierschnitzarbeiten des weißen Papiers oder Pergaments bedient, also helle auf dunkelm Grunde aufgelegte Ausschnittbilder hergestellt, jetzt benutzte man schwarzes, gelegentlich auch buntes Papier, um aus diesem Bildnisse mit der Schere auszuschneiden, auch malte man Silhouetten mit chinesischer Tusche auf weißem Papier. Die Beliebtheit der Silhouette ließ für ihre Anfertigung besondere mechanische Verfahren ausbilden, die zu einer Jedermannskunst wurden, man zeichnete die Kopfprofilschatten in Lebensgröße nach und verkleinerte sie dann mit dem Storchschnabel. Auch der Handel bemächtigte sich der Porträtsilhouette, gedruckte Porträtsilhouettenwerke wurden hergestellt, unter ihnen das berühmteste, mehrfach aufgelegte J. C. Lavaters Physiognomische Fragmente (Leipzig und Winterthur, 1775—78), an deren Erstausgabe Goethe mitgearbeitet hatte. Mit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts verlor sich die Mode der Porträtsilhouette, die auch dem Stammbuchschmucke gedient hatte, sie erhielt sich jedoch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch in den Kreisen der studentischen Verbindungen als eine billige Bildniskunst.)

Da die Aufnahme auf der Lichtseite des außerdem vergrößerten Wandschattenbildes schwierig war, benutzte man im 18. Jahrhundert besondere Vorrichtungen zur genauen Nachzeichnung des Profilporträts in seinem Schattenumriß. Lavater beschreibt den von ihm benutzten „Sesselrahmen", „wo der Schatten auf ein Postpapier, oder besser, ein zartgeöltes und wohl getrocknetes Papier fällt; wo man den

Kopf und den Rücken fest anlehnen kann; der Schatten fällt aufs Ölpapier, dies liegt hinter dem reinen flachen Glase, mit einem gevierten Rahmen festgedrückt, der vermittelst einiger kleinen Schieberchen los- und festgemacht werden kann. Der Zeichner sitzt hinter dem Glase auf einem an dem Sessel, der allenfalls zusammengelegt werden kann, festgemachten, dem Teile, auf welchem der zu Zeichnende sitzt, das Gegengewicht haltenden Sitze; hält sich mit der Linken an dem Rahmen, und zeichnet mit der Rechten mit einem scharfen Bleistift. Man kann das Glas, das in einem besonderen Rahmen



festgemacht ist, höher und tiefer stellen, nach der Höhe der Person. Mitten über das Glas ist ein schmales Stück Holz befestigt, in dessen Mitte ein kleines rundes Kissen an einem kurzen, etwa 1½ Zoll langen, Stil steckt, woran sich der anlehnt, der sich zeichnen läßt.“

Silhouettierstuhl.
(Kupferstiche von J. R. Schellenberg aus Lavater, Over de physiognomie II. Amsterdam, 1781.)



Albumblatt. Tübingen, 1631.

(Ältester bekannter deutscher Schattenriß-Scherenschnitt. Die Darstellung bezieht sich auf einen Theologen, der auf einem von den vier Evangelisten begleiteten Triumphwagen einherfährt, dem deren Symbolträger: Adler, Ochse, Engel, Löwe, vorgespannt sind. In den Wolken erscheint der hebräische Name Jahve. Nach M. Knapp.)



G. E. Lessing.
(Schattenriß aus J. H. Mercks Nachlaß. Nach Grünstein.)

F. U. L. Schröder.

H. K. D. Eckhof.
(Schattenrisse aus der Ayrerschen Silhouettensammlung. Nach Kroker.)



Chr. F. Gellert.
(Schattenriß aus der Ayrerschen Silhouettensammlung. Nach Kroker.)



Fr. G. Klopstock.
(Schattenriß aus der Ayrerschen Silhouettensammlung. Nach Kroker.)



J. C. Lavater.
(Schattenriß aus der Ayrerschen Silhouettensammlung. Nach Kroker.)



J. C. Lavater.
(Getuschter Selbstschattenriß aus dem Stammbuch des Tübinger Studenten Wilhelm Trendelenburg. 1782. Nach Knapp.)



J. G. Herder.
(Schattenriß aus der Ayrerschen Silhouettensammlung. Nach Kroker.)



F. v. Schiller.
(Schattenriß.)



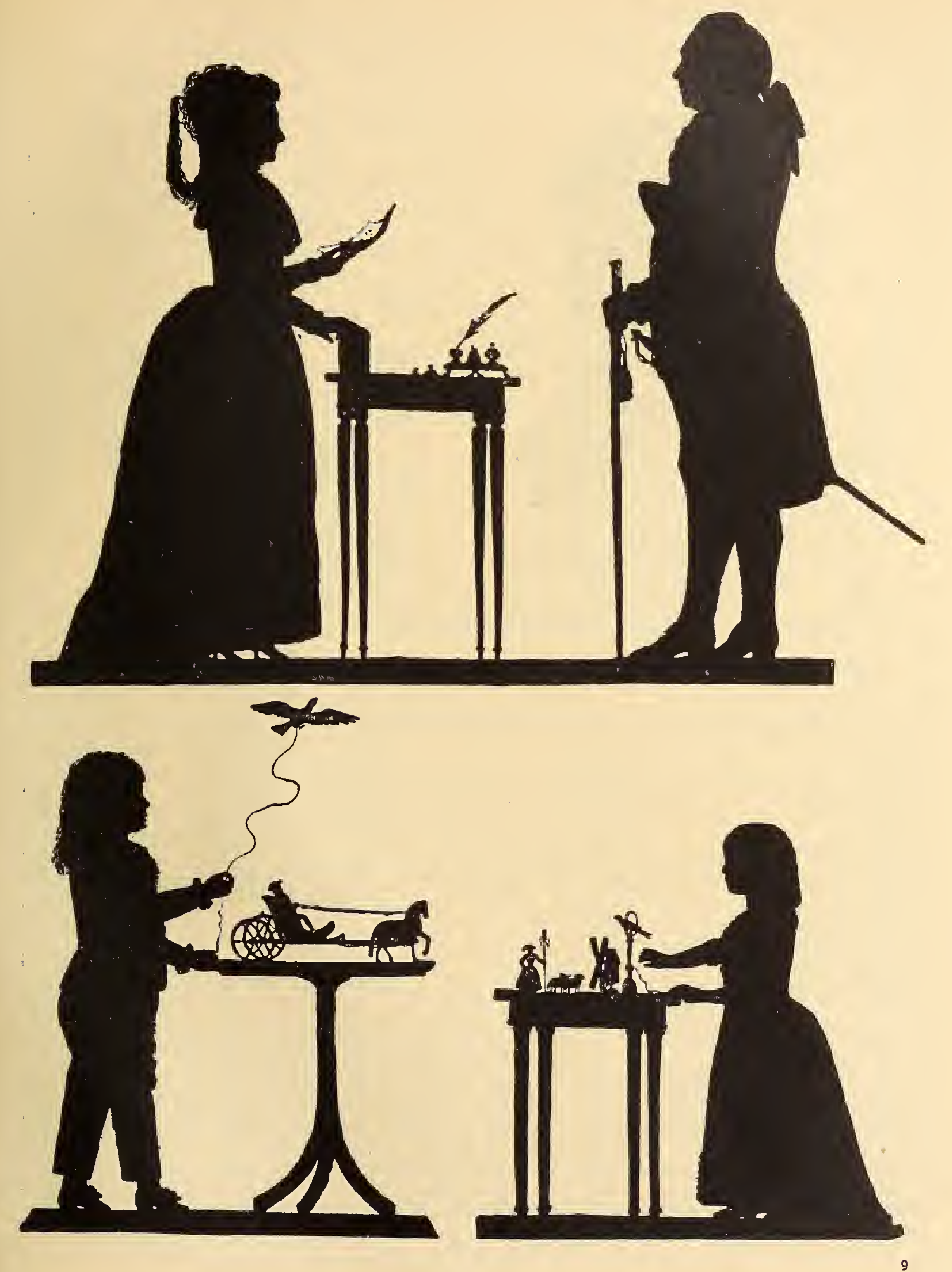
Chr. M. Wieland.
(Schattenriß. Schiller-National-Museum, Marbach.)



Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar und ihr Kabinettssekretär Karl v. Kotzebue. (Schattenriß. 18. Jahrhundert. Schloß Tiefurt.)

F. v. Schiller (in Hoftracht). Um 1785. (Schattenriß. Schiller-National-Museum, Marbach.)

Erbprinz Karl Friedrich und Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar. (Schattenrisse. 18. Jahrhundert. Goethe-National-Museum, Weimar und Privatbesitz.)





Herzogin Luise von Sachsen-Weimar.
(Schattenriß.)



Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar.
(Schattenriß aus dem Nachlasse von J. H. Merck.
Nach Grünstein.)

Weimarer Damen in häuslicher Tätigkeit. (Spinnen und Klöppeln.)
(Schattenriß. 18. Jahrhundert. Goethe-National-Museum; Weimar.)

Damen der Weimarer Hofgesellschaft im Park.
(Schattenriß. 18. Jahrhundert. Goethe-National-Museum, Weimar. — Links Luise v. Göchhausen und Herzogin Luise, rechts, sitzend, Herzogin Amalie und eine Hofdame, wohl Fräulein v. Waldner.)





Englische Stunde.
(Schattenriß von Starke. Privatbesitz. [Jena 1786?] Von links nach rechts: Luise v. Schardt, Major v. Knebel, Sophie v. Schardt, geb. v. Bernstorff, und der Vortragende, der britische Hauptmann Henry Heron.)

Die Familie v. Schardt beim Schachspiel.
(Schattenriß. 18. Jahrhundert. Schloß Kochberg. Hofmarschall a. D. Geheimer Rat v. Schardt, seine Gattin Konkordia, geb. v. Irving, und ihr Sohn Leutnant Louis. Der dargestellte Hund ist ein Mops, die im 18. Jahrhundert in der vornehmen Welt als Stubenhund beliebteste Hundeart.)

Johann Kaspar und Katharina Elisabeth Goethe, die Eltern Johann Wolfgang Goethes.
(Schattenrisse aus: A. Nicolovius, Über Goethe. I. Leipzig, 1828.)

J. W. Goethe.
(Schattenriß. Frankfurt. 1768/70. Goethe-Museum, Frankfurt a. M.)



Charlotte Buff.
(Schattenriß. 1772.)



Goethe.
(Schattenriß, Wetzlar. Um 1772. Familienarchiv Kestner.)



Goethe.
(Getuschter Schattenriß, Frankfurt a. M. 1774.)



Charlotte Freifrau v. Stein.
(Schattenriß aus: J. C. Lavater, Physiognomische Fragmente. III. Leipzig und Winterthur, 1777.)



Goethe.
(Verkleinerung eines aus weißem Papier ausgeschnittenen, auf schwarzes Papier aufgelegten Schattenrisses in Lebensgröße: 410 mm hoch. Um 1780. Goethe-National-Museum, Weimar.)



Goethe.
(Getuschter Schattenriß, Weimar. Um 1780. Schloß Tiefurt.)

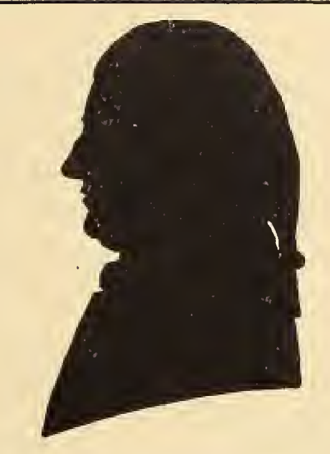


Goethe.
(Schattenriß, Weimar. Um 1780. S. Hirzel-Sammlung, Universitätsbibliothek, Leipzig.)

Goethe.
(Schattenriß, Weimar. 1780/85. Sammlung Stift Neuburg.)



Goethe mit Fritz v. Stein.
(Schattenriß, Weimar. 1781/82. Goethe-National-Museum, Weimar.)



Goethe. (Schattenriß. Nach 1790.)



Goethe zu Pferd. (Schattenriß. Um 1810. Sammlung A. Kippenberg, Leipzig.)



Goethe in Hofuniform.
(Gemalter und geschnittener Schattenriß, Weimar. Um 1810. Goethe-National-Museum, Weimar.)



Goethe.
(Gemalter und geschnittener Schattenriß, Weimar. Um 1810. Goethe-National-Museum, Weimar.)



Goethe.
(Schattenriß, Weimar. 1826. Goethe-National-Museum, Weimar.)



Napoleon I.
(Gedrucktes „magisches Porträt", das im durchscheinenden Lichte den Schattenumriß mit einem Teufelsbilde ausgefüllt zeigt. Um 1813.)



F. W. J. v. Schelling.
(Schattenriß.)



J. Kant.
(Schattenriß.)



J. G. Fichte.
(Schattenriß.)



Napoleon I.
(„Teufelsbild des magischen Porträts“.)



Otto v. Bismarck als Student.
(Schattenriß. Korps Hannovera, Göttingen.)



(Kupferstich nach einer Zeichnung von J. L. Haf. 1784.)

Reiteranekdoten zu einem bezaubernden Drama zusammenzuweben. Und als Goethe, selbst ein Greis, sein letztes Drama schloß, da stieg ihm wieder die Gestalt des alten Königs in sein Gedicht hernieder, und sein Faust verwandelte sich ihm in den ruhelos schaffenden, rücksichtslos heischenden Herrn, der an der Weichsel durch das Sumpfland seine Kanäle zieht. — Und war es bei Lessing anders, von den kleinen Poeten ganz zu schweigen? In Minna von Barnhelm sendet der König einen entscheidenden Brief auf die Szene, und im Nathan ist der Gegensatz zwischen Duldsamkeit und Fanatismus, zwischen Judentum und Pfaffenwesen ein veredelter Abdruck der Stimmungen aus d'Argens' Judenbriefen.

Aber nicht nur das leicht bewegte Gemüt der Dichter wurde durch die Gestalt des Königs aufgeregt, auch dem wissenschaftlichen Leben der Deutschen, der Philosophie und den sittlichen Forderungen, welche dieselbe an den Mann machte, kam durch ihn eine Steigerung und Umwandlung.

Denn die Gewissensfreiheit, welche der König an die Spitze seiner Regierungsgrundsätze gestellt hatte, löste mit einem Schlage von dem Zwange, welchen die Landeskirche den Gelehrten bis dahin auferlegt hatte. Die tiefe Abneigung, welche der König gegen Pfaffenregiment und gegen jede Bevormundung der Geister hatte, wirkte in weiten Kreisen. Auch die kühnste Lehre, der entschlossenste Angriff gegen Bestehendes war jetzt erlaubt, mit gleicher Waffe wurde gekämpft, die Wissenschaft bekam zuerst ein Gefühl der Herrschaft über die Seelen. Es war kein Zufall, daß Kant in Preußen heraufkam. Denn die ganze strenge Gewalt seiner Lehre, die hohe Steigerung des Pflichtgefühls, ja, auch die stille Entsagung, mit welcher sich der einzelne dem kategorischen Imperativ zu unterwerfen hat, sie sind nichts anderes als das ideale Gegenbild der Pflichttreue, welche der König selbst übte und von seinen Preußen forderte. Niemand hat es edler ausgesprochen als der große Philosoph selbst, wie sehr der Staat Friedrichs II. die Grundlage seiner Lehre sei.

Nicht zuletzt gewannen die historischen Wissenschaften. Große politische Taten waren der Phantasie und dem Herzen der Deutschen so nahegelegt, daß jeder einzelne als Mitspieler hereingezogen wurde; menschliches Tun und Leiden war so verehrungswürdig erschienen, daß der Sinn für das Bedeutende und für das Kennzeichnende auch dem deutschen Geschichtsforscher in neuer Weise lebendig wurde, und die Fächer seiner Wissenschaft in den Augen des gesamten Volkes eine höhere Bedeutung erhielten.

Nicht sofort freilich erwarben die Deutschen das sichere Urteil und die politische Bildung, welche jedem Historiker nötig ist, der das Leben seines Volkes darzustellen unternimmt; es war bedeutsam, daß der geschichtliche Sinn der Deutschen sich abweichend von Engländern und Franzosen auf einem Seitenpfade entwickelte, welcher doch der Weg zu den größten geistigen Eroberungen aller Zeiten werden sollte.

Sehr auffallend ist zunächst der Gegensatz gegen die erste Hälfte des Jahrhunderts. Bis 1750 standen die Wissenszweige, welche das Leben der Natur zu

verstehen suchen, im Vordergrund der öffentlichen Teilnahme, ihre Ergebnisse waren schnell verbreitet und allen Kulturvölkern gemeinsam. Jetzt erheben sich neben, ja über ihnen in Deutschland die Wissenschaften, deren Mittelpunkt das Leben des Menschen ist, nicht wie es sich in der politischen Geschichte, sondern wie es sich in idealen Bildungen, in der Sprache, der Poesie, der bildenden Kunst äußert. Während man sonst das Geheimnis des Lebens vorzugsweise durch Betrachten der Stoffe, durch Messen, Scheiden und Wägen gesucht hatte, so wagte man jetzt demselbem Geheimen durch Untersuchung aller Gesetze des geistigen Schaffens nachzugehen. Die Lebensbedingungen, welche ein Gedicht schön machen, die Schöpfungsvorgänge, unter denen Sprache und Poesie aus dem erfindenden Geiste herausströmen, die geheimnisvollen Grundgesetze, durch welche den Werken der bildenden Kunst in den verschiedenen Zeiträumen ein so verschiedenes Gepräge aufgedrückt wird, danach wurde gespürt.

Und diese neuen Blüten des geistigen Lebens in Deutschland, welche sich seit dem Jahre 1750 entfalten, tragen bereits einen durchaus nationalen Charakter, ja, ihr höchster Gewinn ist bis zur Gegenwart fast den Deutschen allein geblieben. Man begann zu erkennen, daß das Leben eines Volkes sich wie das einer Persönlichkeit nach gewissen Naturgesetzen entwickelt, aufgehend und absteigend, daß sich durch die einzelnen Seelen der Erfinder und Denker ein Gemeinsames, Nationales von Geschlecht zu Geschlecht durchzieht, jeden zugleich beschränkend und belebend. Seit Winckelmann es unternahm, die zeitlichen Abschnitte der bildenden Kunst bei den Alten zu erkennen und festzustellen, wurde ein ähnlicher Fortschritt auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft gewagt. Schon hatte Semler die geschichtliche Entwicklung des Christentums innerhalb der ältesten Kirche zu erweisen versucht. Man begriff ebenso den Zusammenhang und eine innere Notwendigkeit in der Fortbildung der Philosophie, man erhielt überraschende Einblicke in das Werden und Wandeln stiller Gedanken. Wo früher nur der Zufall oder ein dürftiger äußerer Zusammenhang angenommen worden war, entfaltete sich jetzt ein reiches, vernünftiges, einheitliches Leben nationaler Kräfte. Der alte Homer wurde geleugnet und die Entstehung der epischen Gedichte in den Eigentümlichkeiten eines Volkslebens gesucht, welches fast dreitausend Jahre von uns abliegt. Der Begriff von Mythe und Sage, auffallende Besonderheiten des Schaffens und Empfindens in der Jugendzeit der Völker wurden deutlich, bald sollten Romulus und die Tarquinier, endlich sogar die Urkunden der Bibel denselben Gesetzen einer Wahrheit suchenden rücksichtslosen Forschung unterliegen.

Einzig aber war, daß dies tiefsinnige Forschen so eng mit einem freien und kräftigen Erfinden verbunden blieb. Der den Laokoon und die Dramaturgie schrieb, war selbst ein Dichter; und Goethe und Schiller, dieselben Männer, denen der Born der Erfindung so voll und reich strömte, blickten auch mit der gespannten Aufmerksamkeit ruhiger Gelehrten in seine Flut, die Lebensgesetze ihrer Dramen, Romane, Balladen untersuchend.

Unterdes entzückten ihre Dichtungen alle Besten der Nation. Durch einen Gott war plötzlich das Schöne über die deutsche Erde ausgegossen. Mit einer Begeisterung, welche oft wie Andacht aussah, gab sich der Deutsche den „Reizungen" seiner einheimischen Poesie hin. Die Welt des schönen Scheins erhielt für ihn eine Bedeutung, welche ihn zuweilen gegen das verständige Leben, das ihn umgab, ungerecht machte. Fast alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldenen Reiche der Poesie und Kunst; was wirklich um ihn war, das erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgültig.

Wie dadurch eine Aristokratie der Feinfühlenden großgezogen wurde, wie die großen Dichter selbst mit stolzer Entsagung als Weltbürger aus heiterer Höhe auf die dämmerige deutsche Erde herabzusehen bemüht waren, ist oft dargestellt. Hier soll nur berichtet werden, wie die Zeit auf den bescheidenen Mann wirkte und seine Anschauungen und Anforderungen an das Leben umformte.

Wer in den ersten Jahren nach dem Tode Friedrichs des Großen die Straßen einer mäßigen Stadt betrat, die er im Jahre 1750 durchschritten hatte, der mußte die größere Kraft ihrer Bewohner überall erkennen. Noch stehen die alten Mauern und Tore, aber es wird darüber verhandelt, die Eingänge, welche für Menschen und Lastwagen zu enge sind, von dem alten Ziegeljoch zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu schließen, an anderen Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben ist mit breitgegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kastanien halten jetzt die Städter ihren diätetischen Spaziergang, atmet das Kindervolk frische Sommerluft. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer sind verschönert, neue fremde Blüten glänzen zwischen den alten und umgeben den künstlichen Stumpf einer Säule, oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Ölfarbe überzogen ist; hier und da erhebt sich ein Sommerhaus entweder als antiker Tempel oder auch als Hütte von bemooster Rinde zur Erinnerung an die unschuldsvollen Urzustände des Menschengeschlechts, in denen die Gefühle so unendlich reiner und der Zwang der Kleider und der modischen Umgangsformen so viel geringer war.

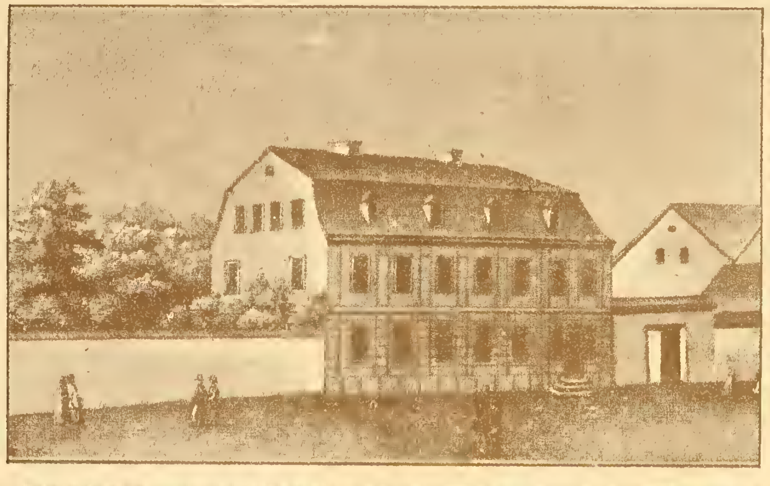
Aber das Triebwerk der Stadt hat sich über die alten Mauern ausgedehnt; wo eine Landstraße zur Stadt führt, strecken die Vorstädte ihre Häuserreihen wieder weit in die Ebene hinaus. Viele neue Gebäude mit roten Ziegeldächern erfreuen dort unter tragenden Obstbäumen das Auge. Auch in der Stadt hat sich die Zahl der Häuser vermehrt; mit breiter Front, Giebel an Giebel gelehnt, stehen sie da, große Fenster, helle Treppen, weite Räume umschließend. Noch sind die Zieraten ihrer Vorderseite von Gips und Kalk nüchtern angeklebt, helle Kalkfarben in allen Abstufungen sind fast das einzige Unterscheidende und geben den Straßen ein buntes Aussehen. Die Erbauer sind meist Kaufleute und Fabrikanten, welche heraufgekommen sind, jetzt fast überall die vermögenden Leute der Stadt.

Die Wunden, welche der Siebenjährige Krieg dem Wohlstande der Bürger geschlagen, sind geheilt. Nicht umsonst hat die Polizei seit mehr als fünfzig Jahren

Weimar von der Westseite. Um 1780. (Kupferstich von G. M. Kraus (?).)



Parkansicht. Weimar. 18. Jahrhundert. (Tuschzeichnung von J. W. v. Goethe.)





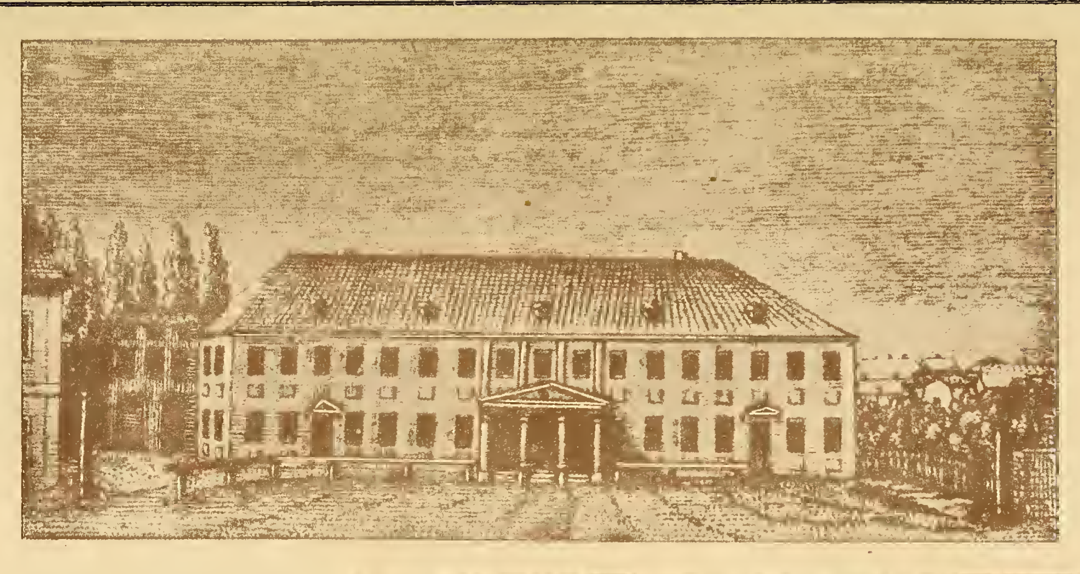


Weimar.

Die von Ch. M. Wieland (1), J. G. v. Herder (2), F. v. Schiller (3) zuletzt bewohnten Häuser.
([1] Kupferstich von Müller nach einer Zeichnung von A. Glaeser, [3] Kupferstich von Glaeser, aus: K. Gräbner, Weimar. Erfurt, 1830; [2] Kupferstich um 1820/30.)



Weimar. Um 1827/28.
(Modell von W. Bergfeld. Goethe-National-Museum, Weimar.)





Hoftheater, Weimar. (1798-1825.)
(Kupferstich. 1800.)

Hoftheater, Weimar.
(Neubau 1825.)
(Kupferstich von H. Schmidt nach einer Zeichnung von E. Bögehold aus: K. Gräbner, Die Großherzogliche Haupt- und Residenzstadt Weimar. Erfurt, 1830.)



Schillers Garten in Jena.
(Handzeichnung von J. W. v. Goethe. 1810.)



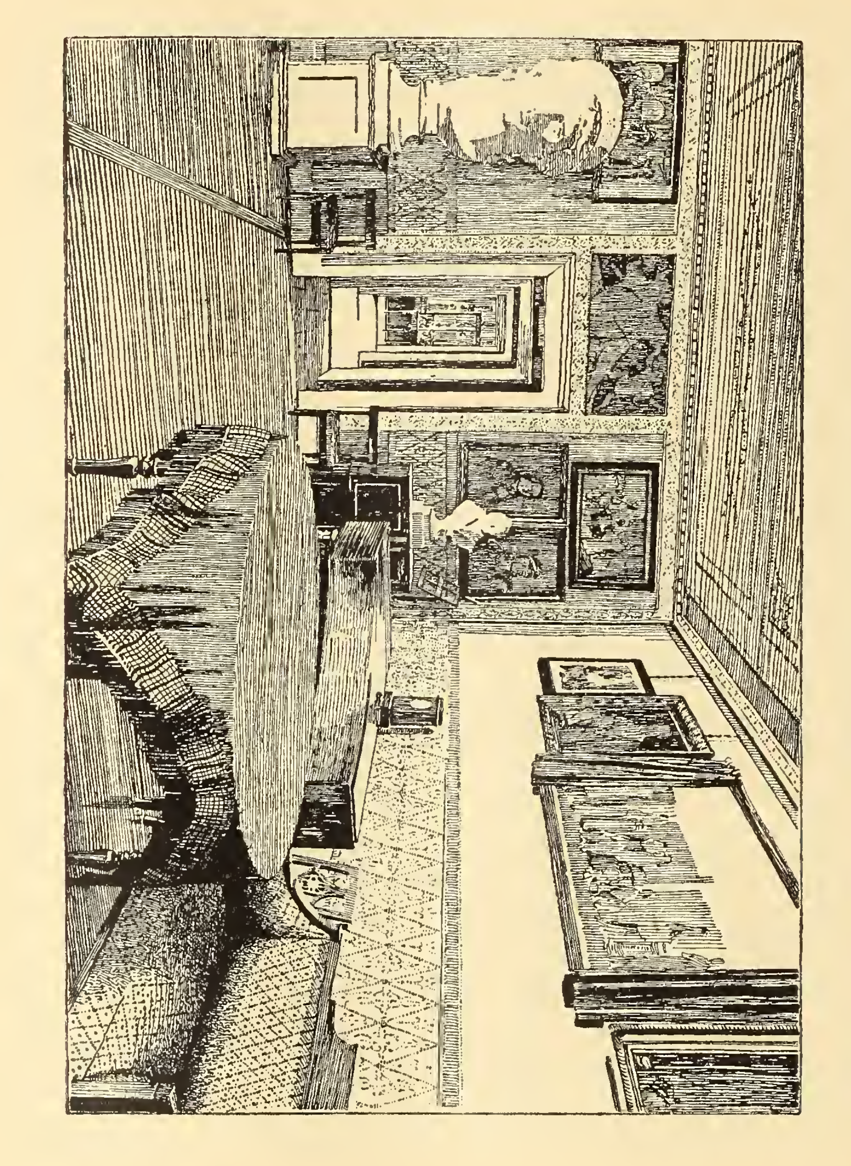
Goethes Hausgarten.
(Steindruck. H. Lobe Verlag, Weimar. 19. Jahrhundert. Im Garten Goethe mit seinen Enkeln.)



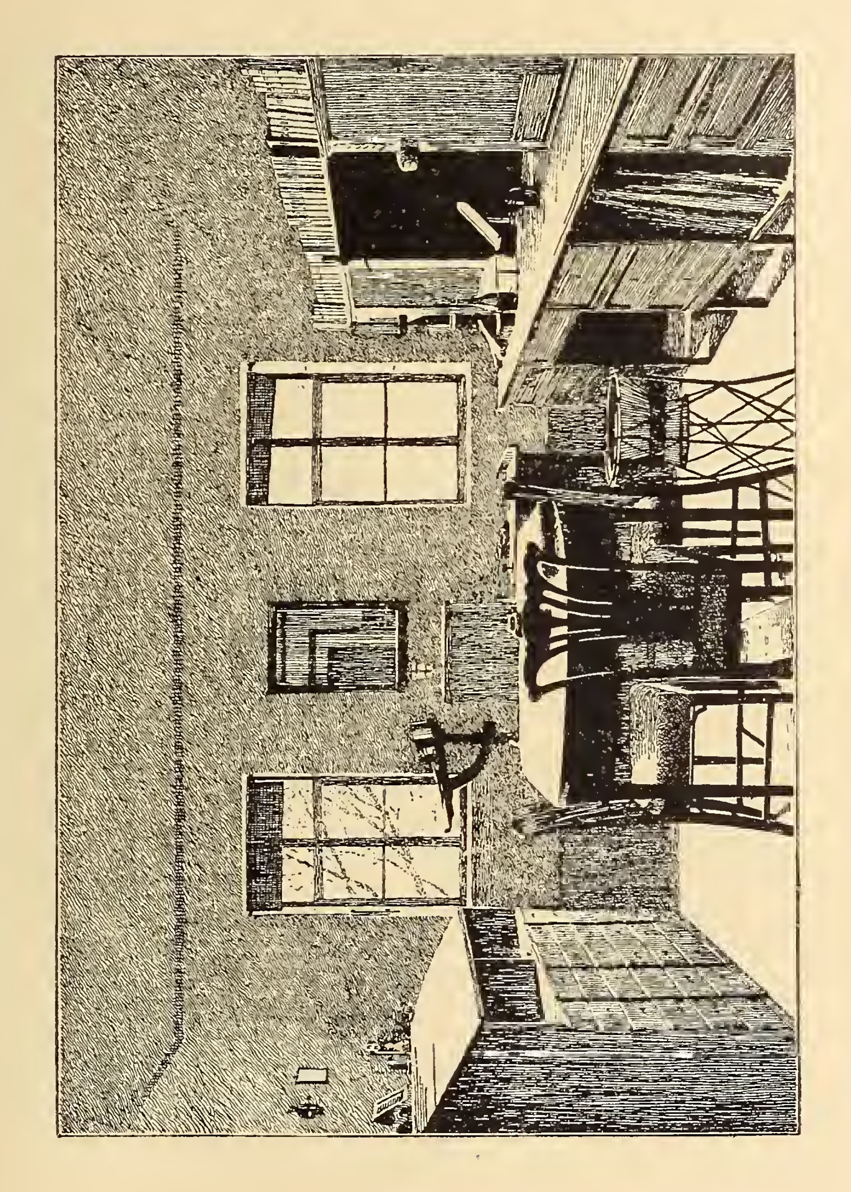
Goethes Gartenhaus. Weimar.
(Kupferstich von L. Schütze nach einer Zeichnung von O. Wagner. 1827.)



Goethes Wohnhaus am Frauenplan. Weimar.
(Kupferstich von L. Schütze nach einer Zeichnung von O. Wagner. 1827.)



Goethes Empfangszimmer.
(Zeichnung von H. Tessenow.)



Goethes Arbeitszimmer.
(Zeichnung von H. Tessenow.)



Goethes Schlaf- und Sterbezimmer.
(Zeichnung von W. Wieger.)

Bürgerpflicht

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier;
Ein jeder übe seine Lection,
So wird es gut im Rathe stehn.

Weimar d. 6. März
1832

JWvGoethe

Eigenhändiges Spruchblatt Goethes.
(Handschrift. S. Hirzel-Sammlung. Universitätsbibliothek, Leipzig.)

ermahnt und befohlen, der Stadthaushalt ist geordnet, die Anfänge der Armenpflege sind ins Leben gerufen, Unterstützungskassen, Armenärzte, unentgeltliche Arznei. In den größeren Städten geschah schon viel für Unterstützung der Hilflosen, in Dresden war 1790 der jährliche Umsatz der Armenkasse 50 000 Taler, auch in Berlin, wo schon Friedrich Wilhelm I. für die Armen manches getan hatte, suchte die Regierung mit warmem Herzen zu helfen, es wurde gerühmt, daß dort mehr geschehe als irgendwo anders. Aber der menschenfreundlichen Gesinnung, welche die Gebildeten nach allen Richtungen dem Volke entgegentrugen, fehlte noch sehr die Einsicht, man kam noch nicht über das Almosengeben hinaus, es wurde wenig Jahre später als besondere patriotische Tat begrüßt, daß der Finanzminister von Struensee den Berliner Armen jährlich einen bedeutenden Teil seines Gehaltes auszahlen ließ. Aber zugleich wurde laut über zunehmende Sittenlosigkeit geklagt, und daß die Zahl der Armen in großem Verhältnisse steige. Man bemerkte mit Schrecken, daß Berlin unter Friedrich II. die einzige Hauptstadt der Welt gewesen sei, in welcher jährlich mehr Menschen geboren wurden als starben, und daß sich das jetzt zu ändern drohe. In Berlin, Dresden, Leipzig sah man keinen Bettler mehr, in preußischen Städten, mit Ausnahme Schlesiens und Westpreußens, überhaupt wenig; aber selbst in den kleineren Orten Kursachsens waren sie noch eine Plage der Reisenden, sie lagen an Gasthöfen und Posthäusern und lauerten auf die ankommenden Fremden[41].

Ein großer herzerfreuender Fortschritt war aber durch die Anstrengung der Regierung für bessere Krankenpflege gemacht worden, die völkerverheerende Pest und andere Seuchen waren — so durfte man annehmen — von den Grenzen Deutschlands ausgesperrt. Noch 1709—11 hatte in Polen die Pest furchtbar gehaust, ja, noch um 1770 war dort ein Sterben gewesen, das ganze Dörfer geleert hatte, unsere Heimat war nur wenig geschädigt worden. Aber eine Krankheit verwüstete noch bei Reichen und Armen, die Pocken. Noch war sie ein Leiden Europas, das Scheusal, welches die blühende Jugend am widerwärtigsten heimsuchte, ihr den Tod, Verstümmlung, Verunstaltung brachte. Jedem wurde entscheidend für das das ganze Leben, wie er durch die Pocken gekommen war. Viel herzbrechendes Unglück ist geschwunden, die Schönheit unserer Frauen ist häufiger und sicherer geworden, die Zahl der Siechen und Hilflosen ist beträchtlich verringert, seit durch Jenner und seine Freunde 1799 zu London die erste öffentliche Impfanstalt angelegt wurde.

Überall beginnen in dieser Zeit die Klagen über Mangel an Sparsamkeit und unmäßige Vergnügungslust der arbeitenden Bevölkerungsteile, Klagen, welche gewiß in vielen Fällen berechtigt waren, die aber unvermeidlich immer wieder tönen, wo der größere Wohlstand vieler einzelnen auch in den untern Schichten des Volkes die Bedürfnisse vermehrt. Nur mit Vorsicht darf man daraus auf eine Abnahme der Volkskraft schließen, häufiger ist die erwachende Begehrlichkeit der kleinen Leute das erste unholde Zeichen eines Fortschritts, den sie selbst machen. Im ganzen scheint es damit nicht so arg gewesen zu sein. Das Tabakrauchen freilich war all-

gemein, es nahm unaufhörlich zu, obgleich Friedrich II. seinen Preußen die Pakete durch seinen Stempel verteuert hatte, der weiße Porzellankopf begann den Meerschaum zu verdrängen. In Norddeutschland war das Weißbier ein neumodisches Getränk des Bürgers, ehrbare Meister tadelten kopfschüttelnd, daß ihr Bier schlechter, und daß der Verbrauch des Weines auch unter Bürgern übermäßig zunehme. In Sachsen war schon damals das massenhafte Kaffeetrinken auffallend, auch wie dünn und verfälscht der Trank sei, und doch sei er die einzige warme Kost der Armen. Allgemein ist die Klage der Reisenden, welche aus Süddeutschland kommen, daß die gewöhnliche Küche in Preußen, Sachsen, Thüringen schmal und dürftig sei.

Auch die öffentlichen Vergnügungen waren weder besonders zahlreich noch teuer. Immer noch waren Hinrichtungen eine große Angelegenheit, noch wurden die Bilder schwerer Verbrecher in Kupfer gestochen und mit ihrem Lebenslauf, den erbaulichen Betrachtungen der Seelsorger und warnenden Gedichten eifrig gekauft. Ein Seehund, Elefant, das erste Rhinozeros, ein Neger oder Albino, Kamtschadale und Indianer, und was jetzt in unseren Meßbuden nur geringe Beachtung findet, wurde mit Erfolg einzeln auf öffentlichem Platz aufgestellt, ebenfalls durch Bilderbogen und kleine Flugschriften empfohlen. Und allerlei brotlose Künste, ein Mann, der mit abgerichteten Kanarienvögeln umherzog, ein anderer, der nur durch Handbewegungen ein Schattenspiel an der Wand hervorzubringen wußte, dazwischen Bauchredner, Feuerfresser und andere fahrende Leute gaben den besten Gesellschaften der Stadt für längere Zeit Unterhaltung.

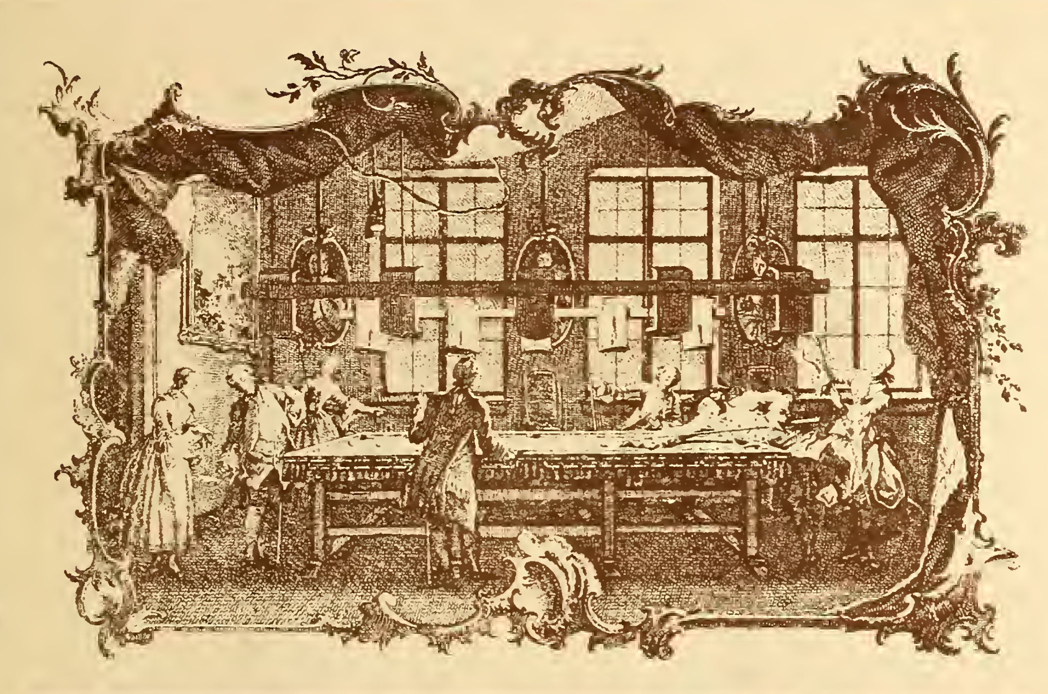
Die alten festlichen Aufzüge und Schaustellungen der Städter selbst waren überall verkümmert, ihnen war die Zeit der seidenen Strümpfe, des Reifrocks und Puders sehr ungünstig. Die Schaugefechte der Fechterbanden hatten aufgehört, die Schützenfeste waren seit dem großen deutschen Kriege eingeschrumpft; nur einzelne Handwerke: die Fleischer, Fischer, Faßbinder, unternahmen zuweilen einen öffentlichen Aufzug in hergebrachtem Festkleid mit altem Brauch und Handwerkszeichen, in seltenen Fällen mit einem alten Tanz. Obenan aber unter den städtischen Belustigungen stand das Theater. Es war die Leidenschaft des Bürgers, die Wandertruppen wurden besser und zahlreicher, größer wurde auch die Zahl der stehenden Bühnen, noch war das Parterre der Hauptraum, in welchem Offiziere oder Studenten und junge Beamte, nicht selten als feindliche Parteien, den Ton angaben. Die Schauderdramen mit Dolch, Gift, Kettengerassel entzückten den Anspruchslosen, die rührenden Familienstücke mit ihren bösen Ministern und rasenden Liebhabern füllten den Gebildeten mit Gefühlen, der schlechte Geschmack der Stücke und dabei das gute Spiel der Darsteller setzten den Fremden in Erstaunen. Der Einzug einer „Truppe" in die Stadtmauern war ein Ereignis von größter Wichtigkeit; aus den Berichten vieler tüchtiger Männer sehen wir, wie wichtig die Eindrücke solcher Vorstellungen für ihr Leben geworden sind. Es wird uns schwer, die Begeisterung zu begreifen, mit welcher die gebildete Jugend der Darstellung folgte, und die Heftigkeit der Gefühle, welche in ihnen aufgeregt wurden. Die Stücke Ifflands: „Verbrechen



Kellner. Um 1700.
(Kupferstich von C. Luiken aus: Abraham a Santa Clara, Neueröffnete Welt Galleria. Nürnberg, 1703.)

Öffentlicher Billardsaal.
(Kupferstich von J. E. Nilson. Augsburg. Um 1740.)

[Hotel de Venus.] Berlin. Ende des 18. Jahrhunderts.
(Kupferstich von C. C. Glaßbach nach einer Zeichnung von D. Chodowiecki.)

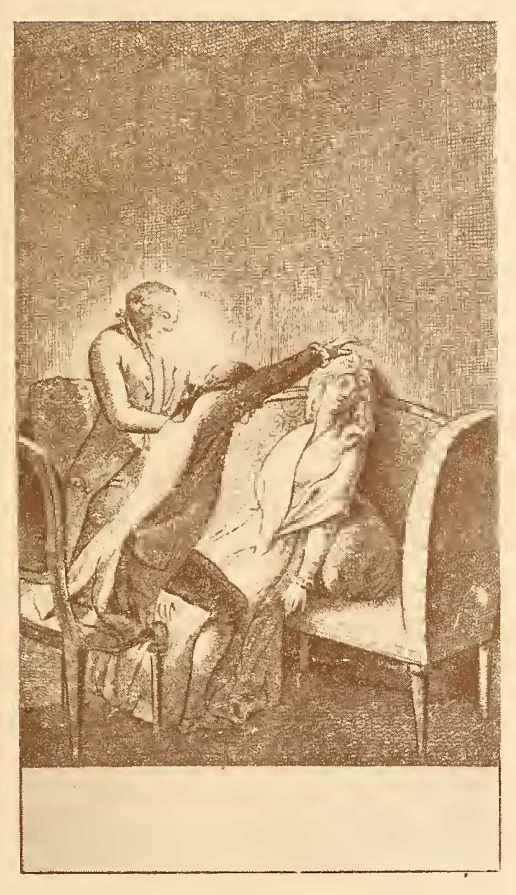






Prügelstrafe außerehelicher Mütter.
(Radierung von D. Chodowiecki. 1782.)





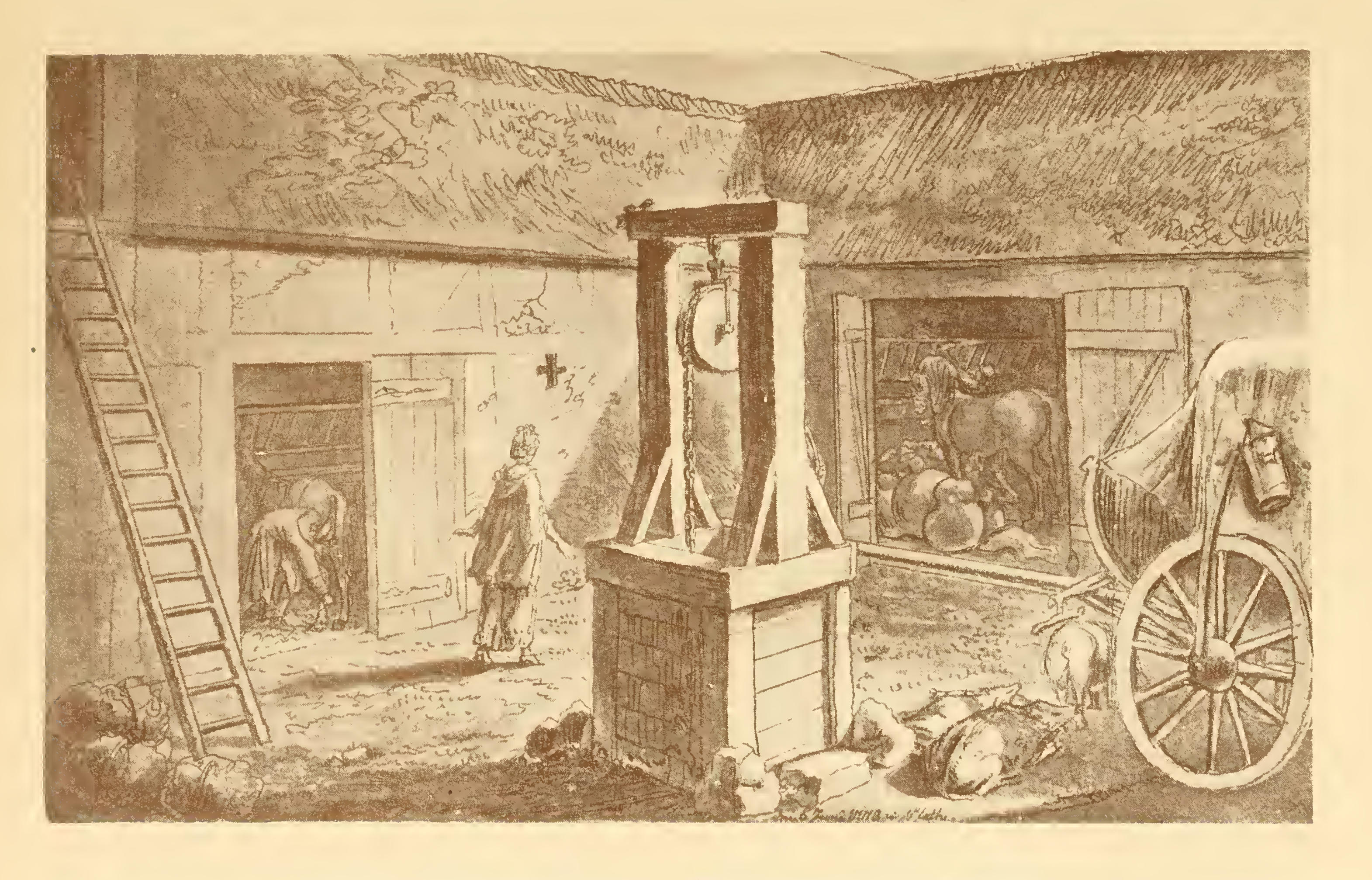
Die Wahrsagerin. Der Magnetiseur.
(Radierungen von D. Chodowiecki.)

aus Ehrgeiz", „Der Spieler", lockten nicht nur Tränen und Schluchzen hervor, auch Schwüre und heiße Gelübde. Als einst in Lauchstädt nach dem Ende des „Spielers" der Vorhang fiel, stürzte einer der wildesten Studenten aus Halle auf einen anderen Hallenser zu, den er kaum kannte, und bat unter strömenden Tränen, seinen Schwur anzunehmen, daß er nie wieder eine Karte anrühren wolle. Und nach dem Bericht dessen, der Schwur und Handschlag empfing, hielt der Erregte auch Wort. Dergleichen war nichts Außerordentliches. Arme Studenten sparten sich's wochenlang ab, um einmal von Halle aus das Theater in Lauchstädt zu besuchen; sie liefen dann in der Nacht zurück, die Vorlesungen des nächsten Morgens nicht zu versäumen. Aber wie lebendig die Teilnahme der Deutschen am Drama war, es wurde dennoch einer Gesellschaft auch in größerer Stadt nicht leicht, sich auf stehender Bühne zu erhalten. In Berlin wurde gerade damals das französische Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkte in eine deutsche Bühne unter dem stolzen Namen Nationaltheater verwandelt, aber dies einzige Schauspiel der Hauptstadt war wenig besucht, obgleich Fleck und die beiden Unzelmann darauf spielten. Desto mehr gefüllt war freilich die italienische Oper. Aber sie wurde auf königliche Kosten gegeben, jede Behörde hatte eigene Loge, noch saß der König mit seinem Hofstaat nach alter Sitte im Parterre hinter dem Orchester, und durch den Winter waren nur sechs Vorstellungen, eine neue und eine alte Oper, jede dreimal. Da drängte sich freilich die Zuschauermenge herzu, die Pracht dieser Hoffeste zu genießen und im „Darius" den großen Zug mit Elefanten und Löwen anzustaunen. Auch aus Dresden wird zu derselben Zeit gemeldet, daß dort die Kindertheater in den Familien weit mehr in Aufnahme seien als das große Theater. — Und in jenem Berlin, das schon damals für besonders leichtlebig und genußsüchtig galt, war in demselben Winter auf der großen Redoute, von welcher im Lande soviel die Rede war, eine einzige Charaktermaske, sonst nur mißvergnügte Dominos, das Ganze dem fremden Beobachter sehr langweilig[42]. — Das alles sieht nicht nach übermäßiger Verschwendung aus.

Auch das gewöhnliche gesellschaftliche Vergnügen war genügsam, es war der Besuch öffentlicher Kaffeegärten. Bei anspruchsloser Musik und einigen bunten Lampen drängten sich dort Adel, Offiziere, Beamte und Kaufmannschaft. In Leipzig und Wien hatte sich diese Art der Unterhaltung etwa seit 1700 zuerst ausgebildet; oft wurde die große Ergötzlichkeit des schattigen Kaffeetrinkens in Versen und Prosa gefeiert, und von Unternehmungslustigen gerühmt, wie bequem solches Zusammenströmen zur Einleitung zarter Verhältnisse sei. Und der Kaffeegarten blieb bezeichnend für die deutsche Geselligkeit durch fast 150 Jahre. Zwar saßen die Familien nach Tischen geschieden, aber man ließ sich sehen und konnte beobachten; auch die liebe Kinderwelt wurde zu sittsamer Haltung angestrengt, sparsame Hausfrauen brachten wohl auch in Düten Kaffee und Kuchen von Hause mit. — In dem Hause des gebildeten Bürgers war die Gastlichkeit zwar bequemer, die Bewirtung reichlicher geworden, aber in dem Familienleben hatte sich noch vieles von der

strengen Zucht der Ahnen erhalten. Die Gewalt des Gatten und Vaters trat kräftig hervor, Hausherr und Hausfrau forderten behende Unterwürfigkeit, Befehlende und Gehorchende waren schärfer geschieden. Nur die Gatten hatten gelernt, einander das herzliche Du zu geben, die Kinder der Angesehenen, oft auch der Handwerker, nannten die Eltern Sie; die Dienstboten wurden nur von ihrer Herrschaft geduzt, von Fremden erhielten sie die dritte Person des Singularis. Ebenso gab das „Er" ein Meister dem Gesellen, der Gutsherr dem Schulzen, der Gymnasiallehrer dem Schüler der oberen Klassen. Der Schüler aber redete seinen Herrn Direktor an vielen Orten mit „Ew. Hochedeln" an.

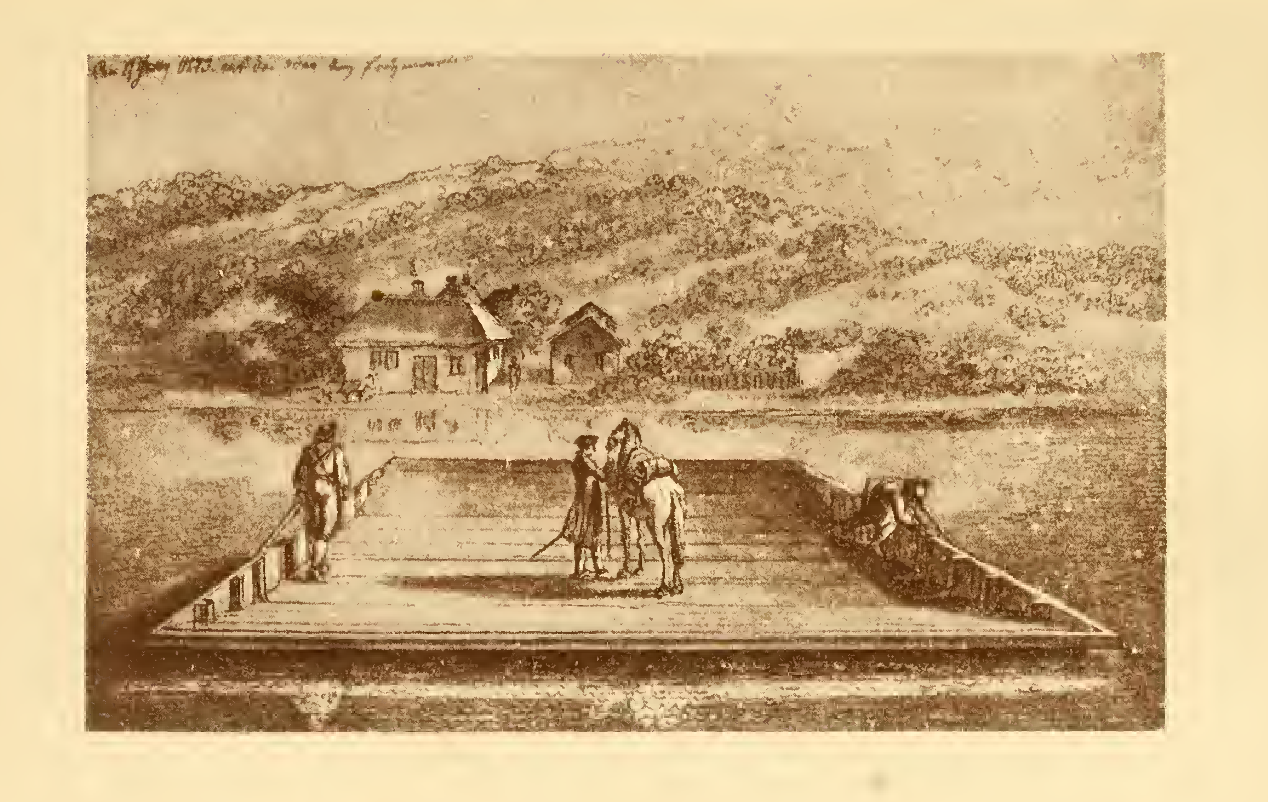
Häufiger als vor vierzig Jahren verließ der Deutsche Haus und Stadt, ein bescheidenes Stück seines Vaterlandes zu durchreisen. Noch waren die Verkehrsmittel schlechter, als bei dem Aufschwunge des Handels und der vermehrten Reiselust erträglich war. Es gab erst wenige und kurze Kunststraßen; als die beste Chaussee Deutschlands wurde die Straße von Frankfurt nach Mainz gerühmt, mit Baumalleen, Steinreihen und getrennten Seitenpfaden für Fußgänger; die großen alten Völkerwege vom Rhein nach dem Osten waren breite Lehmpfade. Wer irgend Ansprüche machte, reiste mit Lohnkutsche oder Extrapost, denn die Wagen der ordinären Post waren auf den Hauptstraßen zwar bedeckt, aber ohne Federn, mehr für Lasten als Personen berechnet, sie hatten keine Seitentüren, man mußte unter der Decke oder über der Deichsel hineinkriechen. Im Hintergrunde des Wagens wurden die Pakete bis an die Decke mit Stricken befestigt, Pakete lagen auch unter den Sitzbänken, Heringstönnchen, geräucherter Lachs und Wild kollerten unermüdlich auf die Bänke der Passagiere, welche eine fortdauernde Beschäftigung darin fanden, die anspruchsvollen Begleiter zurückzudrängen; da man die Füße wegen des Gepäcks nicht ausstrecken konnte, hingen verzweifelte Passagiere wohl gar die Beine zur Seite des Wagens heraus. Unerträglich war immer noch der lange Aufenthalt auf den Stationen, unter zwei Stunden wurde der Wagen nicht abgefertigt, von Kleve nach Berlin fuhr man elf Tage und elf Nächte in tödlicher Langeweile, zerstoßen und verlahmt. Besser gelang die Reise auf den großen Strömen. Zwar die Donau stromab fuhr noch das altertümliche Bretterschiff, ohne Mast und Segel, von Pferden gezogen; aber auf dem Rhein erfreute den sinnigen Freund der Natur schon die regelmäßige Fahrt der Rheinschiffe. Ihre vortreffliche Einrichtung wird gerühmt, sie hatten Mast und Segel und gebrauchten die Pferde nur zur Aushilfe; sie hatten auch ein ebenes Verdeck mit Geländer, so daß man förmlich darauf spazieren konnte, und Kajüten mit Fenstern und einigen Möbeln. Auf ihnen fand sich bereits eine wechselnde, oft anmutige Reisegesellschaft zusammen. Und die solche Schiffe benutzten, waren nicht die Geschäftsreisenden allein. Denn einer der merkwürdigsten Fortschritte war von den Deutschen seit 1750 gemacht worden. Das Naturgefühl hatte eine sehr große Ausbildung erhalten. Den architektonischen Gärten der Italiener und Franzosen war der englische Landschaftsgarten, den alten Robinsonaden die Schilderung liebender Kinder oder Wilden in dem Zauber einer



Ländlicher Wirtshaushof. (Plate.) — (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki aus dem Skizzenbuche seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



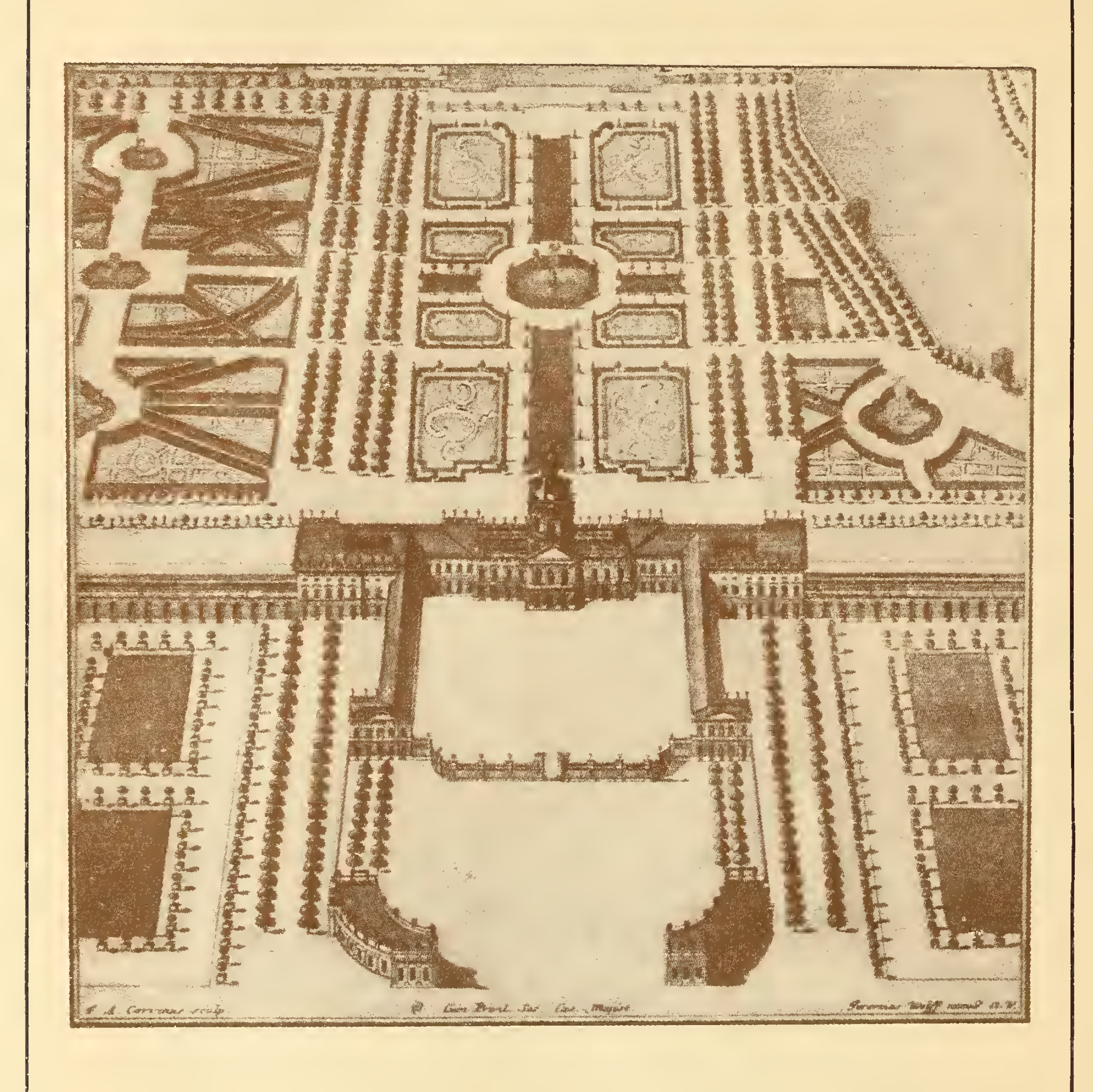
Ländliches Wirtshaus. (Abend in Wutzkow.) — (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki aus dem Skizzenbuche seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



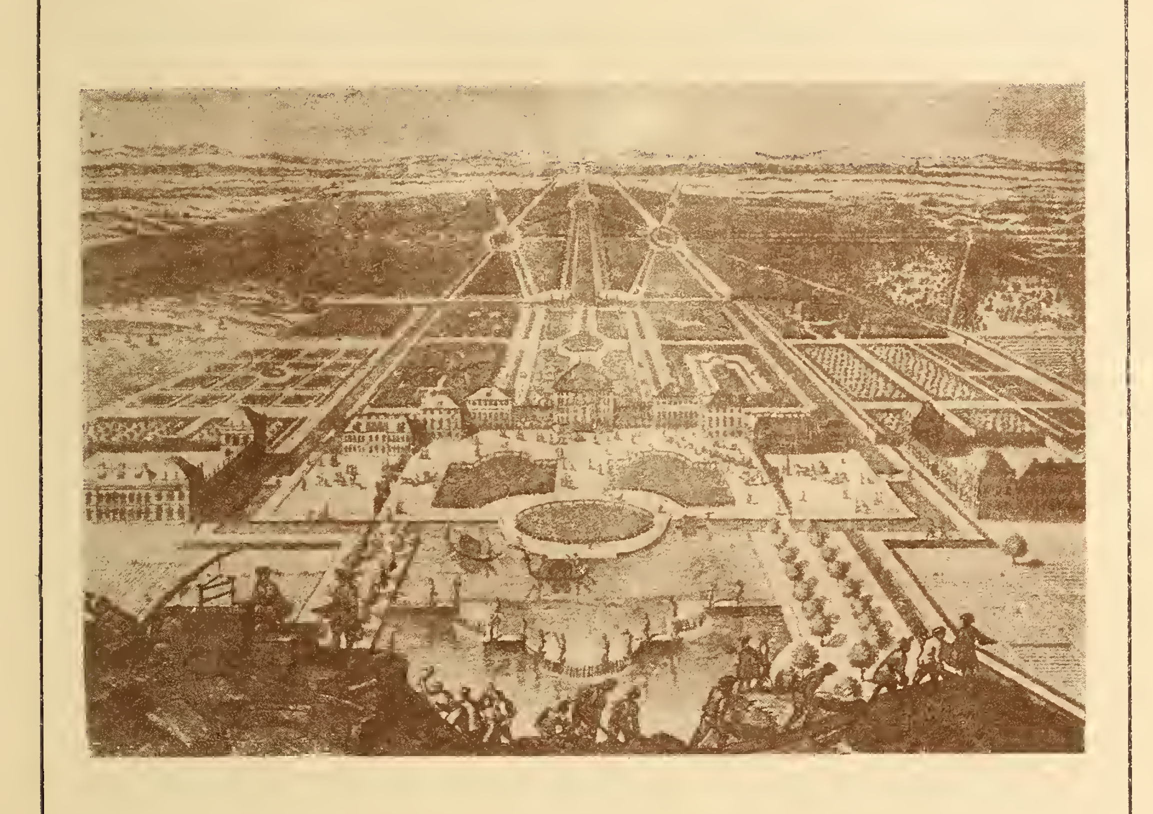
Fähre (über die Oder). — (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki
aus dem Skizzenbuche seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



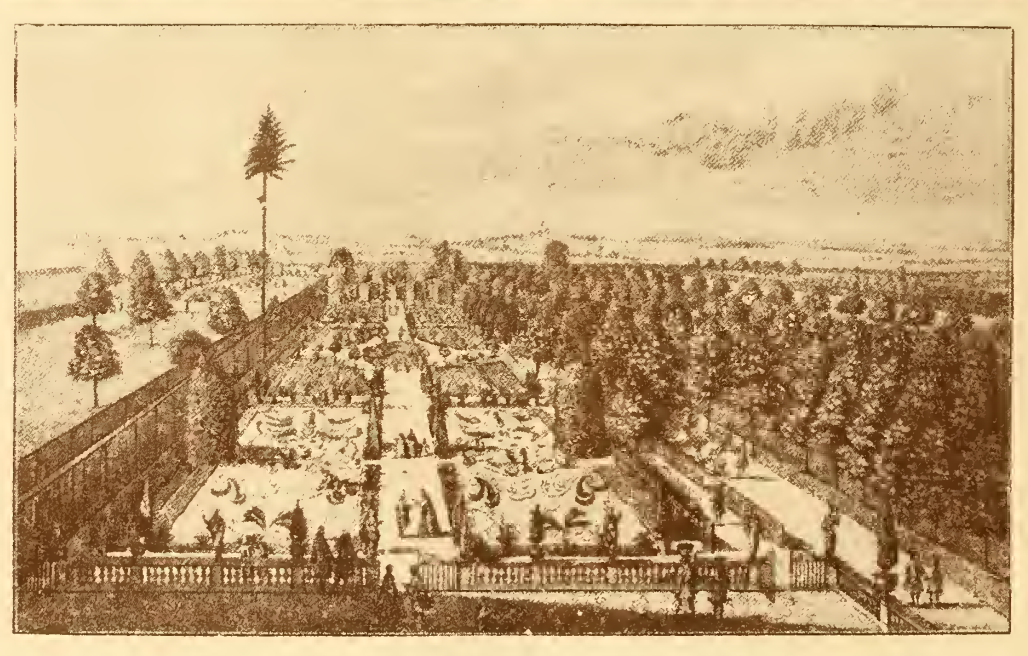
Torwache. (Hohes Tor, Danzig.) — (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki aus dem Skizzenbuche seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



Schloß und Park Charlottenburg bei Berlin. Anfang des 18. Jahrhunderts.
(Kupferstich von J. A. Corvinus nach einer Zeichnung von J. Wolff.)



Schloß und Park Nymphenburg bei München. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von J. Wangner nach einer Zeichnung von Sarron.)





Park in Neu-Waldeck bei Wien. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von Schmuzer.)

Schnurbeinscher Garten vor dem Gögginger Tor. Augsburg.
(Kupferstich von Remshart aus: J. Th. Krauß, Augsburger Gartenlust. Augsburg.)

Stimmungsbild. (Dame und Herr im Park.) 18. Jahrhundert.
(Radierung von H. G. W. Freiherr von Knobelsdorff.)



Der (öffentliche) Schmaußengarten in Nürnberg. 18. Jahrhundert. (Kupferstich von J. L. Stahl.)



„Unter den Zelten", Berlin. 18. Jahrhundert. (Radierung von D. Chodowiecki.)



Die „Promenade" (zwischen dem Barfüßer- und dem Thomaspförtchen) in Leipzig. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von J. A. Rosmäsler. 1777.)



Lange Gasse, Danzig. (Lindenallee; Treppenvorbauten, sog. „Beischläge".) (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki aus dem Skizzenbuche seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)





Die reisenden Maler. (Radierung von J. A. Klein. 1819.)

Blick auf München. Anfang des 19. Jahrhunderts.
(Radierung von W. v. Kobell.)

Ansichten aus dem Park von Hohenheim des Herzogs Karl Eugen von Württemberg.
(„Die gotische Kirche und das Karthäuser Kloster" — „Ruinen eines römischen Bades".)
18. Jahrhundert. (Aquatintablätter.)





Stimmungsbild (Frau am Abhang). 19. Jahrhundert.
(Holzschnitt von C. D. Friedrich.)



Stimmungsbild („Versuch die liebliche sehnsuchtsvolle Wehmut auszudrücken, welche das Herz beim Klange des Gottesdienstes aus der Kirche herschallend erfüllt"). 19. Jahrhundert. (Steindruck von K. F. Schinkel.)

fremdartigen Landschaft gefolgt. Später als den gebildeten Engländer ergriff den Deutschen die Wanderlust in die blaue Ferne. Aber sie war seit kurzem lebendig geworden. Schon wird es Mode, auf der Alm die aufgehende Sonne, das Wogen des Nebels in den Schluchten zu bewundern, und das idyllische Leben bei Butter und Honig, Bergaussicht, Waldesduft, Wiesenblumen, Ruinen wird mit höherem Bewußtsein den „Gemeinplätzen des Vergnügens": Spiel, Oper, Komödie, Ball gegenübergestellt. Schon hat die Sprache sehr reichen Ausdruck in Schilderung der Naturschönheiten, der Bergformen, Wasserfälle usw., schon ziehen müßige Reisende nicht nur durch die Alpen, auch auf die Apenninen und den Ätna, aber Tirol ist noch kaum entdeckt.

Noch wurde der Gebildete einer Landschaft leicht an seinen mundartlichen Eigenheiten erkannt, auch im mittleren Deutschland; denn die Sprache der Familien, alle innigsten Laute menschlicher Empfindung waren fast überall mit provinziellen Besonderheiten erfüllt. Und neumodisch und affektiert wurde genannt, wer seine Zunge nach den Buchstaben der Schriftsprache gewöhnte. Ja, im Norden wie im Süden galt es für vaterländisch und tapfer, die heimische Sprechweise gegen das Eindringen fremder Klänge zu wahren; es kam vor, daß junge Damen aus den besten Häusern einen Bund schlossen, um die sprachliche Eigenart ihrer Stadt gegen die dreisten Eingriffe fremder Männer, welche zugezogen waren, zu verteidigen[43]. Nur den Kursachsen wurde nachgerühmt, daß sie bis in die untersten Schichten ein reines, verständliches Schriftdeutsch sprächen; ein Lob, das bei der dreihundertjährigen Herrschaft der meißnischen Mundart in der Schriftsprache allerdings einige Berechtigung hatte, aber für uns auch deshalb merkwürdig ist, weil es ahnen läßt, wie die anderen sprachen. Doch wurde schon damals in den größeren Städten bemerkt, daß die altheimische Mundart schnell abnehme, und daß ein starkes Eindringen der Fremden die Ursache sei.

Lebhaft und tief wurde das Geschlecht jener Tage durch die Neuigkeiten des Tages angeregt. In den achtziger Jahren zogen in eine größere Stadt des inneren Deutschlands allerdings jeden Tag Neuigkeiten aus der Fremde; denn das Posthorn blies bereits täglich durch die Straßen, aber nicht jeden Tag durch dasselbe Tor. Indes erhielt man doch seine Post heut von München, morgen von Dresden, den nächsten Tag vielleicht von Hamburg. Auch hatte fast jede größere Stadt ihre Zeitung, aber selbst diese kleinen Blätter wurden meistens nur dreimal wöchentlich ausgegeben, und die Anzeigeblätter, welche seit etwa sechzig Jahren eingerichtet waren, an vielen Orten nur wöchentlich einmal. Und diese regelmäßigen Boten aus der Welt deckten im ganzen das Bedürfnis ausreichend. Zwar wurde viel über die schlechten Straßen und die langsamen Posten des Reiches geklagt, aber Warenverkehr und Geschäfte, Kredit und Kundschaft waren darauf eingerichtet; die Abonnenten der meisten Blätter scheinen nicht so zahlreich gewesen zu sein, daß diese einen wesentlichen Ertrag gewährten; die Zahl der Männer, welche politische Nachrichten aus anderen Gegenden Deutschlands und aus fremden Ländern mit dauern-

dem Anteil lasen, war verhältnismäßig gering. Und Wohlhabende suchten immer noch aus der Hauptstadt geschriebene Zeitungen zu erhalten, deren Abfassung bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts ein Erwerbszweig war, der jetzt etwa in den lithographierten Korrespondenzen, den Geschäftsmitteilungen einiger großer Handelshäuser und hier und da in Diplomatenbriefen fortdauert oder neu eingerichtet wird.

Dagegen war nach anderen Richtungen der unverwüstliche Trieb der Seele, neue Nahrung einzunehmen, lebhafter angeregt als jetzt. Die Neuigkeiten der Stadt selbst und des Privatlebens darin beschäftigten große und kleine Leute immer noch so ernsthaft, ja, leidenschaftlich, daß es uns gar nicht leicht wird, diese tätige Aufnahme zu begreifen. Der Klatsch war unaufhörlich, erbittert und bösartig. Jedermann wurde durch solch Persönliches in Mitleidenschaft gezogen; was man mit angenehmem Schauder vom lieben Nächsten hörte, trug man eifrig weiter. Und es war Freundespflicht, dergleichen den Angegriffenen selbst mitzuteilen. Wie schwer immer noch üble Nachrede überwunden wurde, erkennen wir aus zahlreichen biographischen Aufzeichnungen jener Zeit. Außer den mündlichen Angriffen wurden auch geschriebene, oft in Versen, herumgetragen, zuweilen gedruckt; sie waren natürlich anonym, aber da die ganze Stadt den Verfasser suchte, gelang es ihm doch selten, unbekannt zu bleiben. Mehr als einmal wurde die Obrigkeit gegen dergleichen Pamphlete zu Hilfe gerufen, und Verordnungen des Rates waren nicht ungewöhnlich, in denen die Verfasser und Verbreiter von „Libellen" kräftig bedräut wurden. Denn ein gestrenger Rat und hohe Obrigkeit waren selbst darin äußerst empfindlich, auch die Höchstgestellten hatten viel von geheimer Schriftstellerei zu leiden. Diese nimmt in der Literatur des 18. Jahrhunderts — namentlich in Preußen — breiten Raum ein, und während die Klatschschriften auf größere Herrscher als Bücher, häufig in Romanform, ausgegeben werden, halten sich die Angriffe auf kleinere Gebieter in dem bescheidenern Format der Flugschriften. Mehr als einmal gaben solche anonyme Anfälle Veranlassung zu ernsthaften Händeln innerhalb einer Stadtgemeinde, ja, kaiserliche Bevollmächtigte wurden abgesandt, um die Verbreiter der „unwahrhaftigen, injuriösen, ehrabschneiderischen" Pasquille zu ermitteln und zu strafen.

Aber auch wo ein öffentliches Urteil über einen Mitbürger oder eine Behörde unbefangene Würdigung erstrebt, ist sichtbar, wie schwer dem Schreiber die innere Freiheit und Unparteilichkeit wird, die altgewohnte Höflichkeit und die Vorsicht des Verfassers wird nicht selten unangenehm vermindert durch eine hypochondrische, kleinliche, vielleicht boshafte Auffassung des lieben Nächsten. Denn man war zwar immer noch furchtsam und rücksichtsvoll auch im Verkehr, ängstlich bedacht, jedem seinen gebührenden Anteil von Artigkeit zu erteilen, aber man war ebenso reizbar, höchst empfindlich, und besaß meist nicht den sicheren Maßstab für den Wert eines Mannes, welchen feste Selbstachtung verleiht.

Neben dem neuen Bildungsstoff, der die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts beschäftigte, blieb die Naturwissenschaft immer noch volkstümlich. Sie hatte seit

hundert Jahren in großartiger Tätigkeit auf die Bildung des Volkes gewirkt, sie hatte den Kampf gegen den Aberglauben und gegen Autoritätsglauben begonnen, hatte die Völker richtiger sehen und beobachten gelehrt, sie zumeist hatte auch dem Laien die Wißbegierde aufgeregt; nicht wenige kleine Zeitschriften waren bemüht, neue Entdeckungen auch in weitere Kreise zu tragen, Sammlungen von Naturgegenständen wurden häufig angelegt. Die Alchimie hatte ihre Gläubigen verloren, und die Adepten von Fach waren im Aussterben; aber in den Retorten und Schmelztiegeln wurden auch von Privatleuten häufig zur Freude ihres Kreises chemische Prozesse dargestellt, das kartesianische Teufelchen, der Heronsbrunnen, die Laterna magica und andere physikalische Schaustücke waren in gebildeten Familien heimisch und wurden immer wieder bewundert und erklärt.

Keine Entdeckung aber, welche man der Wissenschaft verdankte, hatte seit Menschengedenken das Volk so aufgeregt wie die Erfindung des Luftballons. Im Jahre 1782 hatte Cavallo die ersten Papierballons steigen lassen, im Jahre 1783 erhoben sich die ersten Montgolfieren und Charlieren in die Luft. Schon im Januar 1785 flog der kecke Franzose Blanchard über den Kanal, zwei Jahre darauf erfand derselbe den Fallschirm, durch welchen der Mensch, wie man annahm, aus der größten Höhe gefahrlos auf die Erde herabgleiten konnte. Die kühnsten Träume der Phantasie waren plötzlich durch die Wirklichkeit übertroffen. Auf der deutschen Erde kroch die Schneckenpost im Tage etwa vier bis fünf Meilen durch die Schlagbäume und Grenzzeichen zahlloser Ländchen, jetzt flog der Wagende in geflochtener Gondel höher als der Adler über Wolken, Meer und Berge. Man erwartete von der neuen Erfindung die größte Ausbeute für die Wissenschaft, die stärkste Umwälzung in dem Verkehrsleben der Erde. Das Poetische der Idee, das Erstaunliche des Anblicks, der edle Stolz wissenschaftlicher Entdeckung hoben die Seelen nicht nur der Gebildeten; das ganze Volk nahm fast leidenschaftlichen Anteil an dem neuen Funde des Menschengeschlechts. In die Seelen Unzähliger kam es wie das Ahnen einer Befreiung von hundert beengenden Schranken der Erde, wie das Vorgefühl einer völligen Umwandlung des menschlichen Lebens. Es war ein Sehnen, das unmittelbar darauf durch ganz andere Kämpfe, Untersuchungen und Erfindungen zur Wahrheit werden sollte. Damals aber wurde der unternehmende Mann, welcher sich mit Erfolg dem Wagnis der neuen Entdeckung aussetzte, wie ein Held und Reformator angestaunt. Und der größte Dichter der Deutschen legte noch in späteren Jahren Zeugnis ab von der stillen Bewegung jener Jahre. Er sagt: „Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugnis geben, welche Weltbewegung daraus entstand, welcher Anteil die Luftschiffer begleitete, welche Sehnsucht in so viel tausend Gemütern hervordrang, an solchen längst vorausgesetzten, vorausgesagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen Teil zu nehmen; wie frisch und umständlich jeder einzelne glückliche Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Anteil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dies

ist unmöglich selbst in der Erinnerung wiederherzustellen, so wenig als wie lebhaft man sich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchst bedeutenden Krieg interessierte." So sprach Goethe noch lange Jahre nachher[44] in lebhafter Erinnerung an die großen Eindrücke, welche die neue Erfindung ihm selbst in seiner kräftigen Jugendzeit gemacht.

Es ist deshalb nicht nur unterhaltend, auch lehrreich zu sehen, wie eine solche Luftfahrt aus dem engen Gesichtskreis einer deutschen Reichshauptstadt aufgefaßt wurde. Über die Auffahrt des glücklichen Abenteurers Blanchard zu Nürnberg im Jahre 1787 ist uns eine hübsche Flugschrift erhalten[45]. Aus ihr wird hier die Hauptsache mit den Worten des aufmerksamen Beobachters mitgeteilt.

„Herr Blanchard reiste nach seiner zu Straßburg vollzogenen sechsundzwanzigsten Luftreise durch Nürnberg nach Leipzig, um seine siebenundzwanzigste Luftauffahrt alldort zu unternehmen. Viele vornehme Einwohner Nürnbergs schlugen ihm vor, nach seiner Auffahrt zu Leipzig zurückzukommen, um die achtundzwanzigste Luftreise in Nürnberg zu vollziehen; er versprach's, und während seinem Aufenthalt zu Leipzig wurde eine Subskription eröffnet. Es wurde der Preis der Plätze à vier, zwei und einen Laubthaler angesetzt und endlich der 5. November zur Auffahrt bestimmt. Herr Blanchard kam den 15. Oktober von Leipzig in Nürnberg an, auch traf sein mit allen Füll- und Luftfahrt-Gerätschaften beladener und für dieselben besonders zugerichteter Wagen ein, welcher auf der Stadtheuwage gewogen und 43 Zentner schwer befunden wurde.

Von alle den boshaften Erdichtungen und schändlichen Verläumdungen, welche wider Herrn Blanchard ausgestreut wurden, will ich nichts sagen. Ohne mich weder an das übertriebene Lob, noch den niedern Tadel zu kehren, womit Herr Blanchard auf allen Seiten umringt war, nahm ich, von einigen meiner Freunde aufgemuntert, mir vor, eine ausführliche Geschichte und getreue Zeichnungen von allen Begebenheiten der achtundzwanzigsten Aërostatischen Reise herauszugeben.

Auf dem Neuen-Bau wurde eine Hütte von Brettern errichtet, worin während drei Wochen, nämlich bis zum 11. November, der mit atmosphärischer Luft aufgeblasene Ballon und alle andern zur Luftschifferei gehörigen Instrumente für 12 und 24 Kreuzer zu sehen waren.

Auch wurde auf dem sogenannten Judenbühl außerhalb der Schanzen zwischen dem Lauffer und Vestner Tore ein zur Auffahrt bequemer Platz ausersehen, auf demselben eine etwa 36 Fuß hohe und auf jeder Seite ins Viereck 40 Fuß breite Hütte ohne Dach, oder ein Verschlag errichtet, und um dieselbe ein ziemlicher Raum für die Subskribenten einzufangen angeordnet. Zu Anfang des November wurden die Plätze für die Subskribenten erweitert, die Preise erniedrigt, und die Auffahrt selbst auf den 12. November festgesetzt. Nun bezahlte man auf dem ersten Platz zwei, auf dem zweiten einen Laubthaler, auf dem dritten einen Gulden und auf dem vierten vierundzwanzig Kreuzer.

Es ergingen von Seiten der hohen Obrigkeit zur Sicherheit der Stadt und der Fremden vortreffliche Verordnungen, sowie auch von Seiten der Entrepreneurs für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums alle nur ersinnliche Sorgfalt getragen ward. Dennoch gab es boshafte Menschen, welche ausstreuten, daß die Auffahrt später oder wohl gar nicht für sich gehen würde; daß die Lebensmittel in unerhörten Preisen wären; ja, was noch mehr ist, daß des Herrn Markgrafen von Anspach-Bayreuth Durchlaucht die Anstalten am Tage der Auffahrt durch's Militär würde ruinieren lassen; alles dies geschah bloß um die Fremden abzuhalten, die Stadt um den davon zu ziehenden Nutzen und Ruhm wegen ihrer löblichen Anstalten zu bringen und Herrn Blanchard und seine Freunde furchtsam und lächerlich zu machen. Die Kabale gelang nicht; und ich kann versichern, daß nicht nur der ohnehin bestimmte Preis der Viktualien gar nicht erhöhet, sondern die täglich zur Stadt gebrachten im Überfluß, und wohlfeiler als sonst zu haben waren. Zur Sicherheit und zum Vergnügen der Fremden wurden von sehr vielen Einwohnern neue Laternen an die Häuser angemacht, Pechpfannen ausgehängt, der so bekannte Kristkindels-Markt aufgeschlagen, und auch bei Nacht erleuchtet; die Wachen wurden verdoppelt, und von der Stadt besoldete Personen auf verschiedene Plätze beordert. Kurz zu sagen: ein hoher Magistrat und löbliche Bürgerschaft rechtfertigten durch vortreffliche Polizei-Anstalten zum Vergnügen der Fremden, gute Bewirtung und höfliches Betragen gegen jedermann, die sowohl von In- als Ausländern von denselben gehegte Meinung vollkommen.

Endlich kam der 12. November heran, es war ein festlicher Tag. Schon ein paar Tage vorher wurde beschlossen, keine Ratssession zu halten, welches sich niemand zu erinnern weiß. Die mehrsten Gewölber und Läden wurden nur früh oder gar nicht eröffnet. Bei den drei Kirchen zu St. St. St. Lorenz, Sebald und Egidien wurden starke Wachen postiert, die beständig mit Patrouillieren abwechselten, und drei Tore blieben ganz verschlossen.

Schon um Toraufschluß begaben sich eine Menge Menschen auf den Ort des Schauspieles, auf welchem in gewisser Entfernung viele Hütten und Zelte errichtet wurden, worin alle Sorten von Getränken und Speisen zu haben waren; in einigen derselben befanden sich auch Musikanten, und alles schien eine große Feierlichkeit anzukündigen.

Als gegen neun Uhr durch drei Böller das Zeichen zum Füllen des Ballons gegeben wurde, befanden sich schon viele tausend Menschen auf dem Judenbühl, und nun kamen durch den Heroldsberger Schanz-Posten und durch jenen beim Schmausen-Garten ein solcher Strom von Fußgängern, reitenden und fahrenden Personen auf den Platz zu, daß derselbe bis zum letzten Signal ein unabsehbares Feld von Menschen vorstellte.

Die Reitenden und Kutschen wurden durch reitende Dragoner an weit entfernte, für dieselben bestimmte Plätze angewiesen. Um zehn Uhr geschah das zweite Signal mit zwei Böllern, gegen elf Uhr aber das dritte, zum Zeichen, daß der

Ballon gefüllt sei, mit einem Böllerschuß. Ausser diesem, auf dem Platze sich befindlichen Volke, welches sicher 50—60000 Seelen betrug, befand sich noch eine Menge von vielen tausenden in und auf der Vestung, Pasteyen, Mauern und den darüberragenden Häusern, Türmen, Schanzen, Gartenhäusern, ja sogar auf den an den Gartenmauern errichteten Bühnen usw., und dennoch herrschte unter diesem unzählbaren Menschenhaufen eine bewundernswürdige Ordnung und Stille; kein Mensch drängte den andern, denn noch so viel Personen hätten auf diesem herrlichen Platze Raum genug gehabt.

Die Witterung war erwünscht, die Luft bewegte sich kaum zum Bemerken südwestlich. Der Himmel war gegen Morgen und Mittag fast gar nicht, gegen Abend etwas mehr, gegen Mitternacht aber ziemlich bewölkt.

Herr Blanchard war bei dem Füllen des Ballons so tätig, und eilte um nachzusehen mit einer solchen Munterkeit umher, als ob er bei der vergnügtesten Gesellschaft im Tanz begriffen wäre. Man sagt, er wäre morgens ein Uhr schon auf den Platz hinaufgegangen, um zu visitieren, herzurichten, die Massen Spiauteros[46] abzuwägen usw., und alles in einen solchen Stand zu setzen, daß er auf's erste Signal zum Füllen in völliger Bereitschaft dazu sein könnte, welches er auch pünktlich beobachtete, so daß alle zusehenden Subskribenten sogleich für seine gute Sache eingenommen wurden. Er stieg mit aller Gegenwart des Geistes, welche ihn nie zu verlassen scheint, getrost nach höhern Regionen auf.

Man sagt, er habe, wie er vor jeder Auffahrt zu tun pflege, den Tag vorher kommuniziert.

Bis Herr Blanchard sich zur Abreise fertig machte und seine Gondel bestieg, warteten aller Augen auf das Aufsteigen des schon seit einer halben Stunde etwas über den Verschlag herausstehenden Ballons. Nun bewegte sich die große Maschine um elf Uhr sechsundzwanzig Minuten aufwärts und zugleich geschahen zum Zeichen der Abfahrt vier Böllerschüsse, schnell aufeinander, worein sich Trompeten- und Paukenschall mischte.

Majestätisch und sanftschnell war des Aëronauten Emporschweben über den Verschlag heraus; er winkte, das an seine Gondel befestigte Seil loszulassen, und erlitt dabei nicht die geringste Erschütterung. Mit bangem Entzücken und frohem Staunen über dies herrliche Schauspiel war eine solche feierliche Stille verbunden, als ob kein lebendiges Geschöpfe auf dem großen Platze sich befunden hätte. So wie bei der schönsten Witterung der Rauch als eine Säule emporsteigt, so gerade stieg auch die von des Tages Helle erleuchtete und durchsichtig scheinende Kugel mit dem nach sich ziehenden Luftschiffer auf. Von der Höhe eines Turmes warf er Papiere auf die Zuschauer herab.

Als Herr Blanchard im Aufsteigen ein Sandsäckchen ausleerte, um höher zu steigen, bemerkten einige Personen mit mir, daß er öfters die Seile des Netzes auf eine Seite zu anzog, welches uns auf die Gedanken brachte, ob er nicht etwa dadurch dem Ballon eine Richtung geben könnte, dieweil sein Ballon vom Aufsteigen

an bis zum Niederlassen den Weg eines umgekehrten Fragezeichens ¿ machte. Vielleicht ist's aber eine bloße Mutmaßung, und seine Wendung dem höhern uns vielleicht entgegengesetzten Luftzuge zuzuschreiben.

Gleich darauf salutierte er mit zwo Fahnen die ihm Nachsehenden und die Stadt; worauf ein allgemeines lauttönendes Vivatrufen und Händeklatschen entstund. Herr Blanchard stieg noch immer gerade in die Höhe, wandte sich etwas südwestwärts gegen die Vestung, als ob er über die Stadt wegfliegen wollte, drehte sich aber immer mehr nach Westen, und endlich westnordwärts nach dem Dorfe Thon zu, so eine halbe Stunde vom Orte der Auffahrt entfernt ist. Hier war er etwa zwölf Minuten in der Luft und schien nur so groß als eine mittelmäßige Schießscheibe zu sein; auch hatte er nun die größte Höhe erreicht und stund nach der Nürnberger Postzeitung 800 Klafter oder 4800 Fuß über der Meeresfläche.

Von dieser gewaltigen Höhe ließ der mutige Luftsegler den Fallschirm mit dem Hündchen herab, welcher so langsam herniedersank, daß darüber über fünf Minuten verflossen, bis das aëronautische Tierchen bei Thon an der Erlanger Straße auf ein Samenfeld wohlbehalten zur Erde kam.

Als Herr Blanchard so gerade aufstieg, bewegte sich kein Mensch von der Stelle; sobald er sich aber seitwärts wandte, bewegte sich die ganze Masse von Menschen als ein Ameisenhaufen, erst langsam nach der Seite seiner Richtung zu, und in ein paar Minuten hernach lief alles was laufen konnte. Es ging zu Pferde und zu Fuß über Hecken und Gräben, über Felder und Wiesen, wie man's ansah. Nichts war den Fußgängern, insonderheit dem Weibsvolk hinderlicher als Krautfelder und die sich noch befindlichen hohen starken Tobak-Stengel, es gab ein beständiges Gelächter, weil alles im Laufen über sich sah, und folglich viele drollige Fälle, Stöße und Wendungen sich ereigneten; denn es sah just aus, als ob die Einwohner einer volkreichen Stadt vor einem großen Unglück flöhen, und wer einmal im Strom war, der mußte entweder mit fortlaufen oder sich derb zerstoßen lassen.

Während dieser lächerlichen Jagd dem Dorfe Thon zu ereignete sich's, daß ein Haas aufgejagt wurde, und ungeachtet aller seiner Eilfertigkeit und listigen Wendungen, gelang es ihm doch nicht, das Freie zu erreichen, der Jäger waren zu viel, das arme Tier wurde erhascht, und da ein jeder an dieser merkwürdigen Luftfahrtshaasenjagd Anteil haben wollte, in einer Minute in hundert Stücke zerrissen. Der eine hatte ein Ohr, der andere einen halben Lauf, der dritte in seinen blutigen Händen ein paar Haare.

Herr Blanchard flog unterdessen immer nach der nördlichen Gegend zur linken Seite der Erlanger Chaussee weg, und schien eine Viertelstunde lang als an die Wolken geheftet, nur mit dem Unterschiede, daß sein Ballon immer kleiner und zuletzt so klein als ein Zwirnknäulchen wurde. Doch blieb er beständig sichtbar. Um zwölf Uhr zwölf Minuten bemerkte man, daß er ziemlich schnell herabsank, wie er denn auch ein Viertel auf ein Uhr, an dem Wege beim Boxdorfer Wäldchen

nach Braunsbach zu, eine gute Meile von dem Ort der Auffahrt sich glücklich niederließ, und durch zween Studenten zu Pferde und einige herbeigeeilte Boxdorfer Bauern beim Seil ergriffen wurde.

Da der zur Erde niedergesunkene Aëronaute nicht deutsch, und die ihn zuerst ergriffen, nicht französisch verstunden, so gab es eine artige Szene: Er rief ihnen immer zu: en bas, en bas, sie sollten niederziehen, um die Gondel zur Erde zu bringen; die Bauern hingegen meinten, sie sollten das Seil auslassen, und waren just auf dem Punkt, solches zu tun, als ihnen die anderen dazu kommenden Leute bedeuteten, sie müßten niederziehen und die Gondel mit den Händen ergreifen, sonst flöge das Ding wieder in die Höhe. In der Tat erstaunten sie über die Maßen, daß sie anstatt zu tragen, wie sie glaubten, unter sich drücken mußten. ‚Da dieser Herr,' sagten sie, ‚auf unserm Grund und Boden vom Himmel kam, so lassen wir uns auch das Recht nicht nehmen, ihn, wo er hergekommen ist, hinzubringen,' und erhuben ein Freuden-Geschrei, worein die immer mehr herbeigekommenen Reiter und Fußgänger treulich mit einstimmten. Die Gondel wurde dergestalt umringt und begleitet, daß Herr Blanchard kaum heraussehen konnte.

Herr Blanchard wurde stehend in seiner Gondel mit dem über ihm schwebenden und noch nicht entkräfteten Ballon, welcher jetzt, da etwa der vierte Teil Luft herausgelassen war, die Gestalt einer Birn hatte, nach der Stadt gezogen. Sogleich kamen auch Se. Hochfürstliche Durchlaucht von Ansbach-Bayreuth herbeigesprengt, und Herr Blanchard hatte das Glück, Höchstdieselbe zu sprechen und sich Ihres vollkommenen Beifalls und zugesagten Douceurs zu erfreuen. Die Gondel wurde nun niedergezogen, und der Luftsegler von dem sich immer mehr versammelten Volk, das ein beständiges Jubelgeschrei anstimmte, und unter herbeigekommener Musik bis an den Ort des Aufsteigens getragen. Herr Blanchard ließ sich um drei Uhr nach einigen gespielten Tänzen und Märschen bei vierzig Fuß in die Höhe, und sank wieder in den Verschlag, woraus er aufstieg, hinab, welches den noch zu tausenden versammelten Zuschauern ein ungemein herrliches Schauspiel war.

Als Herr Blanchard bald darauf zur Stadt in sein Logis fuhr (es soll die Chaise einer Frau von N. gewesen sein, denn seine mit vier Pferden bespannte englische Chaise fuhr hinter ihm her), spannte das vom Freuden-Taumel frohlockende Volk die Pferde aus, und zog nach englischer Sitte den kühnen Aëronauten im Triumph daher durch die ganze Länge der Stadt bis zum roten Roß.

Herr Blanchard saß vorne und trug die Uniform seiner Gondel, nämlich blau und weiß mit dergleichen Federbusch auf dem Hut. Zwei herrlich gekleidete Frauenzimmer stunden hinter ihm in der Chaise, sie trugen die Livrée seines Ballons, rot und blaßgelb, und hinten auf stund anfangs Herr Blanchard's Bedienter, und salutierte mit den zwo Fahnen gegen alle vornehmen Gebäude, worin eine erstaunliche Anzahl Adeliger und anderer distinguirter Personen dem Zuge zusahen und ein unaufhörliches Vive Blanchard! Vivat etc. und Händeklatschen hören ließen. Aus vielen Häusern ertönten Musiken aller Arten.



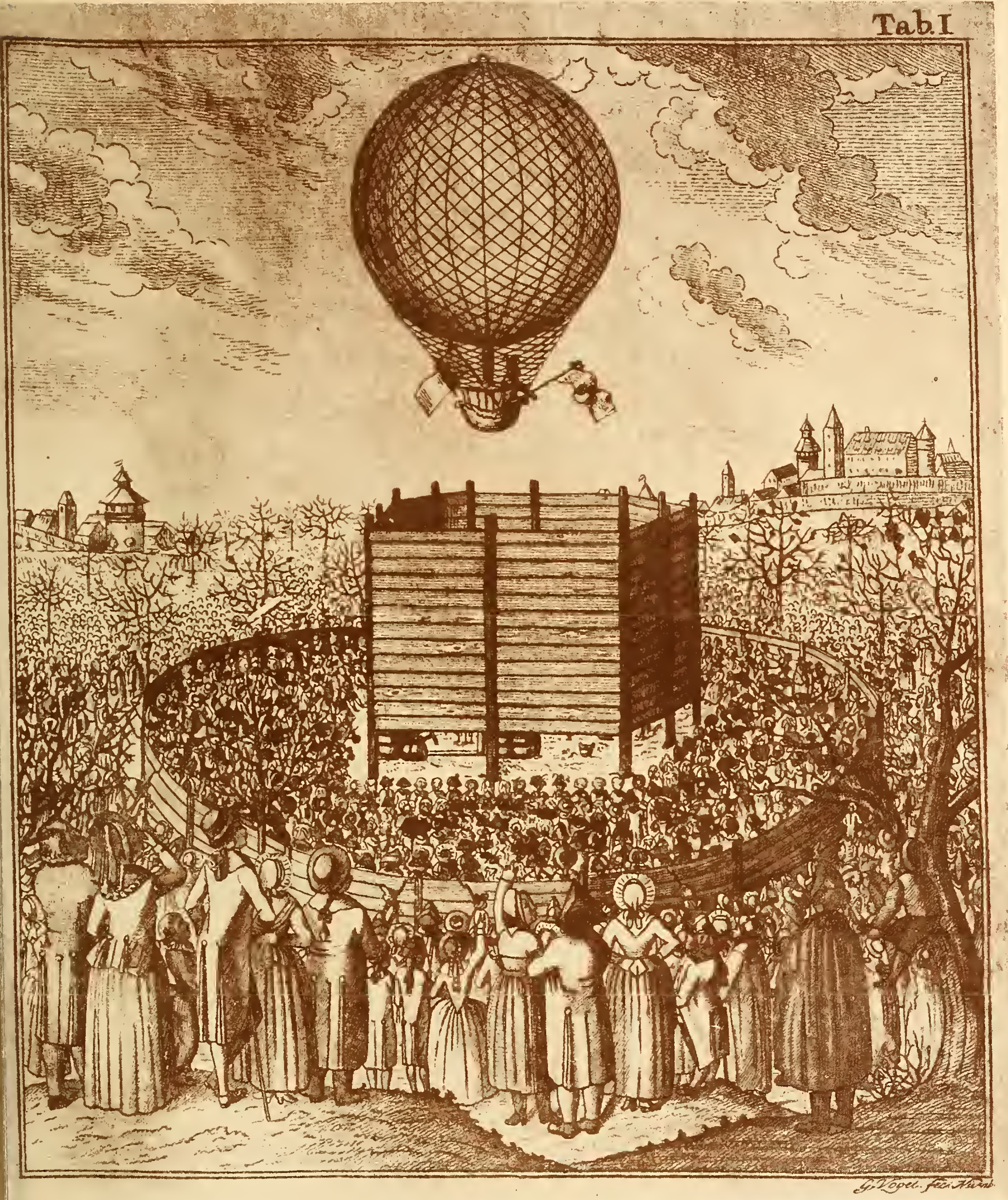
Jean Pierre Blanchard.

Die Auffahrt des Ballons.

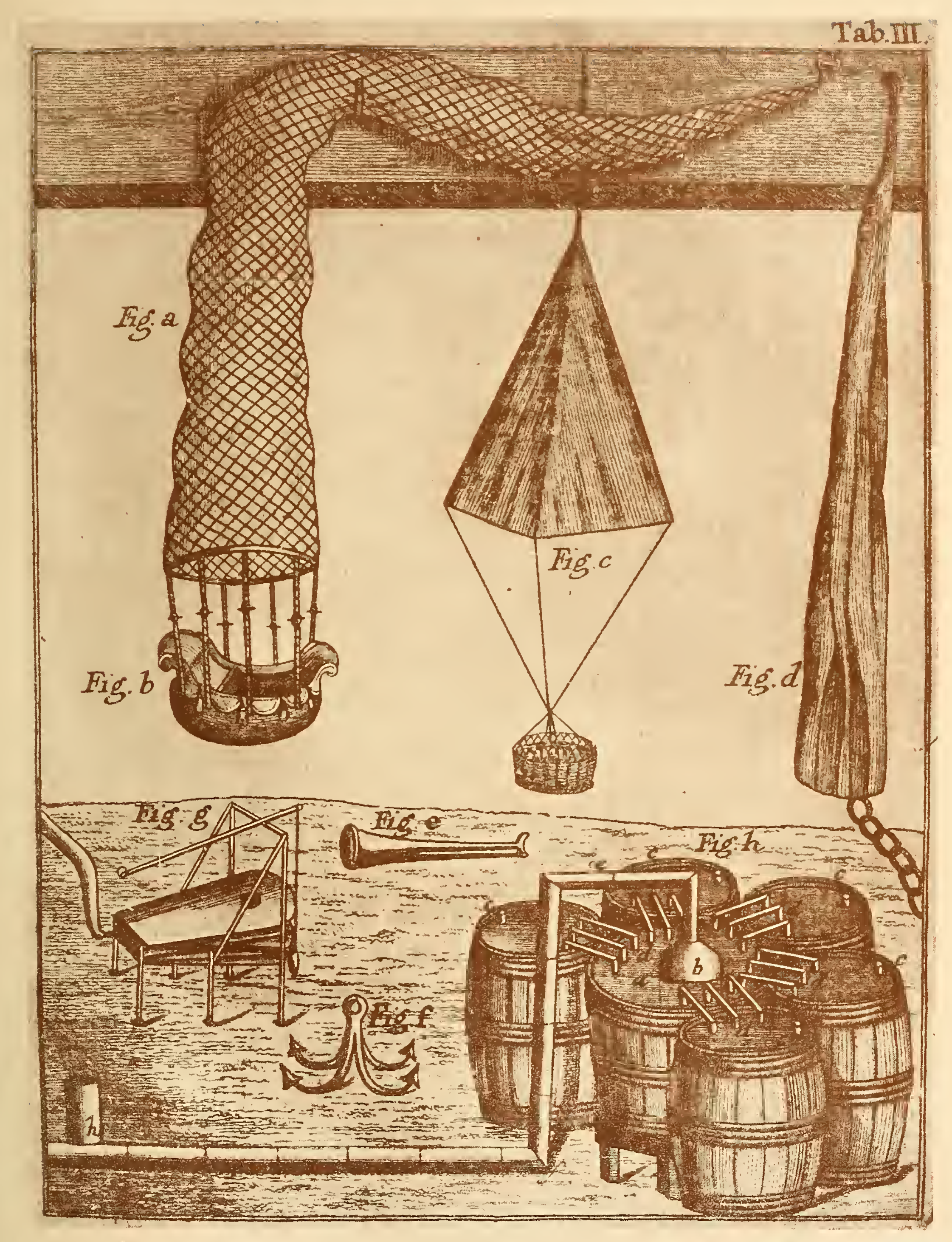
Die Rückfahrt des Ballons auf einem Wagen.

Fallschirm und Füllungsgerät.

(Kupferstiche aus: Ausführliche Beschreibung der achtundzwanzigsten Luftreise, welche Herr Blanchard den 12. November 1787 zu Nürnberg unternahm und glücklich vollzog. Mit vier Kupfertafeln begleitet. Verfaßt und verlegt von Johann Mayer, Schriftstecher und Kupferdrucker in Regensburg. 1787.)


Tab. I
G. Vogel. fec. Nürnb.


Tab. II.
G. Vogel inv. del. et sc.


Fig. a
Fig. b
Fig. c
Fig. d
Fig. g
Fig. e
Fig. h
Fig. f
b
h

Gegen vier Uhr kam endlich Herr Blanchard im roten Roß an, aus dessen Erker ihm Trompeten und Pauken entgegenschallten. Die Straße war von Menschen angepfropft; Herr Blanchard erschien am Fenster und dankte mit dreimaligem Kompliment dem Volke seine Erkenntlichkeit zu, welches das Volk mit lauttönenden Vivatrufen beantwortete.

Man sagt, Herr Blanchard habe, als er auf den Saler kam, von zween Bürgern, welche mit einem Glas Wein sein Vivat tranken, und ihm auch ein Glas zu trinken präsentierten, dasselbe ausgetrunken, und gerührt über den lauten Jubel und Beifall und die ihm angetanen Ehrenbezeugungen, Tränen der Freude und des Dankes vergossen.

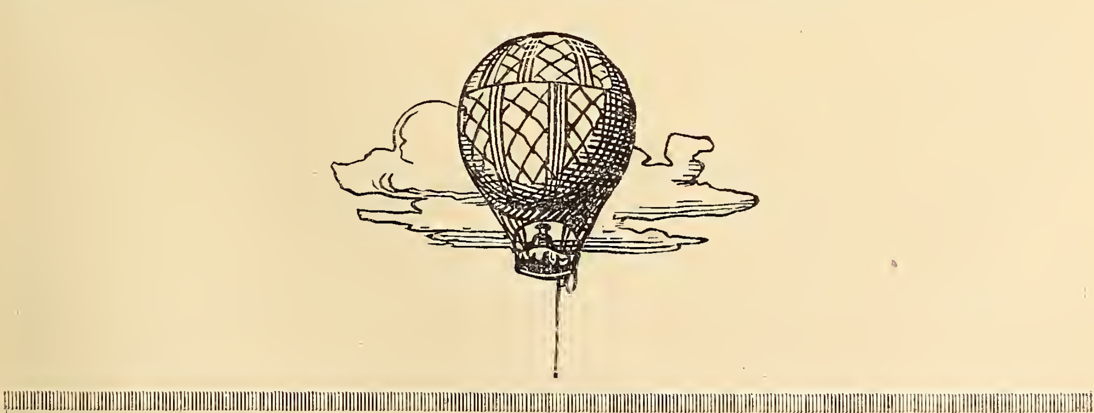
Um fünf Uhr wurden unter Direktion des Herrn Schopf im Schauspielhause zwei Lustspiele, und nach diesen ein von Herrn Rolland, auf die Feier der Blanchardischen Luftreise, verfertigtes Ballet, betitelt: ‚Das Fest der Winde' gegeben, wobei das Opernhaus gedrängt voll war. Nach dem Schauspiel ging's zur Tafel und Maskerade wieder in's rote Roß, welche sich früh den 13. endigte.

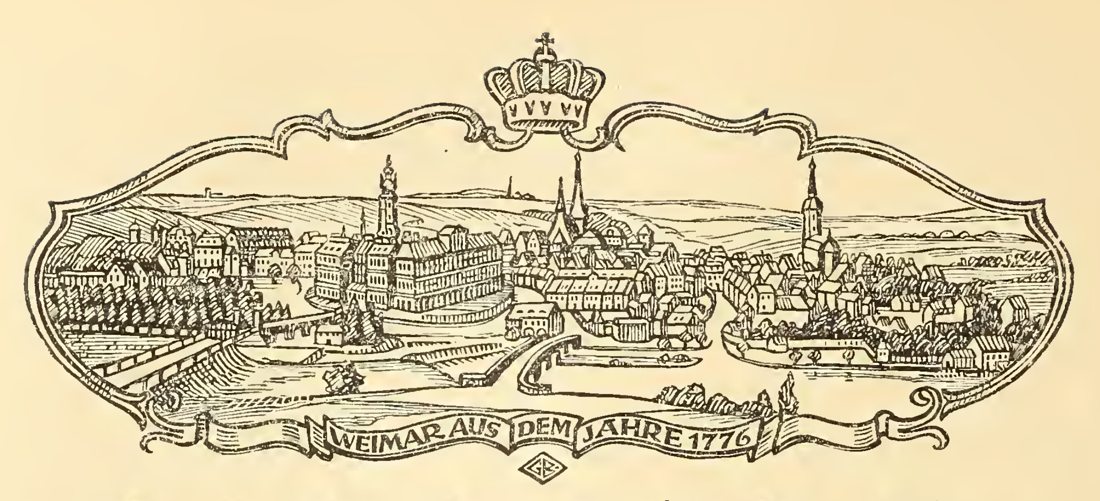
Auf diese Weise wurde der für Einheimische als Fremde so frohe und merkwürdige Tag beschlossen, ohne daß nur einem Menschen bei dem außerordentlichen Zusammenfluß von Leuten, ein Unglück begegnet wäre."

Soweit der Wortlaut des Berichtes. Die Festfeier aber dauerte über den 12. November hinaus. Noch am Abend des Tages wurde angezeigt, daß Herr Blanchard, gerührt vom Beifall des Publikums, zur Bezeigung seiner Dankbarkeit und mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis morgen ein neues aërostatisches Experiment machen werde, Preis des Platzes 36 Kreuzer. An diesem Tage ließ Herr Blanchard einen kleineren Ballon wieder unter Böller- und Trompetenschall steigen, im Korbe befand sich ein kleiner „Seidenpudel" mit zwei Briefen. Im ersten stand: „Dieser Ballon gehört Herrn Blanchard; man bittet den Finder, denselben nach Nürnberg ins rote Roß wieder zu bringen"; im zweiten Briefe: „Dieser Hund gehört der Frau Obristin, Freifrau von Redwitz, abzugeben gegen guten Recompens zu Nürnberg im roten Roß." Der Ballon machte in fünfundvierzig Minuten eine Reise von vierzehn Stunden und sank, wie ein erstaunter Bericht aus Creußen meldete, in der Nähe des Ortes als etwas, das nicht Wolke, nicht Drache, nicht Vogel, erst klein und schwarz, dann groß und rötlich war, schnell aus den Wolken herab. Auch der Bologneser wurde nach einigen Tagen wohlbehalten seiner Herrin zurückgebracht. Herr Blanchard aber ward wieder in seinem Wagen unter Jubel und Vivatrufen vom Volke durch die Stadt zu einem Feuerwerk gezogen, dann in das Schauspielhaus, wo diesmal ein zur Feier der Luftreise verfertigtes, großes allegorisch-musikalisches Konzert aufgeführt wurde. Einige Tage darauf überreichte Blanchard dem hohen Magistrat die Fahnen zum Andenken, der Magistrat gab ihm dagegen ein festliches Abendessen im Schießgraben und beschenkte ihn mit sechs Medaillen, jede von acht Dukaten Wert.

Die Flugschrift enthält außerdem noch einen lesenswerten „Auszug über Herrn Blanchards Leben, vornehmste Luftreisen und Charakter“, nicht ohne tadelnde Bemerkungen über die Verkleinerer des Mannes. Denn es war leider auch in diesem Falle dem fremden Luftschiffer nicht vergönnt, ohne Neider und Mißgönner seinen Triumph zu feiern. Schon vor der Auffahrt war in Nürnberg eine anonyme Flugschrift erschienen, welche unter dem Titel: „Blanchard, Bürger von Calais“, Leben und Tätigkeit des Mannes in einer kritischen Weise besprach, durch welche der eitle Franzose so gekränkt ward, daß er beim Aufsteigen eine andere Flugschrift: „Abrégé de mes Aventures terrestres“, auf die Zuschauer herabwarf, worin er stolz und erbittert gegen die frühere Broschüre loszog.

Und zuletzt ist Pflicht zu erwähnen, daß auch der hochlöbliche Rat von Nürnberg seinerseits alles Erdenkliche getan hatte, den Verlauf dieses außerordentlichen Festes sicherzustellen. Durch sehr ausführliche, eigens veröffentlichte Fahr- und Gehordnungen, durch Vorsorge für Herbeischaffung der Speisen und Getränke und durch billige Taxen derselben, durch ausgestellte Wachposten und Reiter, durch strenges Verbot jedes Baumbesteigens, Verderbens der Felder und jedes unartigen Geschreies, durch scharfe Streifwachen in der Stadt, durch Bestellung eines Chirurgus nebst Gesellen und Verbindezeug für den Fall, daß jemand auf „diese oder jene Art“ beschädigt würde, durch die Böllerschüsse, „damit niemand ohne Not der freien Luft zu lange sich aussetzen dürfe“, endlich durch Ermahnung zur Ordnung und Mäßigung, zumal für den Fall, „wenn die Luftfahrt durch einen Zufall vereitelt werden oder der gefaßten Meinung nicht entsprechen sollte“. Auch den Festplatz hatten Rat und Unternehmer ganz meisterhaft eingerichtet. Denn, wie die Flugschrift meldet: „der ganze Platz sah einer kleinen Vestung ähnlich, welche durch die spanischen Reiter und 60—80 Soldaten hinlänglich bedeckt war, wenn ja wider Vermuten der Pöbel hätte Unruhen anfangen wollen, wie es manchmal bei dergleichen Gelegenheiten zu gehen pflegt. Man muß es aber vom Größten bis zum Geringsten rühmen, daß alles durch Bescheidenheit und Güte im Befehlen, und mit Stille und Ordnung im Gehorchen glücklich vorüberging“.





VII. Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers.

(1790.)

Es ist im Jahre 1790, vier Jahre nach dem Tode des großen Königs, das zweite Jahr, in welchem die Augen der Deutschen erstaunt auf die Zustände Frankreichs blickten. Aber nur einzelne sind es, welche durch den Kampf zwischen Volk und Königtum in der Hauptstadt eines fremden Landes gewaltsam aufgeregt werden; die deutsche Bildung des Bürgers hat sich von der französischen freigemacht, ja, Friedrich II. hat seine Landsleute gelehrt, die politischen Zustände des Nachbarlandes ohne Achtung anzusehen, man weiß sehr gut, wie notwendig in Frankreich große Verbesserungen der gesamten Verhältnisse sind, und die Gebildeten stehen auf seiten der französischen Opposition. Doch die Deutschen sind vorzugsweise mit sich selbst beschäftigt. Ein langentbehrtes Behagen ist in der Nation erkennbar, verbreitet ist die Ansicht, daß man in gutem Fortschritt sei, ein wunderbarer Geist der Neugestaltung durchdringt das gesamte Leben, der Handel ist im Aufblühen, der Wohlstand mehrt sich, die neue Bildung beglückt und erhebt, gefühlvoll wiederholt der Jüngling die Verse seiner Lieblingsdichter, freut sich vor der Schaubühne über die Darstellung großer Tugenden und Laster und lauscht den entzückenden Klängen deutscher Musik. — Es war ein heraufringendes neues Leben, aber es war auch das Ende der guten Zeit. Noch mehrere Jahrzehnte später sah der Deutsche mit Sehnsucht auf die Friedensjahre seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges zurück.

Man durfte um 1790 annehmen, daß eine Stadtgemeinde, an welcher kräftiger Fortschritt gerühmt wurde, in protestantischer Gegend lag. Denn sehr ungleich stand Bildung und gesellschaftlicher Zustand in den protestantischen und katholischen Landen, jedem Reisenden auffällig. Aber auch in derselben protestantischen Landschaft, innerhalb einer Stadtmauer sind die Gegensätze in der Bildung sehr auffallend. Der äußere Unterschied der Stände beginnt sich zu verringern, ein

innerer Gegensatz ist fast größer geworden. Der Edelmann, der gebildete Bürger und wieder der Handwerker mit dem Bauer stehen in drei getrennten Kreisen, jedem sind die Quellen für Sittlichkeit und Tatkraft andere, sodaß sie uns erscheinen wie aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengesetzt.

Noch tummelte sich am leichtesten und sichersten der Adel. Auch in ihm war ernster Geist, ein reiches Wissen nicht mehr selten, aber die Masse lebte vorzugsweise einem behaglichen Genuß, die Frauen im ganzen mehr als die Männer durch die Poesie und die großen wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt. Schon waren die Gefahren, welche eine abschließende Stellung bereitet, gerade in den anspruchsvollsten Kreisen der deutschen Grundbesitzer sehr sichtbar; der hohe und niedere Reichsadel war verhaßt und verspottet. Noch spielte er den kleinen Landesherrn in grotesken Formen, liebte, sich mit einem Hofstaat zu umgeben, von Gesellschaftsherren und Damen herab bis zum Türmer, dessen Horn oft bis über die engen Landesgrenzen die Kunde trug, daß der Herr sein Mittagsmahl einnehme, und bis zum Hofzwerg herab, der vielleicht in buntscheckigem Aufzug allabendlich sein unförmliches Haupt im Familienzimmer verneigte und anmeldete, es sei Zeit, zu Bett zu gehen. Aber der Familienbesitz war nicht festzuhalten, ein Acker, ein Waldstück nach dem anderen fiel in die Hände der Gläubiger, die Geldverlegenheiten nahmen in vielen Familien kein Ende, und es nützte nichts, die schadhafte Zugbrücke aufzuziehen, um sich vor den modernen Feinden zu schützen, welche ein Erkenntnis des Reichskammergerichts oder des Reichshofrats überbrachten. Viele vom Reichsadel zogen sich in die Hauptstädte der geistlichen Staaten. In den fränkischen Bistümern, am Rhein, im Münsterlande bildeten sie eine Aristokratie, welche dem herben Urteil der Zeitgenossen nicht weniger reichen Stoff gab. Ihre Familien waren herkömmlich im Besitz der reichen Domstifter und wichtigeren Pfründen, sie vorzugsweise blieben sklavische Nachahmer des französischen Geschmacks in Tafel, Kleidung, Equipagen, aber ihr schlechtes Französisch, Dünkel und fade Unwissenheit wurden ihnen häufig vorgeworfen.

Auch die Ärmeren des landsässigen Adels waren in den Händen der Juden, zumal im östlichen Deutschland. Aber noch ging durch die Hände des Adels um 1790 der größte Teil des Geldes, welches seinen Kreislauf im Lande machte. Auf ihren Gütern herrschten sie wie unabhängige Gebieter, als die gnädigen Herren des Landes, die Gutswirtschaft aber besorgte gewöhnlich der Amtmann. Selten bildete sich ein gutes menschliches Verhältnis zwischen den Herren und den tatsächlichen Verwaltern ihres Vermögens, deren Pflichttreue damals nicht in dem besten Rufe stand. Zwischen den Gutsherrn und den fronenden Bauer gestellt, suchten die Verwalter häufig von beiden zu gewinnen, nahmen Geld von den Landleuten und erließen ihnen Hofdienste, und bedachten beim Verkauf der ländlichen Erzeugnisse sich nicht weniger als den Herrn[47].

Die Wintermonate verlebte der Landadel gern in der Hauptstadt seiner Landschaft, im Sommer war das modische Vergnügen Besuch der großen und kleinen

Bäder. Dort wurde alle Stattlichkeit, deren die Familie mächtig war, entfaltet. Viel wurde auf Pferde und glänzende Wagen geachtet, der Adel benutzte noch gern sein Vorrecht, vierspännig zu fahren, dann fehlten auch wohl die Läufer nicht, welche vor den Rossen hertrabten, in bunter theatralischer Kleidung, mit Kaskett, die große Knallpeitsche übergehängt, in Schuhen und weißen Strümpfen. Bei Abendgesellschaften oder nach dem Theater hielt eine lange Reihe glänzender Wagen, viele mit Vorreitern, in den Straßen, und achtungsvoll sah der kleine Mann auf den Glanz der Herren. Noch unterschieden sie sich auch in der Kleidung durch reichere Stickerei, die weiße Plüme rund um den Hut, auf Maskeraden schätzten sie immer noch vorzugsweise den rosafarbenen Domino, den Friedrich II. 1743 für ein Vorrecht des Adels erklärt hatte. Manche der Reicheren unterhielten auch Kapellen, kleine Konzerte waren häufig, und auf dem Gute wurde am Sonntag früh unter den Fenstern der Hausfrau der Morgengruß geblasen. Ein verhängnisvolles Vergnügen war das Spiel, zumal in den Bädern. Dort trafen die deutschen Gutsbesitzer damals am häufigsten mit Polen zusammen, den leidenschaftlichsten Hasardspielern Europas. Aber auch deutschen Gutsbesitzern begegnete zuweilen, daß sie Wagen und Pferde im Spiel verloren und in einem Mietwagen, verschuldet, nach Hause reisten. Solches Unglück wurde mit gutem Anstand getragen, sobald als möglich vergessen. — Im Glauben war ein großer Teil des Landadels noch orthodox wie die Mehrzahl der Dorfpfarrer, die freieren Seelen aber hingen häufig in den Formen der alten französischen Aufklärung. Noch immer sandte Paris seine Modepuppen und Bilder, Hüte, Bänder und Kleider durch das vergnügte Deutschland. Aber auch die Mode bereitete allmählich auf die große Umwandlung vor, die Fischbeinröcke und Wülste fielen von den eleganten Damen ab, sie erhielten sich nur an den Höfen bei großer Cour, die Schminke wurde stark angefochten, dem Puder war der Krieg erklärt, die Gestalten wurden schmäler und dünner, auf dem Haupt schwebte über kleinen krausen Locken der idyllische Strohhut. Auch den Männern war der gestickte Rock mit Kniehosen, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und dem kleinen Galanteriedegen nur noch die Festtracht, schon hatte der deutsche Kavalier mit der Freude an englischen Pferden und Bereitern auch den Rundhut, Stiefeln und Sporen erworben und wagte mit der Reitgerte in das Damenzimmer zu treten[48].

Häufig ist in den Familien des Adels ein unbefangener Lebensgenuß, fröhliche Sinnlichkeit ohne große Feinheit, viel höfliche Zuvorkommenheit und gute Laune, und die Gabe, welche jetzt immer weiter ostwärts zu weichen scheint, ein guter Erzähler zu sein, Anekdoten und zierliche Reden zwanglos der Unterhaltung einzuflechten, aber auch kleine Eulenspiegeleien geschickt zu wagen. Die sittlichen Anschauungen dieser Kreise, oft bitter gescholten, waren doch, wie es scheint, nicht schlechter, als sie unter Genießenden zu sein pflegen. Die Naturen waren wenig zum Grübeln geneigt, selten durch schwere Gewissensbisse beunruhigt, auch das Ehrgefühl war dehnbar, doch mußten gewisse Rücksichten beobachtet werden. Innerhalb dieser Grenzen war man nachsichtig, in Spiel, Wein und Herzenssachen durften

sich Herren, ja, auch Damen, noch manches erlauben, ohne streng verurteilt zu werden, selten wurde dadurch ihr Leben gestört. Man ertrug, was nicht zu ändern war, mit Anstand, und fand sich auch nach leidenschaftlichen Verirrungen schnell wieder zurecht. Die Fertigkeit, das Leben des Tages angenehm zu fassen, war damals gewöhnlicher als jetzt; ebenso dauerhaft war die Lebenskraft, ein rühriger, unbefangener Sinn, der frische Laune bis in das späteste Alter zu bewahren weiß, und der nach einem Leben reich an Vergnügen und nicht frei von Kämpfen zwischen Pflicht und Neigung ein frohes und geachtetes Alter durchsetzt. Noch jetzt sind ältere Bilder aus jener Zeit nicht ganz unerhört, Männer und Frauen, deren naive Frische und unbefangene Heiterkeit im höchsten Alter erfreuen.

Unter dem Adel saß das Landvolk und der kleine Bürger, aber auch der niedere Beamte mit der Auffassung des Lebens, welche im Anfange des Jahrhunderts über die Deutschen geherrscht hatte. Noch war ihr Leben arm an Farben. Man täuscht sich, wenn man meint, daß um das Ende des Jahrhunderts die Aufklärung bereits vieles in den Hütten der Armen, zumal auf dem Lande, gebessert hatte. In den Dörfern waren allerdings Schulen, aber häufig war der Lehrer ein früherer Bedienter des Gutsherrn, ein armer Schneider oder Leinweber, der sich so wenig als möglich von seinem Handwerk trennen wollte, vielleicht seine Frau den Unterricht besorgen ließ. Sogar die Polizei des flachen Landes war noch ohnmächtig, die Umhertreiber auf dem Lande waren eine schwer zu tragende Last. Zwar fehlte es nicht an den strengsten Verordnungen gegen das umlaufende Gesindel: Dorfwachen auch bei Tage, Straßenreiter, jeder Bettler sollte sofort angehalten und nach seinem Geburtsort geschafft werden; aber die Dorfwache wachte nicht, die Gemeinden scheuten die Unkosten der Weiterbeförderung oder fürchteten gar die Rache der Aufgegriffenen, die Straßenreiter achteten lieber auf die Fuhrleute, welche verbotene Wege fuhren, weil diese Strafe bezahlen konnten. Sogar in Kursachsen wurde darüber geklagt.

Noch hing der Landmann treu an seiner Kirche, in den Hütten der Armen wurde viel gebetet und gesungen, häufig war fromme Schwärmerei, immer noch erstanden Erweckte und Propheten unter dem Landvolk. Zumal in den Gebirgslandschaften, wo die Gewerbtätigkeit sich massenhaft in ärmlichen Hütten festgesetzt hatte, unter Holzarbeitern, Webern und Spitzenklöpplern des Erzgebirges und der schlesischen Bergtäler war ein frommer, gottergebener Sinn lebendig. Wenige Jahre später, als die Kontinentalsperre durch Verhinderung der Ausfuhr die Tätigkeit der Armen verstörte, bewiesen sie unter Hunger und Entbehrungen, die oft an das Leben gingen, daß ihnen ihr Glaube die Fähigkeit zu dulden und zu entsagen gab.

Zwischen dem Adel und der Masse des Volkes stand nach der Auffassung jener Jahre das höhere Bürgertum: Gelehrte, Beamte, Geistliche, große Kaufleute und Fabrikbesitzer. Auch sie waren von dem Volk durch eine Vergünstigung geschieden, deren Bedeutung unsere Zeit nicht mehr versteht: sie waren militärfrei. Der härteste Druck, welcher auf den Söhnen des Volkes lastete, ihre Kinder empfan-

den ihn nicht. Auch der fähige Sohn des Bauern oder Handwerkers durfte studieren, aber dann lag ihm ob, vorher eine Prüfung zu bestehen, „das Genieexamen", ob sich auch seine Befreiung vom Heerdienste lohne. Dem Sohn des Studierten oder Kaufmanns aber galt es für besonders schmachvoll, wenn er nach gelehrter Schulbildung so weit herunterkam, daß er den Werbern in die Hände fiel. Sogar der menschenfreundliche Kant verweigerte einen Gelehrten zur Beförderung zu empfehlen, weil er die „Niederträchtigkeit" gehabt habe, seinen Soldatenstand so lange ruhig zu ertragen[49].

In diesem Kreise, der sich auch äußerlich durch Tracht und Lebensweise vom Bürgersmann unterschied, war damals bereits der beste Teil der nationalen Kraft zu finden. Er war im Besitz der freiesten Bildung jener Zeit. Er umschloß Dichter und Denker, erfindende Künstler und Gelehrte, alle, welche auf irgendeinem Gebiet des geistigen Lebens als Führer und Bildner, als Belehrende und Beurteilende Einfluß gewannen. Ihm hatten sich viele vom Adel angeschlossen, die selbst Beamte wurden oder ein reicheres Geistesleben hatten. Sie waren zuweilen Mitarbeiter, häufig geistvolle Begleiter und wohltuende Förderer der idealen Bestrebungen.

In jeder Stadt bestanden jetzt die Angesehenen aus solchen Gebildeten. Sie waren Schüler des großen Philosophen von Königsberg, ihre Seele war angefüllt mit den poetischen Gestalten der großen Dichter, mit den hohen Errungenschaften der Altertumswissenschaft. Aber in ihrem Leben war noch ein Zug von Strenge und Ernst, nicht leicht und fröhlich wurde die Pflicht geübt. Die Auffassung der Wirklichkeit schwankte zwischen idealen Forderungen und einer ängstlichen, oft kleinlichen Pedanterie, welche sie auffallend und nicht immer zum Vorteil von dem Edelmann unterschied.

Es ist eine Eigenheit der modernen Bildung, daß die treibende geistige Kraft sich in der Mitte der Nation, zwischen der Masse und den erblich Bevorrechteten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend; je mehr sich ein Kreis irdischer Interessen von dem gebildeten Bürgertum trennt, desto weiter entfernt er sich von allem, was dem Leben Licht, Wärme und sichern Halt verleiht. Wer in Deutschland eine Geschichte der Literatur, Kunst, Philosophie und Wissenschaft schreibt, der behandelt in der Tat die Familiengeschichte des gebildeten Bürgertums.

Und sucht man das Besondere, was die Männer dieses Kreises verbindet und von anderen unterscheidet, so ist es nicht zumeist ihre praktische Tätigkeit in glücklicher Mitte, sondern ihre Bildung durch die lateinische Schule. Darin liegt der unübertreffliche Vorzug, das letzte Geheimnis ihres Einflusses. Niemand durfte das bereitwilliger anerkennen als der Kaufmann und größere Gewerbtätige, der sich von unten heraufgearbeitet hatte und in ihren Kreis getreten war.

Mit Verwunderung erkannte er, wie seine Söhne unter der Beschäftigung mit lateinischer und griechischer Grammatik eine Schärfe und Schlagfertigkeit im Denken und Sprechen erhielten, die selten andere Tätigkeit dem heranwachsenden Manne gewährt. Die naturwüchsige Logik, welche in dem kunstvollen Bau der alten

Sprachen so ausgezeichnet zutage kommt, weckte schon früh den Scharfsinn und förderte das Verständnis aller geistigen Bildungen, die Masse des fremdartigen Sprachstoffs kräftigte unübertrefflich das Gedächtnis.

Noch mehr aber belebte der Inhalt jener entfernten Welt, welche dem Lernenden aufgeschlossen war. Noch immer stammte ein sehr großer Teil unserer geistigen Habe aus dem Altertum. Wer recht verstehen wollte, was um und in ihm lebendig wirkte, vielleicht längst Gemeingut aller Schichten des Volkes geworden war, der mußte bis zu dem Quell hinabsteigen. Und die Bekanntschaft mit einem großen abgeschlossenen nationalen Leben, das Verständnis einiger Lebensgesetze, seiner Schönheiten und Beschränktheit verlieh eine Freiheit im Urteil über Zustände der Gegenwart, die durch nichts anderes ersetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der mußte mit Verachtung auf den beschränkten Glaubenseifer der Mönche herabsehen, und wer mit Entzücken die Antigone in der Ursprache gelesen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung „die Sonnenjungfrau" beiseite legen.

Das Wichtigste von allem aber war die besondere Art des Lernens auf lateinischen Schulen und Universitäten. Nicht das gedankenlose Aufnehmen eines überlieferten Stoffes, sondern das Selbstsuchen und Selbstfinden ist das Lebenweckende in jedem Lernen. In den höheren Klassen des Gymnasiums und auf der Universität wurde der Studierende der Vertraute des suchenden Gelehrten. Gerade die Streitfragen, welche seine Zeit am meisten bewegten, die Forschungen, welche als unbeendet am kräftigsten anspannten, wurden ihm am liebsten mitgeteilt. So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunkt des grünenden Lebens ein, und wie sehr ihn sein späterer Beruf von eigenem Forschen entfernt hielt, er hatte das beste und letzte Wissen, die höchsten Errungenschaften seiner Zeit in sich aufgenommen und war sein ganzes Leben lang in den großen Fragen der Wissenschaft und des Glaubens zum Urteil befähigt, indem er allen neuen Bildungsstoff nach den Gesichtspunkten, die er gewonnen, annahm oder abwies. Auch daß die gelehrte Schule für das praktische Leben so wenig vorbereite, war keine stichhaltige Klage. Der Kaufmann, der seine Söhne von der Universität auf den Stuhl des Kontors nahm, bemerkte sehr bald, daß sie vieles nicht gelernt hatten, was jüngeren Lehrlingen sehr geläufig war, daß sie aber durchgängig mit spielender Leichtigkeit das Fehlende nachholten.

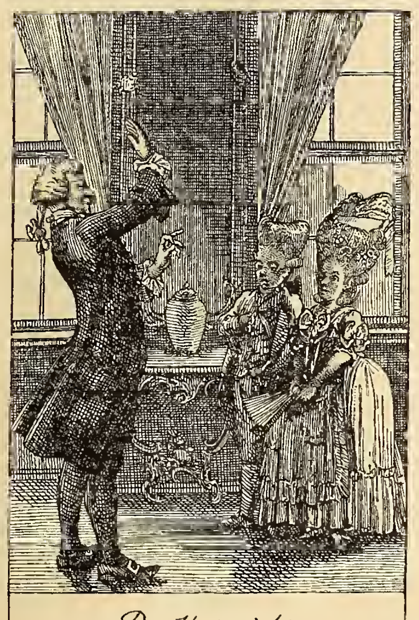
Dieser unendliche Segen der gelehrten Bildung war am Ende des 18. Jahrhunderts, seit die Philosophie und die Altertumswissenschaften hohe Bedeutung gewonnen hatten, der entscheidende Vorzug des deutschen Mittelstandes. In ihm liegt das Geheimnis der unsichtbaren Herrschaft, welche das gebildete Bürgertum seit dieser Zeit über das nationale Leben ausgeübt hat, Fürsten und Volk umbildend, sich nachziehend[49a].

Um 1790 hatte diese Art der Bildung so großen Wert und Bedeutung gewonnen, daß man wohl diese Jahre die fleißige Abiturientenzeit des deutschen

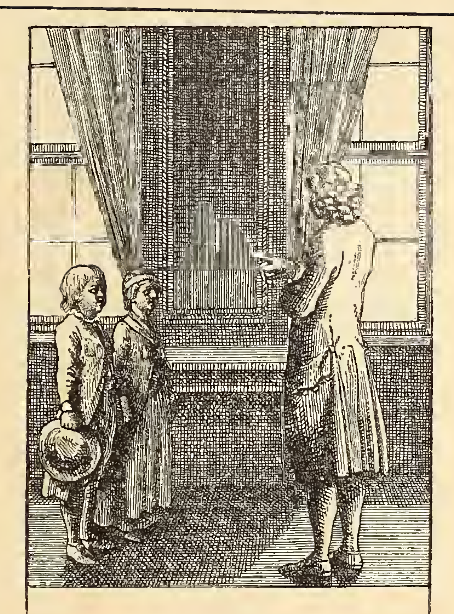


Gesellschaft am Spieltisch.
(Kupferstich von D. Chodowiecki aus: Voltaire, Candide. Berlin, 1778.)

Natürliche und affektierte Handlungen des Lebens.
Heiratsanträge.
Narrheiten.
(Kupferstiche aus dem „Göttinger Taschen Calender“ 1778—1783 von D. Chodowiecki.)



Der Unterricht
L'inſtruction



Der Unterricht
L'inſtruction



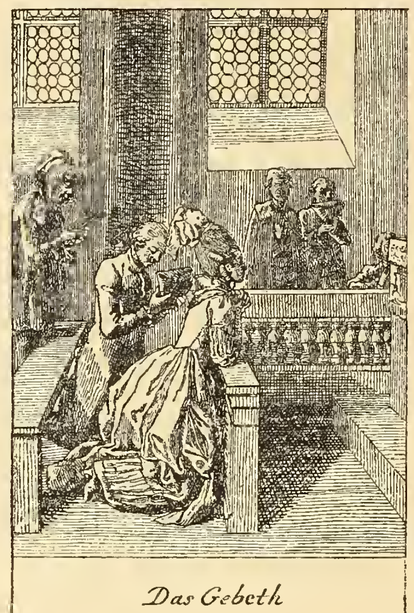
Die Unterredung
La converſation



Die Unterredung
La converſation



Das Gebeth
La priere



Das Gebeth
La priere



Der Spatzier Gang
La promenade



Der Spatzier Gang
La promenade



Der Grus
La reverence



Der Grus
La reverence



Der Tanz
La dance



Der Tanz
La dance



Natur



Afectation



Empfindung
Sentiment



Empfindung
Sentiment



Geschmack
Gout.



Geschmack
Gout



Kunst-Kenntnis
Connoissance des Arts

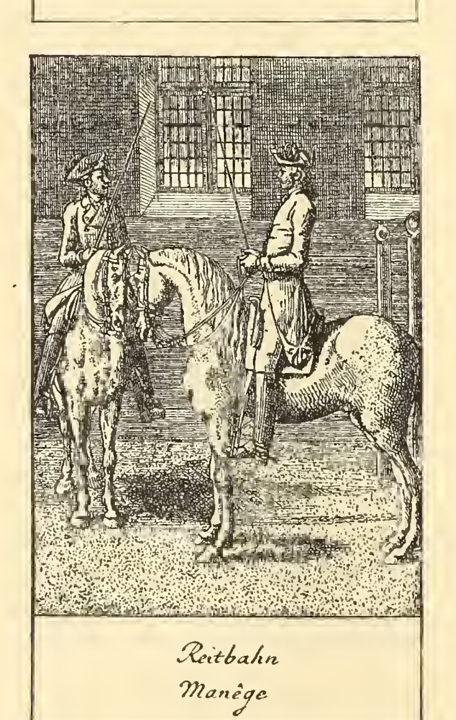


Kunst-Kenntnis
Connoissance des Arts



Böses Wetter
Mauvais tems

Böses Wetter
Mauvais tems



Reitbahn
Manège



Reitbahn
Manège


Heiraths Antrag des Landmanns
Proposition de Mariage du Vilageois


Heiraths Antrag des Schulmeisters
Proposition de Mariage du Maitre décole


Heiraths Antrag des Predigers
Proposition de Mariage du Ministre


Heiraths Antrag des Arzts
Proposition de Mariage du Medecin



Heiraths Antrag des Pedanten
Proposition de Mariage du Pedant



Heiraths Antrag des Oden Dichters
Proposition de Mariage du Poëte.



Heiraths Antrag des Alterthum Kenners
Proposition de Mariage de l'Antiquaire



Heiraths Antrag des Geitzigen
Proposition de Mariage de l'auare



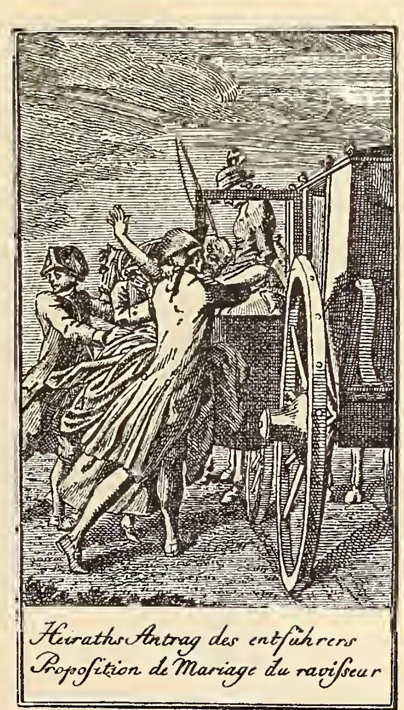
Heiraths Antrag des Krancken
Proposition de Mariage du Malade



Heiraths Antrag des Windbeutels
Proposition de Mariage du Sac a vent



Heiraths Antrag des Officiers
Proposition de Mariage de L'officier



Heiraths Antrag des entführers
Proposition de Mariage du ravisseur


Der Polnische Vlies.
L'esclave Polonnois.


Der Menoniste
Le Menonite.


Der Herrnhuter
Le Herrnhut.


Der Küster
Le Marguilier.



Der Fleischer
Le Boucher.



Der Pachter
Le Baillif.



Der Kutscher
Le Cocher.



Der Schuster
Le Cordonnier.


Der Schneider
Le Tailleur.


Der Tanzmeister
Le Maitre a danser.


Der Fechtmeister
Le Maitre d'armes.


Der Einfaltpinsel
Le Nigaut.



Centi Folium Stultorum vom Pater
Abraham von Santa Clara
Astrologischer oder Nativität Narr.
Astrologue



Aberglaübiger_Narr.
Fou-Superstitieux



April_Narr.
Poisson d'Avrill



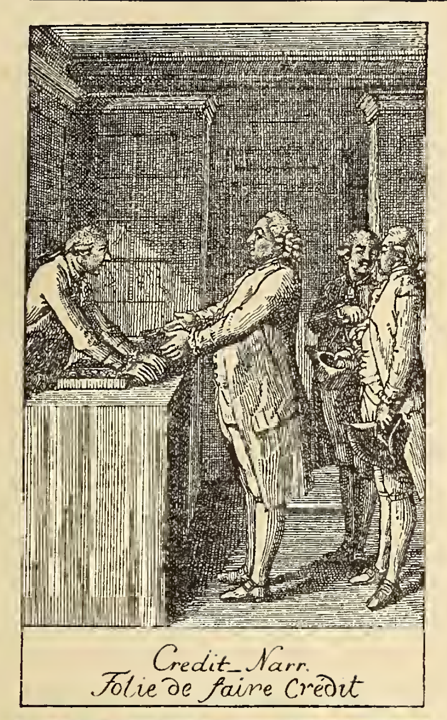
Artzney_Narr
Malade imaginaire


Baad_Narr.
Manie des Bains


Auffrühri∫cher_Narr.
Fou-∫éditieux


Bau_Narr.
Manie de bâtir


Auf∫chneidri∫cher_Narr.
Fan∫aron



Credit_Narr.
Folie de faire Crédit



Complimentir_Narr.
Fou-Complimenteur



Verliebter_Narr.
Fou amoureux



Calender_Narr.
Manie d'Almanacs

Volkes nennen darf. Eifrig wurde gelernt, überall trat an die Stelle des alten maschinenmäßigen Verfahrens anregende selbsttätige Arbeit. Menschenfreundlich rangen die Gelehrten danach, jedem Teil des Volkes Lehranstalten zu schaffen, welche seiner Bildungsstufe entsprachen, neue Wege des Unterrichts zu erfinden, durch welche mit geringen Lehrerkräften die größten Ergebnisse erreicht werden konnten. Belehren, bilden, aus der Unwissenheit herausheben, war der allgemeine Ruf. Nicht vorzugsweise, weil dies der gesamten Nation nützlich war. Denn in der frohen Empfindung eines idealen Inhalts standen die Gebildeten dem Volke gegenüber. Die Schönheit, welche sie genossen, die großen Gefühle, durch welche sie erhoben wurden, sie waren dem armen Volke versagt.

Freilich im stillen Herzen empfanden sie selbst ein Mißbehagen. Die Tatsachen des Lebens, welches sie umgab, standen oft in schneidendem Gegensatz zu den idealen Forderungen, welche sie stellten. Wenn der Bauer wie ein Lasttier arbeitete, der Soldat vor ihren Fenstern Spießruten lief, dann blieb, so schien es ihnen, nichts übrig, als das Studierzimmer zu schließen und Auge und Sinn in Zeiten zu versenken, wo solche Barbarei nicht verletzte. Denn noch war unerprobt, was die Vereinigung Gleichgesinnter zu großen Genossenschaften im Staat, in den Gemeinden, in jedem Kreise praktischer Lebensverhältnisse umzuformen vermöge.

So kam bei aller Menschenfreundlichkeit eine stille Entsagung auch in die Besten. Sie waren stärker und tüchtiger geworden als ihre Väter. Reiner waren die Quellen ihrer Sittlichkeit, streuger die Anforderungen, welche sie an das eigne Leben machten. Aber sie waren immer noch Privatmenschen. Die rege Teilnahme an dem Staat, an den höchsten Angelegenheiten der Nation war noch nicht ausgebildet. Sie hatten gelernt, in großem Sinne ihre Menschenpflicht zu tun, und sie stellten zuweilen grübelnd die natürlichen Rechte, welche der Mensch im Staate haben sollte, den Zuständen, unter denen sie lebten, gegenüber. Sie waren ehrenwerte, sittenstrenge Menschen geworden, mit einer Ängstlichkeit, die uns wohl rührt, suchten sie Gemeines von ihrer Seele fernzuhalten; aber die Manneskraft, welche sich im Zusammenwirken mit vielen Gleichgesinnten unter dem Einfluß großer praktischer Fragen entwickelt, fehlte ihnen noch zu sehr. Die Edelsten waren in der Gefahr, wo sie sich nicht in sich selbst zurückziehen konnten, mehr Opfer als Helden in politischem und sozialem Kampfe zu werden. Sehr auffallend wird diese Eigenschaft sogar in den Gebilden der Poesie. Fast alle Charaktere, welche die größten Dichter in ihren höchsten Kunstwerken frei erfanden, leiden an einem Mangel von Tatkraft, von eroberndem Mannesmut und politischem Scharfblick; sogar durch die Helden des Dramas, welches dergleichen am wenigsten verträgt, geht ein elegischer Zug, von Galotti, Götz und Egmont bis zum Wallenstein und Faust. Dasselbe Geschlecht, welches gerade damals mit bewunderungswerter Kühnheit und Freiheit den geheimen Gesetzen seines geistigen Lebens nachforschte, war noch unbehilflich und unsicher vor den Anforderungen der Wirklichkeit, wie ein Jüngling, der aus der Schulstube unter die Menschen tritt.

Noch war die Weichheit der Empfindung und das Bedürfnis, auch bei unbedeutender Veranlassung große Gefühle zu haben, nicht aus den Seelen geschwunden. Aber diese herrschende Anlage des 18. Jahrhunderts, welche ihre Absenker bis auf die Gegenwart fortgetrieben hat, war um 1790 bereits durch einen stärkeren Gehalt des geistigen Lebens gebändigt. Auch die Empfindsamkeit hatte seit der Zeit, wo sie aus dem Pietismus in das Leben kroch, ihre kleine Geschichte gehabt. Zuerst war die arme deutsche Seele von allem stark erregt worden, sie hatte sich leicht jämmerlich gefühlt und einen anspruchslosen Genuß darin gefunden, die Tränen auf der eigenen Wange zu beobachten. Dann wurde ihr die Gefühlsseligkeit burschikoser und herzhafter.

Wenn lustige Gefährten im Jahre 1750 mit der Extrapost durch ein Dorf kamen, wo die Einwohner vielleicht den Kirchhof mit Rosenstöcken bepflanzt hatten, so regte der Gegensatz zwischen dieser Blume der Liebe und dem Grabe die Phantasie der Reisenden so auf, daß sie eine Flasche Wein kauften, auf den Kirchhof gingen und, in dem Vergleich von Gräbern und Rosen schwelgend, ihren Wein austranken[50]. Die studentenhafte Roheit, welche in solchem Behagen lag, wurde überwunden, als die Sitte feiner, und das Leben nachdenklicher geworden war. Wenn um 1770 zwei Brüder in sonnigem Tal unter blühenden Obstbäumen durch die Landschaft des Rheins fahren, dann ergreift wohl der eine die Hand des anderen, um ihm durch einen sanften Druck seinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die er in seiner Begleitung genießt; die beiden blicken einander voll zärtlicher Rührung an, eine selige Träne der ruhigen Empfindung steigt in beider Augen und sie fallen einander um den Hals oder, wie man damals sagte, sie segnen die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft[51]. — Und wenn zu derselben Zeit eine Gesellschaft einen lieben Freund erwartet (nebenbei bemerkt, einen glücklichen Gatten und Familienvater), so sind auch hier die Empfindungen weit mannigfaltiger, und die Beschaulichkeit, mit welcher sie genossen werden, weit größer als bei uns. Der Hausherr eilt mit einem anderen Gast dem anrollenden Wagen an die Haustür entgegen, der ankommende Freund steigt bewegt und etwas betäubt ab. Unterdes kommt die liebenswürdige Hausfrau, welche allerdings von dem neuen Gast in früherer Zeit bewundert worden ist, ebenfalls die Treppe herab. Der Angekommene hat sich bereits mit einer Art von Unruhe nach ihr erkundigt und scheint äußerst ungeduldig, sie zu sehen; jetzt erblickt er sie und schauert vor Erregung zurück, kehrt sich dann zur Seite, wirft mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankt zu der Hausfrau hin. Alles dieses wird von einem so außerordentlichen Ausdrucke begleitet, daß die Umstehenden sich an allen Nerven davon erschüttert fühlen. Die Hausfrau geht ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergreift ihre Hände und bückt sich, um sein Gesicht darein zu verbergen; die Dame neigt sich mit einer himmlischen Miene über ihn und sagt mit einem Tone, den keine Clairon und kein Dubois nachzuahmen fähig sind:



Werther in der adligen Gesellschaft.
(Kupferstich von Geyser nach einer Zeichnung von D. Chodowiecki aus:
Goethe, Schriften. I. 3 A. Berlin, 1779.)

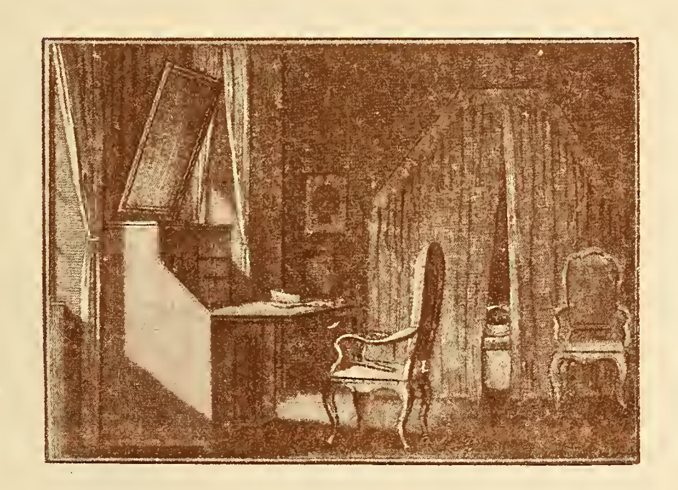


Entwurf eines „Werther“-Fächers.
(Zeichnung von D. Chodowiecki. Maße des Originals: 55,5 : 22 cm.)

V S. 350







Lotte, den Geschwistern Brot schneidend.

Sterbezimmer Werthers.

(Kupferstiche von D. Chodowiecki aus: Goethe, Werther. Traduit de l'Allemand. Maestricht, 1776.)

„O ja, Sie sind es! Sie sind noch immer mein lieber Freund!“ Der Freund, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtet sich etwas in die Höhe, blickt in die weinenden Augen seiner Freundin und läßt dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden kann sich der Tränen enthalten: dem unbeteiligten Berichterstatter strömen sie die Wangen hinunter, er schluchzt und ist außer sich[52]. Und nachdem dies hervorsprudelnde Gefühl sich etwas gelegt hat, fühlen sich alle unaussprechlich glücklich, drücken einander oft die Hände und erklären die Stunden solchen Beisammenseins für die schönsten des Lebens. Und die so gebärdeten, waren immer noch maßvolle Menschen, sie sahen mit Verachtung auf die Überspanntheit und Heuchelei herab, der die Schwächeren verfielen, welche über ein Nichts weinten und aus Tränen und Gefühlen einen Lebensberuf machten, wie der verschrobene Leuchsenring.

Aber kurz darauf erhielt das gefühlvolle Wesen einen harten Stoß. Goethe hatte im Werther das traurige Schicksal eines Jünglings dargestellt, der in diesen Stimmungen unterging; er hatte die Empfindsamkeit selbst weit edler und mäßiger gefaßt, als sie in seinen Zeitgenossen lebte. Zunächst freilich wurde seine Erzählung für die weicheren Naturen ein bildendes Buch, nach welchem sich ihre Gefühlsseligkeit ins Hohe und Poetische hineinzog. Ungeheuer war die Wirkung, Tränen flossen stromweise, die Werthertracht wurde eine beliebte Kleidung empfindsamer Herren, Lotte der berühmteste Frauencharakter jener Jahre. In demselben Jahre 1774 beredete sich zu Wetzlar eine Anzahl zarter Seelen, Männer in hohen Ämtern und Damen, eine Feierlichkeit am Grabe des armen Jerusalems anzustellen. Sie versammelten sich des Abends, lasen den Werther, sangen die klagenden Arien und Gesänge auf den Toten. Man weinte tapfer, endlich um Mitternacht ging der Zug nach dem Kirchhof. Jeder war schwarz gekleidet, mit dunklem Flor im Gesicht, ein Wachslicht in der Hand. Wer dem Zug begegnete, hielt ihn für eine Prozession des höllischen Satans. Auf dem Kirchhof schloß man einen Kreis um das Grab des Toten, sang, wie berichtet wird, das Lied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen“, ein Redner hielt dem Verblichenen eine Lobrede und sprach davon, daß Selbstmord aus Liebe erlaubt sei. Zuletzt wurde das Grab mit Blumen bestreut. Die Wiederholung wurde durch eine prosaische Obrigkeit verhindert[53].

Aber der tragische Ausgang der Goetheschen Erzählung erschreckte auch den gesunden Menschenverstand. Das war kein Spiel mehr mit Blumen und Täubchen, es war erschütternder Ernst. Wenn ein anständiger Beamtensohn zu solcher Ausschweifung, wie Selbstmord, kommen konnte, dann hörte der Spaß auf. So wurde dasselbe Werk für kräftigere Naturen der Anfang einer Umkehr und leidenschaftlichen literarischen Fehde, wobei der Deutsche allmählich mit Ironie auf diesen Kreis von Stimmungen blicken lernte, ohne freilich ganz frei davon zu werden.

Denn es war nur eine Abart derselben Grundstimmung, wenn die Seelen, welche der Tränen und Seufzer müde geworden waren, sich zur Erhabenheit hinaufstimmten. Auch das Ungeheure erschien bewundernswert: in Übertreibungen

sprechen, das Gemeinste mit einem Aufwand von Kraft sagen, das Unbedeutende mit der Miene tun, als ob es etwas Unerhörtes sei, wurde eine Zeitlang Modetorheit der literarischen Kreise. Aber auch die Kraftmänner verloren sich. Um 1790 sah man wieder mit Lächeln auf die nächste Vergangenheit zurück und befriedigte sein Gemüt bei der hausbackenen und nüchternen Weise, in welcher Lafontaine und Iffland die Rührung handhabten.

Aus dieser Zeit soll hier das Aufwachsen einer Kinderseele dargestellt werden. Es ist ein — nicht gedruckter — Bericht über die eigne früheste Jugend, den ein besonders kräftiger Mann seiner Familie hinterlassen hat. Er enthält durchaus nichts Ungewöhnliches, nur anspruchslose Erzählung über die Entwicklung eines Knaben durch Lehre und Haus, wie sie in tausend Familien jener Jahre stattfand. Aber gerade das Gemeingültige der Mitteilung macht sie besonders geeignet, den Anteil des Lesers zu erwerben. Sie gibt zugleich einen belehrenden Einblick in das Leben einer Familie von aufsteigender Lebenskraft.

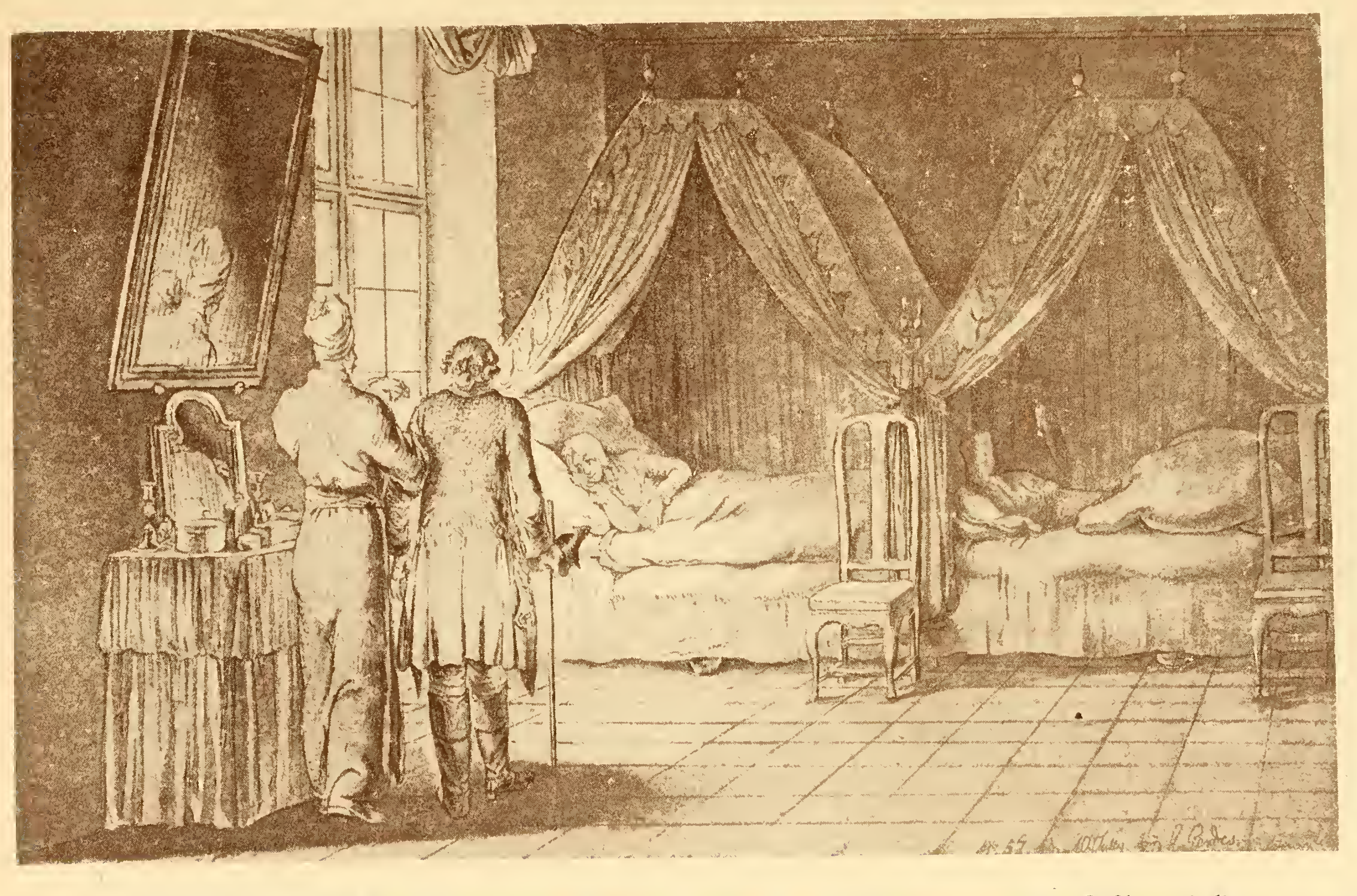
In den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen lag zu Kleuden bei Leipzig ein armer Lehrer auf dem Totenbett, langer Ärger und Verfolgungen, die er durch seinen Vorgesetzten, einen heftigen Pfarrherrn, erduldet, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Der geistliche Gegner suchte die Versöhnung mit dem Sterbenden; er gelobte dem Lehrer Haupt, für seine unerzogenen Kinder Sorge zu tragen, und er hielt Wort. Er brachte einen Sohn in das große Handelshaus Frege, welches damals im Aufblühen war. Der junge Haupt erwarb sich das Vertrauen seines Chefs; als er selbst eine Handlung in Zittau begründen wollte, machte das Haus Frege dem Vermögenslosen ein Darlehen von 10000 Talern. Das Jahr darauf schrieb der neue Kaufmann seinem Gläubiger, wie stark der Aufschwung seines Geschäftes sei, und daß er, um nicht in größte Verlegenheit zu kommen, dieselbe Summe noch einmal bedürfe. Der frühere Prinzipal sandte ihm das Doppelte. Nach acht Jahren hatte der Zittauer Kaufmann das ganze Darlehen zurückgezahlt, an dem Tage, wo er die letzte Summe absandte, trank er in seinem Haus die erste Flasche Wein. Der Sohn dieses Mannes, Ernst Friedrich Haupt — er, welcher hier von seiner Schulzeit im Vaterhause erzählen soll —, studierte die Rechte und wurde Syndikus, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt Zittau, ein Mann von gewaltigem Wesen und tiefem Sinn, und selbst Gelehrter von umfangreichem Wissen; eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte — Übersetzungen Goethescher —, welche von ihm gedruckt sind, gehört zu den feinsten und zierlichsten Mustern dieser Gattung von Poesie. Ernst war auch sein Leben. Seine großartige Kraft arbeitete unter immerhin beschränkten Verhältnissen mit einem Eifer, welcher sich selbst nie genug tat. Aber die Wucht seines energischen Wesens wurde bei den Anfängen der politischen Bewegungen im Jahre 1830 der jungen Demokratie unter den Bürgern lästig. Gerade in seiner Heimat fiel die Agitation in die Hände eines unholden Mannes, der später sich selbst durch schlechte Taten ein klägliches Ende bereitete. In dem Taumel der ersten Aufregung ließ sich die Bürgerschaft das treue



Vornehme Tischgesellschaft. 18. Jahrhundert. (Diner bei dem Fürstprimas von Polen, Danzig.) (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki aus dem Skizzenbuche seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



Bürgerliche Tischgesellschaft. 18. Jahrhundert. (Abendgesellschaft beim Pastor Bocquet, Danzig.) (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki aus dem Skizzenbuche seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



Schlafzimmer. 18. Jahrhundert. (Frau Gerdes, Danzig, „en petite santé“.) (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki aus dem Skizzenbuche seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



Weihnachtsabend. 18. Jahrhundert

(Radierung von D. Chodowiecki 1776. — Am Ende des 18. Jahrhunderts war in Norddeutſchland bei der Weihnachtsfeier am Sankt Nikolaustage noch die Lichterpyramide gebräuchlich, der Weihnachtsbaum wurde erſt im 19. Jahrhundert üblich.



Mägdezimmer. 18. Jahrhundert.

(Kupferſtich, Martin Engelbrecht Verlag, Augsburg.)



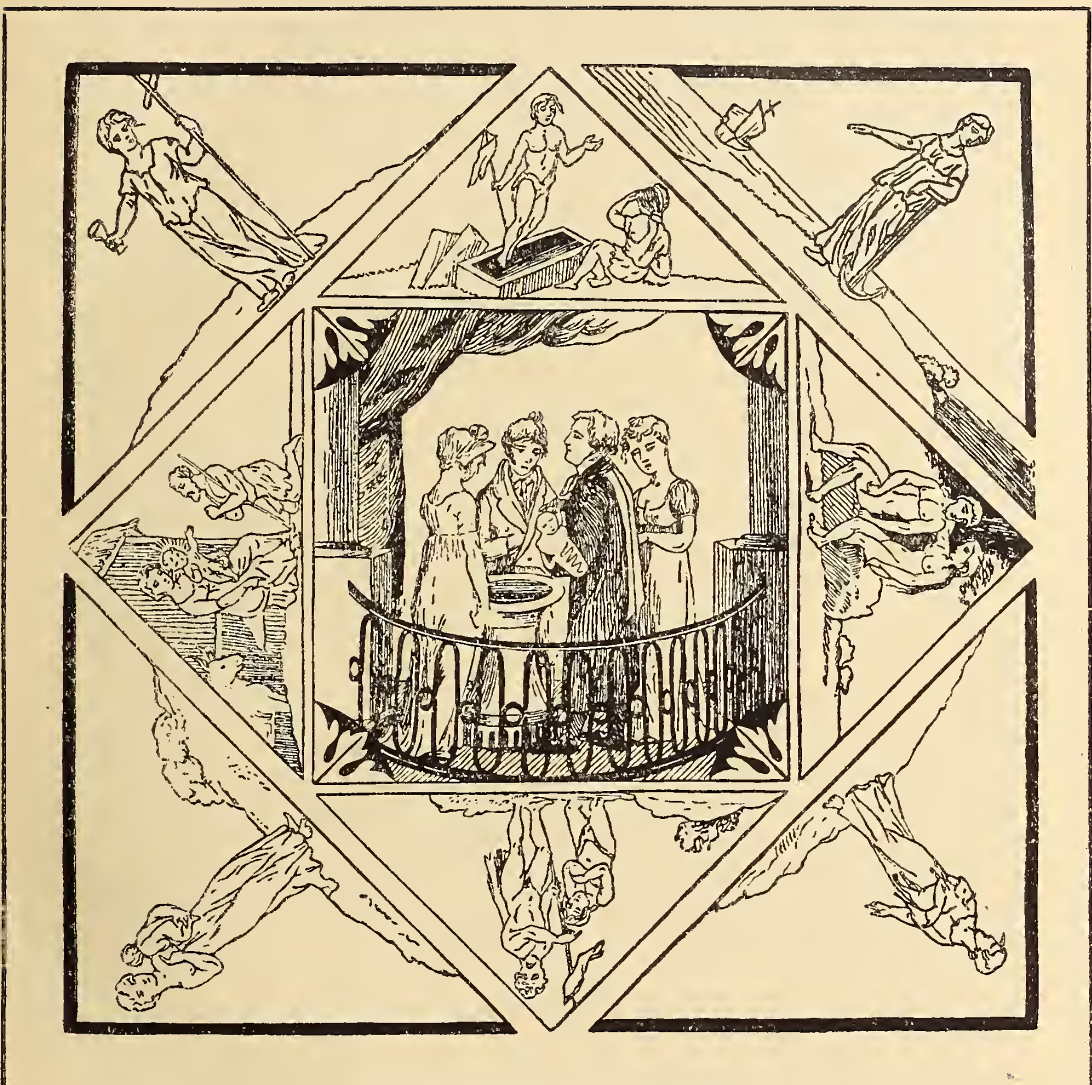
Stubenmädchen. Wien. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von Jacobé nach einem Gemälde von P. Oedenhainz. 1785.)



Kleinmädchen und Köchin. Hamburg. Anfang des 19. Jahrhunderts. (Kupferstich von C. Suhr aus: Chr. Suhr, Hamburger Gebräuche und Kleidertrachten. Hamburg, 1806.)



Begräbnis. (F. G. Klopstocks Bestattungsfeier 1803.) Anfang des 19. Jahrhunderts.
(Kupferstich von J. C. Freidhof nach einer Zeichnung von J. W. Tappe.)



Patenbriefumschlag. Um 1800/1820.

(Holzstock im Germanischen National-Museum, Nürnberg. — In den protestantischen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands war es üblich, daß diejenigen Personen, die ein Kind aus der Taufe hoben, ihm das „Patengeld"geschenk im besonderen Umschlage, dem Patenbrief, darbrachten. Dieser war auf der Außenseite mit religiösen Darstellungen verziert. Die Ecken des Patenbriefes waren zum zweimaligen Umklappen eingerichtet, damit das Geld nicht herausfallen konnte. Die bedruckten Innenseiten waren mit Bibelsprüchen und mit frommen Widmungen ausgefüllt, sie ließen für die handschriftliche Ergänzung dieser Wünsche Raum.)



Auerbachs Hof, Leipzig, in der Messezeit. 18. Jahrhundert. (Kupferstich von J. A. Rosmäsler.)



Christmarkt. Berlin. 18. Jahrhundert. (Kupferstich.)

Verhältnis, in dem sie durch dreißig Jahre zu ihrem Vorstande gehalten hatte, verderben. Der stolze und strenge Mann wurde durch Lieblosigkeiten und Undank in tiefster Seele erschüttert, er zog sich von jeder öffentlichen Tätigkeit zurück, und keine Bitten und nicht die aufrichtige Reue, die seinen Mitbürgern nach kurzer Zeit kam, vermochten ihn, die herbe Kränkung jener Jahre zu vergessen, die sein Leben bis in das Mark ergriffen hatte. Wenn er still vor sich hinsehend durch die Straßen ging, eine schöne finstere Greisengestalt, dann — so erzählen Augenzeugen — zogen die Leute mit scheuer Ehrfurcht von allen Seiten die Mützen, er aber schritt, ohne rechts und links zu sehen, durch den Haufen. Von da lebte er als Privatmann seiner Wissenschaft. — Sein Sohn, Moriz Haupt, Professor an der Universität zu Berlin, wurde einer unsrer größten Philologen, einer unsrer reinsten Männer.

So beginnt ein tüchtiger Mann aus der Zeit der Väter den Bericht über seine ersten Lehrjahre.

„Meine frühesten Erinnerungen fallen in den Herbst des Jahres 1776, als ich zweiundeinhalb Jahr alt war. Wir fuhren auf das Familiengut, ich saß auf meiner Mutter Schoß, und die sanfte Röte, die ihr Gesicht überzog, gefiel mir so wohl. Ich freute mich der Bäume, wie sie so schnell bei dem Wagen vorbeiliefen. Noch jetzt — dieselben Bäume stehen noch jenseits der Brücke — noch jetzt weht mich bei ihrem Anblicke diese Erinnerung aus der Unschuldswelt an.

Schon vierunddreißig Jahre deckt die Gruft deinen heiligen Staub, Vollendete, uns so früh Entrissene! Sanft wie dein freundliches Gesicht mußte deine Seele sein! — Ich kannte dich nicht. — Nur leise heilige Erinnerung ist mir geblieben, kein Gemälde von dir, kein Schattenriß, „nicht ein süß erinnernd Pfand". Doch stand ich kurz vorher, ehe man mich, den noch nicht Siebenzehnjährigen, nach Leipzig sandte, an der heiligen Stätte, die deine Asche birgt, und gelobte dir schluchzend, gut zu sein!

Wohl entsinne ich mich des Sonntag-Morgens, an welchem meine Schwester Riekchen geboren ward. Eilenden Laufs — ich war eher aufgestanden als mein Bruder, und ungebeten in der Mutter Stube gelaufen — verkündete ich's jedem, den ich fand. Einige Tage nachher sah ich, daß alles um mich her weinte: ‚Die Mama geht weg', rief händeringend unsere alte Pflegerin. ‚Weg? wohin denn?' so fragte ich staunend. ‚In den Himmel!' war die Antwort, die ich nicht verstand.

Meine Mutter hatte uns Kinder noch einmal um sich versammelt, zum letztenmal uns zu küssen, uns zu segnen. Meine Stiefschwester Jettchen, damals fast zehn Jahre alt, und mein vierjähriger Bruder Ernst hatten geweint: ich — so erzählte man mir oft zu meinem Grame — hatte den Kuß kaum abgewartet und mich schäkernd hinter meine Geschwister versteckt. ‚Fritz, Fritz,' hatte meine Mutter lächelnd gesprochen, ‚du bist und bleibst ein loser Junge! Nun, lauf nur, lauf!'

Was ich vom Himmel und von der Auferstehung gehört, gab mir verworrene Gedanken, als werde die Mutter wohl bald erwachen und wieder bei uns sein. Einige

Zeit nachher sagte mir mein sehr viel verständigerer Bruder, als wir auf einem Stuhle kniend dem abendlichen Zuge der Wolken nachsahen und von der Mutter sprachen: ‚Nein! die Auferstehung ist etwas ganz anderes!' Aber bald nach ihrem Begräbnistage — es war Sonntag — spielte ich abends vor der Hintertür des Hauses, und ein Bettler sprach mich an. ‚Die Mama ist gestorben', rief ich, und entlief der Wärterin durch beide Höfe, um meinen Vater aufzusuchen, den ich traurig in seiner Stube sitzend fand. Er nahm mich und meinen Bruder bei der Hand und weinte. Das war mir fremd. ‚Also auch der Vater kann weinen, der doch so alt ist.' — Überhaupt kam mir mein Vater, der doch damals kaum siebenundvierzig Jahre alt war, immer alt vor, weit älter, als z. B. ich in jetzt fast gleichem Alter auszusehen glaube. Aber in dem frühen Alter sehen Kinderaugen das meiste anders, und überdem hatte mein Vater finstre Augenbrauen, wie mir denn auch etwas Ähnliches zuteil worden ist.

Sechs Monate nach meiner Mutter Tode nahm mein Vater seine Schwester zu sich, und hierdurch änderte sich manches in unserm Tun und Treiben. Es war nicht mehr so stille bei uns als vorher. Süß ist mir noch jetzt die Erinnerung an die Erzählungen, mit welchen unsre Tante — von uns und aller Welt ‚Frau Muhme' genannt — uns in den Abendstunden unterhielt. Sobald es dämmerte, zerrten wir sie mit Gewalt in ihren Stuhl, ringsum auf Stühlchen saßen wir Kinder und horchten auf. Von der Heimat unsres Vaters, von Leipzig, von unsern Groß- und Urgroßeltern ward hundertmal erzählt, und damals schon sehnte ich mich, Leipzig zu sehen, dessen Messen ich mir, sonderbar genug, wie eine große Treppe mit Papier behangen vorstellte.

Unbeschreibliches Vergnügen genossen wir, wenn wir abends bei Mondschein den Zug der Wolken betrachteten. Ein Fenster hatte die Aussicht auf den Berg und Gehölz. In jeder Wolkenform erblickten wir Menschen- oder Tiergestalten. Das Halbschauerliche erhöhte den Reiz, — und als ich im sechzehnten Jahre zum ersten Male Ossian las, und seine düstre Welt mit ihren Geistern, Nebeln und Gebilden vor mir vorüberging, da war ich wieder im Geist an jenem Fenster. So auch, wenn ich das Gedicht las: ‚Jetzt zieh'n die Wolken, Lotte, Lotte! rc.'

Oft wurden auch von Besuchenden, wie ehedem fast in jeder Kinderstube, Geister- und Gespenstergeschichten erzählt, an denen wir uns nicht satt hören konnten. Dennoch und ungeachtet mancher Erzählende selbst daran glaubte, ist zu keiner Zeit meinem Bruder und mir ein Gedanke auch nur von Wahrscheinlichkeit des Erzählten beigegangen. Nie glaubten wir an Außernatürliches, schon als fünfjährige Knaben stritten wir gegen Aberglauben. Dies verdankten wir unsrer Stiefschwester Jettchen, einem Mädchen von seltenen Geistesgaben. Sie stellte uns in einfachen Worten die lächerliche Seite der Märchen dar. Nichtsdestoweniger hatte das Schauerliche große Macht über uns, und wir waren oft in Angst, wenn wir genötigt wurden, im Finstern den langen Gang auf dem Vordersaal zu durchwandern.

Drei und ein halbes Jahr alt erhielt ich den ersten Unterricht. Mein Bruder konnte fast schon lesen, indes brachte ich es bald so weit, mit ihm ziemlich gleichen Schritt zu halten.

Ich wüßte nicht zu sagen, daß wir M. Kretzschmar, unsern ersten Lehrer, geliebt hätten, denn er war zum Teil bizarr und teilte reichlich Kopfstücke aus. Es ist kaum glaublich, aber ich beteure es, daß ich im fünften Jahre schon mechanisch las und dabei an etwas ganz anderes dachte: z. B. an die Blumen in unserm Garten, an unsern kleinen Hund usw. Meine eigenen Worte hallten mir wie fremd in meine Ohren. Daher war ich auch oft im Traume, wenn eine Frage an mich erging. Nun folgte das Kopfstück, aber dann dachte ich wieder über das Kopfstück nach usw. Woran lag es also? Daran unstreitig, daß unser Lehrer die jugendliche Seele nicht für den Gegenstand zu gewinnen wußte. Mein Bruder war eine höchst seltene Ausnahme stillen Ernstes, und wer weiß, wie oft er dennoch, wenn ich auf die Schraube gebracht ward, ebenfalls zerstreut gewesen sein mag? —

Im fünften Jahre fingen wir auch an, das Lateinische zu lernen. Jettchen übersetzte schon flink den Cornelius und Phädrus, auch aus dem französischen Neuen Testamente. Wir Jungen lernten frisch weg nach Langens und Raussendorfs Grammatik, und längst schon machte ich, so nannten wir's, ‚kleine Exercitia', ehe ich klar wußte, was ich trieb. Deutlich erinnere ich mich, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, als ich, bald sechs Jahre alt, erfuhr, ‚es sei die Sprache der alten Römer, die wir erlernten.' So war damals der Unterricht fast allgemein beschaffen! —

Dennoch bin ich auch diesem Lehrer in mehrfacher Hinsicht Dank schuldig. Er lehrte uns richtig und gut lesen, und durch öfteres Rezitieren schöner Verse — er dichtete selbst nicht übel — flößte er uns frühzeitig Geschmack an Wohlklang und Harmonie ein. Viel, sehr viel Lieder, Fabeln ꝛc. lernten wir auswendig. Auswendiglernen! ein jetzt veraltetes Wort, stand damals häufig in den Lektionsplänen, und hierdurch ist mein Gedächtnis so stark geworden. Wir wurden geübt, in einer Viertelstunde ganze Seiten zu memorieren, und oft lernte ich später beim Anziehen acht, zehn, auch zwölf Strophen. Kurz, im ganzen genommen nach damaligem Standpunkte der Pädagogik, war bei allen Mängeln nicht übel für uns gesorgt. — Auch das Herz blieb nicht unbedacht. Feddersens Leben Jesu war eine unserer Lieblingslektionen: dem Religionsunterricht lag Feders Lehrbuch zum Grunde, welches noch heut unter die guten gehört. — Unser Gefühl für das Anmutige und Schöne ward noch auf andere Weise erweckt und erzogen. Damals machten die Weißischen Operetten mit Hillers Komposition großes Aufsehen. Kretzschmar spielte fertig das Klavier, und noch fertiger Violine. Meine Schwester Jettchen spielte ganz leidlich vom Blatte. So wurden nach und nach fast alle Weißischen Opern durchgespielt und durchgesungen, in die leichtern Arien stimmten wir Jüngeren nach dem Gehör ein. Mein Vater selbst hörte, bisweilen einstimmend, mit Vergnügen zu.

So verging mancher Herbst- und Winterabend. Traute Szenen der Häuslichkeit, wo seid ihr geblieben in den meisten Familien? Jammerlektüre, Ressource, Spiel tauschte man gegen euch ein!

Was wir von Gedichten lernten, deklamierten wir abends dem Vater, der Muhme, ja, im Notfall den Mägden vor: Stellen, die man uns erklärt hatte, erklärten wir dann wieder. Dies alles vereint erregte in mir die ersten Gedanken, mich den Studien zu weihen, und anfangs den Wunsch, Prediger zu werden.

Der Gespielen hatten wir mehrere. Es war allgemeine Sitte, daß Kinder zu Kindern Sonntags gebeten wurden, oder sich anmelden ließen. Man blieb abends zu Tisch und gewöhnte sich an Artigkeit gegen Erwachsene. Mich, als den Kleinsten unter allen, nahmen gewöhnlich die Hausväter und Mütter an ihre Seite. Überall herzliche Freundlichkeit. Auch diese Sitte ist — wenigstens in dieser Form — fast verschwunden. Den Alten mochten wir vielleicht bisweilen nicht ganz gelegen erscheinen, aber gewiß selten! Auch mein Vater sah es gern, wenn Kinder, oft sechs bis acht an der Zahl, zu uns kamen. Und damals blühte überall die Handlung. Gern gaben die Alten dem fröhlichen Völkchen ein Abendbrot, sie spielten auch wohl selbst mit. So freuten wir uns Montags sehr auf den nächsten Sonntag. Ist es ein Wunder, wenn ich noch jetzt mit Wonne an jene seligen Tage denke, deren Erinnerung mich anweht wie ein labender Blumenduft!

Bei aller jugendlichen Fröhlichkeit war ich doch oft sehr ernst gestimmt. Von unsrer Mutter, die damals drei Jahre tot war, ward oft gesprochen. Sterbelieder hatten wir in Menge gelernt, und ich dachte, sechs Jahre alt, gewiß öfter an Tod und Unsterblichkeit als mancher Jüngling, mancher Mann. Was aus dem Tiere nach dem Tode werde, daran hatte ich bis zu meinem fünften Jahre nicht gedacht. Da sah ich einen kleinen toten Hund im Stadtgraben und fragte unsern Lehrer. ‚Mit den Tieren ist's aus', erwiderte er, welches mich unbeschreiblich traurig machte. Es war ein Sonntagabend, ich erzählte es unserer Pflegerin und weinte bitterlich.

Zu Ostern 1780 kam unser neuer Lehrer: Er besaß gute Kenntnisse und lebte sehr still und eingezogen, da er sich im geheim zu den Herrnhutern zählte. Wir hingen mit inniger Liebe an ihm, denn er widmete sich uns ganz. Mit keinem Menschen gingen wir lieber spazieren, und alle seine Gespräche waren belehrend, meist religiös. Das Streben, uns seinen Hang zu jener Sekte, die mein Vater haßte, zu verbergen, gab seinen Worten etwas Geheimnisvolles. Unsre Sitten gewannen viel durch ihn. So entwöhnte er uns, leichtsinnig Gott oder Jesum zu nennen, und bei seinem Abgange nach zwei Jahren waren wir hierin so fest begründet, daß wohl Monate vergingen, ehe uns jener Mißbrauch einmal entschlüpfte. Geschah es dennoch, so büßten wir es im stillen durch bittere Reue ab. Das fröhlichste Spiel verließen wir und beteten recht herzlich. — Freilich neigten wir uns endlich selbst zur Frömmelei hin, denn alle Weltlust ward verdammt, oder man sah schädliche Zerstreuung. Sogenannte Lesebücher, die an Romane auch nur angrenzten, taugten nichts. Selbst Gellert wurden seine Schauspiele als Jugendsünde angerechnet.

Spiel — Bälle — weltliche Konzerts — Werkstätte des Teufels! Nur Oratorien passierten. Komödien waren nun vollends die Sünde wider den Heiligen Geist. Mein Bruder, ohnehin zur Schwermut geneigt, ward weit stärker von diesen Meinungen ergriffen, er weinte oft im stillen um seine Sünden, wie er sagte. Ich beneidete ihn deshalb, hielt mich für einen Unwürdigen, ihn für ein Kind Gottes: aber mit allen Anstrengungen wollte es mir nicht gelingen, ‚so korrekt zu sein'! — Stets freute ich mich schon wehmütiger Rührungen, die mein weiches Herz oft ergriffen.

Dennoch, dennoch bleibt dir mein Dank geweiht, du guter, redlicher Lehrer! Du warst der treueste Hirte deiner kleinen Herde! Er lebt noch, den Achtzigen nahe. Seit dreißig Jahren sah ich ihn nur einmal, er schrieb mir aber im vorigen Jahre, als mein Bruder entschlafen war, voll Treue und Frömmigkeit. Ein Traum — auf Träume hielt er viel — hatte ihn am Sterbetage meines Bruders, ‚seines Ernsts', in unser Haus geführt. Rührend ist es zu lesen, wie er mir versichert, seine Überzeugungen seien dieselben noch wie vor vierzig Jahren. —

Noch erinnere ich mich einer seligen Stunde. Er ging mit uns um die Stadt spazieren, und der Abendstern blinkte freundlich. ‚Was mögen die Leute dort oben wohl machen?' sagte der Lehrer. Das war uns neu! Wir staunten freudig bewegt, als er uns sagte: es sei möglich, wahrscheinlich sogar, daß Gottes Güte auch andere Sterne lebenden, denkenden, ihn anbetenden Geschöpfen zum Wohnplatz angewiesen habe. Erfreut, erhoben, getröstet kehrten wir zurück. Es war das Gegenstück zu jener Traurigkeit, die mich befiel, als ich hörte, mit den Tieren sei's aus! —

Am Weihnachtsabende 1780 starb unsere geliebte Schwester Jettchen im vierzehnten Jahre. Neun Tage vorher spielten wir fröhlich, als sie plötzlich über Leibschmerz klagte. Der Arzt nahm es leicht, und wahrscheinlich ward die wahre Ursache verkannt. Nach sieben Tagen verfiel sie sichtlich und ward totenbleich und matt. Sie verließ zum letzten Mal ihr Lager, um uns unsere Schreibbücher zuzureichen. Dennoch schien man ihren Tod nicht zu ahnen. Ach! er erfolgte am Weihnachtsabend früh um vier Uhr. Man weckte uns, sie noch einmal zu sehen. Laut weinend stürzten wir auf sie zu. Sie kannte uns nicht. ‚Gute Nacht! Jettchen!' riefen wir, und mein Vater betete weinend. Unser Lehrer stand neben der Sterbenden und betete: ‚Nun nimm mein Herz und alles, was ich bin, von mir zu dir, du liebster Jesu, hin!' (Aus dem Kottbuser Gesangbuch.)

Sie verschied unter diesem Flehen und lag da in himmlischer Heiterkeit. Meine kleine dreiundeinhalbjährige Schwester Riekchen kam hinzu und sagte zur Leichenfrau: ‚Wenn ich sterbe, so lege sie mich auch in solch ein weißes Tuch, wie meine Jettel.' Und siebenzehn Jahre nachher tat es dieselbe Frau! —

Abends sollten wir nun die Weihnachtswünsche sagen. Jettchens Wunsch übergab mein Bruder, wie sie ihn — sehr schön — geschrieben. ‚Euer Vordermann fehlt', sagte weinend mein Vater. Am dritten Feiertag ward sie begraben. Sie lag im weißen Gewande mit blaßroten Schleifen, einen Kranz im braunen Haar, ein kleines Kruzifix in der Hand. ‚Schlaf wohl,' rief unsere alte Pflegerin, ‚bis dein

Heiland dich weckt!' Wir konnten nicht sprechen, wir schluchzten nur. Oft erschien mir mein heißgeliebtes Jettchen im Traume, immer geschmückt, still und ernst. Einst bot sie mir einen Kranz. Dies nahm man als Zeichen, daß ich sterben würde, als ich bald nachher ernsthaft krank war. Aber seit meinen Kinderjahren ist mir's nur einmal so gut geworden, von ihr zu träumen! Sie liebte mich zärtlich! Vorzugsweise sogar!

Unsern Schmerz milderte die Zerstreuung, die uns ein neuer Bau meines Vaters gewährte. Ein neues Gartenhaus, Erweiterung und gänzliche Umgestaltung des Gartens hatte mein Vater schon längst gewünscht. In weniger als zwei Jahren war alles vollendet, und nun wurden die meisten Sommerabende dort zugebracht. Der Garten war früher schon unser Tummelplatz, und nun ward er vergrößert. Welche Lust, als wir beim Heben des neuen Gebäudes zum ersten Mal im Freien das Abendbrot aßen! Und wenn wir vollends bis zehn Uhr draußen blieben und unter dem Sternenhimmel umherzogen, oder mein Vater kleine Feuerwerke abbrannte! —

Im Mai 1782 verließ uns unser guter Lehrer, der das Rektorat in Seidenberg erhalten hatte. Unser Schmerz war groß, sehr groß! Er segnete uns: ‚Haltet ernst an der Lehre, die ich euch gegeben habe! Fürchtet Gott, und es wird euch wohl gehen!' Dies waren seine letzten Worte. Ich warf mich aufs Bette und weinte ins Kissen.

Mein Vater war ein streng rechtlicher Ehrenmann. Aus bitterer Armut hatte er sich durch eigene Anstrengung zum Wohlstande erhoben. Rastlos tätig, dachte er nur darauf, seine Handlung zu behaupten, zu erweitern, vielen hundert Fabrikanten Erwerb zu verschaffen, und uns, seinen Kindern, ein unabhängiges Leben zu sichern. Er arbeitete täglich zehn, oft wohl auch elf Stunden, nur seine Baue zogen ihn bisweilen auf einzelne Stunden ab, sonst nichts in der Welt. Er war zum Kaufmann geboren, aber in einem bessern Sinn: kleinliche Nebenvorteile verschmähte er, und ich glaube, es wäre ihm unmöglich gewesen, Detailhändler zu sein. Nie benutzte er die häufige Gelegenheit, durch Konkursvermittlung reicher zu werden; er wandelte stets auf gerader Bahn, und konnte zürnen, wenn seine Diener auf den Messen in seiner Abwesenheit die Käufer überteuerten. — Einfach, wie die Grundsätze seines Lebens, war sein Äußeres. Die Mobilien blieben fast unverändert: das ererbte Silberzeug behielt seine Form: nur auf feines Tuch hielt er und auf guten Rheinwein. Frugal war sein Tisch: die hohen Festtage abgerechnet, stets nur ein Gericht; abends oft nur Kartoffeln oder Rettich. Wein nur Sonntags, außer im Sommer abends auf dem Garten. Traktamente etwa jährlich eins, dann ließ sich aber Vater Haupt nicht schimpfen. Champagner konnte er nicht leiden, dieser kam sehr selten. Dagegen alter Rheinwein, Ungar und Bischof von Burgunder. Sonntägliche Spaziergänge ins Feld, dann und wann eine Spazierfahrt unterbrachen die sich immer gleiche Lebensweise. Übrigens war er gastfrei; sehr oft kamen auswärtige Handelsfreunde, und die Lieblingsfaktors nahm er von der Schreibstube nicht selten zum Mittagsmahl mit. Er sah es gern, wenn Bekannte ihn abends auf dem Garten besuchten. Er politisierte gern und hatte oft einen richtigen Blick in die

Zukunft. So ernst er war, konnte er doch sehr heiter sein und scherzte oft mit uns. Er war freigebig in hohem Grade, gab auch den Armen viel und unterstützte gern tätige Leute. Bisweilen überraschte ihn eine große Abneigung gegen den Gelehrtenstand, daher er nicht selten gegen das Stammbuchtragen der Schüler eiferte; dennoch gab er nie unter 1 Thlr. 8 Ngr., oft das Doppelte, ja Drei- und Vierfache. Alles Großtun war ihm fremd, verhaßt jede Prahlerei mit Reichtum. Hörte er, daß seine Zunftgenossen eine solche Ostentation zeigten, so lächelte er höchstens satirisch; und nur selten, wenn es die Prahler allzu toll machten, konnte er sagen: ‚Es ist noch nicht aller Tage Abend', oder: ‚Was der Mann nicht alles hat!' allenfalls höchstens: ‚Nun, so ganz klein bin ich doch auch nicht!' — Er war streng religiös, doch ohne Aberglauben, gegen den er, sowie gegen Pfaffentum, Priesterstolz und Gleißnerei laut eifern konnte. Er dachte über die wichtigsten Dinge heller, als er selbst wußte, ja, er erschrak gleichsam, wenn er sich selbst auf zu freien Ansichten, wie er meinte, ertappte. Rührend war mir's, als er einst in Leipzig während meiner Studienzeit über das Beichtwesen sich freimütig äußerte, und einlenkend mit großer Bescheidenheit sagte: ‚Doch, ich rede wohl zu viel, Fritz? Ich weiß, daß ich kein tiefdenkender Mann bin.' Er hatte als Jüngling selbst in Wolfs philosophischen Schriften gelesen, aber ihre Trockenheit nicht überwinden können. In seinen Urteilen über Menschen traf er, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf; doch war er, wie alle rechtlichen Seelen, oft kaustisch, oft scharf und bitter. Hatte er einmal gesagt: ‚Der Kerl taugt nichts!' so blieb es auch hierbei.

Bei seinen übergroßen Geschäften, wobei ihm kein Intelligenter, sondern nur Maschinenmenschen assistierten, sahen wir ihn freilich wenig. Er mußte uns dem Hauslehrer und dem weiblichen Personal anvertrauen. Daher kam es auch, daß wir mehr Ehrfurcht für ihn empfanden als trauliche Zärtlichkeit. Doch liebten wir ihn von Grund der Seele, und seine Grundsätze, seine Lehren, sein einfaches Leben wirkten wohltätig auf uns.

Unsre Tante hatte zwar ihre guten Stunden, doch gelang es ihr nie, sich unsre volle Liebe zu erwerben. Die Zänkerei mit den Mägden widerte uns um so mehr an, je mehr die abwechselnde Vertraulichkeit dagegen abstach; sie war Meisterin darin, die verdrießlichen Augenblicke des Vaters zu ihren Zwecken zu benutzen. Aber alles dieses wandte ihr unser Herz doch nicht ab, da sie uns eigentlich kein Leid antat, oft sogar sich unser gegen Mißhandlung des neuen Lehrers annahm. — Es lag nur daran, daß sie nicht geeignet war, kindliche Herzen zu fesseln. Hierzu kam ihr Haß gegen unsre Pflegerin, an der wir mit voller Seele hingen, da sie uns vier mutterlosen Waisen ohne irgend einigen Beistand auferzog. Aus einem bessern Stande — ihr Mann hatte große Rittergüter bei Wernigerode in Pacht gehabt —, war diese durch Krieg, Plünderung und eine Kette von Unfällen verarmt, ihr Mann war gestorben, und ihre Kinder waren teils in die Welt gegangen, teils bei Verwandten untergebracht. Sie war ein vorzüglicher Weiberkopf, hatte klaren Verstand, unendliche Gutmütigkeit, Heiterkeit und treffenden Witz. Wenn es wahr

sein sollte, daß auch ich bisweilen launige Einfälle habe, so gebührt ihr an der Ausbildung der Anlage bestimmter Anteil. Wohl erinnere ich mich, daß ich halbe Stunden lang mit ihr bonmotisierte, ganze Allegorien wurden durchgeführt. ‚Mit dir kann man doch spaßen‘, mit dieser Zensur ward ich oft belohnt. Dabei war sie anstellig zu tausenderlei Dingen und wußte stets Rat. Sie war den Stillen im Lande ebenfalls nicht abgeneigt, welches durch ihre großen Leiden, deren Kelch sie in vollem Maße leeren mußte, erklärbar ward. Aber ihr Herz war rein und fromm, und sie erhielt in uns noch den Eindruck von unseres früheren Lehrers Ermahnungen, als sein Nachfolger durch Lehre und Wandel sie fast ausgerottet hätte. Mehrere ihrer Verwandten, auch ein Schwiegersohn, waren Wundärzte gewesen, und sie hatte als Mädchen schon hierin Beistand geleistet. Daher besaß sie mehr als gewöhnliche Kenntnisse, und ein Chirurg erstaunte, als sie meines Bruders Fuß, den er sich ausgefallen, geschickt wieder einrichtete. Die Osteologie verstand sie vollständig. Freilich mochte sie sich bisweilen zu viel zutrauen; indes heilten doch ihre Mittel sehr bald, und als die Chirurgen vier Monate an einer Quetschung, die meines Bruders Fuß bei jenem Unfall erlitten, vergeblich kurierten und vom Knochenfraß sprachen, schüttelte sie den Kopf. Jene wurden fortgeschickt, und in vier Wochen war der Fuß geheilt.

Das Publikum traute ihr sogar Schwarzkünstelei zu; aber wir wußten, woran wir waren. ‚Ich hab' es meiner Frau geschworen (unserer Mutter), für euch mein Leben zu lassen, wenn ich euch nützen kann, und ich werde halten, was ich an ihrem Sterbebette gelobte!‘ Friede sei mit ihrer Asche! Ihr Wunsch, unfern ihrer Frau zu ruhn, ist erfüllt worden! ‚Kinder! wenn ich sterbe, nur eine Bitte! Legt mich in die Nähe eurer Mutter; ach, wenn ich unter die Dachtraufe der Gruft komme, ich bin zufrieden!‘

So sah es aus in unserm Hause, als der neue Lehrer auftrat — in allem des früheren Gegenbild. Dieser einfach, schlicht und recht, das Böse meidend, jener ein leichter, luftiger Zierbengel, der — damals ein Wichtiges — mit der Lorgnette spielte und steife Glanzstiefeln trug, selbst wenn er predigte. Im Wissen unter dem früheren, im Glauben selbst nicht wissend, was er wollte. Jener wog die Worte, dieser fluchte sogar je und je ein wenig, und bald folgten seine Eleven ihm nach. Er tanzte, ritt, spielte in der Karte rc. Summa ein ganz gewöhnlicher Magister! Aufbrausend, hart, tyrannisch bei unsern Fehlern, oder vielmehr — denn in der Sittlichkeit arbeitete er nicht sonderlich — tyrannisch bei kleinen Versehen in der Schule. Und wir lernten alle sehr gut, wußten mehr als alle unsere Gespielen, des bin ich ganz gewiß!

Viel fehlte nicht, daß er mir — den er vorzüglich hart behandelte, weil er meinen feurigen Sinn nicht verstand — die Wissenschaft verleidet hätte; indes aus jener Härte sog meine Natur Honig. I c h h a t t e o f t U n r e c h t e r l i t t e n, hieraus schied sich das Gefühl für Recht in meiner Seele. ‚Besser Unrecht leiden als Unrecht tun!‘ dies rief mir unsere Pflegerin oft zu. Und hieraus erblühte mein Eifer gegen Bedrückung, Gewalttaten und Unrecht aller Art. Früh schon empörte es alle

Tiefen meiner Seele, wenn ich Schuldlose mißhandeln, Leidende noch tiefer kränken sah von gefühllosem Übermut! Selbst der Schuldige war mir und meinem Bruder heilig, wenn er bereute. Also war es heilsam, unverschuldet Härte zu erfahren! Und dennoch — so versöhnlich ist die reine Seele des Kindes — haßten wir den Mann nur auf Augenblicke. Ein freundliches Wort von ihm, ein Lob und alles war vergessen! —

Da mein Vater das stille Wesen nicht ganz billigte, so galt der neue Lehrer anfangs mehr bei ihm. Aber bald lernte er seinen Mann kennen, und Gott mag wissen, wie mein Vater selbst sich von diesem wertlosen Menschen fünf Jahre lang mißhandeln lassen konnte; denn er schrieb ihm grobe Briefe, wenn etwa der Vater sich beigehen ließ, etwas zu tadeln! Zu klagen wagten wir nicht, und der Vater stand doch nicht in eigentlich traulichem Verhältnis mit uns. Wir litten also im stillen, und oft nicht wenig! Oft hab' ich, im eigentlichsten Sinne, mein Brot mit Tränen im bittersten Genuß gegessen!

Nachholen muß ich, daß mein erster Entschluß, Prediger zu werden, durch diesen Lehrer ausgerottet ward. ‚Jura, Jura!' rief er oft. Was das heiße, schwebte mir nur dunkel vor. Endlich auf einmal kam mir der Gedanke, als ich hörte, daß es auch juristische Professoren gebe. Nun blieb es dabei; mich zog also doch nur das Lehramt oder der Wunsch, öffentlich zu sprechen, an. Gibt es einen Beruf, so hätte ich also diesen gehabt! — G e h a b t!

So flossen die Jahre 1782 bis 1786 hin. Im Anfang des Jahres 1787 ward mein Bruder, noch nicht vierzehn Jahre alt, nach Chemnitz auf ein Kontor gebracht. Unaussprechlich schmerzlich war die Trennung. Wir liebten uns als Brüder, und so oft wir auch kleine Fehden hatten, woran ich mehr die Schuld trug als er, so ging doch nie die Sonne vor der Versöhnung unter. Nun folgt aber ein Hauptabschnitt meines Knabenalters.

Wohl ist es schön, das Bild eines vollendeten Hauslehrers! Mehr als Vater und Mutter leisten können, bewirkt ein edler, frommer, einfach lebender Lehrer voll Einsicht und sittlicher Kraft; nur daß unter Hunderten kaum einer ein solches Ideal darstellt.

Eine Last sank von meiner Brust, als ich mich frei fühlte von dieses Lehrers Zuchtzwang! Ein nie empfundenes Gefühl klopfte in mir! Ich ward halb schon zum Jüngling! War es Drang nach aufsichtslosem Herumtreiben? Zerstreuungssucht? oder jugendliche Überklugheit, die des Führers nicht zu bedürfen wähnt? Wahrlich, von allem diesem kam kein Gedanke in meine Seele! Es war das reine Bewußtsein erlittenen Unrechts, es war das treue Selbstgefühl, daß ich so schlecht nicht sei, als er in toller Laune mir oft vorgesagt hatte, es war die frohe Aussicht, selbsttätig anstreben zu können, es war die Begierde, zu zeigen, daß ich eines beengenden Gängelbandes nicht bedürfe. Noch erinnere ich mich des Abends vom 5. April 1787 — am Grünen Donnerstage —, wie so schön die Sonne unterging und ich mit einem Gespielen aus freier Brust von dem neuen Leben sprach, das mir aufging.

Mein Vater übergab mich dem Unterricht des Konrektor Müller, und seines alten Hausfreundes, des Subrektor Jary, und er tat wohl daran.

Dem Konrektor Müller danke ich das meiste! — Aus tyrannischem Zwange trat ich in seine liberale Geistespflege. Seine Freundlichkeit, sein offenes, edles Auge, aus dem reine Herzensgüte sprach, zog mich beim ersten Gespräch an. Er verstand es, den Sinn für das Wissenschaftliche zu erhöhen. Gründlich war sein Wissen. Der römischen Sprache war er mächtig, in dem Griechischen nicht unerfahren, deutsche Reichsgeschichte, Staatengeschichte — und vor allem Literaturgeschichte waren nebst der Geographie seine Lieblingsstudien. Er hatte wohl nicht einen Feind.

Jary war nicht zum Schulmann geboren — aber nicht ohne Kenntnisse. Er hatte durch Fleiß errungen, was er besaß. Seine Methode war fehlerhaft, aber er meinte es treu mit seinen Schülern und sorgte für sie. Seine religiöse Ansicht war streng orthodox; ich weinte, als er sich über Sokrates' und Ciceros Seligkeit zweifelhaft ausließ! — Dennoch bin ich auch ihm Dank schuldig; er behandelte mich mit ernster Güte, und als er mich 1791 entließ, sagte der alte Mann weinend, im Vorgefühl, daß seine Laufbahn bald vollendet sei: ‚Leben Sie wohl! Ich werde Sie nicht wieder sehen, leben Sie wohl, Sie der einzige fast, der mich nicht gekränkt hat!'

Im August 1788 nahm ich zum ersten Mal an der Abendmahlsfeier Anteil. Ernst blickte ich in die Höhe und sagte mir wiederholt Kretzschmars Ode: ‚Laßt uns des Tempels heiliges Gewölbe jubelnd mit Hymnen unseres Dankes erfüllen! Unsichtbar schwebt hier Gottes Wohlgefallen, aber uns fühlbar!' Freudig, den Himmel im Herzen, trat ich zum Altare! — Dennoch, als ich nachmittags auf einem einsamen Spaziergange mich prüfte, war ich unzufrieden mit mir. Was man mir vom Verdienst Christi vordoziert hatte, blieb mir undeutlich, das Grübeln hierüber schwächte also den Eindruck jenes Tages. Ich plagte mich mit dem Begriffe des Versöhnungstodes, und kein Lichtstrahl fiel in meine Seele. Dabei liebte ich die alten Heiden Cicero, Plinius, Sokrates rc. mehr wie manchen Christen zusamt den Aposteln, mehr als alle Juden des Alten Testaments, da mir das Volk Gottes nie sonderlich gefiel. Und doch sollte es zweifelhaft sein, ob Gott den Sokrates zum Erben des Lichtes annehme? Was in aller Welt, dachte ich, konnte mein armer Cicero dafür, daß er nicht später, nicht in Judäa lebte?

So mühete ich mich ab — und war mehr traurig als heiter.

Zur Michaelismesse 1788 nahm mich mein Vater mit nach Leipzig, wohin auch mein Bruder kommen sollte. Freuden des Wiedersehens! Kein Ausdruck vermag sie zu schildern! Meines Bruders Prinzipal gestattete ihm alle Nachmittage, auch manchen Vormittag. Wir konnten uns daher satt sprechen. Bald nahm ich wahr, daß mein Bruder viele freigedachte Schriften über Religion gelesen hatte, vornehmlich auch manches von Bahrdt. Sein eignes Forschen führte ihn noch weiter. Mir machte dies Kummer, denn Jarys strenge Orthodoxie hielt mich gefangen. Doch war ich der Glücklichere. Denn bald nachher gelangte ich auf wissenschaftlichem Wege zu hellerem Denken, mein Bruder, sich selbst überlassen, schwankte hin und

her, welches noch in seinem reifen Alter wahrzunehmen war. Die Frage: warum die Vernunft die Vernunft sei? die unlösbare, hat meinem armen Bruder unsägliche Leiden bereitet. — Freilich half mir mein leichterer Sinn, meine Phantasie, die mich zu den Dichtern hinzog, auch überhaupt mein Gemüt über die dornenvollen Stellen der Grübelei hinweg. Bei meinem Bruder war der Verstand überwiegend.

Drei selige Wochen verschwanden uns. Mir selbst ward ein Vorgenuß der Akademie zuteil, da studierende Zittauer sich bemühten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Das Theater ward fleißig besucht; wir liebten Schauspiele leidenschaftlich, und hatten, wenn Schauspieler in Zittau waren, unter Leitung des letzten Lehrers einen gewissen kritischen Blick üben gelernt. Don Carlos ward gegeben — Agnes Bernauer — Kaspar der Thorringer, tief blieben die Eindrücke in mir zurück, und ich gestand mir nur leise, daß ich mich als Schauspieler gar nicht übel befinden würde. Auch hier übte das öffentliche Sprechen seinen Zauberreiz an mir aus. Wohl hundert Mal haben wir in jenen Jahren Komödie gespielt, oft aus dem Stegreif. Sonderbar, daß mich die alten Rollen, wie wir sie nannten, vornehmlich ansprachen. Nur mit komischen mochte ich nichts zu schaffen haben, die sich, sonderbar genug, mein Bruder nicht selten wählte, obwohl er zu ernsten Rollen mehr Anlage hatte und ihm, nach meinem Urteile, die komischen sogar oft mißlangen. Ein Freund spielte Soldaten-Rollen, an denen ich einen Greuel hatte.

Heil dem öffentlichen Unterricht! Auch er hat bisweilen Mängel, und leider sind oft Schulen Werkstätten der Verführung! Aber wie wahr ist das Wort Quintilians, daß die Kinder die Fehler in die Schule aus dem Hause hineintragen! Groß ist wenigstens der Vorzug, daß öffentliche Anstalten unter Aufsicht stehen, und daß Geistesfreiheit in ihnen mehr gedeiht als bei Privatbildung, des durch Wetteifer geweckten und genährten Aufstrebens eigener Kraft nicht zu gedenken.

Die Wonnestunde schlug. Montags nach Oculi 1789 ward ich nach wohlüberstandener Prüfung durch den Direktor Sintenis eingeführt. Ich wurde sogleich Oberprimaner — Superior — an der dritten Tafel. Das erregte gewaltigen Neid und bereitete mir viel bittere Stunden. Ich, der ohne Falsch und Arges mit jedem es wohlmeinte, verstand nicht, was viele Primaner wollten. Endlich siegte mein gutes Benehmen, ich blieb mir immer gleich und verschmerzte viel. Überhaupt, lange währte es, ehe ich fassen konnte, was Neid sei, da kein Anflug davon in meine Seele kam. Mein klügerer Bruder, dem ich mein Leid klagte, schrieb mir: ‚Lies Gustav Lindau, oder der Mann, der keinen Neid vertragen will, von Meißner.‘ Er hatte recht, und dennoch war ich fünfunddreißig Jahre alt, ehe mir das wahre Licht aufging.

Als jene Neidperiode überwunden war — und Müller sagte: ‚Sie sitzen, wo Sie hingehören, aber behaupten Sie auch Ihren Platz,‘ — öffnete sich eine Reihe glücklicher Tage. —

Ostern rückte heran, ich prüfte mich und fand, daß ich fleißig gewesen war. Besonders bei Müller hatte ich in dem letzten Jahre viel getan. Nur im Griechischen

war ich, wie fast alle, zurückgeblieben, indes konnt' ich mir doch forthelfen. In der Reichs- und sächsischen Geschichte war ich fest, in der Literaturkenntnis für einen noch nicht Siebenzehnjährigen stark; dagegen in Naturwissenschaften schwach, Physik ward nicht gelesen seit Jahren. In der außereuropäischen Geographie hatte ich Lücken. Am meisten wußte ich Lateinisch. Bogenlange Extemporalien schrieben die Fertigeren von uns fehlerlos nach, in zwei, drei Minuten ward hie und da an der Zierlichkeit gebessert, dann ward sofort vorgelesen. Diesen Übungen verdankte ich die Fertigkeit im Lateinsprechen, die ich mir auf der Akademie sogleich aneignen mußte.

Die Zeit meines Abgangs auf die Akademie war gekommen.

Bei aller Fröhlichkeit hatte ich doch auch viel ernste, fast melancholische Stunden. Schon die Trennung von meinen Geschwistern, die ich alle mit inniger Liebe umfaßte, stimmte mich oft traurig. Besonders liebte ich die jüngste Schwester Friederike, so wie sie an mir hing. Zumal im letzten Winter waren wir unzertrennlich, es war, als ahnte ihr, daß wir frühzeitig getrennt werden würden für immer!

Mein Herz war rein, unangetastet von Lockungen, denen, wie ich wohl wußte, mehrere Mitschüler sich hingaben. Schon damals beschloß ich, auf gleiche Weise auszudauern, dies darf ich jetzt nach dreißig Jahren wohl sagen. Mein Hauptfehler war Jähzorn bis zur Schlagfertigkeit. Und aufbrausende Hitze ist ja noch die Kehrseite an mir! — Dabei war ich schon damals bitter in der Rüge fremder Fehler! Alles dieses und noch mehr sagte mir treue Selbstprüfung. Versöhnlich war ich immer, und mich zu rächen wäre mir unmöglich gewesen.

Mein Herz glühte für Freundschaft, Undank schien mir, wie noch heute, ein schwarzes Laster. — Um endlich auch ein Wort von Jünglingsgefühlen zu sagen, — für Mädchenanmut war ich sehr empfänglich, aber nie überschritt ein verräterisches Wort meine Lippen. Die Liebeleien der Schüler waren mir widerlich, wohl aber konnte ich mich im stillen dem Wunsche überlassen, daß weibliche Herzen mir hold sein möchten. Blaß und hager, wie ich war, zweifelte ich zwar oft ernstlich an der Möglichkeit.

Die stille Schwermut, die aus dem Auge L. v. D. blickte, zog mich früher schon an; am liebsten sprach ich mit ihr, führte von den Gespielen meiner Schwester nur sie, wenn wir im Garten herumgingen. Aber sie verließ Zittau bald, und nie ist ein Wort meinen Lippen entflohen — und wie sollt' es auch? Im Jahre 1788 sah ich sie noch ein Mal, seitdem nie wieder.

Die ernsten Schulbeschäftigungen verdrängten jeden ähnlichen Gedanken, obwohl man mich so gut als andere vexierte, wenn ich mit einem Mädchen mehr als mit andern auf den Schulbällen getanzt hatte. Manchmal gab es freilich Augenblicke, wo ich aus Großtuerei mich stellte, als läge mir etwas an der Sache, wo doch ganz gewiß nichts war.

Aber bald vor meinem Abgange — auf einem Schulballe — kam ich mit Lorchen L., die mir mein Stern zur Begleiterin meines Lebens bestimmte, zum ersten Mal ins Gespräch. Schon damals gefiel sie mir so wohl! mit keinem Mädchen

tanzte ich lieber und öfter. Es ward mir unheimlich, daß ich in einigen Monaten fort sollte! Auch der Klasse blieb der Eindruck nicht verborgen, man neckte mich. Ich sah finster vor mich hin. Selbst während mehr als sechsjähriger Abwesenheit trat ihr Bild oft vor meine Seele. Gibt es innere Stimmen, — so sprach hier eine!

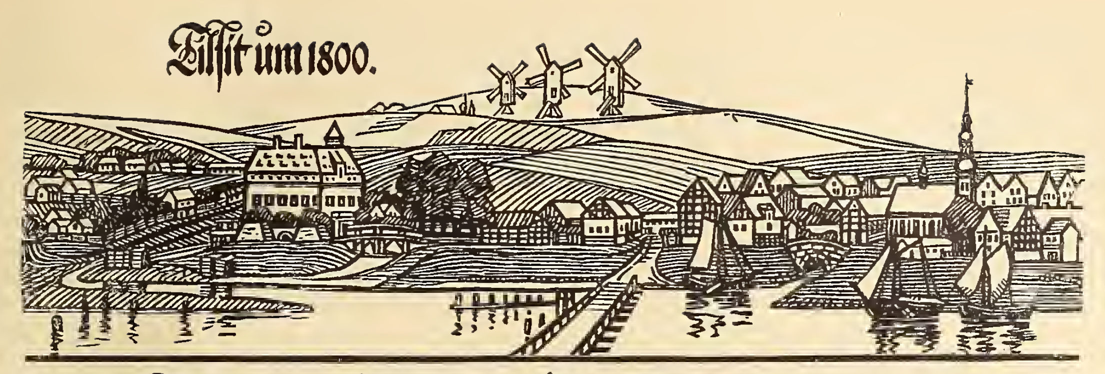
Der Tag brach an, wo ich von Zittau Abschied nehmen sollte. Meine Geschwister sollten mich bis Leipzig begleiten. Mit Tränen schied ich von Müller, gerührt von allen Lehrern. Abends ging ich noch einsam ins Freie, der Abendhimmel glänzte, der Widerschein fiel auf die Gruft meiner Mutter. Tränen entstürzten mir: ‚Ja, Mutter! ich gelobe dir, gut zu sein!' — Schnellen Schrittes ging ich nach Hause. ‚Nun werden wir', sagte mein Bruder, ‚nicht mehr' — miteinander wandern, wollte er sagen, aber Tränen erstickten seine Stimme.

Wir schliefen wenig, sprachen fast die Nacht hindurch — und früh um vier Uhr rollten unsere Reisewagen aus Zittau."

So erzählt ein tüchtiger Mann aus der Zeit unserer Väter und Großväter von dem Knabenleben in Bürgerhäusern, ehrbar und ernsthaft mit strenger Sittlichkeit und nicht gemeiner Geisteskraft. Noch ist die Innigkeit des Gefühls mit einer Weichheit verbunden, die uns vielleicht einmal lächeln macht, vielleicht rührt. Es ist ein geschütztes Familienleben in sicherem Wohlstand, aber wie ernst ist dennoch die Empfindung des Kindes, wie arbeitvoll seine Tage! Schon dem jungen Knaben liegt in dem Lernen der größte Genuß, in dem Wissen, das er einsaugt, ein unversiegbarer Quell der Erhebung und Begeisterung.

Auch der hier erzählt hat, sucht den Inhalt seines Lebens in dem Familienleben, das er gründete, in seiner Amtspflicht, in Wissenschaft und Kunst. Großartig und tiefsinnig hat er alles erfaßt. Die Politik hat ihn nur verstimmt und erschüttert. Erst der nächsten Geschlechtsfolge regte die Idee des Vaterlandes Leidenschaften auf, neue Kräfte weckend, Neues im Charakter herausbildend.





VIII. Aus der Zeit der Zerstörung.

Wieder kam von Frankreich das Unheil, und wieder wuchs aus dem Kampfe gegen das Fremde ein neues Leben.

Es war nicht zum ersten Male, daß der Nachbar im Westen der deutschen Volkskraft die tiefsten Wunden schlug und wider Willen neue Gewalt erweckte, welche ihn siegreich bändigte. Die Staatskunst Richelieus war der gefährlichste Gegner des deutschen Reichs gewesen, aber sie hatte mit dem protestantischen Teil der Deutschen zugleich die Partei unterstützen müssen, in welcher der Lebensquell für alle späteren Neubildungen lag. Nach ihm beherrschte die französische Literatur durch hundert Jahre den deutschen Geist, und es schien eine lange Zeit, als ob die Akademie von Paris und die Dramen der Klassiker unseren Geschmack ebenso unterjochen sollten wie die Schneider und Perückenmacher der Seine. Aber gegen die französische Kunst arbeitete sich in Zorn und Scham eine Poesie und Wissenschaft herauf, welche trotz ihrer weltbürgerlichen Richtung echt national war. Jetzt sollte der Erbe der französischen Revolution gewalttätig das verfallene Haus des Reiches zerstören und auf den Trümmern als harter Gebieter schalten, bis die Deutschen den Entschluß faßten, ihn wegzuschlagen, um selbst ihre irdischen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.

Schutzlos lag die Grenze gegen die andringenden Fremden. Nur am Nordrhein war preußisches Besitztum. Sonst den Strom entlang gerade die geistlichen Fürsten und kleine Landgebiete ohne jede Kraft des Widerstandes. Die vier westlichen Kreise des Reiches, der oberrheinische, schwäbische, fränkische, bayrische waren es, welche der Norddeutsche spöttisch das Reich nannte.

Auch im Reich waren die geistlichen Landesteile und Bayern gegenüber Baden und Schwaben sehr zurückgeblieben. Das Beispiel Friedrichs II. in Preußen und der Segen der Aufklärung hatte die meisten protestantischen Fürstenhöfe — auch der kursächsische gehörte dazu — seit dem Siebenjährigen Kriege umgeformt. Häufig war größere Sparsamkeit, Ordnung im Haushalt, ernste Sorge um das Wohl der Untertanen sichtbar. Mehrere Regierungen konnten für Muster guter Wirtschaft

gelten, wie Weimar und Gotha, auch in den Familien einer der großen Frauen des 18. Jahrhunderts, der Herzogin Karoline von Hessen, in Darmstadt und Baden war ein haushälterisches mildes Regiment. Ja, auch am Hofe des Herzogs Karl von Württemberg war es besser geworden. Er, der Seen auf Bergen grub und durch seine Fronbauern mit Wasser füllte, der die Wälder mit bengalischer Flamme beleuchten und halbnackte Faune und Satyrn darin tanzen ließ, hatte nach empfindlichen Lehren seit 1778, dem fünfzigsten Geburtstage, seinem Volk versprochen, sparsam zu werden, er hatte sich sogar seitdem in einen sorgfältigen Hausherrn umgewandelt, unter welchem das Land aufblühte. Selbst an den geistlichen Höfen war dieser philosophische Sinn lebendig geworden; freilich wurde die Tätigkeit eines aufgeklärten Herrn in Würzburg oder Münster durch die unvertilgbare Herrschaft der geistlichen Aristokratie und das wuchernde Pfaffenwesen sehr beschränkt.

Aber die Reichsstädte des Südens waren mit Ausnahme Frankfurts in unaufhaltsamem Verfall, sie waren tief verschuldet, ein verrottetes Patrizierregiment verhinderte das Aufblühen zeitgemäßer Gewerbtätigkeit. Noch erließ der Rat hochtönende Verordnungen, aber der Senatus populusque Bopfingensis oder Nordlingensis, wie er sich in heroischem Stil nannte, war den Nachbarn ein Gespött geworden. Das berühmte Ulm, die südliche Hauptstadt Schwabens, einst die Herrin des italienischen Speditionshandels, war so heruntergekommen, daß man annahm, sie müsse ihr Gebiet verkaufen, um sich vor dem Bankerott zu retten; auch Augsburg war nur ein Schatten früherer Größe, aus den fürstlichen Kaufleuten waren schwache Kommissionshändler und kleine Wechsler geworden, es wurde behauptet, daß die Stadt nicht sechs Firmen enthalte, die mehr als 200000 Gulden vermochten; die Kunstakademie der Stadt war nichts als eine Handwerkerschule, die berühmten Kupferstecher verfertigten schlechte Heiligenbilder für den Dorfhandel; unter den Einwohnern selbst brannte der alte Glaubenshaß immer noch auf, denn zweigeteilt umstand die Gemeinde ihr berühmtes Rathaus, nirgend hatten die Parteien Friedrich und Maria Theresia so erbittert gefochten wie dort. Selbst Nürnberg, einst die Blüte und der Stolz des deutschen Volkes, krankte schwer an der alten bösen Zeit; mit ihren 30000 Einwohnern war sie sehr unähnlich der alten Gemeinde, welche dreihundert Jahre früher ihre furchtbare Heeresmacht gemustert hatte; aber die Stadt war doch auf dem Wege, eine bescheidene Stellung unter den deutschen Märkten zu gewinnen, nicht mehr durch die Waffen und schönen Kunstsachen des alten Nürnbergs, aber durch ausgedehnten Handel mit kleinen Waren aus Holz und Metall, in denen immer noch etwas von der guten Laune und dem Kunstsinn des alten Handwerks zutage kam.

Nicht besser stand es am Rhein, der großen Pfaffengasse des Reichs; dort lagen die Residenzen der drei geistlichen Kurfürsten der Reihe nach stromab hintereinander. Im Kurfürstentum Mainz, welches seit alter Zeit nicht selten eine größere Selbständigkeit innerhalb der Kirche behauptete, hatten zwei aufgeklärte Erzbischöfe zwar einem Teil ihrer Geistlichkeit und den neueren Stadtteilen ein modernes An-

sehen geben können; aber an der alten Stadt und dem Handwerk war wenig von der neuen Zeit zu erkennen, und die Domherren, welche in Voltaire und Rousseau lasen, waren wenigstens für die Sittlichkeit der Bürger kein unbedingter Gewinn. Im schlechtesten Rufe aber stand das große Köln; dort lagen die Düngerhaufen tagelang in den Straßen, es gab keine Straßenbeleuchtung, das Pflaster war elend, an finsteren Abenden war Gefahr für Hals und Beine, auch unsicher waren die Wege, mit lungerndem Lumpenvolk angefüllt. Denn die Bettler bildeten eine große Gilde, welche auf fünftausend Köpfe geschätzt wurde; bis zu Mittag saßen und lagen sie an den Kirchtüren, reihenweise, viele auf Stühlen, der Besitz eines solchen Stuhles wurde als eine sichere Rente betrachtet und dem Bettlerkinde als Aussteuer angewiesen; wenn sie ihre Stellen verließen, dann zogen sie in die Häuser, Mittagskost zu fordern, eine grobe, bösartige Bande[54]. Im ganzen wußte man, daß die geistlichen Herrschaften den Bürger und Bauer verhältnismäßig mild behandelten, auch der Militärzwang belästigte dort wenig, daß sie aber für Landeskultur und Bildung des Volkes wenig taten.

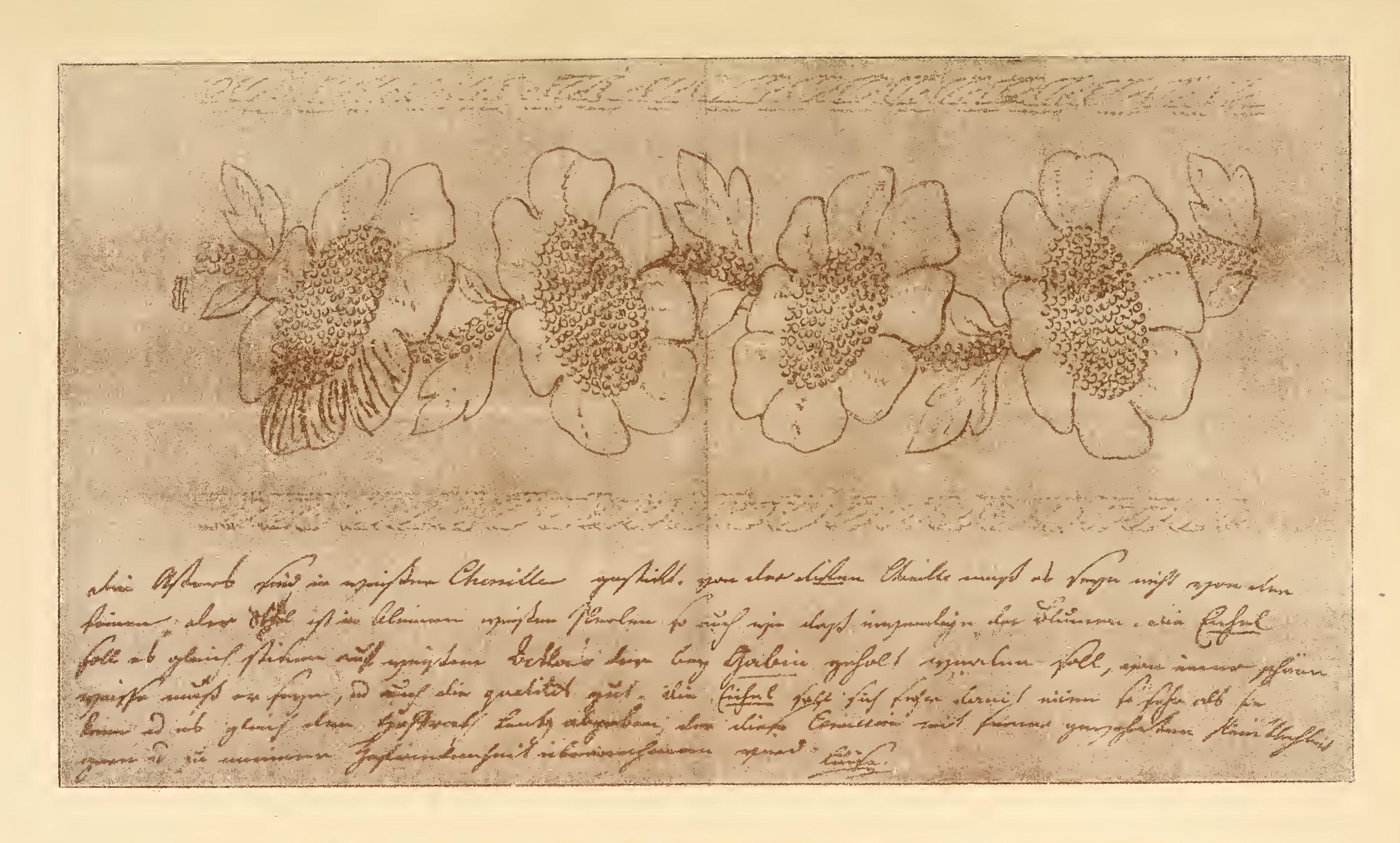
Nach dieser Richtung war nächst ihnen Bayern berüchtigt, kein anderes Volk hat seitdem so große Fortschritte gemacht. Es war, wie um 1790 behauptet wurde, am meisten in Wohlstand und Sitte zurückgeblieben, die Städte sahen mit Ausnahme Münchens schadhaft aus und waren schwach bevölkert, Müßiggang und Bettelei breitete sich überall, außer Brauern, Bäckern, Wirten sollte es dort keine wohlhabenden Leute geben. Auch in München lungerten unzählige Bettler, dazwischen Haufen modisch geputzter Beamten, ein strebsamer Gewerbfleiß fehlte, nur einige Luxusfabriken wurden durch die Regierung begünstigt. Es sei für Bayern, hatte vor kurzem eine bayrische Monatsschrift behauptet, Fabriktätigkeit und dergleichen überhaupt nicht wohl tunlich, weil der Strom des Landes auf Österreich zu gehe, und ein Wettbewerb mit den kaiserlichen Erblanden doch nicht möglich sei. — Die blühendsten Länder in Deutschland waren, nächst kleinen Reichsgebieten an der Nordsee, damals Kursachsen und die Gegend des Unterrheins bis zur westfälischen Grafschaft Mark; noch jetzt hat sich dies Verhältnis nicht sehr geändert.

Wer im Reich wohnte, dem waren die im Norden ein entlegenes Volk, und es war ihm geläufig, Preußen und Österreich als fremde Mächte zu betrachten.

Vom Volk in Österreich wußte der Bürger im Reiche wenig. Selbst der Bayer, dem der Lauf seiner Donau die Augen nach Wien zog, verkehrte nicht gern mit den Nachbarn, denn der Haß, welcher Grenzleute so leicht trennt, stand zwischen Bayern und Österreichern in voller Blüte, lieber blickte er noch über die Berge nach Tirol; der Sachse handelte angelegentlich mit den Deutschen im nördlichen Böhmen, was darüber hinauslag, kümmerte ihn nicht, es war ein fremdes Geschlecht, noch von alten Kriegen her übelberüchtigt. Anderen Deutschen waren „böhmische Dörfer" und unbekanntes Land gleichbedeutend. Die Landsleute aber, welche die Donau entlang zwischen Tschechen und Mähren, Italienern und Slowenen, Magyaren und Slowaken saßen, waren von kräftigem Stamm, altes Germanenblut; ihnen hatte der



Spottblatt auf die „alte“ und die „neue“ Mode.
(Kupferstich. Ende des 18. Jahrhunderts.)



Stickmuster der Königin Luise von Preußen mit eigenhändigen Anmerkungen. (Hohenzollernmuseum, Berlin.)



Nachmittagstee.
(Kupferstich von Bollinger nach einer Zeichnung von Hampe. 1802.)



Deutsches Modenbild. 1807. (Kupferstich aus: Journal des dames. Francfort s. M., 1807.)

Dreißigjährige Krieg ihre stattliche Haltung und die Schönheit des Leibes wenig beeinträchtigt, aber ihre eigenen Landesherren hatten sie von Deutschland entfremdet. Mit den Ketzern, welche dort getötet und verjagt wurden, war auch die Rührigkeit und Bildung der Zurückbleibenden verscheucht. In der großen Hauptstadt Wien gedieh ein reiches genußfrohes Leben. Wer sich lustig machen wollte, zog dorthin, Ungarn, Böhmen, Adel aus dem Reich. Den Wienern lag Deutschland außerhalb, sie dachten wenig daran.

Freilich der Herr von Österreich war auch deutscher Kaiser. An den Posthäusern im Reich hing der Doppeladler, und wenn der Kaiser starb, wurde nach altem Herkommen von den Kirchtürmen die Trauer geläutet. Wer ein Wappen suchte oder um Standesrechte haderte, lief nach der Hofburg. Sonst sah das Reich nichts vom Kaiser und seiner Herrschaft. Wenn die Soldaten der Reichsfürsten mit den Österreichern und Preußen zusammenkamen, wurden sie als schlechteres Volk verhöhnt, die „österreichischen Kostbeutel" und der „schwäbische Kragen" haßten einander gründlich; wenn die Österreicher eine Schlappe erhielten, so freute sich niemand mehr als die Truppen aus dem Reich.

Auch untereinander lebten die Untertanen der kleinen Herren nicht im guten Frieden. Bei Messen und Jahrmärkten, wo mehrere Grenznachbarn zusammenstießen, waren Schmähworte und Schläge gewöhnlich; der Mainzer schlug auf den Pfälzer, und als die Franzosen in Kurmainz hausten, freuten sich schlechte Pfälzer und Darmstädter über das Leid der Nachbarn[55].

Die Masse des Volkes im Reich lebte still vor sich hin. Der Bauer tat seine Dienste, der Bürger arbeitete. Beiden war es ärger gegangen als gerade jetzt, es war kein schlechter Verdienst im Lande. Kam ihnen ein milder Herr, so dienten sie ihm williger; die Städter hingen an ihrer Stadt, an der Landschaft, deren Mundart sie sprachen, sie hatten häufig auch Anhänglichkeit an ihren kleinen Staat, der fast alles umschloß, was sie kannten, und dessen Hilflosigkeit sie nur unvollkommen verstanden. Als er ein Nichts wurde, wußten sie nicht mehr, was sie waren, und fragten einander neugierig und bekümmert, was sie jetzt werden sollten. Es war ein altes, stilles Elend! — Allerdings durch die neuen Ideen, welche von Frankreich herüberkamen, wurden sie etwas unruhig, es war dort vieles besser als bei ihnen, sie hörten wohlgefällig auf fremde Sendlinge, sie steckten die Köpfe zusammen, sie beschlossen vielleicht des Abends einmal, abzuschaffen, was sie ärgerte, sie setzten auch Bittschreiben an ihren gnädigen Landesherrn auf. Die Bauern wurden hier und da schwieriger. Aber solange die Franzosen nicht selbst kamen, war die Bewegung doch nur ein leichtes Wellengekräusel. Und als der Franzose Custine Mainz erhalten hatte, ließ er die Zünfte zusammenrufen, jede sollte einen Konstitutionsentwurf einreichen. Das geschah. Die Perückenmacher reichten ein: „Wir wollen aussterben bis auf fünfunddreißig, und der Krebs (so hieß ein Meister) soll unser Ratsherr sein." Die Lohnkutscher erklärten: „Kein Brückengeld wollen wir mehr bezahlen, dann mag unsertwegen Kurfürst sein, wer da will!" Einer

Republik und Verfassung hatte keine Zunft gedacht. Das war der Standpunkt der Kleinen aus dem Reich im Jahrhundert der Aufklärung.

Die Leute im Reich wußten wohl, daß ihre geringe Kriegstüchtigkeit ein Spott der Größeren war. Und es war natürlich, daß in den kleinen Staaten sich kein kriegerischer Geist regen konnte. Widerwillig setzten sie ihre Regimenter aus fünf, zehn und mehr winzigen Truppenteilen zusammen, Soldaten und Offiziere in demselben Regiment zankten feindselig miteinander, kaum daß die Uniformen dieselbe Farbe hatten, das Kommando gleichlautend wurde. Der Bürger selbst verachtete seine Soldaten. Mit Hohn wurde erzählt, daß die Mainzer Soldaten auf ihren Posten Pflöcke für die Schuster schnitten, daß die Wache zu Gmünd vor jedem gutgekleideten Spaziergänger, Mann oder Frau, präsentiere und dann den Hut ausstrecke und um eine Gabe bitte, daß die Uniform auch der Offiziere höchlich verachtet sei und von jeder Gesellschaft ausschließe, daß die Frauen und Liebchen der Offiziere mit Kind und Kegel in das Feld zögen, dann wie elend Waffen und Mannszucht und wie unvollständig die gesamte Kriegsausrüstung sei. Es war allerdings ein großes Elend, und es lag aller Welt sichtbar zutage. Unter den Regimentern des Reichs waren die schlechtesten Truppen der Welt. Aber es waren auch bessere Kompanien darunter, überall einzelne tüchtige Offiziere. Und selbst aus dem schlechten Stoff vermochte ein fremder Sieger kurz darauf gutes Kriegsvolk zu bilden, denn der Deutsche hat sich immer brav geschlagen, wo er gut geführt wurde. Auch standen außer den Preußen noch andere kleinere Heerkörper in wohlverdientem Ansehen: Sachsen, Braunschweiger, Hannoveraner, Hessen.

Im ganzen war die Heereskraft Deutschlands gar nicht ungenügend, sie konnte wohl die einzelnen schlechten Bestandteile überwinden, und sie vermochte es nach Zahl und Tapferkeit mit jedem Heere der Welt aufzunehmen. Was damals verdorben hat, war nicht die Reichsarmee, sondern Zwietracht und schlechte Führung.

Seit 1790 brach das Verderben über das Reich herein, Welle schlug auf Welle von Westen nach Osten.

Zuerst fielen die weißen Möwen der Bourbonen, Vorboten des Sturmes, in das Land: die Emigranten. Mancher wackere Mann war darunter, die große Mehrzahl, welche dieser ganzen Menschengattung Farbe und Ruf gab, nichtswürdiges und ruchloses Gesindel. Wie eine Pest verdarben sie die Zucht der Städte, in denen sie sich niederließen, die Höfe der einfältigen kleinen Reichsfürsten, welche sich geehrt fühlten, die vornehmen Abenteurer aufzunehmen. In Koblenz, dem Fürstensitz von Kurtrier, wurde ihr Hauptlager. Dort drang zuerst ihre Sittenlosigkeit Verderben bringend in die Familien, auflösend in alle Fugen des kleinen Staates. Sie waren Flüchtlinge, welche die Gastfreundschaft eines fremden Landes genossen, aber mit bubenhafter Frechheit mißhandelten sie, wo sie die Stärkeren waren, den deutschen Bürger und Bauer wie den törichten Edelmann, der in ihnen das galante Paris verehrte. Als Veit Weber, der wackere Verfasser der „Sagen der Vorzeit", auf einem Rheinschiff ein französisches Lied über die Genügsamkeit summte mit

dem Refrain: „Vive la liberté“, zogen Emigranten, welche die Reise mitmachten, gegen ihn und seine unbewaffneten Begleiter die Degen, mißhandelten sie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und zogen sie nach Koblenz, wo sie des Geldes, der Pässe beraubt, und mit ihren Wunden, ohne Verhör, eingesperrt wurden, bis ihnen die ankommenden Preußen Befreiung brachten[56]. Und neben solcher rohen Gewalt schleppten die Emigranten auch Laster, welche bis dahin dem Volke fast unbekannt waren, ekle Krankheiten, vornehme Niederträchtigkeit jeder Art in die Kreise, welche sich ihnen öffneten. Ihre Gegenwart erfüllte das ganze Rheintal mit Haß und Abscheu, nichts arbeitete so günstig der französischen Partei in die Hände, allgemein war im Volk die Empfindung, daß ein Kampf, der Frankreich von so viel Missetat und Erbärmlichkeit befreie, gerecht sein müsse. Sie wurden denn auch von den Stärkeren, den Preußen und Österreichern, verachtet. Zu den Truppen, welche sie warben, lief nur das schlechteste Gesindel, selbst die armen Reichsvölker sahen mit Widerwillen auf die Banden der Emigranten.

Und hinter dem verdorbenen Adel flogen die Reden der Nationalversammlung und die Beschlüsse des Konvents. Nur wenige der Gebildeten entzogen sich ganz ihrem Einfluß. Es waren zum Teil dieselben Ideen und Wünsche, welche der Deutsche auch hatte. Mehr als ein Freiheitsberauschter wurde so stark angezogen, daß er sein Vaterland aufgab und nach Westen zog, zum eigenen Verderben. Nicht der letzte solcher Männer war Georg Forster, den der Deutsche bedauern, nicht rühmen soll. Und dennoch rührten die ungeheuren Ereignisse auch lebhaften Geistern nur kleine Wirbel auf. Es war eine warme Teilnahme, aber es war doch nur der wohlwollende Anteil an einer fremden Sache. Denn wie trostlos die politischen Zustände Deutschlands waren, wie unvollkommen und drückend die Einrichtungen auch der größeren Staaten, weit verbreitet war damals die Empfindung, daß man mitten in gesellschaftlichen Umgestaltungen lebe, die sich im Gegensatz zu Frankreich friedlich durch Lehre und gutes Beispiel ausbreiten müßten. An mehreren Fürsten wurde arge Verkehrtheit oder Unfähigkeit bitter beklagt, im ganzen war nicht zu verkennen, daß die Regierungen von gutem Willen erfüllt waren. Auch hatte Deutschland keine Aristokratie wie Frankreich. Der kleine Adel lebte trotz seiner Vorurteile und Unarten doch im allgemeinen schlecht und recht mitten im Volke, gerade jetzt wurden viele wackere Männer des Standes zu den Leitern der Aufklärung gezählt. Was die gebildeten Deutschen drückte, waren nicht vorzugsweise die Sünden des alten Feudalstaates, es war ihre politische Nichtigkeit, die Unbehilflichkeit der Reichsverfassung, die Empfindung, wie sehr der Deutsche durch ein vielgeteiltes Regiment zum Philister geworden sei.

Auch war es damals weit von Paris nach Deutschland, die Charaktere, welche dort gegeneinander arbeiteten, die letzten Ziele der Parteien, Gutes und Schlechtes war viel weniger bekannt, als es zu unserer Zeit sein würde. Größere Zeitungen brachten dreimal in der Woche dürre Angaben, selten eine längere Mitteilung, noch seltener ein selbständiges Urteil. Nur die Flugschriften arbeiteten, im großen

Nachricht für das Publikum.

Jezt ist der Zeitpunkt vorhanden, wo der Unterthan seine Jahrhunderte durch geraubten Rechte reclamiren darf; der Nebel ist verschwunden, der solche den Augen der Fürsten verhüllte, der Wahn ist gehoben, nach welchem man die Regentengewalt unmittelbar von Gott herschrieb und selbst Fürsten fangen an, es zu fühlen, daß das Volk nicht um Ihrentwillen da sey.

Eine Zeitschrift also, welche folgende Rubrikken

a.) Charakteristik jezt lebender teutscher Minister, und solcher Männer, welche Einfluß in die teutsche Territorial-Staatsverwaltung haben.

b.) Kritik der jezzigen Staatsverfassung teutscher Provinzen.

c.) Kritik der Staatswirthschaft, besonderer teutscher Territorien.

d.) Kritik der Justizverfassung verschiedener Länder Teutschlands.

e.) Kritik der teutschen Territorial-Kirchenverfassung.

f.) Kritik der Polizeyverfassung in verschiedenen Provinzen Teutschlands.

g.) Kritik der neuern teutschen Provinzialgesezze.

h.) Ge-

Ankündigung

einer deutschen revolutionären Zeitschrift. 1790.

(Fürstlich Thurn und Taxisches Zentralarchiv, Regensburg. — Die Generaldirektion des Kaiserlichen Posten verbot den Vertrieb dieser Zeitschrift durch die Postanstalten, da durch derartige Schriften „die Felleisen über die Gebühr beschwert" würden und sie ihres Umfanges wegen besser durch den Buchhandel zu versenden seien.)

V S. 386, 1

h.) Geschichte des neuesten Fürsten- und Ministerdespotism.

gründlich bearbeitet liefert und künftige Michaelis-Messe unter dem Titel

Journal für Menschenrechte, Volksrechte, und Volksglük. Den Fürsten Teutschlands geweiht. Germanien 1791.

erscheinen wird, möchte wohl ein Wort zu seiner Zeit seyn, so wie es ehedem die Charletanerien von Cranz waren. Auffallende Scenen von Hofkabale, von Ministerdruk, Beweise von übelverstandener Staatswirthschaft, aus Würtemberg, Thüringen, Chursachsen, nnd Brandenburg, werden die ersten Hefte füllen. Uebrigens können wir aber zu ihrer Empfehlung vor der Hand nichts sagen, als daß 57. Gelehrte in verschiedenen Gegenden Teutschlands sie bearbeiten, daß gegen 40. Correspondenten, deren Wahrheitsliebe wir sattsam geprüft haben, mit uns verbunden sind, daß zwey aus unserer Mitte, Männer von Rang und Gelehrsamkeit, seit zwey Jahren die Fürsten-Höfe Teutschlands bereisen, noch drey Jahre bereisen werden und uns alles was sie in jeder teutschen Provinz in Hinsicht auf Staats- Kirchen- Justiz- Polizey- und Cammeral-Verfassung gutes und nachtheiliges getroffen haben, sattsam belegt, mittheilen und mitgetheilt haben, uns all die geheimen Wege eröfnen, worauf so verschiedene Fürsten Teutschlands von ihren Dienern zum Nachtheil des Unterthans berükt werden; endlich daß jede Branche der Provinzialgesezgebung ihren eigenen

nen bestimmten Gelehrten hat, der sie bearbeitet und die Kritik besorgt.

Hierbey wird denn wohl niemand verkennen, daß diese Zeitschrift, nächst den wohlthätigen Folgen, welche sie auf die Glükseeligkeit teutscher Unterthanen dadurch hat, daß sie der Kabale die Larve abreißt, die Unwissenheit öffentlich ausstellt und nur wahren patriotischen Verdiensten den verdienten Weyhrauch streut, zugleich für den Staatsmann im eigentlichen Verstande, für den Privat-Gelehrten, für den Theologen, den Juristen, den Arzt, den Philosophen, den Cammeralisten, Oekonomen, den Kaufmann, und den blosen Dilettanten, gemeinnüzzig sey.

Wer wider Hofkabale und Ministerdespotism durch diese Zeitschrift an das unpartheyische Publikum appelliren will, sende seinen Aufsaz und seine Beschwerde an eines der nachstehenden Postämter oder eine der nachstehenden Buchhandlungen mit der Aufschrift

Für das Journal für Menschenrechte

frankirt ein.

Das Journal selbst erscheint monathlich in einem bunten Umschlag broschürt. Jedes Stük kostet 8. gr. Sächßl. oder 36. kr. Rhein. und enthält alle Monathe 6 — 7 — 8 Bogen in Octav.

Wer bestellen will meldet sich bey den löbl. Kaiserl. Reichsoberpostämtern zu Nürnberg, Frankfurt am Mayn und Hamburg, bey den löbl. Kaiserl. Reichspostämtern zu Weimar, Gotha und Dur-

Durlach, bey Herrn Postsecretär Albers in Hannover, bey der löblichen Zeitungs-Expediton zu Leipzig. Bey Herrn Buchhändler Barth in Leipzig, bey Herrn Buchhändler Kayser in Erfurt, bey Herrn Buchhändler Hofmann zu Hamburg, bey Herrn Buchhändler Fleischer zu Frankfurt am Mayn, bey Herrn Buchhändler König zu Strasburg, bey Herrn Friedrich Nikolai zu Berlin, bey Herrn Orell, Geßner und Füßli in Zürch, bey Herrn Edlen von Schönefeld in Prag, bey Herrn Hartung in Königsberg, bey Herrn Hartknoch in Riga, bey Herrn Korn dem ältern in Breslau, bey Herren Lübeks Erben in Bayreuth, bey Herren Montags Erben in Regensburg, bey Herrn Edlen von Trattner in Wien.



Ankündigung
einer
neuen Zeitschrift.

Im Jahr 1790 wurde ein Journal für Menschenrechte, Volksrechte und Volksglük angekündigt, aber auch noch vor der Geburt erstikt, weil der Ton der Ankündigung mehrern teutschen Höfen misfiel. Meine Ankündigung soll daher jezt in einem so sehr gedämpften Ton geschehen, daß keine Partei darob unzufrieden seyn wird.

Ich kündige also eine neue Zeitschrift,

Strasburgisches politisches Journal

betitelt, an.

Das Hamburgische politische Journal ist bekannt; mein Journal wird Nachahmung und Gegenstük desselben seyn. Nachahmung: ich werde ebenfalls alle merkwürdige Neuigkeiten sogleich erzälen. Ich schrieb einige Jahre die Stutigardische Zeitung, ihre Leser wissen also bereits, daß ich erzälen kan. Auch meine Art, in wenigen Worten der Erzälung ein Urteil beizufügen, ohne eben meine Meinung andern aufzudringen, ist aus jener Zeitung bekannt, denn ich urteilte darin auf diese Art, obgleich — oder vielmehr eben darum, weil — in Wirtemberg den Zeitungsschreibern das Urteilen verboten ist. Gegenstük: ich werde unparteiisch seyn, so weit diß nemlich ein Mensch versprechen kan, und so weit er erwarten darf,

Ankündigung
einer deutschen revolutionären Zeitschrift. 1791.
(Fürstlich Thurn und Taxisches Zentralarchiv, Regensburg.)

daß seine Leser, weil auch sie Menschen sind, diß anerkennen mögen. Schirach ist äuserst parteiisch, weil er jedes — Vorurteil durch die Geschichte bestättigen lassen will. Diß zeigt er vornemlich beim wichtigsten Theil der neuern Geschichte, bei Frankreichs Revolution, und bei allen damit, oft nur in seiner Einbildung, verwandten Erscheinungen in und auser Frankreich. Diese entstellt er alle, die zufälligen Nachtheile des Freiheits-Eifers vergrösert er, die unzertrennlichen Vortheile werden von ihm verkannt oder gar verschwiegen. Ich hingegen — will nichts entstellen; in Frankreich darf ich selbst das laut sagen, was mir — in Frankreich misfällt. Aber eben diese Preß-Freiheit, welche in andern Ländern ihrer Muter Volks-Freiheit in das Grab zu folgen oder voranzugehen scheint, werde ich nicht blos dazu benuzen, um über Frankreich und seine Konstitution aufzuklären, sondern auch dazu, um — „Revolutionen zu predigen?„ O nein, das ist nicht nöthig, sondern — um keine Thatsache verloren gehen zu lassen, welche den Zeitgenossen zur Lehre, Warnung und Züchtigung dienen kan.

Schon darum werde ich oft auch **Aktenstüke**, als welches an der Stuttgardischen Zeitung vorzüglich gefiel, in meinem Journal vorlegen, und sie mit solchen Urkunden oder Aufsäzen berühmter Männer aus frühern Zeiten abwechseln lassen, welche noch nicht bekannt sind, aber die neuere Geschichte erläutern, auch Gelegenheit zu Vergleichungen geben.

Mein Journal wird, vom nächsten Januar an, des **Monats zweimal**, je in der Mitte und am Ende, erscheinen. Es giebt viele, welche von den Neuigkeiten unterrichtet seyn wollen, aber nicht Zeit, Lust, Geld haben, um die man-

cherlei Tagblätter zu lesen, worunter noch über das die meisten für Sold oder unter drükender Censur geschrieben werden; . diesem Theil des Publikums wird mein Journal bei einer solchen Einrichtung und auch bei Strasburgs Lage, welche geschikter als die von Hamburg für Zeitschriften über Neuigkeiten ist, um so eher willkommen seyn. Dazu kommt, daß ein Heft sich weniger verliert und die ganze Sammlung leichter in Ordnung gehalten werden kan, bis sie gebunden wird, als es bei Tagblättern geschieht.

Monatlich erscheinen also zwei Hefte des Strasburgischen politischen Journals, je zu drei oder vier Bogen, in gleichem Format, mit der nemlichen Schrift und auf eben solches Papier wie diese Ankündigung gedrukt, in einen **Umschlag** geheftet, welcher die Inhalts-Anzeige, Bericht von neuen politischen Schriften ꝛc. enthält. Zu jedem Jahrgang wird ein **Register** geliefert.

Der **Preis** ist für den Jahrgang 5 fl. 30 kr. teutschen oder 12 Livres französischen Geldes.

Die **Bestellungen** darauf werden portofrei bei allen Postämtern und bei allen Buchhandlungen oder auch bei mir, dem Verfasser und Verleger, gemacht, je nachdem es dem Liebhaber wegen seiner Lage geschikt ist. Die Bestellung verbindet für den ganzen Jahrgang, und einzelne Hefte können nicht abgegeben werden. Postämter wenden sich wegen der Bestellungen an das Postamt zu Kehl, Buchhandlungen an eine hiesige Buchhandlung oder an mich.

Auf gleichen Wegen können mir auch Beiträge zugehen. Deren Einsender wollen sich mir nennen, hingegen soll ihren Namen niemand von mir erfahren, noch jemand ihren Aufsaz zu sehen bekommen.

Strasburg, den 1. December
3/1791.

Friedrich Cotta,
Bürger von Frankreich.

Letzter Ruf
der
frey gewordenen Franken
an
die unterdrückten Deutschen.

Im Monat Augst 1791. des dritten Jahrs
der Freyheit.

Fühlet eure Sclaverey, edle Deutsche! sehet es endlich ein, daß euch Fürsten zu unglücklichen Werkzeugen des Mordes gegen uns Franken brauchen wollen, — Franken, die euch Freundschaft angelobten; eure Verfassungen nie stören wollen, die euch nachbarlich lieben, und die dem ohngeachtet von euren Despoten nur um deswillen bekriegt werden sollen, weil sie die eisernen Ketten abschüttelten, die ihr noch traget.

Wir Franken wollen für diese unsre Freyheit

Kämpfen, siegen, — oder sterben.

Und ihr, verblendete Deutsche, wollt für eure Fürsten, die euer Mark aussaugen, eurer Söhne, Gatten und Freunde Blut aufopfern, um nach zweydeutigem Siege euch in vestere Ketten schmieden zu lassen?

Ha! welch Unternehmen!

Wir steckten euch die Fackel der Freyheit auf; wir gaben euren Fürsten einen Wink, was Tyranney vermag,

Aufruf an die Deutschen zum Anschluß an die französische Revolution.
(Flugblatt. [Straßburg], 1791. — Fürstlich Thun und Taxisches Zentralarchiv, Regensburg.)
V S. 386, 3

und wie eine Nation endlich müde der Unterdrückung würde. Und doch frohnet ihr noch ihrem Stolz, wollt Leben und Eigenthum wagen, um bey uns wieder Verschwender, Barbaren und nach Herrschsucht geizende Ungeheuer in ihre entrissenen Ungerechtigkeiten einsetzen zu helfen? — weil dies eure Fürsten wollen!

Thun dies Deutsche?

Hört unsre Meynung!

Zerreißt die Sclaven-Ketten eurer verschwenderischen Fürsten, und ihrer raubbegierigen Minister; wir bieten euch die Hand, fechten und sterben mit, und für euch; schützen eure Freyheit, euer Eigenthum, und sichern euern Herd ....

Ihr seyd mit uns frey, und unsre Brüder!!

Wollt ihr aber doch Sclaven bleiben, nicht hören die Stimme eines freyen Volkes, euren Fürsten, und unsern entwichenen Schaaren stolzer Bösewichter die Hand zu mörderischen Unternehmungen bieten — Ha! so seyd ihr unsrer Schonung nicht werth; und wir machen euch, wie einst unser Despot vor hundert Jahren, zu Bettlern, schonen eures Blutes und Eigenthums nicht, und siegen, oder sterben für unsre Freyheit allein ....

Denn wir sind Franken!

und ganzen war auch in ihnen die Gesinnung gemäßigt, wohlwollend für die Bewegung, dreister in Besprechung der heimischen Verhältnisse.

Deshalb hatte die französische Revolution, während in Paris schon auf den Straßen gemetzelt wurde und die Guillotine unermüdlich arbeitete, in Deutschland gar nicht die Wirkung, politische Parteien gegeneinander zu scharen. Und als die Nachricht durch das Land flog, daß der französische König gefangen, gemißhandelt, hingerichtet sei, da wurde auch bei den Entschlossenen das Mißtrauen allgemein.

So war es möglich, daß deutsche Offizierkorps, ja, sogar die Gardes du Corps in Potsdam eine Zeitlang das Ça ira gemütlich blasen ließen, während die Straßenjungen einen rohen übersetzten Text dazu sangen. Die Damen der deutschen Aristokratie trugen trikolore Bänder und Kopfzeuge à la carmagnole. Neugierig schloß das Volk einen Kreis, in welchem die kriegsgefangenen Patrioten, trotzige zerlumpte Gestalten, ihre wilden Rundtänze sprangen und dazu den Gesang und die Pantomime aufführten, welche das Waschen der Hände in Aristokratenblut ausdrückten, und arglos kaufte man ihnen das Spielzeug ab, das sie auf dem Marsche verfertigt hatten, kleine hölzerne Guillotinen[57]. — Es war doch eine unheimliche Unbefangenheit der Gebildeten.

Und noch seltsamer erscheint uns ein anderes. Während Sturm und Donner in Frankreich markerschütternd tobten und den Schaum der heranstürzenden Flut mit jedem Jahr wilder über das deutsche Land jagten, hing Auge und Herz der Gebildeten an einem kleinen Fürstentum in der Mitte Deutschlands, wo die großen Dichter der Nation wie im tiefsten Frieden sannen und schufen, sich die finsteren Ahnungen durch Vers und Prosa von den Häuptern scheuchend. König und Königin guillotiniert und Reineke Fuchs gedichtet — Robespierre mit der Schreckensherrschaft und Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen — die Schlachten Lodi und Arcole und Wilhelm Meister, Horen, Xenien — Belgien französisch und Hermann und Dorothea — Schweiz und Kirchenstaat französisch und Wallenstein — das linke Rheinufer französisch und die natürliche Tochter, die Jungfrau von Orleans — Hannover von Napoleon besetzt und die Braut von Messina — Napoleon Kaiser und Wilhelm Tell. Die zehn Jahre, in welchen Schiller und Goethe durch innige Freundschaft verbunden zusammen lebten, die zehn großen Jahre der deutschen Poesie, auf welche der Deutsche noch in fernen Jahrhunderten mit Rührung und weicher Zärtlichkeit zurückblicken wird, es sind dieselben Jahre, in denen laut ein Weheruf durch die Lüfte flog, in denen die Dämonen der Vernichtung von allen Seiten heranzogen, die Gewänder in Blut getaucht, die Skorpionengeißel in den Händen, um ein Ende zu machen mit dem unnatürlichen Leben eines Volkes ohne Staat. Fürwahr, erst hundertunddreißig Jahre sind seitdem vergangen, und doch sind die Jahre, in welchen unsere Großväter aufwuchsen, für uns in mancher Richtung schon so fremd wie die Zeit, in welcher, der Sage nach, Archimedes geometrische Aufgaben rechnete, während die Römer seine Stadt erstürmten.



Das alte und das neue Brandenburger Tor. Berlin.
(Radierung von D. Chodowiecki.)
(Kupferstich von D. Berger. 1798.)



Die Petrikirche am Ende der Brüderstraße. Berlin. Um 1808.
(Kupferstich von Hüllmann nach einer Zeichnung von Catel.)

In anderer Art wirkte diese Zeit der Bewegung auf den preußischen Staat. Es war nicht mehr das Preußen Friedrichs II. Im Innern freilich waren seine Einrichtungen nur zu treu bewahrt worden. Seine Nachfolger milderten überall einzelne Schärfen der alten Regierungsweise, doch die großen Neugestaltungen, welche die Zeit dringend erheischte, wurden kaum begonnen.

Aber gerade in den Jahren bis zum Kriege von 1806 nahm der äußere Umfang des Staates in riesigem Maßstabe zu. Friedrich hatte immer noch ein kleines Reich zurückgelassen; wenige Jahre darauf mußte Preußen zu den großen Ländermassen Europas gerechnet werden. Auch in der Schnelle dieses Wachstums war etwas Unheimliches. Durch die beiden letzten Teilungen Polens wurden 1772 Quadratmeilen slawisches Land angefügt. Kurz vorher waren die Fürstentümer der fränkischen Hohenzollern, Ansbach und Baireuth, erworben, 115 Quadratmeilen. Dann mußten nach dem Frieden von Luneville 47 Geviertmeilen des überrheinischen Kleve abgetreten und dafür 222 Geviertmeilen deutscher Reichsgebiete eingetauscht werden, Stücke von Thüringen, darunter Erfurt, das halbe Münster, ferner Hildesheim und Paderborn. Endlich wurde gar wieder Ansbach gegen Hannover umgesetzt. Seitdem umfaßte Preußen einige Monate hindurch ein Ländergebiet von 6047 Geviertmeilen, fast das Doppelte seines Umfanges vom Jahre 1786. Und in diesem Jahre war Preußen überall in Deutschland so reichlich angesiedelt, daß man wohl sagen durfte, es fehle ihm nicht viel mehr dazu, Deutschland zu werden. Seine Adler schwebten über den Ländern der alten Sachsen bis zur Nordsee, im Maingebiet der alten Franken wie im Herzen Thüringens; es beherrschte die Elbmündung, es griff auf zwei entgegengesetzten Seiten um Böhmen und konnte nach kurzen Tagemärschen seine Kriegsrosse in der Donau tränken. Im Osten aber reichte es bis tief in das Weichseltal und bis zum Bug, und seine Beamten regierten in der Hauptstadt des untergegangenen Polens. Zuverlässig wäre so schnelle Vergrößerung auch in friedlicheren Zeiten nicht ohne Bedenken gewesen, denn der Überschuß an bildender Kraft, welchen Preußen aufwenden konnte, so verschiedenartigen Erwerb sich innerlich anzufügen, war schwerlich groß genug. Und doch hat sich die vortreffliche Schule des altpreußischen Beamtentums gerade damals bewährt. Überall wurde mit Eifer und Erfolg neueingerichtet, schöne Talente, große Kräfte entfalteten sich in dieser Arbeit. Es fehlte auch nicht an halben und falschen Schritten, im ganzen aber erfüllt die Betrachtung jener Arbeit, ihre Ehrlichkeit, Einsicht und der rüstige Wille, welchen die Preußen damals in Deutschland bewiesen, mit hoher Achtung, zumal wenn man die spätere französische Herrschaft damit vergleicht, welche zwar behender und gründlicher umgestaltete — meist durch deutsche Kräfte —, aber zugleich einen Wust von Gemeinheit und roher Tyrannei in die Landschaften trug.

Auch der polnische Erwerb war an sich ein großer Gewinn für Deutschland, denn erst durch ihn wurde ein Schutz gegen das ungeheure Anwachsen Rußlands gewonnen, die Ostgrenze Preußens militärisch gesichert. War es hart für die

Polen, so war es notwendig für die Deutschen. Die wüsten Zustände der halbwilden Länder nahmen allerdings eine unverhältnismäßige Kraft in Anspruch, wenn sie nutzbar gemacht, das heißt in deutsches Gebiet umgewandelt werden sollten. Und zu ruhiger Besiedelung war die Zeit nicht angetan. Doch geschah auch hier nicht wenig.

Aber verhängnisvoll war ein anderer Umstand. Alle diese Vergrößerungen waren nicht unter den Anstößen einer starken treibenden Kraft gemacht, sie waren zum Teil widerwillig, nach ruhmlosen Feldzügen von einem übermächtigen Feinde aufgedrängt. Und Deutschland machte die merkwürdige Erfahrung, daß Preußen unter fortgesetzten Demütigungen und diplomatischen Niederlagen anschwoll, und daß seine Zunahme an Landgebiet und die Abnahme seines Ansehens in Europa gleichen Schritt hielten. Dadurch erhielt der weitläufige Staat zuletzt nur zu sehr das Aussehen eines zusammengeschwemmten Insellandes, welches der nächste Sturmwind wieder in den Fluten begraben mochte.

Die Ausdehnung des Landes war so groß, Leben und Interesse seiner Bürger so mannigfaltig geworden, daß die Kraft eines einzelnen die ungeheure Maschine nicht mehr selbstwillig in der alten Weise leiten konnte. Und doch fehlte noch die große Hilfe, das letzte Richtmaß für Fürsten und Beamte, eine öffentliche Meinung, welche unablässig, ehrlich, männlich das Tun der Regierenden begleitete, ihre Erlasse prüfte, den aufsteigenden Wünschen Ausdruck gab, die Bedürfnisse des Volkes ihnen ans Herz legte. Die Tagespresse war ängstlich bevormundet, gelegentliche Flugschriften verletzten tief und wurden gewalttätig unterdrückt.

Der König war ein Herr von strenger bürgerlicher Redlichkeit und von maßvollem Sinn, aber wie er kein Feldherr und kein Mann der großen Politik war, so blieb er auch sein lebelang scharfschneidendem und energischem Entschluß zu sehr abhold. Und damals war er jung, mißtrauisch gegen seine eigene Kraft, lebhaft empfand er, daß er die Einzelheiten der Geschäfte zu wenig übersah; die Umtriebe der Begehrlichen in seiner Nähe verstimmten ihn, ohne daß er sie zu brechen wußte, sein Bestreben, die eigene Selbständigkeit zu bewahren, übermächtigen Einfluß von sich abzuhalten, setzte ihn in Gefahr, unbedeutende und gefügige Gehilfen festen Charakteren vorzuziehen. Offenbar war der Staat schon damals in die Lage gekommen, wo eine Selbsttätigkeit der Untertanen und die Anfänge eines Verfassungslebens nicht mehr entbehrt werden konnten. Aber wieder war die Möglichkeit dafür noch so wenig vorhanden, daß kaum die Mißvergnügtesten davon zu murmeln wagten. Noch fehlten alle Grundlagen dazu, die alten Stände waren — Ostpreußen ausgenommen — gründlicher beseitigt als irgendwo, die Stadtgemeinden wurden durch Beamte geleitet, sogar die Teilnahme an Politik und dem Leben des Staates war fast auf den Kreis der Beamten beschränkt. Und was der König unter Mitwirkung des Volkes in fremdem Lande entstehen sah, Nationalversammlungen und Konvente, das hatte ihm einen so tiefen Abscheu gegen jede Beteiligung seiner Preußen an der Arbeit des Staates eingeflößt, daß er den Widerwillen — zum

Verhängnis für sein Volk und seine Nachfolger —, solange er lebte, nicht überwinden konnte. Vor 1806 wurde von ihm daran gar nicht gedacht.

Sehr lebhaft empfand er aber, daß es unmöglich war, in der alten Weise Friedrichs II. fortzuregieren. Dieser große König hatte trotz der ungeheuren Arbeitskraft und seiner Kenntnis aller Verhältnisse doch nur dadurch das Ganze in rascher Bewegung erhalten können, daß er seiner Eigenmacht im Notfall auch Unschuldige opferte. Da er in der Lage war, selbst und kurz über alles zu entscheiden, so war auch ihm nicht selten begegnet, daß sein Entscheid von Stimmung und zufälliger Nebenrücksicht abhing. Es durfte ihm nicht darauf ankommen, einen Offizier wegen eines unbedeutenden Versehens zu kassieren, Kammergerichtsräte, die doch nur ihre Pflicht getan hatten, wegzujagen. Und wenn er erkannte, daß er ein Unrecht getan, während er leidenschaftlich das Rechte wollte, so durfte er sein Unrecht nicht einmal zugeben, denn er mußte den Glauben an sich erhalten, in seinen Beamten die Behendigkeit des Gehorsams, und im Volk das unbedingte Vertrauen zu seinem letzten Entscheid. Es war nicht nur eine Eigenschaft seines Charakters, auch Politik, daß er nichts zurücknehmen wollte, keine Übereilung, keinen Irrtum, daß er selbst offenbares Unrecht nur unter der Hand bei Gelegenheit gutzumachen suchte. Der starke und weise Fürst hatte das wagen können; seine Nachfolger scheuten mit Recht solches Herrschen; der Enkel jenes Prinzen von Preußen, den Friedrich II. mitten im Krieg zornig von dem Kommando entfernt hatte, fühlte tief die Härte der schnellen Entscheide.

Er mußte also, wie schon sein Vorgänger getan hatte, die Überwachung seiner Beamten in den Beamten selbst suchen. So begann in Preußen die Herrschaft der Bureaukratie. Die Zahl der Ämter wurde größer, unnütze Zwischenbehörden wurden eingeschaltet, die Aktenschreiberei wurde arg, das Geschäftsverfahren weitläufig. Es war die erste Folge des Bestrebens, gerecht, gründlich, sicher zu verfahren und die straffe Eigenmächtigkeit der alten Zeit wohlwollend umzubilden. Dem Volke erschien das aber als ein Verlust. Solange keine Presse und keine Tribüne dem unterdrückten Mann zu seinem Recht verhilft, da haben Bittschriften eine weit andere Bedeutung wie jetzt, wo auch der kleine Mann durch eine Zeitungsmitteilung von wenigen Zeilen das Mitgefühl eines ganzen Landes für sich gewinnen, Minister und Volksvertreter tagelang in Bewegung versetzen kann. Friedrich II. hatte deshalb jede Bittschrift angenommen, zumeist selbst darauf verfügt, allerdings war auch dabei königliche Willkür zutage gekommen; Friedrich Wilhelm III. mochte gar nicht leiden, wenn ihm selbst Bittschriften überreicht wurden, er wies sie stets den Instanzen zu. Das war an sich in der Ordnung. Da aber die Behörden noch nicht zu besorgen hatten, daß solcher Klageschrei einzelner in die Öffentlichkeit drang, so wurde er nur zu häufig in den Akten begraben, und die Leute riefen, daß es gegen Übergriffe der Landräte, gegen Bestechlichkeit der Akziseeinnehmer keine Hilfe mehr gebe. Auch die Majestät des Königs litt darunter; nicht sein guter Wille, aber seine Kraft, gegen die Beamten zu helfen, wurde bezweifelt.

Zu diesen Übelständen kamen andere. Die Beamten der Verwaltung waren zahlreicher geworden, aber nicht stärker. Das Leben war reichlicher, alle Preise hatten sich auffällig gesteigert, ihr Gehalt, seit alter Zeit sehr knapp, war nicht im Verhältnis erhöht worden. In den Städten waren Justiz und Verwaltung noch nicht getrennt, bis in das kleinste wurde bevormundet, die Selbsttätigkeit der Bürger fehlte, die „Direktoren" der Stadt waren königliche Beamte, häufig verabschiedete Auditeure und Quartiermeister der Regimenter. Das war im Jahre 1740 ein großer Fortschritt gewesen, im Jahre 1806 war Bildung und Fachkenntnis solcher Männer ungenügend. Zu den Kriegs- und Domänenkammern aber — welche jetzt Regierungen heißen — drängte sich bereits der junge Adel, nicht wenige bedeutende Männer darunter, welche später zu den größten Namen Preußens gezählt wurden, die Mehrzahl, um ohne viele Anstrengung schnell ihr Glück zu machen. Es wurde geklagt, daß bei einigen Kammern die Arbeit fast ganz durch Sekretäre getan werde. Das galt in Wahrheit aber nur von Schlesien, welches einen eigenen Minister hatte. Seit dem großen polnischen Erwerb hatte Graf Hoym zu Schlesien noch auf einige Jahre die oberste Leitung des neuerworbenen Polenlandes erhalten. Es war eine heillose Maßregel, ein Untertan erhielt fast schrankenlose Macht in dem ungeheuren Ländergebiet, sie wurde ihm und dem Staat zum Unsegen. Wie ein König saß er in Breslau, am Hofe seines Landesherrn unterhielt er Spione, welche ihm alle Stimmungen zutragen mußten; um ihn drängte sich der arme Adel Schlesiens, er brachte seine Günstlinge zu Amt, Grundbesitz, Vermögen. Die Redlichkeit der Beamten in den neuen Ländern wurde durch dies ungeschickte Verhältnis beeinträchtigt, Domänen wurden verschleudert, niedrige Taxen gemacht, Generäle und Geheimräte bewarben sich danach, für kleines Geld großen Grundbesitz zu erwerben.

Es ist beachtenswert, daß sich der erste laute Widerstand dagegen unter den Beamten selbst erhob, zugleich die erste politische Opposition in Preußen, welche durch die neuzeitliche Waffe der Presse zu wirken suchte. Der heftigste Kläger war der Oberzollrat von Held; er beschuldigte den Grafen Hoym, den Kanzler Goldbeck, den General Rüchel und mehrere andere des Betrugs, und verglich die Gegenwart Preußens mit der gerechten Zeit Friedrichs II. Die Angriffe machten ungeheures Aufsehen, gegen ihn und seine Freunde wurden Untersuchungen eingeleitet, sie wurden als Mitglieder eines geheimen Ordens, als Demagogen und Denunzianten verfolgt, Helds Schriften wurden mit Beschlag belegt, er selbst verhaftet, verurteilt, endlich freigelassen. In seiner Haft griff der gereizte und verbitterte Mann den König selbst an[58], er beschuldigte ihn zu großer Sparsamkeit — welche wir für die erste Tugend der alten Könige von Preußen halten, der Härte — was unbegründet war, und des Soldatenspiels — dies leider mit gutem Grunde; er klagte: „wenn der Fürst keine Wahrheiten mehr hören, wenn er redliche Männer, wahre Patrioten in den Kerker werfen und die angezeigten Betrüger zu Dirigenten einer gegen sie niedergesetzten Kommission ernennen will, dann kann der biedere, ruhige, aber

nichtsdestoweniger warme Vaterlandsfreund nichts als seufzen.“ Indes begnügte er sich nicht zu seufzen, sondern wurde recht ausfällig.

Bei diesem Hader, der sich doch fast nur um einzelne Anekdoten drehte, ist uns lehrreich, wie dreist und rücksichtslos die Sprache der politischen Kritik in dem alten Preußen war, und wie niedrig und hilflos die Stellung der Fürsten gegenüber solchen Angriffen. Wie der König die ganze Herrschaft auf seinen Schultern trug, so traf ihn auch die ganze Verantwortung, wie seine Person allein die ganze Maschine des Staates leiten sollte, so war auch jeder Angriff auf einzelne Einrichtungen und Beamte des Staates ein persönlicher Angriff auf ihn. Was auch irgendwo versehen wurde, der König trug die letzte Schuld, entweder weil er etwas versäumt oder weil er die Schuldigen nicht bestraft hatte. Jede Bauerfrau, welcher die Akzisebeamten am Stadttor ein Hühnerei zerdrückten, fühlte die Härte des Königs, und wenn eine neue Steuer das Stadtvolk ärgerte, so schrien und höhnten die Gassenbuben hinter dem Pferde des Königs her, und es war gar nicht unmöglich, daß eine Handvoll Straßenschmutz gegen sein hohes Haupt flog. Immer wieder brach der stille Krieg zwischen den Königen Preußens und der fremden Presse aus. Sogar Friedrich Wilhelm I. hatte im Tabakskollegium seine Erfindungskraft bemüht und gegen die holländischen Zeitungsschreiber, welche ihn bitter kränkten, einen kurzen Artikel verfertigt; auch sein großer Sohn wurde durch ihre Federn geärgert, er freilich wußte sie mit gleicher Münze zu bezahlen. Und vollends gegen Friedrich Wilhelm II. hatte ein Heckenfeuer von Hohn und Groll in ungezählten Romanen, Satiren, Pasquillen gesprüht. Was halfen dagegen Gewaltmittel, Brieferbrechen und geheimes Nachspüren, was half die Beschlagnahme? Die verbotenen Schriften wurden dennoch gelesen, auch die plumpe Lüge wurde geglaubt. — Was half es vollends, wenn der neue König durch regierungstreue Federn sich verteidigen ließ, wenn eine wohlgesinnte Gegenschrift den Lesern erzählte, daß Friedrich Wilhelm III. gegen die Lichtenau keine Härte bewiesen habe, daß er ein sehr guter Gatte und Vater, ein redlicher Mann sei und das Beste wolle?[59] Das Volk mochte das glauben oder nicht. Es wurde jedenfalls in einer Weise zum Richter über das Leben seines Fürsten gemacht, welche für die Majestät der Krone, wie wir sie fassen, höchst unwürdig war.

Und noch war die Zeit eine ruhige, Bildung und Gemüt der Nation von der Politik geradezu abgewandt. Was sollte werden, wenn politische Leidenschaft in das Volk kam? Das Königtum mußte sich in dieser niedrigen Stellung völlig zugrunde richten, und wenn die Hohenzollern noch so sehr das Gute wollten. Denn sie waren nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, wie noch Friedrich II. gewesen war, große Landbesitzer auf menschenleerem Grunde, sie waren in der Tat Könige eines ansehnlichen Volkes, sie waren gar nicht mehr in der Lage, jede Verkehrtheit in der ungeheuren Beamtenschar zu erfahren und selbstwillig die große Verwaltung zu beherrschen. Jetzt wirtschafteten die Beamten, geschah Gutes, so war es Schuldigkeit, jedes Ungeschick fiel auf des Königs Haupt. — Wie da zu helfen war, das wußten

freilich vor 1806 kaum die Besten. Aber das Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit wurde dadurch in dem Volke gesteigert.

Solche Verhältnisse einer Übergangszeit aus dem alten despotischen Staat in einen neuen gaben dem preußischen Wesen allerdings ein unbehilfliches Aussehen. Sie waren in Wahrheit durchaus kein Anzeichen tödlicher Schwäche, wie sie kurz darauf von eifrigen Preußen gedeutet wurden.

Denn außer der Kraft und Opferfähigkeit, welche im Volke noch wie im Schlummer lag, war auch in einem ansehnlichen Kreise bereits ein frisches hoffnungsvolles Leben sichtbar. Und zwar wieder in den preußischen Beamten. Die Obergerichte erhielten sich in dem hohen Ansehen, das sie seit den neuen Einrichtungen der letzten Könige gewonnen hatten. Ihr Personal war zahlreich, sie umschlossen die Blüte des preußischen Beamtenstandes, die stärkste Kraft des Bürgertums, die höchste Bildung des Adels. Die älteren waren unter Cocceji, die jüngeren unter Carmer geschult: gescheite, redliche, feste Männer von großartiger Arbeitskraft, von stolzer Vaterlandsliebe und einer Unabhängigkeit des Charakters, welche sich in Handhabung der Rechtspflege noch durch kein Ministerialreskript irren ließ. Noch wagten die Hofparteien nicht, die Unbequemen anzugreifen, und es war ein Verdienst des Königs, daß er seine Hände schützend über ihre Unverletzlichkeit hielt. Sie stammten zum Teil aus Bürgerhäusern, welche seit mehreren Menschenaltern ihre Söhne in die Hörsäle der Rechtslehrer, im Osten nach Frankfurt und Königsberg, im Westen nach Halle und Göttingen gesandt hatten, ihre Familien bildeten eine fast erbliche Aristokratie des Beamtenstandes. Ihnen verbunden als Studiengenossen, Freunde, Gleichgesinnte waren die besten Köpfe der Verwaltung, auch Fremde, welche in preußischem Dienst heraufkamen. Aus diesem Kreise sind fast alle Beamte hervorgegangen, welche nach der Niederlage Preußens bei der Wiederbelebung des Staates tätig waren, die Stein, Schön, Vincke, Grolmann, Sack, Merkel und viele andere, die Präsidenten der Regierungen und obersten Gerichtshöfe nach 1815.

Es ist eine Freude, in dieser Zeit umherflackernder Unsicherheit das Auge auf die stille Arbeit solcher Zuverlässigen zu richten. Manche von ihnen waren streng-geschulte Aktenmänner, ohne vielseitige Interessen, auf dem grünen Tisch des Kollegiums lagen Ehrgeiz und Arbeit ihres ganzen Lebens. Aber sie, die obersten Richter, die Verwalter der Provinzen, haben treu und dauerhaft ihr Bewußtsein, Preußen zu sein, durch schwere Zeit getragen, jeder von ihnen hat seiner Umgebung von der zähen Ausdauer, dem sicheren Urteil mitgeteilt, das sie auszeichnete. Auch wo sie, von dem Körper ihres Staates abgelöst, unter fremder Herrschaft Recht sprechen mußten, arbeiteten sie in ihrem Kreise unverändert in der alten Weise fort, und gewöhnt an kalte Selbstbeherrschung, bargen sie in der Tiefe ihrer Seele die feurige Sehnsucht nach dem angestammten Herrn und vielleicht stille Pläne für bessere Zeit.

Wer diese Männer mit einzelnen kräftigen Vertretern des Beamtentums vergleicht, welche sich auf den Staatsgebilden Süddeutschlands in dieser Zeit entwickelten, der wird einen wesentlichen Unterschied nicht verkennen. Dort ist häufig

auch in den Bessern ein Zug, der uns verstimmt: Willkür in den politischen Gesichtspunkten, Gleichgültigkeit wem und wofür sie dienen, eine innere Ironie, mit welcher sie die kleinen Verhältnisse ihrer Heimat betrachten. Fast alle leiden sie an dem Mangel eines Heimatstaates, welcher die Liebe eines Mannes verdient. Dieser Mangel gibt ihrem Urteil, wie scharfsinnig es sei, leicht etwas Unsicheres, Halbes, Launenhaftes; man zweifelt nicht an ihrer bürgerlichen Redlichkeit, aber man empfindet dennoch lebhaft in vielen derselben eine moralische Unsicherheit, die sie Glücksrittern ähnlich macht, auch gelehrte und hochgebildete Männer. Freilich, wenn einmal ein Preuße sein Vaterlandsgefühl verlor, so wurde er schwächer als sie. Karl Heinrich Lang entbehrt, was Friedrich Gentz in sich verdorben hat.

Gewissenhafte Beamte hat aus dieser Zeit der Verwirrung jedes Land aufzuweisen, zumal der Norden; aber d e n Vorzug dürfen die Preußen mit Recht in Anspruch nehmen, daß in den Kreisen ihres Mittelstandes nicht die schönste, aber die gesündeste Bildung jener Zeit nicht einzeln, sondern als Regel zu finden war.

Das preußische Heer litt an denselben Mängeln wie die Politik und Verwaltung des Staates. Auch hier war im einzelnen manches gebessert, vieles Alte ward sorgfältig beibehalten; was einst ein Fortschritt gewesen war, bestand jetzt zum Unheil. Die Übelstände sind bekannt, niemand hat strenger darüber geurteilt als die preußischen Militärschriftsteller seit dem Jahre 1807.

Allerdings war die Behandlung der Soldaten noch überhart, an der knappen Montur, der schmalen Kost wurde unwürdig gespart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das unvertilgbare Leiden der preußischen Heere; die Manöver waren unnütze Schauspiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einstudiert war, unfähige Oberoffiziere wurden bis ins höchste Greisenalter bei der Fahne gehalten. Fast nichts war geschehen, die veränderte Art der Kriegführung, welche in der Revolution aufgekommen war, der alten preußischen Heereseinrichtung anzupassen.

Der Offizierstand war eine geschlossene Kaste, welche fast ausschließlich durch den Adel ergänzt wurde. Nur wenige nichtadlige Offiziere standen bei den Füsilierbataillonen der Infanterie und etwa noch bei den Husaren. Schon unter Friedrich II. waren während des Menschenmangels des Siebenjährigen Krieges junge Freiwillige von bürgerlicher Herkunft zu Offizieren gemacht worden. Dann wurden sie wenigstens in ihrer Bestallung und häufig in den Regimentslisten als adlig aufgeführt, nach dem Frieden, wie tüchtig sie sein mochten, fast immer von dem bevorzugten Bataillon entfernt. Das war unter den spätern Königen nicht besser geworden. Nur bei der Artillerie war schon 1806 die Mehrzahl der Offiziere bürgerlich, aber sie galt eben deshalb nicht für vollberechtigt. Es war herbe Ironie, daß ein französischer Artillerieoffizier als Kaiser Frankreichs in derselben Zeit darauf sann, das preußische Heer und seinen Staat in Trümmer zu werfen, in welcher man in Preußen darüber stritt, ob ein Offizier der Artillerie in den Generalstab aufzunehmen sei, und dem bürgerlichen Oberstleutnant Scharnhorst diese Bevor-

zugung sehr beneidete[60]. Es war natürlich, daß sich in dem preußischen Offizierkorps alle Fehler eines bevorrechteten Standes im Übermaße zeigten: Hochmut gegen den Bürger, Roheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, und bei den bevorzugten Regimentern eine zügellose Frechheit. Es ist eine gewöhnliche Klage der Zeitgenossen, daß man in den Straßen und Gesellschaften Berlins vor den mutwilligen Angriffen der Gensdarmes, den bewunderten Vertretern des jungen Adels, nicht sicher sei. Und bereits fingen diese Anspruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. an, sich ihrer altfränkischen Uniform in Gesellschaft zu schämen, und wo sie es wagten, mit der aufgebauschten weißen Halsbinde, Stulpstiefeln und einem Stockdegen einherzuschlendern.

Aber trotz dieser Mängel lebte in dem preußischen Heere doch noch viel von der tüchtigen Kraft alter Zeit. Noch war der starke Stamm alter Unteroffiziere nicht ausgestorben, denen 1786 die bittern Tränen über den Tod ihres großen Feldherrn in den Schnurrbart gelaufen waren. Noch lebte auch in den Gemeinen, trotz vermindertem Vertrauen zu den Führern, der Stolz auf die erprobte Waffentüchtigkeit. Es sind uns davon viele bezeichnende Züge erhalten, einer davon zeigt besonders hübsch die Stimmung des Heeres. Wenn in dem Feldzug von 1792 ein Preuße und ein Österreicher als gute Kameraden und Mißvergnügte gegeneinander klagen und der Preuße nicht zum Lobe seines Königs spricht, so versetzt er doch dem anderen, der seine Worte wiederholt, einen Backenstreich: „Du sollst nicht über meinen König reden." Und als der erzürnte Österreicher ihm vorwirft, daß er ja dasselbe gesagt, da antwortet der Angreifer: „Das darf ich sagen, aber nicht du, denn ich bin ein Preuße." Und solcher Sinn war in den meisten Regimentern. Nicht der verschlechterte Stoff des Heeres, auch nicht vorzugsweise die veraltete Taktik hat die schmachvollen Niederlagen verschuldet. Ja, gerade in dem Sturz hat sich erwiesen, wie große Tüchtigkeit in der Mannschaft und den Offizieren lebte und schändlich geopfert wurde. Bei der Zügellosigkeit, der Roheit und Räuberei, die in dem verstörten und aufgelösten Kriegsvolk unvermeidlich zutage kam, erfreute wieder gerade unter den Kleinen oft der tüchtigste Soldatensinn. Eine der vielen Nichtswürdigkeiten des kopflosen Feldzugs von 1806 war die Übergabe von Hameln. Wie die verratene Besatzung sich verhielt, wird uns durch den Brief eines Offiziers berichtet. Der Erzähler war ein Emigrantenkind, Franzose von Geburt, er war einer der liebenswertesten Deutschen geworden, deren sich unser Volk freut; er hatte als preußischer Offizier seine Pflicht getan, er hatte jede Freistunde deutscher Literatur und Wissenschaft geschenkt, er war ohne Freude in den Krieg gegen sein Heimatland gezogen und hatte sich zuweilen aus dem ungeschickten Treiben des Feldzugs hinweggesehnt; aber in der Stunde, wo ein schlechter Befehlshaber brave Truppen verriet, brannte in dem Adoptivkind des deutschen Volkes der volle Zorn eines Altpreußen auf; er versammelte seine Kameraden, er drängte zu gemeinsamer Erhebung gegen den unfähigen General, jeder der Jüngeren war in Leidenschaft wie er. Umsonst. Sie wurden hintergangen, die Festung, trotz ihres Widerstandes, den



Schütze vom Königlich Preußischen Infanterieregiment v. d. Goltz. 1790. — Schützenstock, der von den Schützen bis 1806 geführt wurde.

(Nach einer Zeichnung aus der Zeit und C. Kling.)

Tambours der Königlich Preußischen Füsilierbataillone. 1787 bis 1806. (Nach C. Kling.)



Preußischer General der Infanterie (Allgemeine Generalsuniform) 1803.
(Nach einem Kupferstich aus der Zeit und C. Kling.)
Allgemeine Preußische Generalsuniform seit 1803.
(Nach einem Bildnis des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und C. Kling.)



Unteroffizier und Offizier vom Königlich Preußischen Regiment Gendarmes. 1806.
(Nach einem Kupferstich 1806 und C. Kling.)



Kürassieroffizier vom Königlich Preußischen Regiment von Reitzenstein im Überrock. 1806.
Dragonertrompeter vom Königlich Preußischen Regiment Königin. 1806.
(Nach C. Kling.)



Unteroffiziere vom Königlich Preußischen Kürassierregiment von Wagenfeld und vom Königlich Preußischen Dragonerregiment Königin. 1806.
(Nach Handzeichnungen und Kupferstichen aus der Zeit und C. Kling.)



Königlich Preußische Dragoner 1806 vom Regiment von Esebeck und vom Regiment König von Bayern.
(Nach Handzeichnungen und Kupferstichen aus der Zeit und C. Kling.)



Offizier (in Parade) und Jäger (in der neuen „Probemontierung“ vom August 1806) vom Königlich Preußischen Jäger-Regiment. 1806.
(Nach Kupferstichen 1806 und C. Kling.)



Füsiliere (mit „Feldequipage", d. h. feldmarschmäßig) vom Königlich Preußischen Füsilier-Bataillon v. Borell du Vernay. 1806.
(Nach C. Kling.)

Franzosen überliefert. Furchtbar war die Verzweiflung der Soldaten. Sie schossen ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenster, sie schossen in Wut und Trunkenheit auf einander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt würden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. In der Kompanie des Hauptmanns von Britzke, Regiment von Haack, standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne; sie setzten sich wechselseitig die Gewehre auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben[61].

Und die an der Spitze standen und keine Männer waren, wer waren sie? Versuchte Generäle aus der Schule des großen Königs, Edelleute von gutem Adel, ergeben und treu ihrem König, in Ehren gealtert. Aber sie waren zu alt? Es ist wahr, sie waren grau und müde. Sie waren als Knaben, vielleicht aus dem Drill der Kadettenhäuser, ins Heer gekommen, dort waren sie abgerichtet worden, sie hatten auf Befehl marschiert und präsentiert, hatten in zahllosen Paraden Linie und Distanz gehalten, später hatten sie scharf darauf geachtet, daß andere Linie und Distanz hielten, daß die Knöpfe geputzt waren, der Zopf die rechte Länge hatte. Sie hatten um Beförderung geworben und nach Berlin gehorcht, ob Rüchel, ob Hohenlohe am meisten in Gunst stehe, das war ihr Leben gewesen. Sie wußten wenig mehr als das geistlose Einerlei des Dienstes, und daß sie ein Rad in der großen Maschine des Heeres waren. Jetzt war ihr Heer zerschlagen, die Trümmer in unaufhaltsamer Flucht nach dem Osten. Was blieb noch, was für sie einen Wert hatte?

Es war auch nicht Feigheit, was sie so kläglich machte. Sie waren ja sonst brave Soldaten gewesen, und die meisten waren noch nicht so alt, um kindisch zu lallen. Es war etwas anderes. Sie hatten das Vertrauen zu ihrem Staat verloren. Es schien ihnen unnütz, hoffnungslos, sich noch zu verteidigen, eine fruchtlose Menschenschlächterei. So empfanden die Unglücklichen. Sie waren ihr Lebelang mittelmäßige Männer gewesen, nicht besser, nicht schlechter als andere, dieselbe Mittelmäßigkeit herrschte, so weit ihr enger Gesichtskreis reichte, überall in ihrem Staat. Wo war ein großer, kräftiger Zug, wo war ein frisches Leben, das Begeisterung und Wärme abgab? Sie selbst waren die Freude, der Umgang der Hohenzollern gewesen, die Ersten im Staate, das Salz des Landes; sie waren gewöhnt worden, auf den Bürger und den Beamten vornehm herabzusehen. Außer den Fürsten und dem Heer selbst, was hätten sie in Preußen zu ehren gehabt? Jetzt war der König entfernt, sie wußten nicht wo, sie standen in den Mauern ihrer Festung allein, und sie fanden wenig in sich selbst, was sie zu scheuen und zu ehren hatten, sie fühlten am besten, daß sie schwach waren. So wurden sie in den Stunden der Prüfung sehr schlecht und gemein, weil sie ihr ganzes Leben hindurch über ihr Verdienst hoch gestellt worden waren. Es liegt eine fürchterliche Lehre darin. Möge Preußen ihrer stets gedenken. Der Offizierstand, der als bevorrechtete Klasse dem Volke gegenübersteht, gesellig abgeschlossen, mit dem Gefühl einer bevorzugten

Stellung im Staat, wird stets in Gefahr sein, zwischen Übermut und Schwäche zu schwanken. Nur der Offizier, der außer seiner Fahnenehre und der Treue gegen seinen Landesherrn noch vollen Teil hat an dem, was den Bürger seiner Zeit erhebt und adelt, wird in der Stunde schwerer Entscheidung die sichere Kraft in der eigenen Brust finden.

Eine Zeit geistesarmer Mittelmäßigkeit hat Preußen an den Rand des Verderbens gebracht, die politische Leidenschaft hat es wieder erhoben.

Hier aber soll von den Empfindungen berichtet werden, welche ein preußischer Bürger bei dem Fall seines Staates hatte. Er ist ein Mann aus dem Kreise jener preußischen Juristen, von denen oben die Rede war. Was er mitteilt, ist zum Teil bereits durch andere Aufzeichnungen bekannt, seine ehrliche Schilderung wird doch in ihrer juristischen Klarheit und Schmucklosigkeit Anteil finden.

Christoph Wilhelm Heinrich Sethe, geboren 1767, gestorben 1855 als Wirklicher Geheimer Rat und Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes, stammte aus einer der großen Juristenfamilien im Herzogtum Kleve, schon sein Großvater und Vater waren angesehene Beamte der Regierung gewesen, seine Mutter war eine Grolmann. In bürgerlichem Wohlstand wuchs der Knabe in seiner Vaterstadt auf, mit sechzehn Jahren sandte ihn sein Vater auf die Universität Duisburg, dann nach Halle und Göttingen; bei seiner Rückkehr machte er die preußischen Dienststufen bei der Regierung von Kleve-Mark durch, in vortrefflicher Schule. Diese westlichen Landschaften, nicht von weitem Umfang, umfaßten doch einen guten Teil der Kraft des preußischen Staates. Das feste, kernige Volk hing mit warmer Treue an dem Hause seines Fürsten, es war in den Städten und unter den Bauern, die dort frei auf ihrer Hufe saßen, viel Wohlhäbigkeit, das Obergericht war eins der besten Kollegien Preußens. Sethe war Geheimer Rat, glücklich verheiratet, mit seinem ganzen Herzen an die Heimat gefesselt, als der Kriegslärm auch seiner Vaterstadt und ihm das Leben verdüsterte: Truppenmärsche, Einquartierungen, aufregende Gerüchte, endlich Besetzung der Stadt durch die Franzosen, welche bekanntlich einige Jahre hindurch die Hoheitsrechte Preußens bestehen ließen, bis der Vertrag von Amiens auch den letzten Schein preußischen Besitzes nahm. Da löste sich Sethe von seiner Heimat und siedelte zu der preußischen Regierung des neuerworbenen Anteils an Münster über.

Von hier soll er selbst erzählen, was er erfuhr[62].

„Ihr könnt euch leicht vorstellen, meine lieben Kinder, daß uns der Abschied von Kleve sehr schwer wurde. Es war ein bitteres Gefühl, auf diese Weise aus der Heimat zu wandern, und die Vaterstadt unter fremden Gesetzen und unter der Herrschaft eines welschen Volkes zurückzulassen.

Am 3. Oktober 1803 reisten wir ab; wir fuhren von Kleve nach Münster drei Tage, die Fahrt von Emmerich ab war äußerst beschwerlich und langweilig, der Weg über alle Beschreibung schlecht, Knüppeldämme und regellos in den Weg geworfene Steine[63].

Unser erstes Leben in Münster war ebenfalls mit vielen Beschwerden verbunden. Wegen der vielen dorthin versetzten Beamten und des zahlreichen Militärs hatten wir nur eine sehr beschränkte Wohnung erhalten. Dann kamen wir gegen den Winter an; es fehlte uns an Vorräten, in Münster war kein ordentlicher Markt, und die Frauen aus Kleve waren in Verzweiflung, weil sie nichts bekommen konnten. Dies gab sich indessen, und sie befanden sich nachher recht wohl.

Auf freundlichen Empfang und Zuvorkommen gegen uns einwandernde Fremdlinge hatten wir nicht gerechnet, weil wir wußten, wie sehr die Münsteraner ihrer Verfassung anhingen, mit welcher Festigkeit ein großer Teil von ihnen noch auf den erwählten Bischof Viktor Anton rechnete, und wie ungern sie die neue preußische Herrschaft ertrugen. Ich habe ihnen dies nie verdacht, es war ein rühmlicher Zug in ihrem Charakter, daß sie sich ungern von einer Regierung trennten, unter welcher sie sich glücklich gefühlt hatten. Andere dagegen verübelten ihnen dies sehr und verlangten, daß sie die Preußen mit offenen Armen empfangen und sogleich mit Leib und Seele Preußen sein sollten, was doch nur von einem wetterwendischen Volk oder von denen zu erwarten ist, welche unter den Fesseln einer harten Regierung geseufzt haben.

Daher fand eine Spannung und Entfernung zwischen den angekommenen Altpreußen und den Münsterschen schon vor unserer Ankunft statt. Es geschah manches, was nicht geeignet war, die Annäherung zu befördern und bei den Einwohnern eine gute Stimmung zu erwecken.

So wurde bei Auflösung des Münsterschen Militärs der größte Teil der Offiziere mit Pension verabschiedet und aus seiner Lebensbahn herausgeworfen. Diese erste Maßregel der preußischen Besitznahme verwundete nicht allein die Verabschiedeten tief in ihrem Gemüt, allgemein sah man dies als eine ungleiche Behandlung an, um so mehr, als unter den Offizieren von Münster viel Bildung und wissenschaftliche Kenntnis herrschte, und die damalige Masse der preußischen Offiziere mit ihnen einen Vergleich nicht aushielt.

Die Einführung des Kantonwesens vermehrte das Mißvergnügen, aber allgemeinen Unwillen erregten die Mißhandlungen, welche die ausgehobenen Söhne der Bürger und Landleute von jedem Unteroffizier erdulden mußten. Ich selbst bin Augenzeuge gewesen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten mit Schimpfworten, Fußstößen und Fußtritten mißhandelte, ihn mit seinem Rohrstocke auf die Schienbeine schlug, daß dem armen Menschen vor Schmerz die Tränen über die Backen liefen. Auch war der Geist, welcher unter der größeren Masse der preußischen Offiziere herrschte, und das daraus hervorgehende Betragen derselben sehr zurückstoßend und nicht geeignet, in einem neuen Lande Zuneigung für die neue Regierung zu erwecken. Zwar hatte sich Blücher, welcher Kommandant von Münster war, durch sein populäres Wesen, seinen offenen und biedern Charakter und sein Rechtsgefühl wirklich Achtung und Zuneigung erworben, und der General von Wobeser, Chef eines Dragonerregiments, ein sehr vernünftiger, gebildeter, gemäßigter Mann, hielt

hierin mit ihm gleichen Schritt. Allein, was diese gut machten, wurde durch andere, namentlich die Masse der Subalternoffiziere, verdorben.

Einst waren am Mauritztor Händel zwischen einigen Bürgern und der Wache entstanden: die Bürger sollten in die Micken (die Pfähle, woran die Gewehre gelehnt sind) hineingegangen sein und die Wache gestoßen haben. Blücher war damals gerade in Pyrmont. Unter der Unterschrift eines Generals von Ernest, jedoch aus anderer Feder, erschien ein Publicandum, wodurch jede Schildwache, welche von einem Bürger berührt werde, autorisiert wurde, denselben niederzustoßen. Diese unvernünftige Verfügung, welche jede Schildwache zum Herrn über Leben und Tod eines Bürgers machte und diesen bei einer unwillkürlichen Berührung der Schildwache ihren Bajonettstößen aussetzte, machte eine unangenehme Sensation.

Dazu kam nun noch eine ärgerliche Geschichte zwischen drei Offizieren und drei Domherren[64]. Es bestand zu Münster ein sogenannter adliger Damenklub, welcher Männer und Frauen enthielt. Man hatte, gleich nach der ersten Besitznahme, aus politischen Beweggründen die Generale Blücher und Wobeser, den Präsidenten von Stein und andere preußische Offiziere darin aufgenommen, auch Blüchers Sohn Franz. Bei dem Ballotieren über die Aufnahme eines andern preußischen Offiziers fiel dieser mit einer schwarzen Bohne durch. Unstreitig sprach sich hierin eine Abneigung, entweder gegen die Preußen überhaupt, oder gegen die Aufnahme mehrerer Offiziere aus, denn gegen die Person des Ausballotierten war sonst nichts zu erinnern. Es konnte nicht fehlen, daß dies die üble Stimmung vermehrte und besonders die empfindlichen jungen Offiziere in ihrem Dünkel höchlich verletzte. Dazu kam noch, daß der Ballotierte anfänglich für aufgenommen erklärt worden war, und erst durch eine Revision der Kugeln die Ausballotierung ermittelt wurde. Es hatte nämlich die Präsidentin des Klubs, die verwitwete Frau von Droste-Vischering, eine sehr würdige und gutmütige Frau, entweder aus Irrtum oder aus wohlmeinender Absicht, um den unangenehmen Folgen der Ausballotierung vorzubeugen, eine weiße Kugel zuviel gezählt. Es wurde von einem der anwesenden Domherren bemerkt, daß die Zahl sämtlicher Kugeln mit der Zahl der Stimmenden nicht übereinkomme. Bei genauer Nachzählung fand sich nun, daß der Ballotierte nicht aufgenommen sei. Die jüngeren Domherren mochten allerdings zu der beschlossenen Ausschließung mitgewirkt haben.

Der heftige Leutnant Franz von Blücher ließ seine Empfindlichkeit darüber gegen einen der jüngeren Domherren aus, was zu einem Wortwechsel Veranlassung gab. Den folgenden Tag forderte Franz Blücher diesen Domherrn schriftlich, und zwei andere Offiziere, deren einer der Ausballotierte war, forderten zwei andere junge Domherren auf gleiche Weise. Diese beiden, welche nicht die geringste feindselige Berührung mit den Fordernden gehabt hatten, gaben schriftlich ihr Befremden darüber zu erkennen. Der eine erhielt zur Antwort: er habe bei dem Wortwechsel des Leutnants von Blücher mit dem Domherrn gelächelt, und dadurch sei er, der Herausfordernde, in der Person seines Freundes Blücher beleidigt worden. Dem

andern konnte der Provokant noch nicht einmal einen solchen Vorwand angeben, er erklärte nur schriftlich: daß er sich von ihm beleidigt fühle, und daß dies genug sei.

Die Domherren, welche vermöge ihres geistlichen Standes die Ausforderung nicht annehmen konnten, zeigten dem Könige unmittelbar den Vorfall an. Die Folge davon war die Niedersetzung einer gemischten Untersuchungskommission unter dem Vorsitze des Generals von Wobeser und unseres Regierungspräsidenten von Sobbe, wozu auch ich nebst dem Regimentsquartiermeister Ribbentrop hinzugezogen wurde. Die Domherren wurden von dem Kammergericht, welchem das Erkenntnis gegen sie aufgetragen war, freigesprochen, und die Offiziere von einem Kriegsgericht zu dreiwöchentlichem Arrest verurteilt, welchen sie auf der Hauptwache in Gesellschaft ihrer Kameraden, und vor derselben spazieren gehend, verbrachten.

Nun wurden aber die drei Domherren noch durch einen boshaften Streich, welchen man ihnen spielte, auf das empfindlichste gekränkt. Sie wurden nämlich, und zwar, bevor jene Untersuchungskommission niedergesetzt war, zu einer großen Abendgesellschaft bei dem General Blücher ohne dessen Wissen durch einen Livreebedienten eingeladen. Jeder von ihnen stutzte, vermutete einen Irrtum und war bedenklich hinzugehen. Weil indessen alle drei, und zwar durch einen Bedienten des Generals geladen waren, so konnten sie zuletzt doch kein Versehen annehmen; auch ihre Verwandten und Freunde, welche in dieser Einladung einen Schritt zur Beilegung des Geschehenen zu erkennen glaubten, rieten ihnen zu kommen. Der General Blücher, welcher nicht daran gedacht hatte, sie einzuladen, war natürlich sehr entrüstet, die drei Domherren eintreten zu sehen. Gegen sie durch seinen Sohn Franz eingenommen, welcher damals viel Einfluß auf den Vater hatte, und vielleicht auch von dem Urheber der Intrige durch gehässige Bemerkungen über das dreiste Erscheinen aufgereizt, ließ er ihnen sagen, daß sie nicht geladen wären und sich entfernen möchten. Erbittert verließen nicht allein sie, sondern auch ihre Familien die Gesellschaft. Zu Fuß eilten die Frauen nach Hause, so tief fühlten sie die Kränkung. Überall wurde diese planmäßig angelegte Beleidigung mit Unwillen aufgenommen, und trug sehr viel zur Vermehrung der üblen Stimmung bei.

Was aber eine wahre Erbitterung erregte, das war die in der Prozeßsache der Gebrüder Herren von der Reck gegen die Herren von Landsberg und von Böselager ausgeübte Kabinettsjustiz. Durch eine von den Reck ausgewirkte Kabinettsordre vom 5. September 1805 wurden die zwischen jenen beiden Parteien bei dem Reichshofrat schwebenden Prozesse für rechtskräftig entschieden erklärt, und eine außerordentliche Exekutionskommission niedergesetzt, welche die Herren von Landsberg und von Böselager von ihren Gütern exmittierte und die Herren von der Reck in den Besitz derselben setzte.

Diese unglückliche Geschichte mußte in einem Lande, wo man noch gar nicht preußisch gesinnt war, die Gemüter empören. In öffentlichen Schriften wurde dieses gewaltsame Eingreifen in den Lauf des Rechtes heftig angegriffen, und

unsere preußische Justiz, wovon wir den Mund so voll genommen hatten, bekam einen häßlichen Flecken.

Man hatte es endlich darin versehen, daß man die ganze preußische Verfassung nicht auf einmal einführte; es wäre alsdann mit einem unangenehmen Gefühle abgemacht gewesen. Unter dem Neuen, was stückweise zugeteilt wurde, war manches, was nicht zu den angenehmsten Dingen gehörte und den Münsterschen ungewohnt war, so der Stempel, das Kantonwesen und das Salzmonopol. Auch die den Münsteranern aus den benachbarten preußischen Provinzen wohlbekannte Akzise war vor der Tür. Schon waren die Häuser gebaut, und sie sollte 1807 eingeführt werden, als dies die Ereignisse des Jahres 1806 verhinderten. Die Erwartung aber gab den unangenehmen Vorgeschmack. Dadurch erhielt der Haß immer neuen Zündstoff. Endlich, viel zu spät, als schon der unglückliche Krieg begonnen war, wurde das Domkapitel aufgelöst.

Unter solchen Verhältnissen war freilich der Aufenthalt in Münster für uns Altpreußen nicht angenehm; indessen habe ich dies Unangenehme minder empfunden, ich habe mich vielmehr, nachdem ich etwas heimisch geworden, unter den Münsteranern wohl befunden, mir wahre Freunde erworben und von ihnen viele Freundschaft und Liebe empfangen. Wie in meinem Amte, bemühte ich mich auch im Verkehr gerecht zu urteilen.

Aber das Jahr 1806 kam, und ein Schmerz folgte auf den andern. Zuerst wurde der diesrheinische Anteil des Herzogtums Kleve, welcher bei Preußen geblieben war, an Napoleon abgetreten, er faßte diesseits des Rheins festen Fuß und kam zugleich in den Besitz der Festung Wesel, welche der jetzigen preußischen Landesgrenze nur zu nahe war. Sein Schwager Joachim Murat wurde Herzog in dem alten Stammlande des königlichen Hauses. Niemand konnte sich verhehlen, daß unser Staat, der von Osten nach Westen so lang gestreckt war, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen war. Unsre Trauer wurde gesteigert durch den Übermut, womit der neugeschaffene Herzog auch bis nach Münster übergriff.

Neue finstre Wolken stiegen auf. Briefe aus Berlin atmeten sämtlich Krieg gegen Napoleon, Blücher verließ uns, wir sahen der unvermeidlichen Okkupation entgegen. Zwar rückte der General Lecoq mit einem kleinen Korps in Münster ein, aber das gewährte uns geringe Beruhigung, denn er schien die mit breiten Gräben und Wällen versehene Stadt durch eine nutzlose Verteidigung preisgeben zu wollen. Nachdem er vor dem Egidientore eine hübsche Baumpflanzung niedergehauen und dem Erscheinen unseres Kriegsmanifestes in einer Nacht durch plötzlichen Alarm die Stadt erschreckt hatte, um, wie er sagte, die Wachsamkeit seiner Soldaten zu prüfen, zog er in der Mitte des Oktober plötzlich ab und überließ uns unserm Schicksal.

Dennoch blickten wir Altpreußen, auf die Tapferkeit des Heeres vertrauend, hoffnungsvoll nach Osten, und sahen mit ungeduldiger Erwartung einer Siegesnachricht entgegen. Und sie kam — als Napoleon schon auf seinem Siegeszuge

nach Berlin war, und sie trug so sehr das Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß Präsident von Vincke[65] die Bekanntmachung durch den Druck verfügte. Es war ein Jubel ohnegleichen, jeder eilte zum andern, um zuerst die frohe Nachricht zu überbringen. Aber die tiefste Niedergeschlagenheit folgte, der Kelch, den wir jetzt ausleeren mußten, wurde nach dem Taumel der Freude um so bitterer. Wenige Tage darauf erhielten wir durch Flüchtlinge nur zu gewisse Nachricht vom Verluste der Schlacht bei Jena.

Dennoch erholten wir uns von der ersten Betäubung und gaben nicht alle Hoffnung auf. Eine verlorene Schlacht konnte noch nicht über das Schicksal des ganzen Krieges entscheiden.

Als wir aber ausführliche Kunde erhielten von den schrecklichen Folgen dieser Niederlage, als der letzte Rest der Armee in Lübeck das Gewehr strecken mußte, als die Festungen Hameln, Magdeburg, Stettin und Küstrin mit beispielloser Feigheit ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert wurden, und der ganze preußische Staat in feindliche Gewalt kam, da sank uns aller Mut, wir wußten, daß wir verloren waren.

Unterdes war der traurigen Kunde von der verlorenen Schlacht die feindliche Besitznahme auf dem Fuße gefolgt.

An einem frühen Morgen traf eine Abteilung Kavallerie von der Armee des Königs von Holland ein. Unser Groll und Schmerz wurde vermehrt durch die Stimmung der Münsteraner, welche von der unseren sehr abwich. Schon bei der Ankunft des Vortrabes der holländischen Armee offenbarte sich der lange genährte schlummernde Groll gegen die Preußen in einer unverhohlenen Freude. Mit offenen Armen wurden die Befreier von preußischer Herrschaft empfangen und jubelnd bewirtet. Gleich darauf traf der König von Holland an der Spitze seiner Armee ein.

Wir hatten schwere Einquartierung, es waren zehntausend Mann in die Stadt gerückt. Doch wurde strenge Mannszucht gehalten, denn es lag unverkennbar in der Absicht des Königs von Holland, das Land nicht feindselig, sondern mit möglichster Schonung zu behandeln. Er schmeichelte sich, daß ihm die an das Königreich Holland grenzenden preußischen Provinzen zuteil werden würden. Seine Handlungen und die Äußerungen seiner Umgebung zeigten, daß er sich bereits als Besitzer des Landes betrachtete. Er errichtete ein oberstes Verwaltungskonseil, an dessen Spitze er den General Daendels stellte, welchem die beiden Präsidenten der Regierung und Kammer beigeordnet wurden. Auch drängten sich an ihn sogleich die Münsterschen Adligen und traten mit ihren Klagen über die preußische Herrschaft vor, welche er anhörte. Obenan standen die Aufhebung des Domkapitels und die Exmission der Herren von Landsberg und von Böselager. Er übte einen wirklichen Souveränetätsakt aus, indem er das Kapitel wiederherstellte und die Exekution in der Sache der Herren von der Reck gegen die Verbannten sistierte.

Indessen sein Reich hatte bald ein Ende; er mußte auf Befehl Napoleons abmarschieren, und dieser teilte die eroberten preußischen Länder in militärische

Gouvernements ein, welchen er Generäle und General-Intendanten vorsetzte. Die Fürstentümer Münster und Lingen und die Grafschaften Mark und Tecklenburg nebst dem Gebiete von Dortmund machten das erste dieser Gouvernements aus. Nach Münster kam der General Loison.

So war ich denn zum zweiten Male in die Gewalt der französischen Herrschaft geraten. Vergebens hatte ich ihr zu entfliehen gestrebt, vergebens waren die schweren Opfer, welche ich dafür gebracht hatte. Vaterland und Heimat, Eltern und Vermögen hatte ich verlassen, um hier in einem fremden Lande noch einmal die Katastrophe zu bestehn, welcher ich entwichen war, und die jetzt eine weit schlimmere Gestalt angenommen hatte. Als Kleve französisch wurde und ich von dort schied, fühlte ich in meinem Herzen die Freude, unter den Szepter des angeborenen Königs und unter die Herrschaft heimischer Gesetze zurückzukehren. Dieser einzige Anker, woran ich mich gehalten hatte, war jetzt auch abgerissen. Preußens Macht war zertrümmert, der ganze Staat bis auf einen kleinen Rest in der Gewalt eines Eroberers, dessen ehrsüchtige Pläne sich mehr und mehr offenbarten. Es war nur zu gewiß, daß wir abgetreten werden würden; aber was unser Schicksal sein sollte, darüber war ein dunkler Schleier gezogen. Der Gram, welcher in unserm Busen nagte, und die tiefe Trauer, worin wir versunken waren, wurde noch durch den Ärger vermehrt, womit wir den frohlockenden Jubel der Münsteraner über die Befreiung von preußischer Herrschaft und die Huldigungen ansehen mußten, mit denen sie dem welschen Eroberer und seinen Satelliten entgegenkamen. — Vorzüglich war es der Münstersche Adel, welcher sich hierin auszeichnete und auf eine ganz unwürdige Weise benahm. Einige Züge mögen davon Urkunde geben.

Um die ihnen verhaßte preußische Farbe, womit die Schlagbäume, Brücken und öffentlichen Gebäude angestrichen waren, schleunigst wegzuschaffen und die alten Münsterschen Farben an die Stelle zu setzen, wurden die Kosten dazu durch eine Subskription aufgebracht und demnächst unsere Farben gelöscht. Einer der begütertsten Adligen begnügte sich nicht damit, seine warme Teilnahme an diesem Unternehmen durch die Unterschrift eines namhaften Betrages zu erkennen zu geben, er konnte sich nicht entbrechen, seine Freude daran bei der Subskription noch durch die Phrase: ‚mit Vergnügen‘ auszudrücken, damit niemand an seinem patriotischen Sinne zweifle.

Die Präsidenten, Direktoren, Räte, Assessoren und Referendarien der Regierung und der Kriegs- und Domänenkammer fuhren fort, ihre Dienstuniform zu tragen. Auch dies Erinnerungszeichen an die preußische Landeshoheit war den Augen dieses Adels ein Greuel. Es wurde daher bei dem General Loison dahin gearbeitet, daß er die Ablegung der Uniform verordnen solle. Allein die Intrige gelang nur halb. Der General verstattete vielmehr ausdrücklich das Forttragen der Uniform und befahl nur, die preußischen Wappenknöpfe abzunehmen, welche wir mit glatten vertauschen mußten. So wurde die Uniform nicht abgelegt, und der



Die Leipziger Jugend führt die nach der Schlacht bei Jena angekommenen Franzosen in die Quartiere.
(Kupferstich von C. G. H. Geißler.)



Durchzug der preußischen Gefangenen vom Hohenloheschen Korps nach Frankreich.
Leipzig 1806.
(Kolorierter Kupferstich von C. G. H. Geißler.)





Spottbild auf die Kontinentalsperre.
(Kupferstich um 1807.)

Geh. Rat von Forkenbeck und ich haben sie noch im Jahre 1808, als wir nach Düsseldorf berufen wurden, dort im Staatsrat getragen.

Diese sonst so stolze Münstersche Ritterschaft hofierte den französischen Generälen wie ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürstbischof.

Der von Napoleon vorgeschriebene Eid, welcher auch in Münster abgelegt werden mußte, war ihr so wenig zuwider, daß sie sich vielmehr bestrebte, die Eidesleistung recht feierlich zu machen und ihr den sonst nur bei Huldigungen gebräuchlichen Pomp zu geben. Auf dem großen Saal des Schlosses wurde ein Thronhimmel aufgebaut, unter welchem der General Loison die Eidesleistung empfing. Mit dem größten Erstaunen sahen wir diese Zurüstungen, aber mit noch größerem Befremden sahen wir den General Loison eintreten, begleitet von den Erb- und Hofbeamten des ehemaligen Bistums Münster, welche in ihrem alten Staate dem französischen General gleich ihrem vormaligen Landesherrn ministrierten und ihm während der Handlung als Schildhalter zu Seite standen.

Dem Gouverneur wurden bedeutende Tafelgelder — wenn ich nicht irre, monatlich zwölftausend Taler Konventionsmünze — ausgesetzt, welche durch eine extraordinäre Steuer aufgebracht wurden. Es wurde eine Hofhaltung gebildet, und die pensionierten Münsterschen Hofbeamten wurden wieder in Tätigkeit gesetzt. Der Hofmarschall von Sch. fungierte in dieser Eigenschaft am Tische des Franzosen; er machte zur Tafel und zu den Abendassembleen die Einladungen, dabei trug er seine alte Hofmarschallsuniform, seinen Marschallsstab in der Hand, und unter ihm der Hoffurier seinen Degen usw. — Als wir diesen niederträchtigen Unfug zum ersten Mal sahen, nannte der Regierungspräsident von Sobbe gegen mich den einen den Stocknarrn, den andern den Hofnarrn.

Es wurde ferner eine Ehrengarde für den General Loison aus Freiwilligen errichtet, welche sich selbst equipierten. Sie bezog täglich die Wache auf dem Schlosse und begleitete den General, als er mit einer Schar Soldaten einen Kreuzzug durch die Grafschaft Mark machte. An der Spitze dieser Ehrengarde standen ebenfalls Glieder der Münsterschen Ritterschaft.

In ihren adligen Damenklub, welcher sonst jedem ehrenwerten deutschen Mann, der nicht zu ihrer Kaste gehörte, verschlossen war, nahmen sie jetzt einen französischen General mit seiner nichtswürdigen Mätresse auf, um desto besser Einfluß auf ihn zu üben.

Dennoch wollte es ihnen mit dem General Loison nicht so recht glücken; er war ihnen zu klug, machte sich im geheimen über sie lustig und ließ sich nur die Spenden, welche ihm teils gereicht, teils versprochen waren, wohlgefallen. Sie hatten ihm einen kostbaren Degen zum Geschenk angeboten und er bestens akzeptiert. Der Degen wurde auch in Frankfurt bestellt und verfertigt, er kam aber erst an, als Loison bereits vom Gouvernement abgegangen war. Jetzt war ihnen das voreilige Anerbieten leid geworden, und sie hatten keine Lust, ihm den Degen zu senden, weil sie bei ihm die Willfährigkeit, welche sie erwartet, nicht gefunden hatten. Was aus

dem Degen geworden, habe ich nicht erfahren, man hielt die Sache geheim. Dem Franzosen Loison war das höfische Getreibe zuletzt so zuwider geworden, daß er selbst bei Napoleon seine Abberufung zur Armee auswirkte.

Bei seinem schwächern Nachfolger Canuel glückte es besser. Mein würdiger Freund, der Präsident von Vincke, mußte die erste Erfahrung machen. Eine beiläufig von ihm in einer Remonstration hingeworfene Äußerung, ‚daß er sonst seinem Amte nicht weiter würde vorstehen können', wurde mit beiden Händen ergriffen, als eine Dienstentsagung gedeutet und er seiner Stelle entlassen.

Um meinen Kummer über nicht zu ändernde Dinge zu überwinden, suchte ich in der Vertiefung einer großen Arbeit Zerstreuung, und ich fand sie. Das noch unvollendete Hypothekenwesen des Münsterlandes bot mir den nächsten und besten Stoff dar. Ich gab mich dieser weitläufigen Arbeit mit dem höchsten Eifer hin, und brachte mit Zuziehung mehrerer Referendarien die Eintragung aller zum Hypothekenbuch der Regierung von Münster angemeldeten Realrechte zustande. Dadurch gelang es mir, mich gewissermaßen zu betäuben; ich habe damals an mir selbst erfahren, daß starke Arbeit in Wahrheit ein lindernder Balsam ist, welcher der langsamen Heilkraft der Zeit zuvoreilt.

So sehr ich aber auch durch dies Zurückziehen in meinen engen Geschäftskreis eine Art von philosophischer Ruhe errungen zu haben glaubte, so konnte ich doch erschütternden Gefühlen nicht entgehen, als der Tilsiter Friede uns wirklich vom preußischen Staat trennte und die Grenzen desselben sogar vierzig Meilen von uns nach Osten abrückte. Die rührenden Worte, womit unser unglücklicher König von seinen Untertanen in den abgetretenen Provinzen Abschied nahm und die Beamten ihrer Eidespflicht entließ, machten uns die Größe unseres Verlustes noch tiefer empfinden. Liebe Kinder, es ist ein durchaus nicht zu beschreibendes, schmerzliches Gefühl, wenn die alten Bande der Zugehörigkeit, der Liebe und des Vertrauens, welche uns, durch eine lange Reihe unserer Voreltern, an Staat und Landesherrn knüpfen, auf einmal gewaltsam zerrissen werden, wenn einem Volke ein neuer und fremder Herrscher aufgedrungen wird, für den kein Herz schlägt, den man mit zagendem Zweifel empfängt und welcher auch seinerseits für die neuen Untertanen nichts empfindet."

Soweit der Bericht des guten Preußen. Münster und die Grafschaft Mark wurden zu dem neuen Großherzogtum Berg geschlagen, Sethe selbst ward Generalprokurator des Appellationshofes zu Düsseldorf. Aber nicht lange, und die feste Redlichkeit des Deutschen erschien dem fremden Eroberer verdächtig. Er hatte seine Hilfe nicht geboten, ungesetzliche Barbarei der französischen Regierung zu unterstützen: dafür wurde er unter Drohungen nach Paris gerufen und dort festgehalten, im Grunde, weil man seinen Einfluß auf die patriotische Stimmung des Landes fürchtete. Als er 1813 entlassen und die preußische Herrschaft in seinem Vaterlande wiederhergestellt war, leitete er die Neubildung der richterlichen Behörden in den Rheinlanden. Von da lebte er in langer segensreicher Tätigkeit sei-

nem Amte, einer der ersten preußischen Juristen, welche das Geschworenengericht, Öffentlichkeit und Mündlichkeit, und die freieren Lebensformen des Rheins gegen die Staatsregierung vertraten. Von fester Unabhängigkeit des Charakters, wahrhaft, pflichtgetreu, in würdigem Ernst und bürgerlicher Einfachheit, war er ein Musterbild altpreußischer Beamtenehre. Der Segen seines Lebens ruht auf seinen Kindern.

Nicht ohne Absicht sind in diesem und dem vorhergehenden Kapitel zwei Schilderungen aus dem Kreise des deutschen Bürgertums nebeneinandergestellt. Auch sie verdeutlichen den Gegensatz, welcher sich im ganzen 18. Jahrhundert bis zu den Freiheitskriegen durch das deutsche Leben zieht: Pietisten und Wolfianer, Klopstock und Lessing, Schiller und Kant, Deutsche und Preußen, ein reiches Gemüt, das sich nach innen kehrt, und geduldige Tatkraft, welche sich die Außenwelt unterwirft.





IX. Die Erhebung.

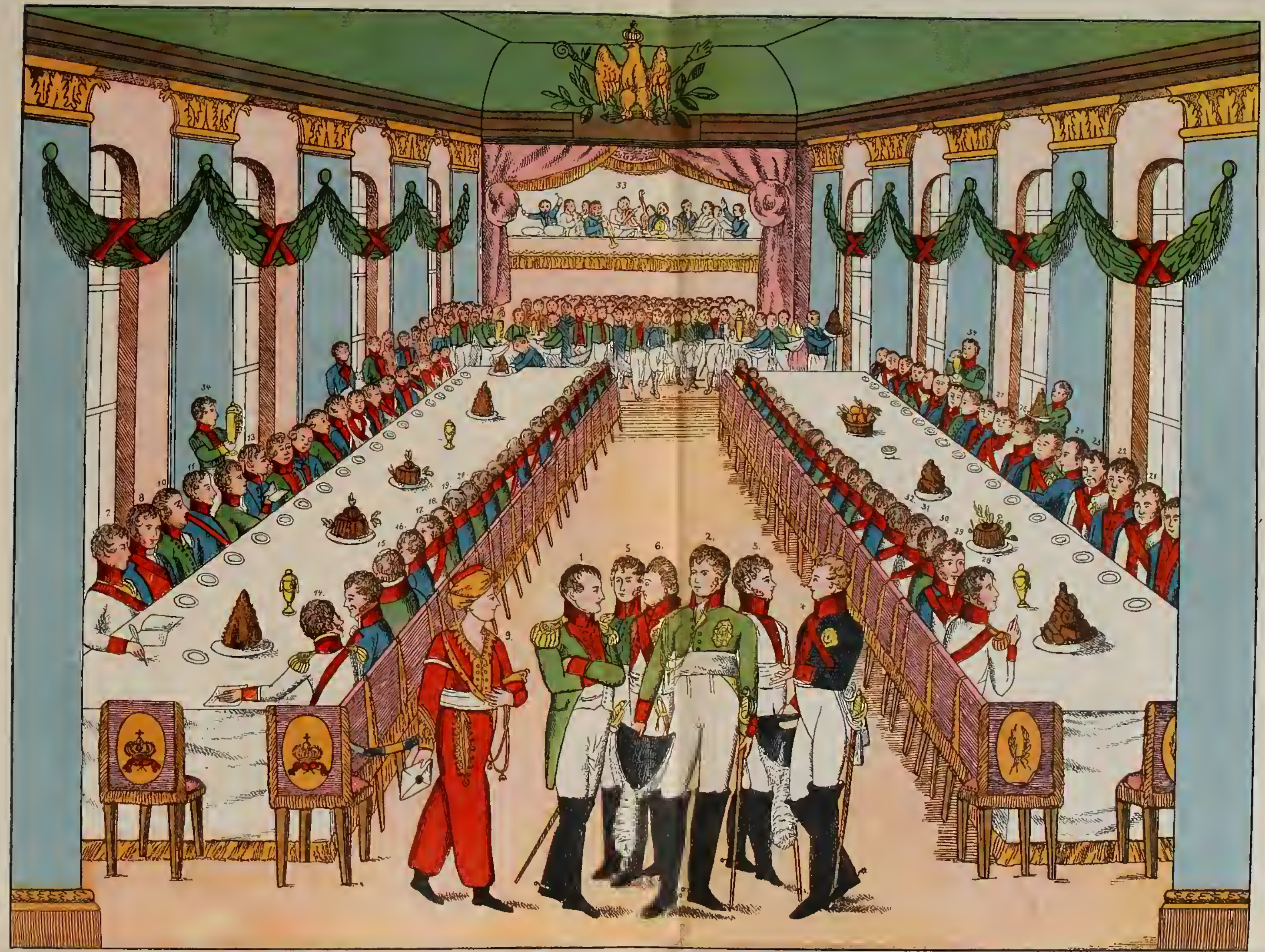
Der größte Segen, welchen die Reformatoren der Erde nachkommenden Geschlechtern hinterlassen, liegt selten auf dem, was sie selbst für die Frucht ihres Erdenlebens halten, nicht auf den Lehrsätzen, um die sie kämpfen, leiden und siegen, von ihren Zeitgenossen gesegnet und verflucht werden. Nicht ihr System ist das Bleibende, sondern die zahllosen Quellen eines neuen Lebens, welche unter ihrer Arbeit fröhlich aus der Tiefe der Volksseele ans Licht treten. Die neue Lehre, welche Luther der alten Kirche entgegengestellt hatte, verlor wenige Jahre, nachdem er sein Haupt zur Ruhe gelegt hatte, einen Teil ihrer bildenden Kraft. Aber was er während seinem großen Kampfe mit der Hierarchie getan hatte, seinem Volke die Selbsttätigkeit des Geistes zu steigern, das Pflichtgefühl zu vermehren, die Sittlichkeit zu erhöhen, Zucht und Bildung zu gründen, dieser Abdruck seiner Seele in jedem Gebiete des idealen Lebens blieb in den schweren Kämpfen der folgenden Jahrhunderte ein unzerstörbarer Gewinn, aus welchem zuletzt eine Fülle neuen Lebens erwuchs. Auch das System Friedrichs des Großen wurde wenige Jahrzehnte nach seinem Tode durch fremde Sieger als eine unvollkommene menschliche Erfindung widerlegt. Aber das beste Ergebnis seines Lebens blieb wieder ein unvertilgbarer Erwerb für Preußen und Deutschland. Er hatte in Tausenden seiner Beamten und Krieger Eifer und Pflichttreue, in Millionen seiner Untertanen Anhänglichkeit an sein Haus lebendig gemacht, er hatte als ein weiser Haushalter überall die Saat des geistigen und wirtschaftlichen Gedeihens ausgestreut. Das war das Bleibende seines Staats, der vortrefflich bearbeitete Boden, auf welchem das neue Leben auf-

blühte. Als sein Heer zerschlagen, das Land von Fremden überschwemmt war, als die bittere Not zwang, das Leben zu suchen, wo es zu finden war, da begann, noch während die feindlichen Gewalten zerstörten, die frische Kraft der Nation ihre Arbeit. Sogar was in der Erscheinung am widerwärtigsten war, die Schnelle und Haltlosigkeit, mit welcher das Alte zusammenstürzte, wurde ein Glück, denn es beseitigte plötzlich zwar nicht alle Träger der alten Regierungsweise, aber doch die größte Gefahr ihres Widerstandes. Gerade jetzt wurde deutlich, wie tüchtig der Grundstoff war, der sich in Preußen vorfand: Beamte und Offiziere, vor allem das Volk selbst. Unerhört wie der Fall, ebenso unerhört war die Erhebung.

Untätig, betäubt sieht das Volk den Bruch seines Staates, es ist gewöhnt, nur von oben herab seine Anregungen zu empfangen. In der wüsten Verwirrung, welche jetzt folgt, scheint nirgend eine Rettung, der Schwache verflucht die schlechte Regierung, schadenfroh sieht der Seichte die Niederlage der geistlosen und anmaßenden Standesbevorrechteten, der Schwächste folgt den Sternen des Siegers. Männer von warmem Gefühl, wie Steffens, schließen sich ein und dichten eine traurige Ode auf den Fall des Vaterlandes, Klügere untersuchen griesgrämig die Schäden der alten Staatseinrichtung und verurteilen bitter das Gute mit dem Schlechten.

Größer wird die Not, es ist die Absicht des Kaisers, auch dem Teil von Preußen, dem er ein Scheinleben lassen will, alle Adern zu öffnen, damit es sich verblute. Unerschwinglich sind die Kriegssteuern, die französische Armee wird über das Land verteilt, sie bezieht in Schlesien und den Marken Kantonierungsquartiere, Offiziere und Soldaten werden dem Bürger in die Häuser gelegt, sie sollen gefüttert und vergnügt werden. Auf Kosten der Kreise müssen gemeinschaftliche Tafeln eingerichtet und Bälle gegeben werden. Der Soldat soll sich für die Mühsalen des Kriegs entschädigen. Wir sind die Sieger, rufen übermütig die Offiziere. Kein Recht gibt es gegen ihre Roheit und die Frechheit, womit sie den Frieden der Familien stören, in denen sie jetzt wie Herren schalten. Daß sie gegen die Frauen des Hauses artig sind, macht ihnen die Männer nicht geneigter. Noch ärger treiben es die Generäle und Marschälle. Prinz Hieronymus hat sein Hauptquartier in Breslau und hält dort seinen üppigen Fürstenhof; noch jetzt erzählt dort das Volk, wie ausschweifend er gelebt und wie er sich täglich in einem Faß Wein gebadet. In Berlin spannt der Generalintendant Daru seine Forderungen mit jedem Monat höher. Auch die demütigenden Bedingungen des Friedens sind noch zu gut für Preußen, höhnend verändern die Gewalthaber seine Bestimmungen. Sie geben die Festungen nicht zurück, wie sie gelobt haben, sie steigern die Millionen der Kriegskosten mit abgefeimter Grausamkeit ins Ungeheure. Mehr als 300 Millionen haben sie seit sechs Jahren aus dem Lande gezogen, das noch den Namen Preußen führen durfte.

Auch über Handel und Verkehr legt sich vernichtend die neue Oberherrschaft. Durch die Kontinentalsperre wird Einfuhr und Ausfuhr fast aufgehoben. Die Fabriken stehen still, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß, auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich; die



1. Kaiser von Frankreich
2. Kaiser von Rußland
3. Fürst Constantin
4. Prinz Wilhelm von Preußen
5. König von Westfalen
6. König von Sachsen
7. König von Bayern
8. König von Württemberg
9. Leibmameluck d. Kaisers
10. Herzog von Weimar
11. Herzog von Gotha
12. Herzog von Vicenza
13. Herzog von Mecklenburg
14. Herzog von Oldenburg
15. Fürst von Dessau
16. Fürst von Waldeck
17. Fürst Primas
18. Fürst Kuratin

Congreß zu Erfurt im September 1808

19. Fürst v. d. Leihe
20. Fürst von Neuchatel
21. Fürst von Reuß-Lobenstein
22. Prinz von Hohenlohe
23. Prinz von H. Homburg
24. Prinz von Mecklenburg
25. Graf von Romanzow
26. Graf Dolstov
27. Graf von Poser
28. Graf von Baust
29. Graf von Vinzent
30. Graf v. d. Golz
31. A. Sec. Maret
32. General Bover
33. Musik
34. Mundschenken

(Deutscher Bilderbogen. 1808.)



Menge der Armen wächst zum Erschrecken, kaum vermögen die großen Städte die Scharen der Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen. Auch der Wohlhabende zieht seine Bedürfnisse ins Kleine. Er beginnt die freiwillige Zucht des eigenen Lebens, indem er kleinen Genüssen, an die er gewöhnt war, entsagt. Auch er trinkt statt des Kaffees geröstete Eicheln, Schwarzbrot, Roggen; größere Gesellschaften vereinigen sich, keinen Zucker mehr zu gebrauchen; die Hausfrauen sieden nicht mehr Früchte ein. Wie Ludwig von Vincke, der damals als Gutsbesitzer im neuen Großherzogtum Berg saß, hartnäckig den Huflattich statt Tabak raucht und seinen Wein aus Johannisbeeren keltert, so verzichten auch andere auf die Bedürfnisse, welche der fremde Tyrann mit seinem Monopol belegt hat.

Und die Wissenschaft beginnt ihr großes Werk, die entweihten Hallen des Staates wieder für den Dienst guter Götter zu segnen, sie entsühnt, reinigt, erhebt die Seelen. Während die französische Trommel durch die Straßen Berlins wirbelt und die Spione der Fremden um die Häuser lungern, hält Fichte seine Reden an die deutsche Nation: ein neues kräftiges Geschlecht müsse erzogen werden, den Nationalcharakter zu bessern, die verlorene Freiheit wieder zu erobern.

Und aus dem äußersten Osten des Staates, wo jetzt die größte Kraft des preußischen Beamtentums an der Spitze der Geschäfte steht, beginnt eine völlige Umgestaltung des Volkes. Die Untertänigkeit wird aufgehoben, das Grundeigentum freigemacht, die Städte erhalten Selbstregiment. Der alte Gegensatz der Stände wird gebrochen, die Vorrechte abgeschafft. Auch im Heer bereitet Oberst Scharnhorst die Neubildung vor. Jetzt darf sich frei regen, was von Lebenskraft im Volke ist.

Schon im Jahre 1808 steht der Preuße nicht mehr mutlos, schon hebt er erwartungsvoll das Haupt und sieht um sich nach Helfern. Die ersten politischen Gesellschaften bilden sich. Tugendbund, Bildungsverein, wissenschaftliche Kränzchen, Offizierklub, sie alle haben denselben Zweck, ihr Vaterland von fremder Herrschaft zu befreien, das Volk heranzubilden zu einem nahen Kampfe. Noch ist Ungeschick, maßloser Eifer, auch Spielerei dabei, aber sie verbinden doch eine große Anzahl patriotischer Männer. Emsig laufen die Boten mit Geheimschriften, schwer wird es den ungeübten Verbündeten, die Späher des Feindes zu täuschen. Auch finstere Rachepläne werden in manchem Vereine beraten, und Verzweifelte hoffen, durch eine große Untat das Vaterland zu retten.

Höher steigt die Hoffnung im nächsten Jahre; in Spanien hat der Krieg begonnen, Österreich rüstet zu dem heldenmütigsten Kampf, den es je unternommen. Auch in Preußen ist der Boden unter den Fremden unterwühlt, alles ist zum Aufstande vorbereitet, der Polizeipräsident von Berlin, Justus Gruner, ist einer der tätigsten Leiter der Bewegung. Aber es gelingt nicht, Preußen mit Österreich zu verbinden, in einzelnen hoffnungslosen Versuchen verpufft die erste große Erregung des Volkes. Schill, Dörnberg, der Herzog von Braunschweig, der Aufstand in Schlesien zerschellen. Die Schlacht bei Wagram nimmt die letzte Hoffnung auf Österreichs Hilfe.

Vielen sinkt der Mut, nicht den Besten. Unablässig üben sich die Vaterlandsfreunde im Gebrauch der Schußwaffe, auch das preußische Heer, das nicht mehr als 42 000 Mann betragen soll, wird im geheimen auf mehr als die doppelte Zahl gebracht, in allen Militärwerkstätten sitzen die Soldaten aus dem Handwerkerstande und arbeiten an der Ausrüstung für einen künftigen Krieg.

Und zum zweiten Mal erhebt sich die Hoffnung des Volkes, Napoleon rüstet zum Kriege gegen Rußland. Wieder ist die Zeit gekommen, wo ein Kampf möglich wird, schon darf Hardenberg dem französischen Gesandten St. Marsan sagen, daß Preußen sich nicht ohne Todeskampf zerstören lasse, und mit hunderttausend Kriegern einem feindlichen Anlauf entgegentreten werde. Aber der König vermag nicht den Entschluß eines verzweifelten Widerstandes zu fassen, er gibt die Hälfte des stehenden Heeres als Verbündeter zu der großen Armee. Da verlassen sogar patriotische Offiziere seinen Dienst und eilen nach Rußland, dort gegen Napoleon zu kämpfen. Und wieder wird in Preußen die Hoffnung klein, in unabsehbare Ferne scheint die Befreiung gerückt.

Überall im nördlichen Deutschland brennt der Haß gegen den fremden Kaiser. Auch im Westen der Elbe, wo seine unaufhörlichen Kriege die männliche Jugend auf die Schlachtbank führen. Die Aushebung zu den Soldaten wird dort als Todeslos betrachtet. Die Kosten eines Stellvertreters sind auf zweitausend Taler gestiegen. Auf allen Straßen sind die Trauerkleider zu sehen, welche Eltern um die verlorenen Söhne tragen. Aber am gewaltigsten ist der Haß der Preußen, in jedem Lebensberuf, in jedem Hause ruft er unablässig zum Kampfe. Alles, was in dem Deutschen hold und herzlich ist, Sprache, Poesie, Wissenschaft, die Sitte des Hauses, arbeitet dort in der Stille gegen Napoleon und sein fremdes Wesen. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterlist und Grausamkeit, Verleumdung, Tücke und ruchlose Gewalt werden gallisch und korsisch gescholten. Wie der wunderliche Jahn nennen den Kaiser auch andere Eifrige nicht mehr beim Namen, er wird „Er" genannt, wie einst der Teufel, oder mit verächtlichem Ausdruck Bonaparte.

So werden die Charaktere in Preußen durch sechs Jahre gehärtet.

Es war nicht mehr ein großer Staat, welcher im Frühjahr 1813 zu seinem Kampf um Leben und Tod rüstete. Was von Preußen noch übrig war, umfaßte nur 4 700 000 Menschen. Dieses kleine Volk hat im ersten Feldzug ein Heer von 247 000 Mann ins Feld gestellt, von je neunzehn Menschen, Frauen, Kinder, Greise mitgerechnet, je einen. Was das bedeutet, wird klar, wenn man berechnet, daß eine gleiche Anstrengung des gegenwärtigen [1888] deutschen Reiches von 40 Millionen Einwohnern die ungeheure Zahl von reichlich 2 000 000 Soldaten zur Feldarmee geben würde[66]. Und diese Summe drückt nur das Verhältnis der Menschenzahl, nicht des damaligen und gegenwärtigen Wohlstandes aus.

Denn es war auch ein sehr armes Volk, welches in den Krieg zog. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker kämpften seit sechs Jahren fruchtlos gegen die eiserne Zeit; dem Landwirt waren mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine

Leipzig le 29. Novembre 1806.

L'Auditeur du conseil d'état, Intendant du cercle de Leipzig, arrête ce qui suit:

Art. 1.

La circulation des marchandises dans l'intérieur reste libre, à l'exception des marchandises et autres objéts designés dans l'article suivant.

Art. 2.

Toute propriété, de quelque nature qu'elle puisse être, appartenant à un sujet anglais, toute marchandise appartenant à l'Angleterre ou provenant de ses fabriques ou de ses colonies étant sujettes à la saisie, aux termes des Art. 4. et 5. du décret du 21. Novembre; il est ordonné à tous les employés des douanes et des péages de les arrêter, même lorsqu'elles voyagent sous passeport.

Art. 3.

Il est ordonné à tous les employés des douanes et des péages, de visiter exactement les charretes ou voitures quelconques, chargées de marchandises, et généralement tous les chargements de quelque manière qu'ils soient transportés, de saisir toute marchandise appartenant à des sujets anglais, ou provenant de l'Angleterre, de ses fabriques ou de ses colonies, et d'en faire sur le champ leur rapport à Mr. le Général Commandant ainsi qu'à Mr. l'Intendant.

Art. 4.

Les employés des douanes et des péages, et les officiers civils supérieurs, commis à cet effet, sont spécialement chargés et responsables de l'exécution du présent réglement qui sera imprimé dans les deux langues, publié et affiché dans toutes les places publiques, aux entrées des villes et notamment aux douanes et péages.

Signé, Intendant du cercle de Leipzig

A. L. Treilhard.

Approuvé, l'Administrateur général des finances des pais conquis entre l'Elbe et le Rhin

Villemanzy.

Vu et approuvé, Le Général Commandant

Réné.

Leipzig den 29. November 1806.

Der Auditeur des Staatsraths, Intendant des Leipziger Kreises, verordnet Folgendes:

Art. 1.

Der innere Handel mit Waaren bleibt frey, mit Ausnahme der Waaren und andern Gegenständen so im folgenden Artickel verboten sind.

Art. 2.

In Ansehung alles Eigenthums, welcher Art es seyn möge, das einem englischen Unterthan gehört; jeder Waare, die England gehört, oder von dessen Fabriken oder Colonien kommt, und, zufolge des Ausdrucks des 4ten und 5ten Artikels des Decrets vom 21. November, dem Beschlage unterworfen ist, wird jedem Accise- und Zollbedienten anbefohlen, sie anzuhalten, selbst wenn sie mit einem Paß versendet würden.

Art. 3.

Allen Accise- und Zollbedienten ist anbefohlen, sorgfältig die mit Waaren beladenen Karren oder Wagen, welcher Gattung sie seyen, so wie überhaupt alle Ladungen, auf welche Art sie immer fortgeschafft werden, genau zu visitiren, und jede Waare, die einem englischen Unterthan gehört, oder von Englands Fabriken oder Colonien kömmt, in Beschlag zu nehmen, und darüber unverzüglich ihren Rapport an den Herrn General-Commandanten, so wie auch an den Herrn Intendanten gelangen zu lassen.

Art. 4.

Die Accise- und Zollbedienten, wie auch die dazu bestallten Obercivilbedienten, sind besonders angewiesen, unter ihrer Verantwortlichkeit, auf die Befolgung der gegenwärtigen Verordnung zu halten, welche in beyden Sprachen gedruckt, bekannt gemacht, und an allen öffentlichen Orten, an den Thoren der Städte, und vorzüglich an den Accise- und Zollhäusern angeschlagen werden soll.

Der Intendant des Leipziger Kreises,

A. L. Treilhard.

General-Administrator der Finanzen der eroberten Länder zwischen der Elbe und dem Rhein,

Villemanzy.

Gesehen und genehmigt, der General Commandant

Réné.

Verordnung über die Kontinentalsperre. Leipzig 1806. (Einblattdruck.)

V S. 422

besten Pferde aus dem Stall geführt worden, das verschlechterte Geld, welches im Lande umrollte, störte den Binnenverkehr mit den nächsten Nachbarn, die ersparten Taler aus besserer Zeit waren längst ausgegeben. In den Tälern des Gebirges hungerte das Volk, auf der Marschlinie der großen Armee war drückender Mangel an notwendigen Lebensmitteln, Gespanne und Saatkorn hatten schon seit 1807 dem Landmann gefehlt, im Jahre 1812 trat dieselbe Not ein.

Es ist wahr, heißer Schmerz über den Sturz Preußens, tiefer Haß gegen den Kaiser Frankreichs arbeiteten in dem Volk. Aber großes Unrecht würde den Preußen tun, wer ihre Erhebung vorzugsweise aus der finstern Gewalt des Ingrimms herleiten wollte. Mehr als einmal in alter und neuer Zeit hat eine Stadt, auch ein kleines Volk in Verzweiflung seinen Todeskampf bis zum äußersten durchgekämpft, mehr als einmal setzt uns der wilde Heldenmut in Erstaunen, welcher den freiwilligen Tod durch die Flammen des eigenen Hauses oder durch die Geschosse der Feinde der Ergebung vorzieht. Aber solche hohe Steigerung des Widerstandes ist sonst nicht frei von einem düstern Fanatismus, der die Seelen bis zur Raserei entflammt. Davon ist in Preußen kaum eine Spur. Im Gegenteil, durch das ganze Volk geht ein Zug von herzlicher Wärme, ja, von einer stillen Heiterkeit, die uns unter all dem Großen der Zeit am meisten rührt. Es ist gläubiges Vertrauen zur eigenen Kraft, Zuversicht zu der guten Sache, überall eine unschuldige, jugendliche Frische des Gefühls.

Beispiellos ist diese Stimmung, schwerlich, solange es Geschichte gibt, hat ein gesittetes Volk das Größte in so reiner Begeisterung geleistet. Für den Deutschen aber hat dieser Zug im Leben seiner Nation eine besondere Bedeutung. Seit vielen hundert Jahren geschah es zum ersten Mal, daß die politische Begeisterung im Volke zu hellen Flammen aufschlug. Durch Jahrhunderte hatte der einzelne in Deutschland unter der Herrschaft des fürstlichen Staates gestanden, oft ohne Liebe, Freude und Ehre, immer ohne tätigen Anteil. Jetzt in der höchsten Not nahm das Volk sein altes unveräußerliches Recht wieder in Anspruch. Seine ganze Kraft warf es freiwillig und freudig in einen tödlichen Krieg, um seinen Staat vom Untergange zu retten.

Und noch höhere Bedeutung hat der Kampf für Preußen und sein Königsgeschlecht. Durch hundertfünfzig Jahre hatten die Hohenzollern ihre Untertanen zu einem Volk, unverbundene Landschaften zu einem Staat zusammengeschlossen. Ein großer Fürst, teure Siege, glänzende Erfolge des Hauses hatten dem neuen Volke Liebe zu seinen Fürsten gegeben. Jetzt war die Regierungskunst eines Hohenzollern zu schwach gewesen, das Erbe seiner Väter zu erhalten. Jetzt kam das Volk, das seine Ahnen geschaffen, und gab der letzten Anstrengung, die sein Fürst machen konnte, eine Richtung und eine Größe, welche den König fast wider seinen Willen aus der Niederlage emporriß. Mit seinem Blute zahlte das preußische Volk dem Geschlechte seiner Fürsten für das Große und Gute, das ihm die Hohenzollern getan. Und diese Hingabe, so treu und pflichtvoll, ging aus der sichern Empfindung her-

vor, daß Leben und die wahren Interessen des Fürstenhauses und des Volkes eins waren. Auch diese Art von Erhebung ist ohne Beispiel in der Geschichte.

Wer aber das Aufglühen der Volkskraft im Jahre 1813 betrachtet, der findet noch einiges Besondere darin, was schon uns, den Söhnen, fremdartig erscheint. Wenn jetzt eine große politische Idee das Volk erfüllt, so vermögen wir genau die Stufen zu bestimmen, welche sie zu durchlaufen hat, bevor sie sich zu einem festen Wollen verdichtet. Die Presse beginnt zu belehren und zu erwärmen, Gleichgesinnte treten in öffentlichen Versammlungen zusammen, der Vortrag des begeisterten Redners übt seine Wirkung. Allmählich vergrößert sich die Zahl der Teilnehmenden, aus dem Streit verschiedener Ansichten, welche in der Öffentlichkeit gegeneinander kämpfen, entwickelt sich die Erkenntnis dessen, was not tut, Einsicht in Wege und Mittel, dann der Wille, solche Forderung durchzusetzen, Opferlust, Hingabe. Von dieser allmählichen Steigerung der Volksstimmung durch ein öffentliches Leben ist im Jahre 1813 noch kaum eine Spur. Was auf die Nation von außen wirkt, ist von anderer Art: die Phantasie wird durch einzelne Bilder in Anspruch genommen, die Empfindung durch einzelne große Ereignisse angeregt; im ganzen aber liegt eine Stille auf dem Volke, die man wohl episch nennen darf. Gleichzeitig bricht das Gefühl in Millionen auf, nicht reich an Worten, ohne glänzenden Schein, immer noch still und, wie eine Naturkraft, von unwiderstehlicher Gewalt. Es ist eine Freude, diesen Verlauf in einzelnen Hauptzügen zu betrachten. Nicht wie er in hervorragenden Personen, sondern wie er im Leben des kleinern Mannes sichtbar wurde, soll hier dargestellt werden.

Es war nach dem Neujahr 1813. Das scheidende Jahr hatte dem neuen einen strengen Winter als Erbschaft zurückgelassen, aber in Haufen standen die Leute auch in einer mäßigen Stadt vor dem Posthause. Glücklich, wer zuerst das Zeitungsblatt nach Hause trug. Kurz und vorsichtig war der Bericht über die Ereignisse dieser Tage, denn in Berlin saß der französische Militärgouverneur und bewachte jede Äußerung der verschüchterten Presse. Dennoch war längst die Kunde von dem Schicksal der großen Armee bis in die entlegenste Hütte gedrungen, zuerst dunkle Gerüchte von Not und Verlust, dann die Nachricht von einem ungeheuren Brande in Moskau und den himmelhohen Flammen, die rings um den Kaiser aus dem Boden gestiegen waren. Dann von einer Flucht durch Eis und Wüsteneien, von Hunger und unsäglichem Elend. Vorsichtig sprach auch das Volk darüber, denn die Franzosen lagerten nicht nur in der Hauptstadt und den Festungen des Landes, sie hatten ihre geheimen Helfershelfer auch in den Provinzen, Späher und verhaßte Angeber, denen der Bürger aus dem Wege ging. Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiser selbst von seinem Heer geflohen war. In offenem Schlitten, nur einen Begleiter neben sich, war er verhüllt, als Herzog von Vicenza, Tag und Nacht durch preußisches Land gefahren. Am 12. Dezember war er um acht Uhr abends in Glogau angelangt, dort hatte er eine Stunde geruht, und war um zehn Uhr in grimmiger Kälte aufgebrochen. Am nächsten Morgen war er zu Hainau in der

alten Burg eingefahren, wo damals der Posthof war. Dort hatte die entschlossene Postmeisterin Gramsch ihn erkannt, in ihrer Küche mit den Löffeln geschlagen und geschworen, ihm keinen Tee zu gönnen, sondern einen anderen Trank zu brauen. Durch die ängstlichen Vorstellungen ihrer Umgebung war sie endlich bis auf Kamillentee erweicht worden, den sie mit hartem Fluch in die Kanne goß. Er hatte doch getrunken und war weiter gejagt, auf Dresden zu. Jetzt war er in Paris angekommen, man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn seine Gemahlin und sein Sohn begrüßt hatten, wie wohl sich der Kaiser befinde, und daß er bereits am 27. Dezember die schöne Oper „Das befreite Jerusalem" angehört habe. Und man las weiter, daß die große Armee trotz Ungunst der Jahreszeit doch noch in furchtbaren Massen über Preußen zurückkehren solle, und daß der Kaiser von neuem rüste. Aber man las auch von der Untersuchung gegen General Mallet. Und man wußte, wie frech sich die Lüge in den französischen Zeitungen breitete.

Man sah, was von der großen Armee übrig war. In den ersten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße zu den ersten Häusern der Vorstadt. Das waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanz und empörendem Übermut. Endlos waren die Truppenzüge gewesen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte sich die Masse durch die Straßen der Stadt gewälzt, nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt, das militärische Schauspiel mit seinem Gepränge und seinen Schrecken füllte noch die Phantasie.

Aber auch die unbestimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängnisses. Einen Monat hatte der endlose Durchzug gedauert, wie Heuschrecken hatten die Fremden von Kolberg bis Breslau das Land aufgezehrt. Denn schon im Jahre 1811 war eine Mißernte gewesen, kaum hatten die Landleute Samenhafer erspart, den fraßen 1812 die französischen Kriegspferde, sie fraßen den letzten Halm Heu, das letzte Bund Stroh, die Dörfer mußten das Schock Häckselstroh mit sechzehn Talern, den Zentner Heu mit zwei Talern bezahlen. Und gröblich, wie die Tiere, verzehrten die Menschen. Vom Marschall bis zum gemeinen Franzosen waren sie nicht zu sättigen. König Hieronymus hatte in Glogau, keiner großen Stadt, täglich vierhundert Taler zu seinem Unterhalt erpreßt, der Herzog von Abrantes vier Wochen lang täglich fünfundsiebenzig Taler. Die Offiziere hatten von der Frau des armen Dorfgeistlichen gefordert, daß sie ihnen die Schinken in Rotwein koche; den fettesten Rahm tranken sie aus Krügen und gossen Zimtessenz darüber, auch der Gemeine bis zum Trommler hatte getobt, wenn er des Mittags nicht zwei Gänge erhielt, wie Wahnsinnige hatten sie gegessen. Aber schon damals ahnte das Volk, daß die Frevelhaften so nicht zurückkehren würden. Und die Franzosen sagten das selbst. Wenn

Einst war der Erdkreis gegen uns erbittert, | Schaut nun mit Grausen mit Entsetzen hier
Europas Boden hat vor uns gezittert. | Ein warnend Jammerbild sind wir! —





Die Trümmer der französischen Armee bei ihrer Rückkehr ins Vaterland.
(Radierungen von C. G. H. Geißler, „nach der Natur" gezeichnet.)

Deutsche Napoleon-Karikaturen.

(Die deutsche Napoleon-Karikatur, der Friedrich Schulze, Weimar, 1916, eine eingehende Darstellung gewidmet hat, konnte sich, einerseits wegen der Beherrschung der deutschen Länder durch die Franzosen, andererseits, weil damals die politische Karikatur als Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung noch wenig entwickelt war, nicht frei ausbreiten und eine volkstümliche weitreichende Wirkung gewinnen. Zu einer eigentlichen Entfaltung gelangte sie erst seit 1813, vorwiegend der Masse nach, indem die Nachahmungen und Nachdrucke einzelner Spottbilder, auch ausländischer, insbesondere englischer, zahlreicher wurden.)



Napoleons Stufenjahre (1814).
(Beliebtes Motiv der Napoleon-Karikatur.)





Napoleons Rückzug aus Rußland. 1812.
(Aquatintablätter nach Zeichnungen von J. G. Schadow. Die Unterschriften sind in der verkleinerten Wiedergabe ausgelassen. Die Blätter waren noch während der Besetzung Berlins durch die Franzosen, also vor dem 5. März 1812, unter dem Pseudonym des englischen Karikaturisten Gillray und unter der spöttischen Verlagsbezeichnung „à Paris chez Blaise imprimeur“ veröffentlicht worden.)



Jubel der großen Nation.

Teilung der Welt.

Auf nach Berlin.

Dat Hallische Dor.

(Aquatintablätter und Kupferstiche nach Zeichnungen von J. G. Schadow. Sommer 1813. — Die Blattreihe soll die angebliche Freude der Franzosen über Napoleons Rückkehr nach Paris, dessen neue Proklamationen und neue Eroberungspläne verspotten.)


monde
de l'Empire
de l'Empire
major



„Der aufgerichtete Bär ist das Stadtwappen Berlins, er ist als Landwehrmann gewappnet und hat die Kreuzmütze auf. Darauf bezieht sich der Ausspruch der französischen Offiziere am andern Ende: wir hatten ihn gezähmt, aber er hat sein Naturell wieder. Das Hallische Tor kann nun wohl das Triumphtor heißen, denn was gegen den Feind zog, und was an Gefangenen und Beute ankam, ging durch dies Tor. — Der Platz im Tore heißt das Rondeel, und ich habe kürzlich im kleinen das Modell einer Ehrensäule gemacht, die da soll oder sollte zu stehen kommen. — Im Tore sieht man ein paar Bürgergardisten vor dem Wachthause. Die drei Frauenspersonen sind in der Berliner Haube, der dicke Mann und diese sollten bloß die Ruhe der Leute an dem Tage bezeichnen. „Dat flutscht" ist eine uns Berlinern wohlbekannte Redensart. Der K(ron-) P(rinz) von Schweden frug einen Landwehrmann, warum sie beim Angriffe den Kolben statt des Bajonetts gebrauchten? und er antwortete: es flusche besser (es fördert, oder es gibt viel auf einmal), ich weiß nicht, ob das Wort bei Ihnen im Gebrauch ist. Der K. P. von Schweden hatte sein Zelt bei einer Mühle. Das übrige hat weiter keine Bedeutung, als daß ich die Eigentümlichkeiten der Franzosen in Stellungen und Physiognomien bezeichnen wollte, welches überhaupt hierbei meine Absicht war. Das übrige ist immer eine spöttische Anspielung über den Gebrauch der Silbe: Grand bei Ämtern und Würden und bei dem Namen der Nation." (Brief von J. G. Schadow vom 1. Februar 1814 an C. A. Böttiger.)



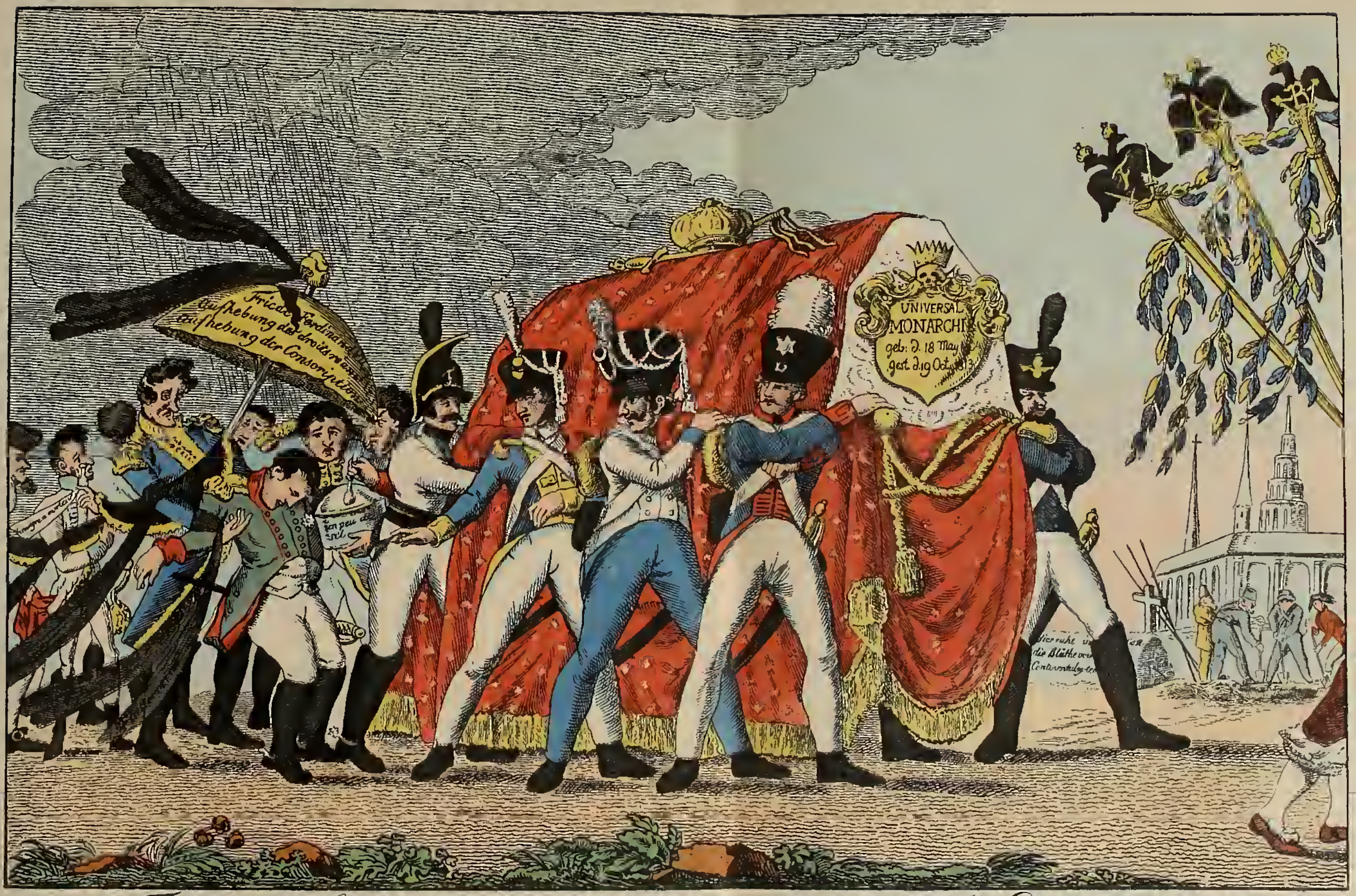
Befehlen Eure Majestät 100000 alte Garden?

(Kupferstich von C. G. H. Geißler, Leipzig 1813, mit dem Selbstbildnisse des Künstlers, der dem Kaiser seine Soldatenbildblätter als Ersatz der vernichteten französischen Armee anbietet.)



Die Fechtstunde. 1814.

(Aquatintablatt von Buchhorn nach einer Zeichnung von J. G. Schadow. — „Blücher und Napoleon fechtend. In der Mitte zwischen ihnen in einer Entfernung der Engländer. Auf der Rechten im Bilde: der Norddeutsche, beleibt, mit einem Bierkruge; der Süddeutsche, schlank, mit dreieckigem Hut, die Hände in den Hosenträgern; dahinter ein Kosak zu Pferde, die Lanze schwingend, das linke Bein erhebend. Auf der linken Seite: la grande nation: 1. ein Soldat, 2. l'état militaire, und 3. l'état civile." Die Spruchbänder des Blattes sind in der verkleinerten Wiedergabe ausgelassen.)



Feierliche Leichenbestattung der Universalmonarchie.

(Kolorierter Kupferstich nach einer Zeichnung von E. T. A. Hoffmann, der vielleicht auch Verfasser des satirischen Textblattes war. März 1814.) V. S. 434 1

The exequies of the universal monarchy

oder

feierliche Leichenbestattung der Universalmonarchie.

Das jüngste Kind seiner Laune, dessen Namen das Schild am Sarkophag ausspricht, muß hier ein tiefgebeugter, schmerzzerknirschter Vater zu Grabe begleiten. Alle Insignien, womit die hoffnungsvolle Dirne, die, nach der Größe des Sarkophags zu urtheilen, ein seltenes Wachsthum haben mußte, gespielt und sich verziert hatte, scheinen ihr mit in das Grab gegeben werden zu sollen; als da sind ein Schwert, eine Krone, die, vermuthlich der häufigen Handhabung wegen, etwas verbraucht scheint, indem sie den Reichsapfel und das Kreuz verloren hat und zu einem bescheidenen Barret zurückgekommen ist, ferner eine Geissel, welche die Selige mit seltener Kraft geschwungen haben soll. Daß sie im Tode noch herrlicher stralt, wird bedeutsam durch den Todtenkopf, den ein Stralendiadem ziert, dem Beschauer zu bedenken gegeben. Auch scheint das Verschwinden alles Irdischen, das ihre Größe verschmäht, durch die im Diadem noch erbleichende Cocarde angedeutet zu werden. Alterthumsforschern bleibt überlassen, ob sie eine alt-französische, wie uns dünkt, darin entdecken, oder nicht. Ein liliendurchwirktes Grabtuch deckt den Sarkophag, die Reinheit und Läuterung der Seligen durch den Tod anzuzeigen. Dies scheint uns wenigstens die natürlichste Erklärung, auf welche die Anordnung des Ganzen hinführt. Wollen wir nämlich dem Künstler nicht einen barocken Humor unterlegen, wodurch er das alte: von den Todten soll man das Beste reden, nicht wenig und fürwahr nicht zur Empfehlung seiner Gutherzigkeit, verlezt, so müssen wir in den zwei entgegengesetzten, dem dunkeln und dem auffallend hellen Felde, nothwendig die Idee von einer Verklärung der Verblichenen in und durch den Tod als Hauptidee anerkennen. Wäre es sonst wohl zu erklären, daß mit jedem Schritte vorwärts nach dem Grabe der Himmel immer reiner und wolkenloser wird? daß die Fünfmänner aus dem Wehrstande nicht, wie gewöhnlich, als stumme und theilnahmlose Werkzeuge, sondern voll von dieser Idee in rüstiger und ernster Haltung, wenn auch ohne die gemeine Rührung, einherschreiten? Und sind nicht die königlichen Aare, die vom Donnergott aus der Luft herabschwebenden *), und hier vorgetragenen, oder aufgepflanzten ein in dieser Hinsicht äuserst bedeutsames Symbol? Würde es nicht unbarmherzig grausam von dem Künstler seyn, den Zug am Grabe der ältern Schwester vorüberzuführen, welches mit der Aufschrift bezeichnet ist: Hier ruht in Gott die Blüthe des Continentalsystems. Würde die augenscheinliche Gemüthlichkeit, womit, rechts dem Beschauer, Todtengräber verschiedener Zungen, wie es scheint, das Grab bereiten, ohne jene Idee nicht ein störendes Beiwerk seyn? Ist nicht, so gefaßt, selbst das buntstrümpfige von einem Harmolin umwehte gleichsam der Verklärung entgegenschreitende Bein angemessen deutsam?

Diese schöne Idee, welche wir eben als in dem hellen Felde überall uns ansprechend fanden, halten wir für so wirksam und mächtig, daß wir uns sogar des Kunstgriffs, sie bis zulezt, als beruhigend, aufzusparen, überheben zu können glaubten; und wir gehen daher, in Hoffnung auf den Totaleindruck, zu der dunklen Seite der Darstellung über, an welcher sich, wie durchgehends in der Welt, die helle hervorhebt. Denn fürwahr, Glück müssen wir der ihrer Reinigung entgegengetragenen Seligen wünschen, wenn wir nun das dunkle Feld betrachten. Aus wolkenbedecktem Himmel träuft der Regen, einzig wie es scheint, auf den gebeugten Vater herab. Sein Schmerz ist noch neu und überwältigt ihn dergestalt, daß er die Verklärung seiner Tochter nicht sieht, sondern nur im dumpfem Schmerz ihre tödtliche Niederlage. Er und seine Angehörigen weilen noch nachtbefangen in dem Jammerthale, das die Selige fast im Rücken hat. Zusammenbrechen will der von Hoffnungen und Wünschen früher, gleichsam krankhaft, aufgedunsene Leib. Diese Hinfälligkeit, dieses Hinwelken, diese Niedergeworfenheit kennt keine Freude, als den Tod. Ihn selbst und alles an ihm beugt der Gram zur Erde, selbst das Schwert will erdwärts. Umsonst bietet ihm ein Diener vor ihm, auf reichliche Gaben, wie das Gefäß mit der Aufschrift: un peu de sel (etwas Salz) zeigt, eingerichtet, die Kühlung, die er nun nicht mehr verlangt. Umsonst heult und jammert gleichsam für ihn, der nicht einmal einen Laut hat für seinen Schmerz, ein ihm seitwärts nach hinten zu Stehender. Umsonst will man das Kopfwaschen durch den Regenguß mit dem übergehaltenen Schirme verhindern. Er läßt sich geduldig den Kopf, den unbedeckten Kopf, waschen, da durch einen unglücklichen Zufall der Schirm ein Loch bekommen hat — dieser Schirm, sonst ein Pracht- und Staatsschirm, dessen Aufschrift: Friede mit Ferdinand VII. statt eines Gorgonenhauptes dienen konnte, und nun, statt dem Gebeugten Friede mit Ferdinand zu geben, durch das bedeutsam verschwundene mit, nur Ferdinand dem VII. selbst Frieden giebt. Wahrscheinlich jezt erst, in dem Augenblicke der verhängten Trostlosigkeit, von unsichtbaren bösen Geistern hervorgezaubert, und nur dem Beschauer, nicht den hier handelnden Personen, lesbar sind die Schreckensworte, welche auf den Friedensbruch folgen: Aufhebung des droits réunis, und der Conscription. Hatte aber, wie kurz vorher bemerkt, die Trostlosigkeit keinen Laut und Ausdruck in dem Helden des Schmerzes, so hat der Künstler diesen Ausdruck weise an die Umgebungen vertheilt, selbst an das Leblose. Wie wir oben schon in dieser Hinsicht des Schwerts gedachten, so werden wir hier auf den Schleier aufmerksam, worauf die unselige Flattermine steht, welche ein des ewigen und mit Recht gefundenen Brandmals würdiger Corporal kurz vor dem Verscheiden der Universalmonarchie zu Leipzig an dem sogenannten Fluchtthore angelegt hatte und wodurch er die Arme wenn auch nicht in die Luft sprengte, doch wenigstens tödtlich erschreckte, so daß sie sogleich den Geist aufgab. Sie war allerdings mit ein Nagel zu ihrem Sarge, und wer weiß nicht, ob auch zum Sarge des Vaters, den ein hinter ihm vom Arme eines ihn haltenden marschallähnlichen Mannes wehender Flor mit dem Schmerzensausruf: o Corporal der Corporale unglückseligster! beklagt. Und dieser marschallähnliche Mann — der vielleicht besser getroffen wäre, hätte ihn das Unglück nicht getroffen — was ist er anders im ganzen Ausdruck seiner Gestalt und Haltung, als die historische Vorausnahme dessen, was der Vater selbst zu werden befürchten muß? ein vom wüthendsten Schmerz verzerrter Mann? der kaum noch die Kraft, den Vater zu halten, zusammenzuraffen vermag. Das Höchste des Ausdrucks aber ist, wie sich aus der allmäligen Steigerung ergiebt, in die Figur des vorlezten Mannes in diesem dunklen Felde gelegt, der wegen des, wenn auch schwarzflornen, Ordensbandes, unstreitig ein Bruder des hochbetrübten Vaters ist. Er scheint, troz einer nun völlig ausgebildeten Anlage zur Verschrumpfung und Verzehrung, früherhin doch bessere Zeiten erlebt zu haben. Das Riechfläschchen, womit er seine erschöpften Kräfte noch aufruft, und das laut der Aufschrift jezt vinaigre à quatre voleurs enthält, mag wohl weiland eau de mille fleurs oder etwas Aehnliches enthalten haben, oder auch eau Westphalienne, womit ein Bruder des gebeugten Vaters, wahrscheinlich der hier gemeinte, sich fleißig gewaschen haben, das dem Cölnischen noch vorzuziehen gewesen, nun aber in ganz gemeines und schlechtes Wasser verwandelt worden seyn soll. Ohne den hier dargestellten Fall und bei längerm Gebrauch dieses Wassers hätte er vielleicht seine in der That binsenähnliche Schmächtigkeit bewältigt; wie ihn aber der Künstler vorgeführt hat, scheint er wirklich unheilbar. Ein kleiner, aber feiner, weil auch noch in dem dunklen Jammerfelde beruhigender Zug ist von dem Künstler durch den boshaft lächelnden Juden angebracht, der dem Schmächtling noch das Tuch aus der Tasche zieht, das doch wahrscheinlich zum Thränentrocknen beigesteckt war.

So harmonirt also das Ganze ausnehmend, und mit Auffindung dieser Harmonie ist unser Geschäft, als Cicerone, beendigt.

---

*) Siehe den berühmten Alterthumsforscher Böttiger, irgendwo.

V. S. 434, 2

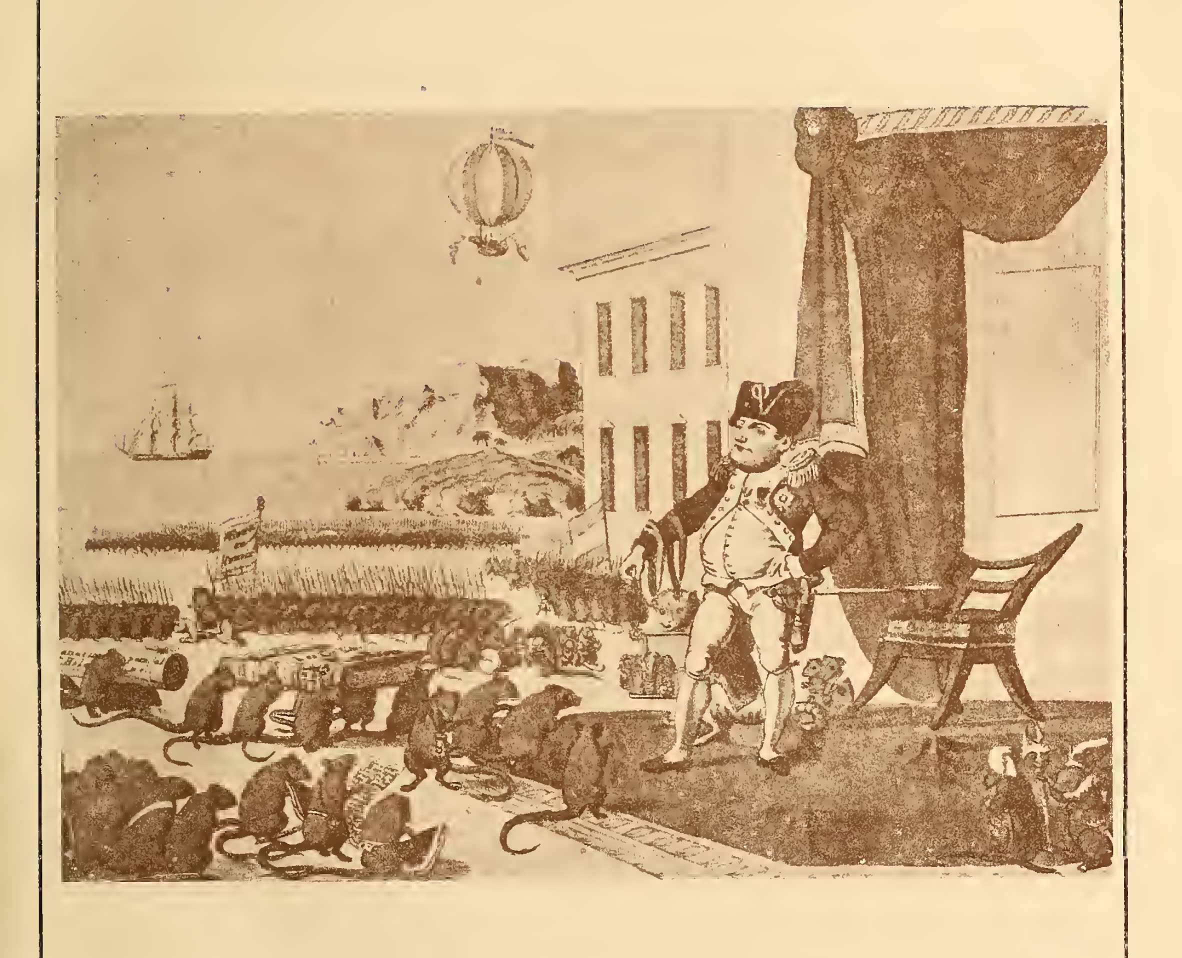


„Es geht zum Ende". 1814.

(Kupferstich nach einer Zeichnung von J. G. Schadow. Der Titel ist eine Anspielung auf den angeblichen Ausruf Talleyrands bei der Nachricht von der Leipziger Schlacht: C'est la commencement de la fin! Eine Erklärung des Künstlers lautet: „Commencement du finale. Soll wohl den Konzert der vier Fürsten gegen N., und das Theater den Abfall der Rheinbundfürsten andeuten: sie ziehn sich hinter die Kulissen: Redensart. Einer droht, hat den Degen gezogen und streicht mit der Hand unters Kinn, italienische Gebärde: von mir hast du nichts zu hoffen; — kann der H. von Bayern sein; der den Rockschoß aufhebt: H. von Württemberg. Der mit der Jagdflinte Fürst von Dessau, den mit dem Gebetbuche errät man [als den König Friedrich August von Sachsen] — übrigens muß man hinter dem arlechino nicht viel suchen. Der Künstler hat geglaubt, ein Puppenspiel müsse ihn haben, und 'das Brillen abnehmen ist hier der Übergang vom Künstlichsehen zum Natürlichsehen. Der fliegende Drache soll nicht mehr und nicht minder heißen als: le diable m'emporte. Zwei Marionetten, die sich zurückziehen in die Kulissen, haben schlechterdings keine bestimmten Personen gemeint sein sollen." — Im Vordergrunde Napoleon, links die Kaiser Alexander und Franz I., rechts Bernadotte und König Friedrich Wilhelm III.)



Der (Wiener) Kongreß. 1815. (Kupferstich nach einer Zeichnung von J. M. Voltz [?].)

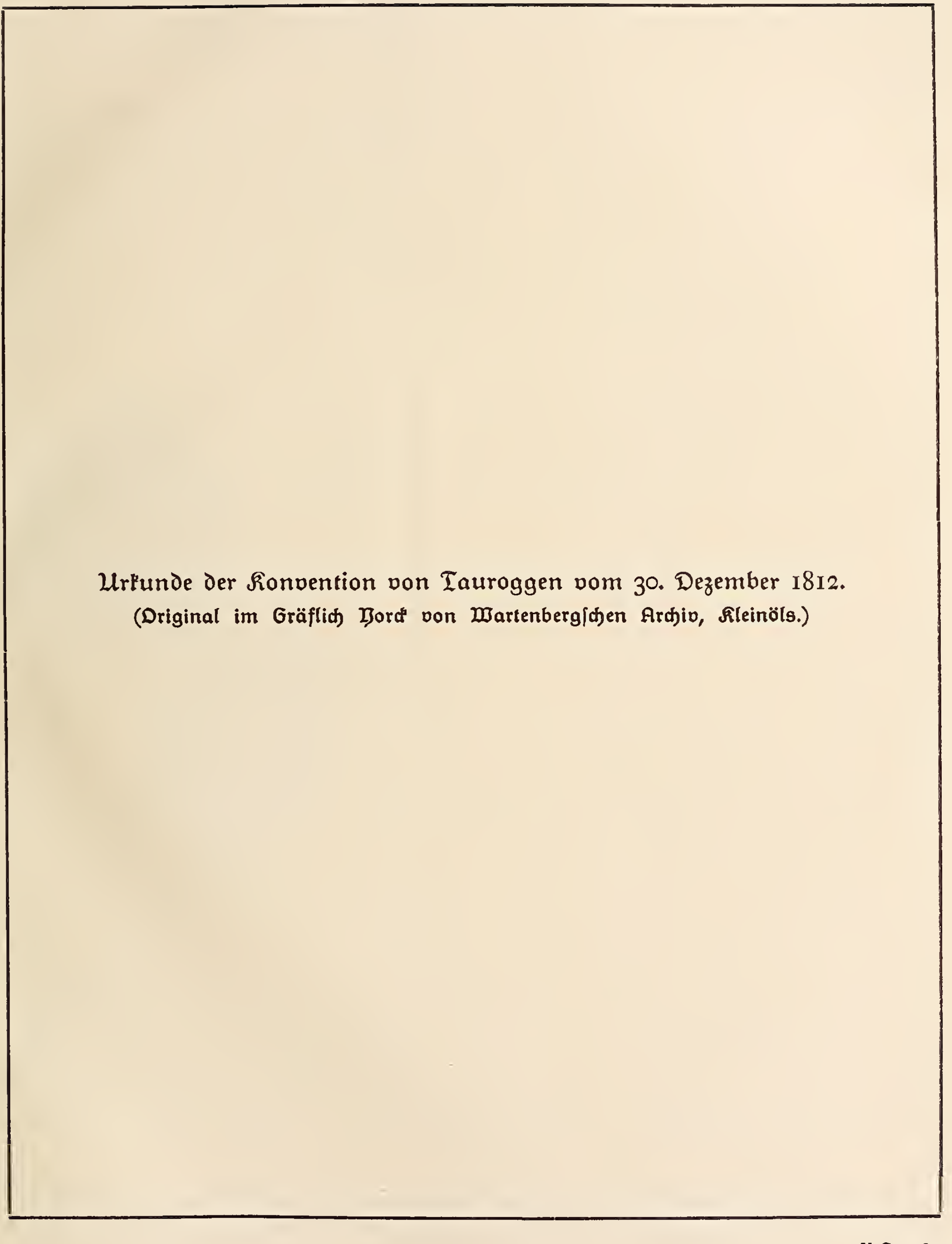


Wie der — dies Jahr in Europa nicht mehr gefeierte — Napoleons-Tag auf der Insel St. Helena festlich begangen wird.
(Kupferstich nach einer Zeichnung von J. M. Voltz.)

sie sonst mit ihrem Kaiser in den Krieg gezogen waren, hatten ihre Rosse gewiehert, sooft sie aus dem Stall geführt wurden, damals hingen sie traurig die Köpfe; sonst waren die Krähen und Raben dem Heere des Kaisers entgegengeflogen, damals begleiteten die Vögel der Walstatt das Heer nach Osten, ihren Fraß erwartend[67].

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volk geträumt hatte. Es war eine Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, Schals, frisch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Tschako, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den untern Teil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerrot, erloschen lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, glücklich war, wer in Filzsocken oder in weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte, vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterschieden sich von den übrigen wenig, ihre Mäntel waren verbrannt, nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militärisches Ansehen. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran, meistens sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Dämonisch erschien das lautlose Erscheinen der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Hunger sei nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen, vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazaretts sich die Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie bereits regelmäßige Krankenkost erhielten; noch damals behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott, einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lager=



Urkunde der Konvention von Tauroggen vom 30. Dezember 1812.
(Original im Gräflich Yorck von Wartenbergschen Archiv, Kleinöls.)

Es ist heute zwischen den beiden Unterzeichneten dem Königlich Preußischen General-Lieutenant und kommandirenden General des Preußischen Hülfs-Corps zur französischen Armee von Yorck, und dem Russisch Kaiserlichen General-Major und General-Quartier-Meister der Gräflich Wittgensteinischen Armee von Diebitsch nachstehende Konvention verabredet und beschlossen worden.

Artikel 1.

Das Preußische Corps besetzt den Landstrich innerhalb des Königlichen Territoriums längs der Grenze von Memel und Nimmersatt bis zu dem Wege von Woinuta nach Tilsit; von Tilsit aus aber die Straße über Schillupischken

pischken und Melauken nach Labiau, die Städte dieser Straße mit eingeschlossen, die Grenze desjenigen Territoriums, welches dem Korps hierdurch eingeräumt wird; das Kurische Haff schließt es auf der andern Seite dieses Territorium, welches während der preußischen Besetzung als völlig neutral erklärt und betrachtet wird. Die Kaiserlich Russischen Truppen behalten sich einen freien Durchmarsch auf der vorgenannten Grenz Straße vor, können aber in den Städten kein Quartier verlangen.

Artikel 2.

In diesem, im vorstehenden Artikel bezeichneten Landstrich bleibt das preußische Korps bis zu den eingehenden Befehlen Sr. Majestät des Königs von Preußen neutral stehen; verpflichtet sich aber, wenn höchstdieselben Sr. Majestät

der Rückmarsch des Korps zur französischen Armee be-
fehlen sollten, während eines Zeitraums von zwei Mo-
naten, vom heutigen Tage an gerechnet, nicht gegen die Kaiserlich Russischen Armeen zu dienen.

Artikel 3.

Sollten Sr. Majestät der König von Preußen oder Sr. Majestät der Kaiser von Rußland die Allerhöchste Genehmigung versagen, so soll dem Korps ein freier unge-
hinderter Marsch auf dem kürzesten Wege, dahin wo Sr. Majestät der König bestimmt, freigestellt bleiben.

Artikel 4.

Alle etwaigen Preußischen Traineurs und alles militairische Material was auf der Straße von Mitau hier zurückgeblieben seyn könnte, wird dem Korps unbedingt zurückgegeben; auch erhalten diejenigen

Verpflegungs und Train-branchen, durch die kaiserlich Russischen Armeen, welche sich von Königsberg oder weiter zum Preußischen Korps begeben wollen, einen freien Durch-Marsch.

Artikel 5.

Kommen die Befehle des Generallieutenants von York dem Generallieutenant von Massenbach noch zu, so sind die Truppen unter seinem Kommando, so wie alle andern Preußische Truppen und dazu gehörige Administrations-Branchen, die sich dieser Konvention anschließen wollen, darin mit einbegriffen.

Artikel 6.

Wenn auch die Kaiserlich Russischen Truppen unter Kommando des General-Major von Diebitsch, Preußische Truppen von dem Detaschement des Generallieutenant von Massenbach gefangen genommen werden

werden sollten, so werden sie dieser Convention mit eingeschlossen.

Artikel 7.

Dem Preussischen Corps steht es frei seine Verpflegung mit den Provinzial-Regierungen auf dem Lande zu reguliren, selbst wenn der Sitz dieser Regierungen durch Kaiserlich Russische Truppen besetzt wäre.

Vorstehende Convention ist in duplo ausgefertigt, durch und von den Unterzeichneten eigenhändig unterschrieben und mit ihrem familien Siegel bekräftigt worden.

Poscheruner Mühle
den $\frac{18^{ten}}{30^{ten}}$ Dezember
1812.

v. Yorck.
Königl. Preuss. General Lieut.

von Diebitsch
Kaiserlich russischer General Major.

feuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden[68].

Überall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Siechhäuser eingerichtet, und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt, giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche herausgetragen wurden, auch der Bürger mochte sich hüten, daß die Ansteckung nicht in sein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, schlich deshalb nach notdürftiger Ruhe, müde und hoffnungslos, der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Rast und Ruh. So hat sie Gott geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen," und hinter den Flüchtlingen gellte der höhnende Ruf: „Die Kosaken sind da!" Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens, und schneller wankten sie zum Tore hinaus.

Das waren die Eindrücke des Winters von 1813. Unterdes hatte die Zeitung gemeldet, daß General York mit dem Russen Wittgenstein die Konvention von Tauroggen abgeschlossen hatte. Und mit Schrecken hatte der Preuße gelesen, daß der König den Vertrag verwarf, den General seines Kommandos entsetzte. Aber gleich darauf sagte man sich, daß das nicht Ernst werden könne, denn der König war aus Berlin, wo sein teures Haupt unter den Franzosen nicht mehr sicher war, nach Breslau abgereist. Jetzt hoffte man.

In der Berliner Zeitung vom 4. März las man unter den angekommenen Fremden noch französische Generäle, aber an demselben Tage betrat „Herr von Tschernitschef, Kommandeur eines Korps Kavallerie", in friedlicher Ordnung die Hauptstadt.

Seit drei Monaten wußte man, daß der russische Winter und das Heer des Kaisers Alexander die große Armee vernichtet hatten. Schon in der Weihnachtszeit hatte Gropius für die Berliner den Brand von Moskau im Diorama aufgestellt. Seit einigen Wochen waren unter den neuen Büchern häufig solche, welche russisches Wesen behandelten, Beschreibungen des Volkes, russische Dolmetscher, Hefte russischer Nationalmusik. Was von Osten kam, wurde verklärt durch den leidenschaftlichen Wunsch des Volkes. Niemand mehr, als die Vortruppen des fremden Heeres, die Kosaken. Nächst dem Frost und Hunger galten sie als die Besieger der Franzosen. Wunderbare Geschichten von ihren Taten flogen ihnen voraus. Sie sollten halbwilde Männer sein, von großer Einfachheit der Sitten und von ausgezeichneter Herzlichkeit, von unbeschreiblicher Gewandtheit, Schlauheit und Tapferkeit. Wie schnell ihre Pferde, wie unwiderstehlich ihr Angriff sei, wurde gerühmt, daß sie die größten Flüsse durchschwimmen, die steilsten Hügel erklettern, die grimmigste Kälte mit gutem Mut ertragen könnten.

Schon am 17. Februar waren sie in der Nähe von Berlin erschienen; seitdem erwartete man sie täglich in den Städten, welche weiter nach Westen lagen, täglich zogen die Knaben aus den Toren, um zu spähen, ob ein Trupp heranreite. Als

endlich ihre Ankunft verkündet wurde, strömte alt und jung auf die Straßen. Mit fröhlichem Zuruf wurden sie bewillkommt, eifrig trugen die Bürger herbei, was das Herz der Fremden erfreuen konnte, man war der Ansicht, daß Branntwein, Sauerkraut, Heringe ihrem volkstümlichen Geschmack am meisten entsprechen würden. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre starken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafpelz, die weiten blauen Hosen und ihre Waffen: Pike, lange türkische Pistolen, oft von kostbarer Arbeit, die sie in breitem Ledergurt um den Leib trugen, und der krumme Türkensäbel. Erfreut sah man, wie sie sich auf die Pike stützten und behend über das dicke Sattelkissen schwangen, das ihnen zugleich als Mantelsack diente. Und wenn sie darauf die Pike einlegten und ihre magern Pferde mit lautem Hurra antrieben, oder wenn sie gar ihre Lanze mit einem Riemen am Arm befestigten und dahintrotteten, ein fremdes Werkzeug, den Kantschu, das Staunen der Jugend, in der rechten Hand schwingend, — dann trat jeder zur Seite und blickte ihnen achtungsvoll nach. Auch ihre Reiterkünste entzückten. In Karriere beugten sie sich zur Erde und hoben die kleinsten Gegenstände auf. Im schnellsten Ritt drehten sie die Pike wirbelnd um den Kopf und trafen sicher den Gegenstand, nach dem sie zielten[69]. Das frohe Erstaunen wich bald vertraulichen Empfindungen. Schnell gewannen sie das Herz des Volkes. Sie waren besonders freundlich gegen die Jugend, hoben die Kinder auf ihre Pferde und ritten mit ihnen auf dem Platze umher. In den Familien wurde gesungen, wie der Behauptung nach die Kosaken sangen. Jeder Knabe wurde Kosak oder doch Kosakenpferd. Freilich wurden einige Gewohnheiten der heldenhaften Freunde empfindlich, sie hatten die Unart, zu mausen, und in ihren Nachtquartieren merkte man's handgreiflich, daß sie gar nicht säuberlich waren. Dennoch blieb ihnen bei Freund und Feind lange noch ein phantastischer Schimmer, selbst als sie sich in den Kämpfen, die jetzt unter gesitteten Menschen geführt wurden, als räuberisch, unzuverlässig und wenig brauchbar erwiesen. Als sie später aus dem Kriege heimkehrten, bemerkte man, daß sie sich sehr verschlimmert hatten.

Nur dreimal in der Woche wurden die Zeitungen ausgegeben, und die Wege waren im Tauwetter des Frühjahrs schlecht; so zogen die Neuigkeiten nur langsam, in Absätzen, durch die Provinzen, auch wo nicht Truppenmärsche und das Gewirr des Kampfes zwischen vordringenden Russen und weichenden Franzosen hinderte. Aber jedes Blatt, jedes Gerücht, das neue Kunde aus der Provinz Preußen zuführte, wurde mit gespannter Teilnahme aufgenommen. Es wurde auch darüber in den Familien, in den Gesellschaften der Stadt gesprochen, aber leidenschaftlichen Ausdruck hatte die Erregung selten. Es ist wahr, in den Seelen war ein pathetischer Zug, aber nicht mehr in Wort und Gebärde kam er zutage. Hundert Jahre hatte der Deutsche seine Tränen mit Behagen betrachtet und um nichts große Gefühle gehegt, jetzt trat das Größte mächtig an sein Leben, und es fand ihn still, ohne jede Phrase, mit verhaltenem Atem bändigte er sein unruhiges Herz. Kam eine große Nachricht, dann trat dem Hausherrn, der die Botschaft den

Was bedeutet

Landsturm und Landwehr?

E. M. Arndt, Was bedeutet Landsturm und Landwehr?
(Königsberg, 1813.)

(Erstdruck. Arndt hatte seine Flugschrift Ende Januar 1813 geschrieben, die, auf Befehl des Freiherrn H. F. K. von und zum Stein auf öffentliche Kosten gedruckt und umsonst verteilt, noch vor der Eröffnung der Landstände in Königsberg i. Pr. erschien, welche am 7. Februar Landsturm und Landwehr beschlossen. In etwa einem Dutzend Neudrucken wurde bis in das erste Halbjahr 1815 hinein die Schrift über ganz Deutschland verbreitet, führend verkündete sie den Volkskrieg als dessen bedeutendste Werbeschrift.)

V S. 440, 1

Der Landsturm und die Landwehr sind bei dem sonst großen und mächtigen teutschen Volke eine uralte und löbliche Sitte gewesen und haben manche Jahrhunderte bestanden, bis die großen stehenden Heere mehr und mehr eingeführt wurden und die meisten Regierungen glaubteu, es bedürfe ihrer nicht mehr und die Völker seien durch diese Heere sicher genug vor Ueberziehung und Unterjochung von Fremden. Daraus entsprang, daß der Bauer und Bürger zuletzt glaubte, er müsse nun einmal ein wehrloser und waffenunfähiger Mann seyn und habe mit dem Kriege nichts weiter zu thun, als im unglücklichsten Fall sich von den Feinden plagen zu lassen: und so geschah es durch diese Einrichtung der Staaten und durch die Meinung der Menschen, daß die Uebungen und Künste der Waffen vergessen wurden, wodurch unsere Vorfahren weiland so gepriesene und gefürchtete Männer waren. Erst in den letzten Jahren ward der alte Glaube wieder aufgeweckt, daß ein ganzes Volk waffengerüstet und waffengeübt seyn müsse, wenn es nicht Freiheit, Ehre, Glück, Gut und Muth verlieren wolle. Vor zwanzig Jahren trieben

die Franzosen, von Wuth und Verruchtheit entbrannt, ihre ganze Jugend gegen die Nachbarn und wurden durch List und Betrug, durch die Zaghaftigkeit und Zwietracht ihrer Gegner, am meisten aber durch die überlegene Menge ihre Sieger und Meister. Denn jene hatten bloß stehende Heere, die nicht so geschwind zu schaffen waren, das Volk aber wußten sie nicht zu gebrauchen, oder wollten es nicht gebrauchen; ja auch in der größten Noth des teutschen Vaterlandes hinderten die Fürsten den Aufstand, welchen die Bauern in Schwaben und Franken und Westfahlen so gern gegen die räuberischen und hinterlistigen Franzosen machen wollten. Nachdem die Franzosen zehen Jahre gewüthet und sich selbst und alle Nachbarländer unglücklich gemacht hatten, ward Napoleon Bonaparte ihr Herr, welcher alle Völker unterjochen und die Welt bezwingen wollte. Dieser drohete zuerst gegen England; aber die Engländer boten die Volkswehr auf, und binnen einem halben Jahre standen, ausser der großen Flotte und dem stehenden Heere, 400000 Engländer unter Waffen, und der stolze Tyrann fürchtete sich und dachte nicht weiter daran übers Meer zu gehen. Darauf rannte er mit seiner Uebermacht gegen die beiden größten teutschen Staaten, gegen Oestreich und Preußen an, und gewann schimpflichen Frieden über sie; denn er hatte alle wehrhaften französischen Männer zu seinem Gebot und konnte sie treiben, wohin er wollte, sie aber hatten nur stehende Heere und diese waren nicht hin-

reichend. Erst als er Spanien angriff, dessen König und Prinzen durch bübische Hinterlist ins Gefängniß brachte, und das Volk schänden und unterjochen wollte — da erst lernte er, daß jeder Mensch ein fürchterlicher Soldat ist, der im Vertrauen auf Gott und sein Recht für sein Vaterland in den Krieg zieht; denn die spanischen Bauern und Bürger wurden von den Franzosen bald mehr gefürchtet, als die ordentlichen Soldaten. Zugleich als dieser Krieg in Spanien brannte, rüstete sich auch das Haus Oestreich, die verlorne Ehre und Herrschaft wieder zu gewinnen und das unterdrückte Teutschland zu befreien. Und Oestreich bot jetzt auch eine große Landwehr auf in Oestreich und Böhmen und Mähren, und diese Landwehr war dem Vaterlande von großer Hülfe und wäre ohne sie das Vaterland verloren gewesen, und sie focht eben so tapfer und standhaft, als die gewöhnlichen Soldaten; daß aber in diesem herrlichen Kriege vom Jahr 1809 die Franzosen nicht vernichtet und die teutschen Lande nicht befreit wurden — das lag nicht in der Gleichgültigkeit noch Feigheit der östreichischen Unterthanen, sondern in vielen unglücklichen Ereignissen und Begebenheiten, die hier nicht erzählt werden dürfen. Das aber ist wahr und wird ewig unsterblich bleiben, daß in dieser Zeit die tapfern Tyroler Landleute und Bauern unter ihrem heldenmüthigen Anführer dem Sandwirth **Andreas Hofer** von Passeir und die spanischen Landleute von Navarra, Arragonien, Kataionien und

Kastilien durch ihren frommen und treuen Muth berühmter geworden sind, als alle stehenden Heere. Auch diesen vergangenen Sommer und Herbst ist erschienen uud durch Gottes gnädige Hülfe recht hell erschienen, was ein Volk vermag, das Gott fürchtet und Freiheit und Ehre liebt. Der französische Tyrann drang mit zahllosen Heeren in Rußland ein und meinte das Land zu plündern und zu unterjochen; aber es gerieth ihn anders. Das ganze Volk ergrimmte, rüstete und bewaffnete sich: sie beteten zu Gott, knieeten an den Altären, zeichneten sich in den Kirchen mit dem heiligen Kreuze für den heiligen Krieg, ließen sich und ihre Fahnen durch priesterliche Gebete und Segen weihen, und so zogen sie gegen den Feind: Leben und Gut, Städte und Dörfer — alles gaben sie in Blut und Feuer dahin, damit ihr Land gerettet, der Feind vertilgt und ihr Schwur erfüllt würde. Was diese tapfern Bauern und Bürger in Rußland und Pohlen Löbliches und Gewaltiges getahn und wie sie das Reich aufgerichtet und erhalten; wie auch mit ihnen der Adel, die Priester, die Beamten einmütig und gemeinschaftlich gestritten, gearbeitet und gewirkt haben — das wird die Geschichte einst mit goldenen Buchstaben schreiben. So ging das französische Heer unter, gegen solche Frömmigkeit und solchen Muth konnte Bonapartens Bosheit nicht bestehen; mehr als 400000 Mann verdarben durch das Schwert, den Hunger, die Kälte und die Gefangenschaft; etwa 20000 elende Flüchtlinge

ohne Waffen, ohne Kleider, viele verkrüppelt, die meisten mit dem Keim des Todes im Leibe, entkamen und zogen eben so lächerlich als traurig durch die Städte und Orte zurück, durch welche sie vor einem halben Jahre trotzig und übermüthig gegangen waren. An ihnen erschien sichtbar der Wechsel der menschlichen Dinge, die Strafe Gottes, und wie nahe dem Uebermuthe der Fall ist.

Jetzt ist Bonaparte durch Gott geschlagen, es ist kein französisches Heer mehr, er bedarf Monate, um wieder ein neues aufzurichten; seinen Ruhm aber und den Wahn woraus seine Siege hervorgingen, mag er nimmer wieder aufrichten. Nun, da Gott den Weg gewiesen hat, müssen alle Völker sich erheben; vor allem aber muß in allen Landschaften, Kreisen und Gauen das deutsche Volk sich erheben, denn kein Volk ist von ihm mehr geschunden und gemißhandelt worden, als gerade das teutsche Volk. Weil er aber, wenn man ihm Zeit giebt, alle Kräfte aufbieten und wieder neue Haufen von Menschen zusammentreiben wird, so ist die größte Geschwindigkeit noth, daß man die Länder und Festen vor ihm gewinne und ihm die Hülfen abschneide; auch ist es nicht genug, daß auf das schnellste die stehende Heere gebildet, ergänzt, vermehrt werden, sondern, weil er die ganze Volkskraft in die Hand nimmt und wie er will gebraucht, so muß das teutsche Volk gegen ihn in die Waffen gerufen werden. Wenn das geschieht, so ist es nicht zweifelhaft, daß für Gott und

Freiheit durch Gott und die gerechte Sache gesiegt werden wird gegen die Tyrannei und die Ungerechtigkeit.

Diese Volksbewaffnung, die alle wehrhafte Männer des ganzen teutschen Landes, so wie es von Franzosen gereinigt wird, sogleich versammeln muß, begreift vom zwanzigsten bis sechszigsten Jahre alles, was nicht durch Aemter oder körperliche Gebrechen am Dienst gehindert wird; sie zerfällt in zwei Theile in die Landwehr und in den Landsturm.

Die Landwehr bestehet aus den jüngeren Männern vom zwanzigsten bis dreißigsten oder fünf und dreißigsten Jahre, doch mag von den ältern ein jeder freiwillig beitreten. Sie wird ordentlich soldatisch geübt und bewaffnet und ist bestimmt, nicht allein die Landschaft, wo sie errichtet wird, zu vertheidigen, sondern auch weiter auszuziehen und das wirkliche Kriegsheer zu verstärken: sie ist die Wehr des Vaterlandes in Zeit des Krieges, besonders wenn ein feindliches Volk mit zahlreichen Haufen sich heranwälzt und das Vaterland zu unterdrücken droht.

Der Landsturm besteht neben und ausser der Landwehr aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterschied des Alters und Standes. Er ist bloß bestimmt die Landschaft und den nächsten eigenen Heerd zu beschützen und wird nicht aus der Landschaft in entfernte Gränzen geführt. Wo der Feind ein- und andringt, da sammeln sich die Männer, stellen auf ihn, umrennen ihn, schneiden ihn ab, überfallen

seine Zufuhren und Rekruten, erschlagen seine Kouriere, Boten, Kundschafter und Späher, kurz thun ihm allen Schaden und Abbruch, den sie ihm möglicher Weise thun können; welches ihnen durch die Kenntniß von Stegen und Wegen und von allen Gelegenheiten und Schlupfwinkeln möglich ist. Sie sind dem Feinde ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil sie allenthalben und nirgends sind, weil sie immer verschwinden und wiederkommen. Dieser Landsturm steht nur auf, wenn der Feind da oder nah ist; wenn die Gefahr vorüber, so geht jeder, wie ihm gefällt, wieder in sein Haus, an seine Arbeit und sein Geschäft. Er gebraucht alles was Waffen heißt und wodurch man Ueberzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen u. s. w.; auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterlisten erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tage und Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Ueberzieher hat in seinem Lande nichts zu thun.

Ein solcher Volkskrieg ist jetzt da für alle Teutsche; nur durch allgemeinen Aufstand gegen den Feind, nur durch eine brüderliche und treue Vereinigung aller teutschen Kräfte kann Europa und das Vaterland gerettet und die scheußliche Gewalt niedergerissen werden, welche die Freiheit und das Glück der Welt bedrohete. Bonaparte ist geschlagen und beschimpft, Bonaparte wird fallen; aber in seinem Tode ist für Teutschland noch keine Ret-

tung und Sicherheit. Wollen teutsche Männer künftig in Ehren leben, so müssen die uralten teutschen Gränzen, so weit Gott in teutscher Zunge angebetet wird, wiedererobert werden, der Rhein und die schönen teutschen Landschaften jenseits des Rheines müssen wiedergewonnen werden. Bleibt der Rhein französisch, so steht das treulose und räuberische Volk immer noch nicht allein auf Teutschlands sondern auch auf Europens Nacken. In dem Besitz des Rheins liegen zwei Drittel von Teutschland ihm offen, bis an die Elbe, bis an den Lech, bis an den Fichtelwald darf er ungestraft laufen; an dem Rhein hängt auch die Herrschaft über die Schweitz und Ober-Italien: Frankreich bleibt der gebietende Staat in Europa, wenn es den Rhein behält, und jeder Tropfen teutsches Blut wird vergeblich vergossen werden, wenn seine Wiedereroberung nicht das große allgemeine Ziel des Krieges wird; nicht an der Donau, nicht an der Elbe, ja nicht an der Oder und Weichsel und Pregel werden teutsche Männer sicher und ehrlich wohnen können, wenn die Franzosen ferner den heiligen germanischen Strom besitzen, der durch so viele Siege über sie und ihre Vorfahren geweihet ist.

Also Volkskrieg muß seyn, Landwehr, Landsturm muß aufgeboten und gerüstet werden. Dies ist aller teutschen Männer Ehre nnd Pflicht. Denn Gott will Stolz und Ehre und Gerechtigkeit auf Erden; für sie soll jedermann freudig jeden Augenblick Gut und

Blut einsetzen: denn in der Sklaverei vergeht alle Tugend, ein sklavisches Volk wird nicht allein von den fremden Unterjochern geplagt und geschändet, es muß sich zum Uebermaaß des Jammers noch von allen eigenen Schelmen, Bösewichtern und Weichlingen, welchen unter Fremden vorzüglich die Herrschaft zufällt, plagen und schänden lassen.

Also Volkskrieg muß seyn, Landwehr, Landsturm muß aufgeboten werden, die Franzosen, welche immer vor unsern Vorvätern zitterten, müssen vor uns auch zittern lernen. So muß die Schande gelöst werden, die sie über uns brachten; so muß die teutsche Liebe und Treue und Streitbarkeit, wovon alle alten Geschichten klingen und welche in Elendigkeit und Weichlichkeit fast erloschen waren, wiedergebohren werden.

Wenn also Haß gegen die Franzosen, Krieg gegen die Franzosen, Wiederherstellung teutscher Freiheit und Herrlichkeit die große Losung aller redlichen und biedern Teutschen ist, so muß jeder Mann des Volkes an seinem Theil arbeiten und wirken was er kann, damit die Kleinen von den Großen das Beispiel nehmen, dem sie nachfolgen.

Der Adel muß voranstehen und vorangehen mit Ehre, Stolz und Seelenhoheit, für das Vaterland zu opfern und für das Vaterland zu sterben.

Die Beamten groß und klein müssen bedenken, daß sie nur darum da stehen, damit Gerechtigkeit und Tugend in der Welt sei,

und daß sie lieber tausendmal umkommen sollen, als gegen ihr Volk und ihres Volkes Ehre helfen, anordnen und befehlen.

Die Gelehrten, die Priester, die Lehrer des Volks und der Jugend sollen nie vergessen, daß sie nächst den Herrschern das höchste Amt verwalten, daß es ihnen gegeben ist, das gegenwärtige Geschlecht zu jeder Tugend und Hoheit zu entflammen, daß aber die Welt in Lastern und Unehren vergeht, sobald sie kleines und geiziges Herzens werden.

Der Beamte, welcher in solchem Volkskriege dem Volke absteht und dem Feinde beispringt, der aus Geiz und Feigheit oder gar aus Schelmerei oder Verrätherei ihm dient und die Seinigen verläßt: der Priester und Gelehrte, der für ihn redet und schreibt und verkündigt; jeder endlich, der ihm etwas zum Nutzen und nicht alles zum Schaden thut; jeder, der mit seinem Volke nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, ist nicht werth, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube oder Weichling aus ihm ausgestoßen oder vertilgt werden.

Alle endlich, denen Gott irdische oder himmlische Güter, Wissenschaft oder Verstand, Muth oder Klugheit gegeben hat, sollen in dieser großen Zeit nur das Eine fühlen, daß das liebe Vaterland gerettet werden muß; alle Eifersuchten, alle Zwiste, alle Unterschiede der verschiedenen Stände sollen sich in dem Einen Gefühl aufheben und darin untergehen, daß nur einmüthige Liebe und

Begeisterung den Kampf siegreich machen kann und daß derjenige vor Gott und Menschen der würdigste und glücklichste seyn wird, der zum hohen Dienst des Vaterlandes der demüthigste und freundlichste ist; denn in solchem Kriege ist der kleinste Mann so wohlgefällig als der größte.

Der Krieg, der nicht für Raub und Eroberung geführt wird, sondern für das Vaterland und für die Freiheit, ist ein heiliger Krieg, und die Menschen müssen also ihre Herzen und Gedanken zu Gott und zum Himmel erheben; denn durch Frömmigkeit und Treue allein werden sie die Verruchtheit und Treulosigkeit besiegen.

Wenn also der Landsturm die Glocken läutet gegen den Feind und auszieht, so soll das große Werk mit Gottesdienst und Gebet begonnen werden, denn die Herzen gehen desto muthiger in den Streit.

Bei der Landwehr aber wäre folgende Zucht wohl löblich:

So wie die junge Mannschaft eines Kreises versammelt ist, wird feierlicher Gottesdienst gehalten und es wird den Jünglingen ausgelegt, was Krieg überhaupt, und Krieg für das Vaterland und gegen die Franzosen bedeutet und wie sie ein viel besseres und edleres Volk sind als die Franzosen, und also nicht leiden dürfen, daß diese ihre Herren bleiben; es wird ihnen erzählt und vorgehalten, wie ihr Land sonst glücklich und ruhmvoll gewesen und wie es das durch ihre

Tugend und Redlichkeit wieder werden soll; es wird ihnen eingeschärft, daß der Tod für das Vaterland im Himmel und auf Erden ein großes Lob ist, es wird durch Reden und Predigten und durch geistliche und kriegerische Lieder ihr Gemüth zu Treue, Ruhm und Tugend entzündet.

Das auch ist eine fromme und christliche Sitte, daß jeden Tag nach geschlossenen Kriegsübungen die Mannschaft sich feierlich in Reihen stellt und ehe sie aus einander geht, ein geistliches Lied singt: das geschehe auch vor und nach der Schlacht unter offenem Himmel. Solches giebt Muth und Freudigkeit und bewahrt vor vielem Bösen. Noch gebrauchen es die Schweden so, die ein frommes und tapferes Volk sind, und bei unsern Vätern ward Gott bei keinem Dinge vergessen, und darum lebten sie auch in Freiheit.

Bei'm Eintritt in die Landwehr wird ein theurer und fester Eid geleistet: immer aber in großer Gemeinschaft, so daß einige Hunderte oder Tausende zugleich schwören und vorher feierlicher Gottesdienst und Einsegnung ist.

Auch werden die Fahnen mit christlichem Gebet und ernster Andacht eingeweihet.

Zieht eine Landwehr aus der Heimath gegen den Feind, so ist feierlicher Gottesdienst und Einsegnung, die ganze Mannschaft empfängt das heilige Abendmahl zum christlichen Gedächtniß und zu christlicher Freudigkeit, und geht so mit Gott, wie er es will, in den Sieg oder in den Tod.

Aeußere Zierlichkeit ist nicht noth, wo nur das Herz und der Arm gefordert wird. In Zeit der Ruhe und des Wohlstandes ist es wohl lustig, wenn ein Heer auch mit Waffen und Pferden und Kleidern schön geschmückt auszieht; aber wir sind in dem Zustande, daß Glanz und Reichthum wieder gewonnen werden müssen, wir haben sie nicht. Für einen Vaterlandskrieger bedarf es nur warmer Kleidung und Wehr und Geschütz, und nichts weiter; der rechte Muth und die rechte Treue ersetzen alles und wollen keinen Prunk. Doch muß ein gemeinsames Zeichen seyn, woran alle Teutsche, welche für das Vaterland ausziehen, sich erkennen mögen. Da sind neben dem Zeichen jeder Landschaft zwei Zeichen die besten: 1) ein Kreuz, woran ein Schwerdt hängt; das Kreuz weist auf die Heiligkeit der Sache, das Schwerdt auf den Rachekrieg gegen die fremden Unterdrücker — 2) ein bloßes Schwerdt mit Eichenblättern; Eichenlaub war weiland der Lorbeerkranz der freien Teutschen, die Eiche ist Teutschlands rechter Baum, das Schwerdt bedeutet Krieg gegen die Fremdlinge.

Dies ungefär ist die Bedeutung und der Zweck der Landwehr und des Landsturms: die Bewehrung des ganzen Volkes zu einem großen und heiligen Kriege, damit Friede und Ruhm ehrenvoll wiedergewonnen werden. Es ist nicht gemeint, daß in teutschen Landen das eingerichtet werden soll, was die Franzosen Konskription oder Ausschreibung nennen, und

was so willkührlich verwaltet und gebraucht wird, daß alle Freiheit und alle Wissenschaft und Kunst dadurch untergeht: es ist bloß eine Einrichtung für den Krieg. Wenn das teutsche Volk aber diesen Krieg tüchtig und tapfer besteht, so wird in ihm wohl ein solcher Geist erwachen, der Einrichtungen herbeiführt, die nicht geradezu soldatisch sind, die aber das Volk so wehrhaft und kriegerisch machen, daß es künftig vielleicht zwei Drittel der stehenden Heere, abschneiden und dadurch eine unendliche Last von seinem Nacken wälzen kann.

In diesem Sinn, in diesem treuen, gemeinsamen und brüderlichen Sinn allein darf eine Volkswehr aufgerufen und eingerichtet werden. Geschieht es so, dann wird auch der kühne und freie Geist nicht fehlen, der Sieg und Ehre allein wiederbringen und von den Franzosen für so viele Gräuel und Hinterlisten Rache nehmen kann. Geschieht es nicht so, dann ist der Kampf vergeblich und die Uebermüthigen werden fürs Erste noch die Herren bleiben. Sie haben vielen Geist, zwar einen Geist der Lüge und des Stolzes, aber immer einen Geist. Diesen werden wir nur überwinden, wenn wir den höheren Geist der Frömmigkeit, der Treue und der Tugend in den Kampf setzen; mit den gewöhnlichen Mitteln und Arten wird nichts ausgerichtet werden: Gott hilft nur dem, der wagt ihm selbst zu helfen.

Teutsche Landsleute! ihr habt das Beispiel. Spanien und Rußland gingen euch im

Volkskriege voran, sie brauchten alle Kräfte gegen die tückischen Feinde, sie sind nicht besiegt, sie rühmen sich unsterblicher Thaten. Teutsche Laudsleute! die Tyroler gingen euch voran, Männer eures Volkes, teutsche Brüder; sie gingen euch in einem herrlichen Kampfe voran, troſtreich für euch, unglücklich für sie: sie beweisen, was ein kleiner Haufe vermag, der Gott fürchtet und sein Vaterland liebt. Auf denn alle! auf in Einmüthigkeit, Sanftmüthigkeit, Verleugnung und Demuth! auf ihr Herren und Edle, ihr Freie und Bürger, ihr Landleute und Bauern! auf jeder teutsche Mann, dem ein teutsches Herz in der Brust schlägt, dem in dem Verstande oder in der Faust, in dem Worte oder in der That eine lebendige Kraft lebt — auf alle! helfet, rathet, redet, handelt! wollet das Rechte und das Freie! wollet lieber ehrlich sterben als schändlich dienen! Und Gott, der Schirm der Freiheit und Gerechtigkeit, wird mit euch seyn.



Schlesische privilegirte Zeitung

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter die unter

(Erste Veröffentlichung des Aufrufes: „An Mein Volk“ — Verfasser war der Staatsrat Th. G. v. Hippel — weitere folgten am 23. März in Berlin, am 27. März in Königsberg. Erste Veröffentlichung des Aufrufes: „An mein Kriegsheer“ und der „Urkunde über die Stiftung des Eisernes Kreuzes“. In, wohl amtlichen, Einblattdrucken mit dem Datum des 17. März sind diese Aufrufe auch noch einzeln verbreitet worden. Auch wurde, „einer höheren Aufforderung zufolge“, der Aufruf: „An Mein Volk“ von allen Kanzeln verlesen.)

V S. 440, 2

ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sey der Höchste oder der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren; seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Teutschlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sey Unsere Loosung!"

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

Urkunde
über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen rc. rc.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernern Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist

das eiserne Kreuz

von zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weisser Einfassung wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weissen Bande mit schwarzer Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weisser Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weisser Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6 Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Was Ich heute wegen Bestrafung von Verbrechen gegen die Sicherheit der Armeen an die commandirenden Generale erlassen habe, gebe Ich Ihnen aus der Anlage zu ersehen, und beauftrage Sie zugleich, solche als gesetzliche Vorschrift zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Es versteht sich dabei von selbst, daß die den commandirenden Generalen übertragene Gewalt auch den Gouverneurs der Provinzen und den Festungs-Commandanten zustehen muß.

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

An
den Staats-Kanzler Freiherrn
von Hardenberg.

Nicht weil Ich glaube, daß es Verräther an der Sache des Vaterlandes unter Meinem Volke oder in Teutschland geben könne, sondern um die Schwachen, besonders unter den Staatsdienern

Seinen verkündete, wohl die Träne in die Augen, er wischte sie heimlich ab. Diese Ruhe und Selbstbeherrschung ist für uns das Eigentümlichste jener Zeit.

Was sonst noch von außen an den einzelnen schlug, das wurde weit mehr deshalb aufgenommen, weil es der eigenen Stimmung entsprach, als weil es eine höhere gab. Mit Erbauung wurden einzelne kleine Flugschriften gelesen, am liebsten, was der treue Arndt so mannhaft seinem Volke zurief. Neue Lieder flatterten durch das Land, in kleinen Heften, nach dem Bänkelsängerbrauch „gedruckt in diesem Jahr", meistens schlecht und roh, voll Haß und Spott, schon einzelne heißempfundene darunter, es waren Vorläufer der schönen Jünglingspoesie, welche wenige Monate darauf von den preußischen Bataillonen gesungen wurde, wenn sie in die Schlacht zogen. Die besseren dieser Lieder wurden in den Familien zum Klavier gesungen, oder der Gatte blies die Melodie auf der Flöte, die damals noch zur Hausmusik gehörte, und die Mutter mit den Kindern sang leise den Text. Durch Wochen war es das innigste Abendvergnügen. Stärker als auf den Gebildeten wirkten die Verse auf die kleinen Kreise des Volkes, schnell verdrängten sie den alten Vorrat von Gassenliedern. Zuweilen kaufte der Städter auch eines der häßlichen Spottbilder auf Napoleon und seine Armee, welche damals als Flugblätter im Lande vertrieben wurden, oft aber durch Pariser Spracheigentümlichkeiten in ihrem Wortlaut verraten, daß sie von den Franzosen verfertigt sind. Die Roheit und schadenfrohe Gemeinheit, welche uns an den meisten verletzen, übersah man damals leicht, weil sie demselben Hasse dienten; sie haben nur in größeren Städten das Volk der Straße beschäftigt, im Lande selbst geringe Einwirkung geübt.

In solcher Stimmung empfing das Volk die großen Erlasse seines Königs, welche vom 3. Februar, wo die freiwilligen Jäger, bis zum 17. März, wo die Landwehr aufgerufen wurde, die gesamte Wehrkraft Preußens unter die Waffen stellten. Wie ein Frühlingssturm, der die Eisdecke bricht, fuhren sie durch die Seele des Volkes. Hoch wogte die Strömung, in Rührung, Freude, stolzer Hoffnung schlugen die Herzen. Und wieder in diesen Monaten des höchsten Schwunges dieselbe Einfachheit und ruhige Fassung. Es wurden nicht viele Worte gemacht, kurz war der Entschluß. Die Freiwilligen sammelten sich still in den Städten ihrer Landschaft und zogen mit ernstem Gesang aus den Toren zur Hauptstadt, nach Königsberg, Breslau, Kolberg, bald auch nach Berlin. Die Geistlichen verkündeten in der Kirche den Aufruf des Königs; es war das kaum nötig, die Leute wußten bereits, was sie zu tun hatten. Als ein junger Theologe, der predigend seinen Vater vertrat, die Gemeinde von der Kanzel ermahnte, ihre Pflicht zu tun, und zufügte, daß er nicht leere Worte spreche und sogleich nach dem Gottesdienst selbst als Husar eintreten werde, da stand sofort in der Kirche eine Anzahl junger Männer auf und erklärte, sie würden dasselbe tun. Als ein Bräutigam zögerte, sich von seiner Verlobten zu trennen, und ihr endlich doch seinen Entschluß verriet, sagte ihm die Braut, sie habe in der Stille getrauert, daß er nicht unter den ersten aufgebrochen sei[70]. Es war in der Ordnung, es war nötig, die Zeit war gekommen, niemand

fand etwas Außerordentliches darin. Die Söhne eilten zum Heere und schrieben vor dem Aufbruch ihren Eltern von dem fertigen Entschluß; die Eltern waren damit einverstanden, es war auch ihnen nicht auffallend, daß der Sohn selbstwillig tat, was er tun mußte. Wenn ein Jüngling sich zu einem der Sammelpunkte durchgeschlagen hatte, fand er wohl seinen Bruder bereits ebendort, der von anderer Seite zugereist war, sie hatten einander nicht einmal geschrieben.

Die akademischen Vorlesungen mußten geschlossen werden, in Königsberg, Berlin, Breslau. Auch die Universität Halle, noch unter westfälischer Herrschaft, hörte auf, die Studenten waren einzeln oder in kleinen Haufen aus dem Tor nach Breslau gezogen. Die preußischen Zeitungen meldeten das lakonisch in den zwei Zeilen: „Aus Halle, Jena, Göttingen sind fast alle Studenten in Breslau angekommen, sie wollen den Ruhm teilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen." Auf den Gymnasien waren die großen und alten nicht immer für die besten Schüler gehalten worden, und mit geringer Achtung hatten die Lehrer über die griechische Grammatik nach den hinteren Bänken gesehen, wo die Recken mißvergnügt saßen; jetzt waren sie die beneideten, der Stolz der Schule, herzlich drückten die Lehrer ihnen die Hand, und mit Bewunderung sahen die jüngeren den Scheidenden nach. Nicht nur die erste blühende Jugend trieb es in den Kampf, auch die Beamten, unentbehrliche Diener des Staates, Richter, Landräte, Männer aus jedem Kreise des Zivildienstes. Auch die Stadtgerichte, die Stellen der Landesregierungen, die Schreibstuben der Unterbeamten begannen sich zu leeren. Schon am 2. März mußte ein königlicher Erlaß diesen Eifer einschränken, der Ordnung und Verwaltung des Staates ganz aufzuheben drohte; der Zivildienst dürfe nicht leiden, wer Soldat werden wolle, bedürfe dazu der Erlaubnis seiner Vorgesetzten, wer die Verweigerung seiner Bitte nicht tragen könne, müsse den Entscheid des Königs selbst anrufen. Auch der Landadel, der in den letzten Jahren grollend den Umsturz alter Vorrechte getragen hatte, jetzt fand er sich wieder. Die Stärkeren traten in allen Kreisen an die Spitze der Bewegung, auch die Schwachen folgten endlich dem übermächtigen Antrieb. Wenige Familien, die nicht ihre Söhne dem Vaterlande darboten, vieler Namen stehen in gehäufter Zahl in den Listen der Regimenter. Vor allen der Adel Ostpreußens. Derselbe Alexander Graf von Dohna-Schlobitten, welcher 1802 Minister des Innern gewesen war, war der erste Landwehrmann, welcher sich im Bataillon des Mohrunger Kreises einschreiben ließ. Wilhelm Ludwig Graf von der Gröben, Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, trat als Unteroffizier in das Regiment Prinz-Wilhelm-Dragoner; drei seines Geschlechts fielen auf den Schlachtfeldern dieses Krieges. Solches Beispiel wirkte auch auf das Landvolk. Ungezählt ist die Menge der Kleinen, die mit ihren gesunden Gliedern dem Staate alles brachten, was sie besaßen.

Während die Preußen an der Weichsel in dem Drange der Stunde ihre Rüstungen selbständiger, mit schnell gefundener Ordnung und unerhörter Hingabe betrieben, wurde Breslau seit Mitte Februar Sammelplatz für die Binnenland-

Aufruf an die Deutschen.

Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Seiner Majestät des Königs von Preußen, Ihres Bundesgenossen, in Deutschland auftreten, kündigen Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen, den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwandten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große, über jede Selbstsucht erhabene, und deshalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen Ihrer Heere gebietet und leitet.

Diese, unter den Augen beider Monarchen, von ihrem Feldherrn geführten Heere, vertrauen auf einen waltenden, gerechten Gott, und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze Welt, und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollsten Joches so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Losung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig seyn will, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sey Fürst, er sey Edler, oder stehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungs-Plänen Rußlands und Preußens beitreten, mit Herz und Sinn, mit Gut Blut, mit Leib und Leben.

Diese Gesinnung, diesen Eifer, glauben Ihre Majestäten, nach dem Geiste, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Weltherrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Recht erwarten zu dürfen.

Und so fordern Sie denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig seyn und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen.

Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses, länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben Ihre Majestäten einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenem Volkswunsche zu begegnen, wenn Sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders, als in Ihren bestimmtesten Absichten liegen könne.

Hiermit ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem Seine Majestät der Kaiser aller Reußen zum wiedergebornen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dieß, da Sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes seyn, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheim gestellt gestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dieß Werk heraustreten wird, aus dem ureigenem Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener, wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können.

Uebrigens werden Seine Majestät, nebst Ihrem Bundesgenossen, mit dem Sie in den hier dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche, Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet seyn lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Beförderung seiner innern Glückseligkeit! Keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechimäßigen Grenzen gerichtet werden. Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten, und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgesetzt und gesichert seyn wird.

Gegeben im Hauptquartier zu Kalisch, den $^{13}/_{25}$sten März 1813.

Im Namen Sr. Majestät des Kaisers und Selbstherrschers aller Reußen, und Sr. Majestät des Königs von Preußen.

Fürst Kutusoff Smolensk,

General-Feldmarschall, und oberster Befehlshaber der verbündeten Armee.

(Einblattdruck 1813. Verfasser Karl Müller, der im Hauptquartier des Fürsten Kutusoff zu Kalisch hier den nach Inhalt und Form durch die Beratungen des Freiherrn von Stein, des Fürsten Kutusoff und der russischen Diplomaten Graf K. R. v. Nesselrode und J. P. v. Anstett bestimmten Aufruf redigierte, in dem zum ersten Male in einer amtlichen Kundgebung 1813 von der Wiedergeburt Deutschlands, der Auflösung des Rheinbundes und der Bestrafung widerstrebender deutscher Fürsten die Rede ist.) V S. 442, 1

An Sachsens Einwohner!

Sachsen! Wir Preußen betreten Euer Gebiet, Euch die brüderliche Hand bietend.

Im Osten von Europa hat der Herr der Heerschaaren ein schreckliches Gericht gehalten, und der Todesengel hat 300,000 jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche sie im Uebermuth ihres Glückes unterjochen wollten. Wir ziehen, wohin der Finger der Vorsehung uns weiset, um zu kämpfen für die Sicherheit der alten Throne, und unsere National-Unabhängigkeit. — Mit uns kommt ein tapferes Volk, das die fremde Unterdrückung trotzig abgewiesen hat, und im Hochgefühl seiner Siege den unterjochten Völkern Befreyung verheißt. Wir bringen Euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns seit sechs Jahren furchtbar drückte.

Ein unglücklich begonnener und noch unglücklicher geendeter Krieg drang uns den Friedenstractat von Tilsit auf;

(Einblattdruck 1813. Verfasser der Generalquartiermeister des Blücherschen Corps, Generalmajor A. v. Gneisenau. General G. L. v. Blücher hatte bereits am 18. März mit seinem Heere Breslau verlassen.)

V S. 442, 2

aber selbst von jenes harten Tractats Artickeln ist uns nicht ein einziger gehalten worden. Jeder folgende Tractat steigerte die harten Bedingungen des vorhergehenden. Darum werfen wir ab dieses schimpfliche Joch und ziehen zum herzerhebenden Kampf für unsere Freyheit.

Sachsen! Ihr seyd ein edles aufgeklärtes Volk! Ihr wißt, daß ohne Unabhängigkeit alle Güter des Lebens für edelgesinnte Gemüther keinen Werth haben; daß Unterjochung die höchste Schmach sey! Ihr könnt und werdet die Sklaverey nicht länger tragen, Ihr werdet nicht länger dulden, daß eine arglistige, gleisnerische Politik für ihre ehrsüchtigen raubgierigen Entwürfe das Blut Euerer Söhne fordere, die Quellen Eures Handels austrockene, Euren Kunstfleiß lähme, Eure Preßfreyheit vernichte, und Euer einst so glückliches Land zum Schauplatz des Krieges mache. Schon hat der Vandalismus der Euch unterdrückenden Fremdlinge Euer schönstes Monument der Baukunst, die Brücke zu Dresden unnöthig und muthwillig zerstört. — Auf! Vereinigt Euch mit uns, erhebt die Fahnen des Aufstandes gegen die fremden Unterdrücker und seyd frey!

Euer Landesherr ist in fremder Gewalt; die Freyheit des Entschlusses ist ihm genommen. Die Schritte beklagend, die zu thun eine verrätherische Politik ihn nöthigte, wollen wir

hier eben so wenig ihm zurechnen, als sie Euch entgelten lassen. Nur für Euern Herrn wollen wir die Provinzen Eures Landes in Verwaltung nehmen, die das Glück, die Ueberlegenheit unserer Waffen, und die Tapferkeit unserer Truppen unsrer Gewalt unterwirft. Befriedigt die billigen Bedürfnisse unsrer Krieger, und erwartet dafür von uns die Handhabung der strengsten Mannszucht. Der Zutritt zu mir dem Preußischen Feldherrn, sey jedem Unterdruckten offen; jede Klage werde ich hören, jede Angabe untersuchen, jede Verletzung der Mannszucht streng bestrafen.

Jeder, auch der Geringste, kann sich mir vertrauensvoll nähern, ich werde ihn liebreich aufnehmen.

Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten; — den ehrlosen verworfenen Handlanger fremder Tyranney aber, als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande unerbittlich verfolgen.

Breslau, am 23. Merz 1813.

Blücher.

schaften. Zu allen Toren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Unter den ersten waren dreizehn Bergleute mit drei Eleven aus Waldenburg, Kohlengräber, die ärmsten Leute, ihre Mitknappen arbeiteten solange umsonst unter der Erde, bis sie zur Ausrüstung für die Kameraden 221 Taler zusammenbrachten; gleich darauf folgten die oberschlesischen Bergleute mit ähnlichem Eifer. Kaum wollte der König solche Opferfähigkeit des Volkes für wahr halten; als er von den Fenstern des Regierungsgebäudes den ersten langen Zug der Wagen und Männer sah, welcher aus der Mark ihm nachgereist war und die Albrechtstraße füllte, als er den Zuruf hörte und die allgemeine Freude erkannte, rollten ihm die Tränen über die Wangen, und Scharnhorst durfte fragen, ob er jetzt an den Eifer des Volkes glaube.

Mit jedem Tage steigt der Andrang. Die Väter bieten ihre gerüsteten Söhne dar, unter den ersten der Geheime Kriegsrat Eichmann, der zwei Söhne, und der frühere Sekretär von Haugwitz, Bürde, welcher drei Söhne bewaffnete. Landschaftssyndikus Elsner zu Ratibor stellt sich selbst und rüstet drei freiwillige Jäger, Geheimer Kommerzienrat Krause in Swinemünde sendet einen reitenden Jäger ganz ausgerüstet mit vierzig Dukaten und dem Anerbieten, zwanzig Jäger zu Fuß zu rüsten und ein Jahr zu besolden, und zehn Molden Blei zu liefern; Justizrat Eckart in Berlin leistet auf seinen Gehalt von 1450 Talern Verzicht und tritt als Reiter in Dienst, ein Rothkirch stellt sich selbst und zwei voll ausgestattete Leute zur Reiterei, außerdem fünf Pferde, dreihundert Scheffel Getreide und alle tauglichen Arbeitspferde seines Gutes zum Fuhrwesen. Unter den feurigsten war der wilde Heinrich von Krosigk, Senior eines alten Geschlechts auf Poplitz bei Alsleben. Sein Gut lag im Königreich Westfalen. Er hatte nach 1807 in seinem Park eine Säule von rotem Sandstein mit den eingegrabenen Worten errichtet: „Fuimus Troes", und hatte die Franzosen und das Königreich Westfalen mit herber Verachtung behandelt. Seiner Einquartierung hatte er stets den schlechtesten Wein hingesetzt, er selbst mit den Freunden hatte den bessern getrunken, sobald sich die Fremden entfernten, und wenn sich ein Franzose beklagt hatte, war er grob und zu jeder Genugtuung bereit gewesen, die geladenen Pistolen hatten immer auf seinem Tische gelegen. Zuletzt zwang er gar seine Bauern, die Gendarmen ihres eigenen Königs festzunehmen. Jetzt war er gerade erst aus der Festung Magdeburg, wohin ihn die Franzosen geführt, ausgebrochen, und hatte sein Gut den Feinden preisgegeben. Der heldenhafte Mann fiel bei Möckern.

So geht es in langer Reihe fort, bald folgen die Städte und Kreise. Schievelbein, damals der kleinste und ärmste Kreis Preußens, war der erste, welcher anzeigte, daß er dreißig Reiter stelle, ausrüste, auf drei Monate besolde; Stolpe war eine der ersten Städte, welche meldete, daß sie zur Ausrüstung der freiwilligen Jäger 1000 Taler sogleich und fortan jeden Monat 100 zahle; Stargard hatte zu demselben Zweck schon am 20. März 6169 Taler und 1170 Lot Silber gesammelt, ein einzelner Gutsbesitzer K. hatte 616 Lot gegeben. Immer größer und zahlreicher

werden die Angebote, bis die Errichtung der Landwehr den Kreisen volle Gelegenheit gibt, ihre Hingabe in dem eigenen Bezirk zu betätigen.

Die einzelnen blieben nicht zurück. Wer nicht selbst ins Feld zog oder einen seiner Familie ausrüsten half, der suchte durch Gaben dem Vaterland zu helfen. Es ist eine holde Arbeit, die langen Verzeichnisse der eingelieferten Spenden zu durchmustern. Beamte verzichten auf einen Teil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlstand geben einen Teil ihres Vermögens, Reiche senden ihr Silbergeschirr, Ärmere bringen ihre silbernen Löffel, wer kein Geld zu opfern hat, bietet von seinen Habseligkeiten, seiner Arbeit. Gewöhnlich wird es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe — sicher oft das einzige Gold, das im Hause war — einsenden (sie erhielten dafür zuletzt eiserne mit dem Bild der Königin Luise zurück), Landleute schenken Pferde, Gutsbesitzer Getreide, Kinder schütten ihre Sparbüchsen aus. Da kommen 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, Stücke Tuch, viele Paar neue Stiefeln, Büchsen, Hirschfänger, Säbel, Pistolen. Ein Förster kann sich nicht entschließen, seine gute Büchse wegzugeben, wie er in lustiger Gesellschaft versprochen hat, und geht daher lieber selbst ins Feld. Junge Frauen senden ihren Brautschmuck ein, Bräute die Halsbänder, die sie von den Geliebten erhalten. Ein Mädchen, der ihr Haar gelobt worden war, schneidet es ab zum Verkauf an den Friseur, patriotische Unternehmungslust verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Taler gelöst werden. Was das arme Volk aufbringen kann, wird eingesendet, mit der größten Opferfreudigkeit gerade von kleinen Leuten [71].

Nicht selten hat seither der Deutsche zu vaterländischem Zweck beigesteuert. Aber die Gaben des großen Jahres verdienen wohl ein höheres Lob. Denn wenn man von jenen Sammlungen der alten Pietisten für ihre menschenfreundlichen Anstalten absieht, ist es zum ersten Mal, daß ein deutsches Volk in solcher Opferlust auflodert. Und überhaupt zum ersten Mal, daß dem Deutschen die Freude wird, für seinen Staat freiwillig hinzugeben.

Auch die Summen, welche damals aufgebracht wurden, würden zusammengezogen alles, was seither aus weiteren Landstrichen zusammengeschossen wurde, so weit übersteigen, daß sie kaum verglichen werden dürfen. Allein die Ausrüstung der freiwilligen Jäger und was für die Freischaren in den alten Provinzen gesammelt wurde, muß weit über eine Million gekostet haben. Und sie begreift nur einen kleinen Bruchteil der freiwilligen Gaben und Einsendungen, welche das Volk brachte [72]. Und wie war das kleine Volk verarmt!

Nahe aneinander lagen auf der Schmiedebrücke in Breslau die beiden Werbestellen für die freiwilligen Jäger und das Lützowsche Freikorps. Für die Jäger arbeitete Professor Steffens, der als erster sich und einen Teil der Breslauer Studenten darbrachte, für die Lützower sprach, focht und schrieb Ludwig Jahn. Beide Truppen wurden ganz durch patriotische Gaben einzelner ausgerüstet. Die Beiträge für die freiwilligen Jäger sammelte Heun, der hier bessere Geschichten mit treuer Seele durchlebte, als er später in seinen weichlichen Liesli-Novellen den Lesern gegönnt

Germania

an ihre Kinder

von

Heinrich von Kleist.

Diese Ode war vom Verfasser beim Ausbruche des Krieges 1809 gedichtet worden, zufällige Umstände verhinderten damals den Druck. Im gegenwärtigen Moment wird ihre Herausgabe dem Publikum nicht weniger passend erscheinen.

Die des Brockens Fels-Regionen,
Die der Elbe heitre Auen,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebauen,
Aus des Rheines Traubensitzen
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Alpen Riesenspitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor.

Horchet durch die Nacht, ihr Brüder!
Welcher Donnerruf hernieder?
Stehst du auf Germania?
Ist der Tag der Rache da?

(Erstdruck — Berlin, Reimerische Realschulbuchhandlung, 1813 [?] —, der Ode, nach des Dichters Tode vermutlich von seinem Freunde, dem damals K. russischen Major E. v. Pfuel veröffentlicht. V S. 444, 1

Deutsche, süßer Kinder Reigen,
Die mit Schmerz und Lust geküßt
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt;
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Cohorten-Stürmer,
Römer-Überwinderbrut.

Chor.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen,
Mit der Keule, mit dem Stab
Strömt ins Thal der Schlacht hinab.

Wie der Schnee aus Felsenrissen;
Wenn auf grauen Alpenhöhn
Von des Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn,
Cataracten stürzen nieder,
Fels und Wald folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ocean.

Chor.

Also schmelzt, voran der Retter,
Rings herab im Frühlingswetter,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her.

Alle Anger, Trift' und Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß,
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen Preiß.
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt — gestau't durch ihr Gebein —
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihr dann die Granze sein.

Chor.

Eine Treibjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen
Schlagt ihn todt! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

Nicht die Flur ist's die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt,
Nicht der Mond der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt!
Und zum Lohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt.

Chor.

Euren Schlachtraub laßt euch schenken. —
Wenige die dessen denken;
Höh'rem, als der Erde Gut.
Schwillt die Sehne, flammt das Blut.

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt.
Schutz den Tempeln vor Verheerung,
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung,
Gift und Dolch der Afterbrut.

C h o r.

Eine Pyramide bauen
Laßt uns in des Himmels Auen,
Krönen mit dem Gipfelstein
Oder unser Grabmal sein.

Drei

Deutsche Gedichte

von

Theodor Körner

Jäger beim Lützowschen Freicorps.

Berlin 1813.

(Erstdruck von Freiheitsliedern Theodor Körners, nicht mehr von dem Dichter selbst veröffentlicht. Ihre vollständige Sammlung gab unter dem Titel „Leyer und Schwert“ sein Vater — Berlin, 1814, in der Nicolaischen Buchhandlung — heraus.)

V S. 444, 2

Lied des Lützowschen Jäger-Corps, bei Einweihung der Fahnen.

Wir treten hier in Gottes Haus
Mit frommen Muth zusammen
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus
Und alle Herzen flammen
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht
Gott hat es selber angefacht,
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsere Zuversicht
Wie schwer auch der Kampf werde
Wir streiten ja für Ehr und Pflicht
Und für die heil'ge Erde. —
Drum retten wir das Vaterland
So that's der Herr, durch unsere Hand
Dem Herrn allein die Ehre!

Er bricht den frechen Uebermuth
Der Tyrannei zusammen
Es soll der Freiheit heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen
Drum frisch ins Kampfes Ungestüm
Gott ist mit uns und wir mit ihm
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache
Er rief es selbst uns in die Brust
Auf! deutsches Volk erwache!
Und führ er uns auch durch den Tod
Zu seiner Freiheit Morgenroth
Dem Herrn allein die Ehre!

Das lützowsche Freicorps.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen
Es zieht sich herunter in düstern Reih'n
Und gellende Hörner schmettern drein
Und erfüllen die Seele mit Grausen
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt —
Es ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Was streift dort rasch durch den finstern Wald?
Was jaget von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt
Das Hurrah! jauchzet, die Büchse knallt
Es stürzen die fränkischen Schergen!
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt —
Es ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Wo die Reben glühn, dort brauset der Rhein
Der Wüthrich geborgen sich meinte,
Was nahet aber dort im Gewitterschein
Und stürzt sich mit kräftigem Arme hinein
Und springet ans Ufer der Feinde?
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt —
Es ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Was tobet im Thale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerdter zusammen?
Die schwarzen Kämpen, die schlagen die Schlacht
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen
Und wenn ihr die schwarzen Kämpen fragt —
Es ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Was scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht
Unter tausend Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht
Doch das muthige Herz erzittert nicht
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt —
Es ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Nach Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt nicht geweint und geklagt
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt
Und wenn wir's auch sterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd!!!

Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben
Ich fühls an meines Herzens matten Schlage;
Hier steh ich an den Marken meiner Tage
Gott, wie du willst, dir hab ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben,
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage,
Muth! Muth! was ich so treu im Herzen trage
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben.

Und was ich hier als Heiligthum erkannte
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte
Ob ich's nun Freiheit ob ich's Liebe nannte,
Als leichten Seraph sah ich's vor mir stehen
Und wie die Sinne langsam mir vergehen
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen!

hat. Zwischen den Lützowern und den Jägern war ein Wettstreit, ein freundlicher und mannhafter; aber auch hier brach wieder der Gegensatz in den Richtungen hervor: ob mehr deutsch, ob mehr preußisch; noch waren es nur verschiedene Brechungen desselben Lichtstrahls. Auch der alte Gegensatz des Gemüts, der bereits seit dem vorigen Jahrhundert im Bürgertum erkennbar ist, wurde sichtbar: ein weicher, schwärmerischer Sinn und höherer Schwung und wieder feste, umsichtige, bescheidene Kraft. Die erstere Richtung vertraten meist die patriotischen Jünglinge, welche aus der Fremde herzugeeilt waren, die letztere die Preußen. Nicht gleich war das Schicksal der beiden Ansammlungen von Freiwilligen. Aus den 10000 freiwilligen Jägern, welche jedem Regiment der Preußen zugeteilt wurden, ging ein guter Teil von der Kraft des preußischen Heeres hervor, sie waren ein sittlicher Kern der Armee, die Hilfe, Stärke und Ergänzung des Offizierkorps, und sie haben dem preußischen Kriege von 1813 nicht nur die stürmische Tapferkeit, auch den Adel und hohen Sinn gegeben, welcher in der Kriegsgeschichte etwas ganz Neues war. Die Freischar Lützows dagegen erfuhr, daß rauhes Schicksal den Schöpfungen höchster Begeisterung gern feindlich gegenübertritt. Zumeist an sie hatte sich die Poesie der Gebildeten geheftet, sie enthielt einen großen Teil der deutschen Studentenschaft, leidenschaftlich Erregte, aber sie schwoll ebendeshalb zu übergroßer Stärke an, die zu behendem Dienst im Rücken des Feindes kaum mehr geeignet war, und ihr Führer, ein braver Soldat, hatte nicht die Eigenschaften und das Glück eines verwegenen Parteigängers. Ihre Kriegstaten entsprachen nicht der hochgespannten Erwartung, womit man ihre Rüstung begleitete, sie hat später einen Teil ihrer tüchtigsten Kräfte an andere Heerkörper abgegeben. Aber unter ihren Offizieren war der Dichter, der vor anderen bestimmt war, kommenden Geschlechtern den hinreißenden Zauber jener Tage im Liede zu überliefern, er selbst von vielen rührenden Jünglingsgestalten jenes Kampfes eine der reinsten und herzlichsten im Leben, Lied und Tod: Theodor Körner.

Auch in der großen Stadt, wo der Freiwillige sich die Ausrüstung zu besorgen hatte, fand er nicht ein lärmendes Getöse aufgeregter Massen. Kurz und ernsthaft tat jeder seine Pflicht, ebenso er selbst. Wer kein Geld hatte, den unterhielt der fremde Kamerad, der zufällig mit ihm zusammentraf. Die einzige Sorge des Ankommenden war, seine Waffen und Uniform zu finden. Hatte er zwei Röcke, so ließ er als Lützower schnell den einen schwarz färben und zurichten, sein größter Kummer war, ob die Patrontasche auch zur Zeit fertig würde. Fehlte ihm alles, und konnte ihm die Werbestelle nicht sogleich den Bedarf geben, so wagte er nur selten eine Zeitungseingabe, worin er bat. Sonst hatte ihm das Geld so wenig Bedeutung wie seinen Kameraden. Er behalf sich dürftig, was lag jetzt daran, für tönenden Wortschwall und patriotische Reden hatte er keine Zeit und kein Ohr. Wer ja gespreizt einherging in kriegerischem Putz, wurde verlacht, alles Prahlen und Säbelklirren war verächtlich. So war die Stimmung der Jugend. Es war eine tiefe Begeisterung, eine innige Hingabe, ohne das Bedürfnis des lauten Ausdrucks. Schon

damals stieß das Wichtigtun und die Schauspielerei des eifrigen Jahn viele ab, kurz darauf brachte ihn dieselbe Unart sogar in den Ruf eines Poltrons.

In manchen war ein Zug von schwärmerischer Frömmigkeit, nicht in der Mehrzahl. Aber jeder der Bessern war voll von dem Gedanken, daß er jetzt eine Pflicht übernehme, vor der jede andere Erdenpflicht nichts sei; darum kam zu der Freudigkeit, die ihn erfüllte, eine gewisse feierliche Ruhe. In solchem Sinne tat er emsig, ehrbar, gewissenhaft seinen ernsten Dienst, übte sich unermüdlich auch auf der Zimmerecke, die er bewohnte, in Bewegung und Gebrauch der Waffen. Er sang unter Kameraden mit feuriger Empfindung eines der neuen Kriegslieder, aber auch diese Lieder erwärmten ihn, weil sie ernst und feierlich waren, wie er selbst. Er wollte nicht Soldat heißen. Das Wort war berüchtigt aus der Zeit, in welcher der Stock herrschte. Er war ein Krieger. Daß er gehorchen müsse, seine Pflicht bis zum Äußersten tun, auch den beschwerlichen Drill des Dienstes, davon war er innig überzeugt. Auch daß er sich musterhaft halten müsse, als Beispiel für die weniger Gebildeten, die neben ihm standen. Er war entschlossen, streng wie er gegen sich war, auch auf die Ehre seiner Kameraden zu halten. In dem heiligen Kriege sollte keine Frechheit und keine Roheit der alten Soldaten die Sache schänden, für die er focht. Er mit seinen „Brüdern" hielt selbst das Ehrengericht und strafte den Unwürdigen. Aber er wollte nicht beim Heere bleiben. Wenn das Vaterland frei war und der Franzose gebändigt, dann wollte er zurückkehren zu seinen Vorlesungen, zu den Akten, in die Arbeitsstube. Denn dieser Krieg war nicht wie ein anderer. Jetzt stand er als Gemeiner in Reih und Glied, aber wenn er am Leben blieb, würde er übers Jahr wieder sein, was er vorher gewesen.

Neben solche Freiwillige trat der alte Offizier aus der Zeit der Adelsherrschaft und des Stockes. Er hatte seine Pflicht im unglücklichen Kriege getan, er war vielleicht als Gefangener, ausgeplündert, abgerissen durch die Straßen Berlins geschleppt worden, dort hatte das Volk der Straße ihn mit Schmähreden und Flüchen verfolgt und die Faust gegen ihn geballt; dann war nach dem Frieden ein Kriegsgericht über ihn gehalten worden, er war freigesprochen, aber auf elendes Wartegeld entlassen worden. Seitdem hat er gedarbt und in der Stille mit den Zähnen geknirscht, wenn die fremden Sieger ebenso übermütig auf ihn herabsahen, wie einst er selbst auf die Zivilisten. Er hatte, wenn er nicht Weib und Kind erhalten mußte, mit seinen Schicksalsgefährten jahrelang in dürftiger Wohnung gehaust, in unordentlichem Haushalt; einige von den Fehlern des alten Offizierstandes hatte er nicht abgelegt, die Zeit der Entbehrungen hatte ihn nicht weicher und milder gemacht, die herrschende Empfindung seiner Seele war Haß, tiefer, grimmiger Haß gegen den fremden Eroberer. An unsicherer Hoffnung, vielleicht an eitlen Racheplänen hatte er lange gezehrt, jetzt kam die Zeit der Vergeltung. Auch in seinem Haupt hatte die Zeit der Knechtschaft einiges geändert. Er hatte gemerkt, wie ungenügend sein Wissen war, und er hatte in ernsten Stunden etwas für seine Bildung getan, er hatte gelernt und gelesen, auch er war durch das edle Pathos

Die ersten Nummern des „Preußischen Correspondent“ und des „Rheinischen Merkur“.

(Die Begründung einer politischen Presse im Jahre 1813 bezeichnet eine neue Stufe in der Entwicklung des deutschen Zeitungswesens. Am 2. April 1813 erschien in Berlin, im Verlage von Georg Reimer, die erste Nummer des „Preußischen Correspondent“. Sie führte ein Aufsatz B. G. Niebuhrs ein: „Die Freiheit der Rede und der Schrift ist uns wiedergegeben.“ Berichterstattung über die Kriegsereignisse, die Begeisterung für den Volkskrieg zu wecken wurde zum nächsten Zeitungszweck, darüber hinaus aber wollte man sich bestreben: über die allgemeine Politik ein gesundes Urteil zu bewirken. „Zum erstenmale erhob sich eine deutsche Zeitung über die Wiedergabe dessen, was andere ihr oder ihren Berichterstattern zu sagen befohlen hatten; zum erstenmale suchte eine deutsche Zeitung den Gedanken und Wünschen der Nation einen freien und selbstbewußten Ausdruck zu geben.“ (Max Lehmann.) Der ersten Nummer des „Correspondenten“ folgte nach einem Jahre am 23. Januar 1814 die des von J. J. Görres „mit Feuer, nicht mit Tinte“ geschriebenen „Rheinischen Merkur“, der in den Rheinlanden zum Träger und Vertreter des Freiheitswillens werden sollte und der eine außerordentliche volkstümliche Wirkung hatte, zumal da er in seinen Fortsetzungen immer eindringlicher neben dem Kampf gegen die Fremdherrschaft, in dem er zur „fünften Großmacht“ unter den Feinden Napoleons wurde, auch die Befreiung von den Fesseln der inneren Politik durch Reformen verlangte.)

Der Preußische Correspondent.

Nr. 1. Freytag, den 2ten April 1813.
Im Verlage der Realschul-Buchhandlung.

Die Freiheit der Rede und der Schrift ist uns wiedergegeben, wie die des Handelns. Das Handeln leiten die Geseze des Königs: die Verwirklichung weiser Entwürfe des Monarchen, von unerschütterten und auf Gott vertrauenden Feldherren durchdacht und vorbereitet, während der Menge die Erscheinung freier Tage eine leichtblütige Täuschung, und nichts als ein Pfad in den immer grundloseren Abgrund der Knechtschaft vor uns zu liegen schien. Das Gefühl der Noth, das Beispiel erhabener Völker, der Anblick der Gerichte Gottes, erweckte auch in der ganzen Nation den Instinct der Rettung; er kam den Verordnungen des Königs entgegen; und die Geseze des Monarchen waren wie einmüthig angenommene Beschlüsse einer Volksgemeinde.

Wir waren, nach unsern Vätern, in die Erschlaffung und feige Faulheit versunken gewesen, die seit dem dreissigjährigen Kriege Deutschland zu untergraben begonnen hatten. Gott mußte uns züchtigen um uns zu heilen. Aber es ist ihm genug was er an uns gethan: er erbarmt sich unser, weil wir uns von unsern Sünden bekehren: er hat sein Erbarmen gezeigt durch die Ausdauer Grosbritaniens, durch den Segen mit dem er diese edle Insel belohnt, durch die Begeisterung der Spanier und Portugiesen, durch den Heldenmuth und die Aufopferung der Russen, durch den Todesengel der mit den Russen kämpfte und Frankreichs Heere vertilgte.

Unsere Zeit und die unserer Väter war so tief gesunken, so verirrt, daß als der Krieg Frankreichs gegen die Welt vor ein und zwanzig Jahren begann, eine hochverrätherische Parteylichkeit für die ewigen Feinde des Vaterlandes, die welche Friedrich den Großen verließen und zu Grunde richten wollten, die, in denen er, noch in den lezten Jahren seines Lebens einst die nothwendigen Feinde Preußens, und des mit ihm wieder versöhnten Oesterreichs voraussah. — Parteylichkeit für sie, und Haß und Hohn gegen die Widersacher der Revolution die öffentliche Meinung tyrannisirten. Wir hatten die Denkfreiheit, die Friedrich schuf; die Anhänger Frankreichs misbrauchten sie um das Vaterland zu untergraben. Eins allein mindert unsere Schande, daß in ganz Deutschland gesündigt ward wie hier.

Von den wohlthätigen Züchtigungen Gottes die wir erfahren, und wie wir ihm dafür danken müssen, werden wir oft reden. Denn, ihm sey Dank, wir dürfen es uns sagen, sie waren endlich nicht mehr vergeblich: unsere Verstockung ist geheilt.

Wir misbrauchten die Schreibfreiheit: unseelige Thoren, verruchte Verbrecher wandten sie gegen das Vaterland. Darum haben wir sie entbehren müssen bis ein gesunder Volkssinn ihren Misbrauch unmöglich machte. Es ist eine unbeschreibliche Seeligkeit, daß wir den Tag erlebt haben, daß die Worte des Königs das beste Gefühl eines jeden Bürgers, vom Höchsten bis zum Geringsten ausdrücken. Das ist die Freyheit, das ist die Gleichheit, aus deren Nahmen vor zwanzig Jahren teuflische Götzenbilder geworden waren.

Wir haben Jahre durchlebt, in denen wir stumm sizen mußten. Wir mußten jedes Wort ersticken, was Liebe für den König und das Vaterland bey dem Anblick und Mitgefühl ihrer Leiden hervorriefen. Wir durften nicht bewundern, was groß und tugendhaft in der Gegenwart war: schon kam es dahin, daß der Furchtsame sich scheute von den längst verflossenen Jahrhunderten zu reden. Die Besten schwiegen über das Elend der Gegenwart und ihre Gräßlichkeiten: die Furchtsamen verstanden sich zu abscheulichen Huldigungen. Täglich und stündlich mußten wir verbeißen und verschmerzen, was wir sahen und erlitten: und schon suchte der Leichtsinnige es sich in seinen Fesseln bequem zu machen: noch eine kleine Zeit, und wir verdarben ganz.

Das war heilsam, daß wir einsehen lernten, es bedürfe des Handelns, der Arm rette nur mit den Waffen, nicht mit der Feder.

Doch auch sie ist jezt nicht nuzlos, da Gott unsere Ketten gebrochen hat. Wir müssen uns besinnen, wir müssen das lange entwöhnte Licht wieder gebrauchen lernen, und um so mehr da wir es in den früheren Zeiten des äußeren Glücks nicht zu gebrauchen wußten. Der Deutsche muß klar einsehen, was er zu thun hat, er bedarf der Reflexion und des Begriffs. Wir müssen wie Erlösete denken und handeln, nicht wie die, welche ihre Fesseln wild gesprengt haben.

Wir müssen noch nicht genießen wollen; sondern nur siegen und unser Vaterland befreyen und seine Freyheit fest begründen.

Wir müssen in allen allgemeinen Dingen zum gesunden Gefühl, zum gesunden Urtheil zurückkehren: alles nach der Wahrheit betrachten und richten.

Die Rettung liegt in unsern Händen: das Glück hat schon mehr gethan als der frömmste Schwärmer je hoffen durfte. Vom Glück wollen wir nicht mehr fordern als Gott uns schon gewährt hat. Wir müssen

nie träumen oder täuschen, daß der Feind schwächer, der Kampf leichter sey als er ist. Es schadet ja nichts daß man höret, daß er noch mächtig ist, daß er große Schaaren versammelt und heranführt, da wir uns stark wissen und die edeln Bundesgenossen unsers Königs; da wir nur die Wahl haben welche der König ausgesprochen hat, und nur darum des Lebens froh sind, weil von keiner andern die Rede seyn kann. Von uns hängt es ab daß die Macht des Vaterlands wachse, und wie sie wächset und sich begründet, nimmt die des Feindes ab.

Cäsar redete zu seinen Soldaten vor der Schlacht, und vergrösserte die Zahl der feindlichen Streitkräfte, damit jeder der Seinigen alle anwende, welche ihm die Natur verliehen hatte. Dann war er des Siege gewiß.

Der Kriegsschauplatz. Wir beginnen unser Blatt in dem Augenblick der Eröffnung des Feldzugs an der Elbe. Von Schlachten und Gefechten haben wir noch nicht zu erzählen, und daß selbst das Gerücht von den Plänen der vereinigten Armeen nicht redet, ist erfreulich und stärkt unsere Zuversicht. Wer aber hätte die Feldherren, die unser Schicksal vertreten, kennen gelernt, und fühlte nicht das unbeschränkteste Vertrauen auf sie? Der Sieger von Kliasticzy in der dreytägigen Schlacht, von Pollotzk in beiden Schlachten jede von gleicher Dauer, von Sennó, und an der Beresina, der große und anspruchslose Graf Wittgenstein ist gewohnt auch eine zweifache Uebermacht zu schlagen, und er hat gezeigt, wie er Siege für den Sieg zu nutzen versteht. Die ehrwürdigen Helden seines nie überwundenen Heeres sind mit dem vortrefflichsten vereinigt, welches Preußen je unter seinen Fahnen sah, unter dem Feldherrn, dem seine Soldaten mit unbegränztem Glauben und mit derselben Ehrerbietung anhängen, womit die ganze Nation zu ihm empor sieht.

Aus Schlesien hat sich das große preußische Heer bereits an die Elbe gezogen. Schon gestern oder spätestens heute trifft das Hauptquartier in dem befreyten Dresden ein. Die Vervollkommnung unsrer Armee hat sie ganz durchdrungen; und daß diese Armee welche wir in ihrer versammelten Grösse nicht sehen können eben so herrlich ist, wie die des Herrn Generallieutenants von York, und das Corps des Herrn Generalmajors von Bülow, das wissen wir auch. Ihre Anführer nennt die ganze Nation schon jezt für das was sie gethan, mit Dankbarkeit und Huldigung.

Am 27sten zogen die Regimenter des Yorkschen Armeecorps, welche hier zurückgeblieben waren, aus: am 28sten die russischen Truppen.

Vorgestern rückte das Corps des Generals von Bülow hier ein, und marschirte schon gestern früh ohne Rasttag weiter.

Schon seit mehreren Tagen war Dresden frey. Die Elbbrücke war am 19ten durch Sprengung eines Pfeilers und zweier Bögen unbrauchbar gemacht. Am 22sten rückten leichte russische Truppen in die Neustadt. Ihr Befehlshaber bewilligte einen Waffenstillstand, weil er die muthige und erbitterte Stimmung der Einwohner nicht erregen wollte, so lange er nicht stark genug war ihre Stadt gegen eine vielleicht herangezogene rachlustige feindliche Uebermacht zu schirmen, wenn sie ihn aufgenommen haben würde. Am 26sten capitulirte der französische Commandant auf freyen Abzug, und verließ die Stadt nach Mitternacht. Die Kosacken wurden empfangen, wie in allen deutschen Städten, wo sie als Bothen und Bringer der deutschen Freyheit erscheinen. Als am folgenden Tage die ersten Truppen der Avantgarde der Blücherschen Armee einrückten, sahen sie in dem Empfange der Sachsen, daß ihr Heerführer sich nicht getäuscht, als er ihnen sagte, er führe sie zu einem Brudervolk.

Als die Sachsen Seine Majestät unserm Könige mit der kindlichehrfürchtigen Liebe alter Zeiten entgegenzogen und ihn begrüßten, als er ihr Land besuchte, da fühlten sie es, daß die Herstellung ihres Glücks, ihrer Freyheit, von Ihm und Seinen Preußen ausgehen müsse. Das fühlen jezt alle unverdorbenen Norddeutschen, sie fühlen es daß für Deutschland eine neue Politik erwacht ist, daß nur Schlechtgesinnte das Andenken alter Mishelligkeiten wieder erwecken können. Allenthalben wird die gesunde Volksstimme sie zum Schweigen bringen. Die Russen welche freywillig als Befreyer kommen, die an ihren vom Entsezen umlagerten Gränzen im Sieg unzugänglich ruhen konnten: die Preußen welche wie ein Mann aufbrechen, nicht allein um die entrissenen Brüder wieder mit uns zu vereinigen; alle Staaten die uns beytreten, allenthalben der Befreyte, der wieder als Befreyer erscheint; alle werden nur Erretter seyn, und als Erretter erkannt werden.

Es ist nicht zweifelhaft daß Sachsen bald an diesem schönen Ruhm Antheil nehmen wird. Es wird sich erinnern daß es wohl sehr spät, und zu spät für den Ruhm sich mit Gustav Adolphen vereinigte: daß aber dennoch Deutschland noch jezt erkennt: ohne die Sachsen wäre die Leipziger Schlacht nicht gewonnen worden.

Die Mittelelbe ist für die französische Armee ganz unhaltbar, sobald Sachsen sich erklärt: sie ist es schon da unsere Heere über den Strohm gegangen sind, und ihre Reuterey die Ebenen bedecken kann.

Nach sichern Nachrichten befindet sich in Ostpreußen ein Corps von 36000 Mann Russischer Truppen, mit Artillerie, auf dem Marsche hieher. Im russischen Polen, an der Gränze wird eine Armee von 90000 Mann zusammen gezogen. — Bey Kalisch werden Seiner Maj. der Kaiser von Rußland mit Seiner Maj. unserm Könige, über die russische Hauptarmee in diesen Tagen Revue halten. Auch diese bricht alsdann nach Deutschland auf.

England. Wir haben schon im Prospectus angekündigt daß wir das unsrige zu thun nicht versäumen, um unsern Lesern den so lange verwehrten Genuß englischer Zeitungsnachrichten zu verschaffen. Eine

glückliche Fügung hat uns die Zeitungen vom 30sten Januar bis zum 24sten Februar verschafft: aus diesen werden wir Uebersichten und Auszüge in den folgenden Nummern geben. Die Zeitung woraus das folgende entlehnt ist, ist schon neu genug um durch Aufschub der Benuzung zu veralten.

Aus dem Courier de Londres vom 16ten März.

Lord Wellington berichtet unter dem 26sten Februar aus dem Hauptquartier Freynada, daß der Feind sich am Obertormes bey Piedrahita und Avila zusammengezogen, und mit 1500 Mann Infanterie und 100 Pferden den Oberstlieutenant Harrison (vom Corps des Generallieutenants Sir Rorland Hill) zu Bejar zu überfallen versucht habe. Der Angriff ward abgeschlagen: die Portugiesen haben sich ausgezeichnet.

Zu Benevente waren 5 bis 6000 Mann Franzosen zusammengezogen.

Oviedo vom 17ten Februar. Es scheint gewiß, daß schon 15000 Mann aus der Halbinsel nach Frankreich zurückgekehrt sind.

Cadix vom 20sten Februar. Der spanische Oberst Longa hat am 10ten d. M. nach dreytägiger Belagerung Salinas de Anane erobert, und die Garnison von 246 Mann und 6 Offizieren gefangen genommen.

Corunna vom 1sten März. Zwey Escadrons Spanischer Husaren sind zu Benevente überfallen worden, und haben einige Gefangene verloren. — Die Franzosen senden fortdauernd Convoys von Burgos nach Frankreich zurück.

London vom 16ten März. Die nach Portugal, Spanien und dem Mittelmeer bestimmten Convoys sind am 14ten unter Segel gegangen: auch die Transportschiffe mit Verstärkungen für die Cavallerie in der Halbinsel. — General Sir Alexander Hope ist auf der Fregatte Daphne aus der Ostsee zurückgekommen. Er hat den Zweck seiner Sendung erfüllt, und bringt den zwischen Großbritannien und Schweden geschlossenen Allianztractat. Die Bedingungen desselben sind, wie es sich versteht, noch nicht bekannt: man versichert aber, daß der Kronprinz von Schweden unverzüglich in Norddeutschland landen, und, verbunden mit den Russen, die Unternehmungen der Deutschen für ihre Befreyung unterstützen wird. — Privatnachrichten versichern, Napoleon habe befohlen, daß 40 bis 45000 Mann unverzüglich den Marsch aus Spanien nach Frankreich antreten sollen: sie würden ihre Waffen und Artillerie in der Halbinsel zurücklassen, und sollen bestimmt seyn, die Conscribirten aufzunehmen und zu bilden.

Am 12ten März forderte Herr Whitbread von den Ministern eine Erklärung, ob ein von Ludwig XVIII. erlassenes Manifest an die französische Nation mit ihrer Kenntniß bekannt gemacht sey? und Herr Tierney, ob es wahr sey, daß man viele Exemplare von denselben an Bord brittischer Kriegsschiffe gesandt habe, um sie auf der französischen Küste zu verbreiten? Lord Castlereagh antwortete, daß dieses Manifest ohne Einwilligung der Minister erlassen sey, und daß sie sich von seiner Verbreitung in Frankreich lossagten.

Es findet sich in den englischen Zeitungen folgendes Inhalts:

Ludwig XVIII. ꝛc. ꝛc.

Endlich ist der Augenblick gekommen, wo die göttliche Vorsehung bereits scheint das Werkzeug ihres Zorns zu zerschlagen. An den Usurpator des Throns des heil. Ludwig, den Verwüster Europas, ist jezt das Schicksal gekommen, Unfälle zu erfahren. Sollten diese Frankreichs Leiden nur erschweren? wird es nicht wagen, einen Thron zu stürzen, den der Zauberschein des Siegs nicht mehr beschüzt? Welche Vorurtheile, welche Besorgnisse könnten Frankreich jezt hindern, sich in die Arme seines Königs zu werfen, und in der Herstellung seiner gesezmäßigen Gewalt das einzige Unterpfand der Eintracht, des Friedens und des Glücks zu erkennen, die seine Versprechungen so vielfältig seinen unterdrückten Unterthanen zugesagt haben?

Er will, er kann nur von ihren Anstrengungen den Thron erlangen, den allein seine Rechte und ihre Liebe befestigen können: welche Wünsche könnten denen widersprechen die er ohne Unterlaß äußert? Welchen Zweifel könnte man gegen seine väterlichen Absichten hegen?

Der König hat in seinen früheren Erklärungen gesagt, und er wiederholt diese Zusage, daß die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden in der Fülle ihrer Befugnisse erhalten bleiben sollen; daß er den Beamten, welche den Eid der Treue schwören, ihre Stellen bestätigen wird; daß die Tribunäle, Bewahrer der Geseze, sich alle Untersuchungen versagen werden die jene unseligen Zeiten betreffen, auf deren Vergessenheit seine Rückkehr ein ewiges Siegel gedruckt haben wird: daß endlich der Codex den Napoleons Nahme befleckt, der aber größtentheils nur die alten Verordnungen und Gewohnheitsrechte des Königreichs enthält, in Kraft bleiben wird, mit Ausnahme der Verfügungen welche den Glaubenslehren widersprechen, die, gleich der Volksfreyheit, schon längst den Launen des Tyrannen preisgegeben sind.

Kann der Senat, in dem Männer sitzen, welche ihre Talente mit so grossem Recht auszeichnen, und den so große Dienste vor Frankreich und der Nachwelt mit Ruhm umgeben können; diese Versammlung, deren Werth und Wichtigkeit erst nach der Herstellung der königlichen Dynastie erkannt werden können, — kann er den glorreichen Beruf verkennen das Werkzeug jener großen Wohlthat zu werden, welche die sicherste, wie die ruhmvollste Gewährleistung seiner Fortdauer, und seiner Vorrechte seyn wird?

Der König hat bereits die Absicht erklärt, den Vortheil aller durch die zweckdienlichsten Mittel zu vereinigen. Er sieht, in Hinsicht des Eigenthums, diese Sorge fast überflüssig geworden durch die zahlreichen Verträge die zwischen den alten und neuen Eigenthümern geschlossen sind. Er verpflichtet sich gegenwärtig den Gerichtshöfen ein jedes diesen Verträgen widersprechende Verfahren zu verbieten, gütliche Uebereinkünfte zu begünstigen, und Selbst, mit seiner Familie, das Beyspiel aller Opfer zu bringen, welche

Frankreichs Ruhe, und die aufrichtige Eintracht aller Franzosen erheischen mögen.

Der König hat der Armee die Bestätigung des Rangs, der Aemter, der Gehälter und der Löhnung zugesagt, welche sie gegenwärtig genießt; er verspricht auch den Generalen, Offizieren und Soldaten die sich, im Dienst seiner Sache auszeichnen werden, die vom Interesse der französischen Nation unzertrennlich ist, wesentlichere Belohnungen, rühmlichere Auszeichnungen, als die welche ein Usurpator ihnen gewähren konnte, der immer bereit war ihre Dienste zu verkennen, ja zu fürchten. Der König verpflichtet sich aufs Neue die verderbliche Conscription abzuschaffen, welche das Glück der Familien und die Hoffnung des Vaterlandes zerstört.

Dies waren immer die Gesinnungen des Königs: dies sind sie noch. Seine Herstellung auf dem Thron seiner Väter wird für Frankreich nur der glückliche Uebergang von den Leiden eines Kriegs den die Tyrannen verewigt, zu den Segnungen eines dauerhaften Friedens seyn, dessen Bürgschaft die fremden Mächte nur in dem Wort des rechtmäßigen Fürsten erkennen können.

Hartwell, den 1sten Februar 1813.

Am 12ten März machte Marquis Wellesley im Oberhaus eine Motion über den Krieg in Spanien. Er ging die Kriegsvorfälle des verflossenen Jahrs durch, und suchte zu zeigen, daß Marquis Wellingtons Pläne den Feind zu vertreiben den vollständigsten Erfolg gehabt haben würde, wenn er von den Ministern mit hinreichender Kraft unterstüzt worden wäre. Die Minister hätten die ungeheueren Kosten eingewandt, welche die Unterhaltung unserer Heere in der Halbinsel erforderten: er aber könne darthun daß die Kosten dieser Unterhaltung im Auslande die im Inlande nur um 600000 übersteigen: und diese Summe hätte sich leicht ersparen lassen, wenn man den Bau von Festungswerken, Casernen u. s. w. daheim verschoben hätte. — Der Marquis schloß eine Rede von gegen fünf Stunden mit dem Antrag einen Ausschuß niederzusetzen um die Ereignisse des lezten Feldzugs in der Halbinsel zu untersuchen.

Lord Bathurst widersprach dem Antrage des edlen Marquis: behauptend, die Regierung habe alles geleistet was Marquis Wellington von ihr erwartete, und was die Umstände gestatteten. Dieser erhabene Feldherr habe selbst den Ministern hierüber Gerechtigkeit widerfahren lassen. Lord Barthurst erinnerte an die Thaten der alliirten Armee während des lezten Feldzugs: — die Eroberung von Badajoz und Ciudad-Rodrigo; die Schlacht von Salamanca, 20000 Gefangene, 80 Kanonen. — Die Belagerung von Burgos sey mislungen weil die Franzosen den Angriffsplan bey einem Offizier gefunden hätten, der am Anfang des Angriffs am 15ten November (September?) getödtet ward. Im Ganzen seyen die Zwecke des Kriegs in der Halbinsel erreicht, wenn es die wären, welche der edle Marquis angebe: 1) eine starke Diversion für unsre Verbündeten zu machen: 2) zum Widerstand gegen Frankreich in andern Ländern durch den Erfolg in Spanien und Portugal aufzumuntern. 3) Zu hindern daß die Handels- und Kriegsmittel in der Halbinsel in die Gewalt der Franzosen fielen. Dies wären die Zwecke der Minister, und der lezte Feldzug habe ihre Erreichung sehr begünstigt.

Die Motion ward mit 115 Stimmen gegen 39 verworfen.

(Es ist wohl nicht zu bezweifeln daß die Minister die Zwecke des Kriegs in Spanien auch deswegen mehr herabstimmen, vielleicht auch nur sich zu weniger hohen Zwecken bekennen, als die Familie Wellesley und die mit ihnen gleichgesinnten kriegsmuthigen und stolzen brittischen Politiker, weil sie, unbefriedigt durch die mangelhaften Maaßregeln der spanischen Regierung, Großbritanniens Militairmacht in einer andern Gegend des festen Landes in thätigem und besser unterstüztem Offensivkriege zu gebrauchen wünschen, da die Spanier jezt sich allein helfen könnten.)

Aus dem Hamburger Correspondenten vom 30st. März.

Hier sind folgende Proclamationen und Bekanntmachungen erschienen.

Hamburger!

Einige unter Euch scheinen beunruhigt über das Anrücken der Franzosen von Bremen her, ich finde es daher nöthig mit Euch zu reden, damit ihr es wißt, warum es sich handelt.

Der Feind der sich ohne Grund vom linken Elbufer bis Bremen zurückgezogen hatte, rückt wieder, wie voraus zu sehen war, auf der Straße von Bremen vor, um die Bewegungen auf dem platten Lande zu dämpfen. Doch er wird die Bewegungen auf dem platten Lande nicht dämpfen, sondern noch mehr zu seinem Verderben aufregen. Ich habe meine Anstalten getroffen. Die Sturmglocke geht im ganzen Lande; von allen Seiten ziehen die Bauern, von Offizieren geleitet und von 600 Kosaken unterstüzt, heran gegen den Feind. Es ist dieselbe Abtheilung die ich vor 10 Tagen über die Elbe geworfen habe, und auch jezt bin hinreichend stark, um allen ihren Unternehmungen die Spize zu bieten.

Hamburger! Ihr würdet 20000 Feinde nicht zu fürchten haben, wenn ihr muthvoll seyd, und bereit das Eurige zu thun: die wenigen Hunderte, ohne alle Cavallerie, und bald von allen Seiten umringt und geängstigt können Euch nicht beunruhigen. Um so weniger, da die Corps der Generale Tschernitschef, Benekendorf, und Dörenberg bereits am 24ten dieses Monats bey Werben über die Elbe gegangen sind, alle diesseits gestandenen feindlichen Vorposten aufgehoben, und ihre Vorposten bereits bis Salzwedel vorpousirt haben.

Hamburg den 15-(27) März 1813.

Der Kais. ruff. Oberst und Commandant eines Corps der Armee des Grafen von Wittgenstein.

Baron von Tettenborn.

(Beilage.)

N.ro 1.

Rheinischer Merkur.

Sonntag, den 23. Januar 1814.

Die gegenwärtigen Blätter, deren Erscheinung auf kurze Zeit unterbrochen war, sollen auf Anregung der höheren Behörde von neuem fortgesetzt werden. Aber, wie in den wenigen Tagen dieser Unterbrechung unser Land eine andere Gestalt gewonnen, und ein gänzlicher Umschwung alle Verhältnisse umgekehrt, so soll auch diese Zeitung in Geist und Fassung der Vorigen nicht mehr ähnlich sehen. Unter der strengen Zucht einer in diesem Fache überaus argwöhnischen Polizey konnte diese nichts als der elende Nachhall elender Pariser Blätter werden; ein Kanal mehr, durch den die Lüge und nichtswürdige Politik die Provinzen mit ihrem Gifte tränkte. Die Ereignisse der letztern Zeit haben diese unheilsamen Wässer von unserm Lande abgedämmt, und es ist also geordnet in der Welt, daß, hat das Schlechte erst einmal sein Ziel gefunden, das Gute von selbst sich einzufinden pflegt. Aber auch zu mehr als einer gewöhnlichen Zeitung möchte die neue Redaktion dies Blatt erheben, nach ihrem Wunsche, und wenn die Mitbürger ihren Beystand nicht versagen, soll sie eine Stimme der Völkerschaften disseits des Rheines werden.

Es hat im Laufe dieser Zeiten ein Ereigniß sich ergeben, das überraschend, bewundernswürdig, ja erstaunlich die Gestalt der Welt und das Schicksal des Geschlechts auf viele Menschenalter begründen wird. Das teutsche Volk durch Dünkel, Habsucht, Neid und Unverstand längst schon tausendfältig in sich selbst entzweyt, durch Trägheit und Erschlaffung aufgelöset, und darum einem übermüthigen Feinde von der Vorsicht Preis gegeben, der alle Gewaltthätigkeit seiner Revolution zu ihm hinübertrug; dies Volk gedemüthigt, gedrückt, unter die Füße getreten, verspottet und gehöhnt, entwaffnet oder gegen sich selbst zum Streite angehetzt, hat wie ein gebundener Riese mit einem sich erhoben, und alle Ketten sind wie eine böse Verblendung von ihm abgefallen, und die ihn plagten sind vergangen wie üble Träume mit dem Licht des Morgens. Und nun, da der Arm des Bösen, der so schwer auf ihm gelegen, zerbrochen ist, giebt sich erst kund, welch unversiegliche Quelle alles Guten in diesem Volke fließt, und wie die Feinde, die Alles ihm geraubt, den alten Schatz der Treue, des Muthes und der Vaterlandsliebe ihm nicht rauben konnen. Durch alle Völkerschaften, die den Boden des alten Germaniens bedecken, geht ein Geist freudiger Entsagung und muthigen Zusammenhaltens, eine schöne Begeisterung glüht in allen Herzen, statt der vorigen dumpfen Betäubung ist eine muntere Regsamkeit eingetreten, eine klare Anschauung der Weltverhältnisse nimmt die Stelle kläglichen Unverstandes ein, das Talent, das wie versiegt schien in flacher Erbärmlichkeit, hat in allen Fächern sich hervorgethan, und ein edler Gemeingeist, der den Teutschen so fremd geworden, umschlingt, wie jene Kette den Heerhaufen der Teutonen, so den großen Bund mit festem Band. Die Folgen dieser Erhebung einer starken Nation sind schon in die Weltgeschichte aufgenommen; die Schlacht bey Leipzig hat ihres Gleichen nicht an Wichtigkeit seit jener auf den Catalaunischen Feldern; und seit dem großen Bunde der Germanier gegen die römische Oberherrschaft, hat Teutschland nie so eins in sich, so wehrhaft, so gründlich stark und unüberwindlich da gestanden. Offenbar sind die Teutschen das Organ geworden, in dem die Geschichte weiter würkt; über den Heeren der Verbündeten schwebt jedem Auge sichtbar die ewige Vergeltung, und mißt jedem mit dem Maaße ein, womit er ausgemessen; durch ihre Siege haben die Fügungen der Vorsehung sich kund gegeben, die nicht dem Zufalle Preis giebt die Ereignisse, daß die Lüge herrsche und die Schlechtigkeit, sondern die nach Maaß und Recht zügelt jede freche Gewalt, und Alles zum Guten lenkt. Und das ist das Erfreulichste von Allem, daß die Rechtlichkeit der Nation nach so arger Mißhandlung und so glänzenden Siegen sich kund giebt in jener Mäßigung der Führer des Bundes, die dem niedergeworfenen Feinde nicht Mißhandlung, Knechtschaft und Schande bietet, und dadurch die gerechte Nemesis wieder gegen sich selbst bewaffnet, sondern in ehrenvollem Frieden eben so sehr sein Glück wie das Eigene begründen will. Dieß schöne Maaß, das die Teutschen ihrer großen freygemachten Kraft gegeben, verbürgt ihnen mit Sicherheit den siegreichen Ausgang des Kampfes, der nun seinem Ende naht. Die Begeisterung aber, die sich in der Nation geregt, und die noch lange nachglühen wird, wenn der Streit beyder Völker längst beygelegt, wird, während sie ihre künftige äussere Sicherheit begründet, jeglichem Guten Bahn machen, das ein Volk beglücken mag, und das Jahrhundert, das so viele Schmach gesehen, kann leicht in seinem Verlaufe die besten Zeiten Altteutschlands wiederkehren sehen.

Auch die Länder disseits des Rheines haben seit dem Beginne der geschriebenen Geschichte dem teutschen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechselnd, haben sie durch alle die Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beybehalten. Als die Gewalt der Revolution die Waffen Frankreichs nach Teutschland

trieb, wurden sie erobert: welches auch damal der Gegensatz der Partheyen seyn mochte, alle waren sie eins darin, die Vereinigung mit einem fremden Volke als ein großes Uebel zu betrachten. Jahre lang dauerte der Widerstand der Eingebornen gegen die ausländische Macht, als endlich politische Verhandlungen ihr Schicksal unwiderruflich bestimmt, fügten sie sich dem Unabwendbaren, und wurden ruhige, gehorsame Unterthanen, aber ihr Herz blieb bey ihrer Nation, und sie hörten nicht auf Teutsche zu seyn. Der Oberfeldherr hat uns darüber ein ehrenvolles Zeugniß abgelegt, und sicher haben die Aeusserungen des Volksgeistes, auf die er jenes Urtheil gegründet, ihn nicht getäuscht. Die Masse des Volkes ist durch alle die Zeit der fremden Herrschaft sich selbst gleich geblieben, keinerley Art von Gallizism hat unter ihm Platz greifen können, nicht einmal die Sprache hat merklich sich verschlimmert, es hat schwer an die neuen Formen sich gewöhnt, und nie an ihren Bestand geglaubt. Wenn Einzelne von dem fremden Einflusse sich bemeistern ließen, dann ist das eine Sache, die billig persönlicher Willkühr überlassen bleibt, und jetzt von keinem Einflusse auf das Ganze ist.

Indessen, während so das Volk in seinem richtigen Instinkte sich innerlich in keiner Weise irren ließ, hat man aus leicht begreiflichen Gründen geflissentlich Alles gethan, um es mit dem alten Vaterlande außer aller Verbindung zu setzen, damit die angeborne Liebe zu dem verwandten Stamme im Herzen erkalten, und dafür eine neue Zuneigung sich ansetzen möge. Damit haben nach und nach wohl manche der alten Bande sich aufgelöst, die sonst disseits und jenseits aneinander knüpfte; es ist eine Entfremdung in so manchen nationalen Beziehungen eingetreten, und eine Abgeschlossenheit, als ob diese Länder auf einer Insel lägen, durch einen natürlichen Strom getrennt von Frankreich, durch einen künstlich gegrabenen Kanal aber geschieden vom teutschen Vaterlande. Kaum mehr, als was das Gerücht gebracht, ist bis auf die letzte Zeit von den großen Ereignissen jenseits ins Innere vorgedrungen, und nur dunkel und im Allgemeinen erkennt die große Menge, was jetzt die Welt bewegt, was jene eingebrochenen Heere so hoch begeistert, und wie viel anders es geworden im alten Vaterlande. Dazu vorzüglich nun sind diese Blätter bestimmt, die Bewohner dieses Landes über jene Verhältnisse aufzuklären, damit sie ihre Zeit deutlich begreifen lernen, und dann nach bestem Wissen ihre Parthey ergreifen können. Denn, obgleich wir einstweilen wahrscheinlich nicht in Allem dem jenseitigen Teutschland gleichgestellt werden, wird doch untheilnehmende Kälte auch an uns nicht geduldet werden. Die verbündeten Heere haben uns einen großen Beweis gegeben, wie sie die alte Landsmannschaft in uns ehren, dadurch, daß sie gleich beym Einrücken uns als Freundesvolk behandelten. Es ist billig, daß wir Freundschaft um Freundschaft geben, und einer Macht, die so schonend sich angekündigt, mit dankbarer Gesinnung entgegenkommen. Die Verbündeten erwarten von uns, außer Erhaltung der innern Ruhe, was sich von selbst versteht, zunächst, daß wir nach bestem Vermögen aus dem Ertrage unseres Landes, so lange es Noth thut, ihre Heere auf ihrem siegreichen Zuge, wo sie dem Feinde teutscher Freiheit den Frieden abdringen werden, unterstützen. Auch unsere Unabhängigkeit, und daß wir dem Stamme wiedergegeben werden, dem wir ursprünglich angehören, wird einer der Preise dieses Sieges seyn. Wie sollten wir vorübergehende Opfer scheuen, um zu diesem Ziele zu gelangen, da wir so viele schon bringen mußten, die zu verderblichem Zwecke verwendet wurden; besonders da die natürliche Billigkeit, die unzertrennlich vom Charakter der Teutschen ist, uns verbürgt, daß nicht solche uns angemuthet werden, die unsere Kräfte übersteigen. Ueber alles das werden diese Blätter die Gemüther zu verständigen suchen, damit jeder wisse, worauf die Zeit andringt, und was ihre Zeichen wollen; welcher Preis am Ziele wartet; welches die Mittel sind, um dahin zu gelangen; welche Entbehrungen der Drang der Ereignisse dieser Generation auflegt, und welches die Pflichten sind, deren Erfüllung das Vaterland von jedem fordert. So unterrichtet, wird jeder der guten Willens ist, leicht das Haupt über den Druck der Gegenwart erheben; überzeugt, daß die ganze große Bewegung der europäischen Völkerschaften nur eine Krise ist, die zum Bessern führt, wird er ohne Murren dem, was unausweichlich andringt, sich unterwerfen. Im wechselseitigen Geben und Empfangen werden dann auch wieder sich die Fäden fester knüpfen, die zwanzigjährige Trennung vielleicht gelöst, und der Friede wird den Bund schon geschlossen finden, den er erst begründen wollte.

Aber auch dem jenseitigen Teutschlande möchten diese Blätter gerne etwas werden. Denn einmal ist Wirkung und Rückwirkung immer gegenseitig, und während unser Volk vom Stamme sich getrennt, hat auch dieser jenem bis zu einem gewissen Punkte sich entfremdet. Jetzt wo mit dem Erwachen des Nationalgeistes der Körper sich wieder in allen seinen Gliedern fühlt, und ein reges Interesse auch die fernsten Völkerschaften teutscher Zunge und teutschen Herzens in einem gemeinsamen Gefühle zusammenfaßt, können wir hoffen, daß auch von dieser Seite die Verhältnisse alter Landsmannschaft von neuem sich knüpfen werden, und daß man uns in derselben Gesinnung entgegen komme, in der wir dem Bunde nahen. Seit jenen zwanzig Jahren ist dieses Land in der Genossenschaft teutscher Völkerschaften beynahe ganz verstummt, und auch früher war es nicht eben sehr beredt; wir möchten in unserm Unternehmen diese rheinische Zunge im großen teutschen Orden, so viel an uns ist, wieder herstellen, und ihr wieder Sitz und Stimme verschaffen im Rathe der Brüder. Nicht unwürdig soll sie sich ankündigen, nicht in eiteln oder schlechten Worten reden, vielmehr soll sie die reine teutsche Sprache in ihrer ursprünglichen Unverfälschtheit, von aller ausländischen Beymischung fern gehalten, sprechen. Als Organ für die Mittheilung der Begebenheiten aber wird die Zeitschrift sich von selbst durch das Interesse, was die Nähe des Kriegsschauplatzes ihr geben muß, empfehlen.

Und so möge denn dies Unternehmen unter glücklichem Gestirn beginnen; es sey derselbe Stern, der so oft über Germanien geleuchtet, als es frechem Uebermuthe sich entgegen gesetzt, und tyrannischer Gewalt das Schwert entwunden, und der auch jetzt wieder hoch an seinem Himmel glänzt. In der großen Bewegung, die alle Geister jetzt umtreibt, wollen wir nicht müßig seyn; wenig vermag freylich der Einzelne, aber Vieler Zusammenwirken fördert wohl das Werk; und wenn wir jetzt Alle in Einem einig sind, dann kann auch das Unbedeutende Wichtigkeit gewinnen. Darum scheuen wir uns nicht, einen Theil unserer Kraft und Zeit an dies Werk zu setzen, und die Wirkung unserer Bemühungen mag ausfallen, wie ein höherer Geist sie lenkt; aber zu keiner Zeit wird man das Zeugniß uns versagen, daß unsere Triebfedern untadelhaft gewesen sind.

Stand der Armeen um die Hälfte des Jänners.

Nach nicht ganz zwey monatlicher Waffenruhe hat ein neuer Feldzug mit dem Schlusse des vorigen Jahres begonnen, der, wie es allen Anschein hat, die Anstrengungen des vorigen krönen und ernten wird, was die blutigen Tage bey Leipzig ausgesäet. Viel seines besten Blutes hat Teutschland in diesen und den vorhergehenden Schlachten verloren, aber auf den rauchenden Feldern hat sein zürnendes Schicksal sich versöhnt, und es ist endlich einmal wieder zu einem reinen, unzweydeutigen Resultat gekommen. Tollkühn hatte der Feind all sein Vermögen auf ein einziges Spiel gesetzt; er verlor, und entschwunden war ihm der mühsam erworbene Gewinnst von mehr als zwanzig Jahren, in denen er mit nicht allzu zarter Ehrlichkeit Bank gehalten. Napoleon floh mit den Trümmern seines Heeres, wie einst Xerxes zum Hellespont, auch er mit der Furcht im Herzen, den Weg über das Wasser verlegt zu finden. Und nicht viel fehlte, daß die Bayern ihm jene Brücke abgetragen, als sie bey Hanau sich ihm mit kühnem Muthe entgegenstellten. Verzweifelt sah sein muthloses Heer die neue Mauer, die es durchbrechen sollte, und versagte wiederholter Aufforderung zum Angriff alle Folge; die Garde, bisher in allen Schlachten mit ängstlicher Sorge verschont, mußte mit nicht geringem Verluste den stolzen Gebiether, der nie den geringsten Widerspruch geduldet, durchschlagen. So kam er mit etwa 70,000 Mann auf dem linken Ufer des Rheines an, von wannen er mit mehr als 500,000 ausgezogen, um, wie er sich ausgedrückt, die Russen in die Elbe zu werfen. Entkräftet, zur Hälfte ohne Wehr und Waffen, krank, oder doch den Keim der Seuche in sich tragend, so kamen die Ueberreste jener bedauernswürdigen Schlachtopfer eines abscheulichen politischen Fanatisms, der Conscribirten und Nationalgarden, die ein halbes Jahr zuvor, ungern zwar, aber doch, dem Nationalcharakter gemäß, munter und guten Muthes über den Rhein gegangen waren, zu uns zurück; wenig aber war von jener schönen Armee nur noch geblieben, die aus Spanien ihnen zur Hilfe hinubergezogen. Nachdem die erste Verwirrung sich gelegt, breiteten sie sich längst dem Rheine zu einem schwachen, dünn besetzten Cordon von der Schweiz bis zu den Gränzen Hollands hinunter aus; wenig war vom alten französischen Soldaten an diesen Flüchtlingen zu erkennen; ohne Selbstvertrauen und Zuversicht, niedergeschlagen und verzagt, nach Ruhe und nach Frieden sich herzinniglich sehnend ohne Unterlaß: so hütheten sie der Gränze, mit nichten furchtbare Wächter gegen den Feind, der im Bewußtseyn seiner Kräfte langsam und ruhig seine Anstalten ordnete. Wenigstens ein Drittheil der geretteten Armee raffte bald die Seuche fort; das Ausreißen der Teutschen und Holländer schwächte noch mehr den schwachen Rest; beynahe die letzte Hoffnung war die Voraussetzung einer abergläubischen Furcht vor dem Rheinübergange bey den Alliirten, und vor dem, was ihnen jenseits begegnen konnte.

Indessen ließen diese sich keineswegs durch dergleichen irren. Die große österreichische Armee eröffnete zuerst das große Schauspiel, indem sie des Juragebirges sich bemächtigte. Die Schweiz, die seit ihrer Revolution aufgehört, sich als ein Glied der teutschen Genossenschaft zu betrachten, und das Blut, das dem gemeinschaftlichen Vaterlande angehörte, lieber dem Meistbiethenden verkaufte, war in die Wirbel der französischen Staatsumwälzung hineingerissen worden: in unendbarem Streit fuhren sogleich und auf immerdar die Geister auseinander, bis der achtzehnte Brumaire, der Frankreich so großes Heil gebracht, auch ihnen den Versöhner brachte; die **Mediation** war just ein so theures Wort, wie die **Protektion** in Teutschland sich erprobt. So mußten die muthigen Bergbewohner ihren blutigen Groll um Raub und Brand und Mord, in ihren ruhigen Thälern von einbrechenden Horden geübt, im Herzen tief verschließen: die Bären von Bern waren in der Gefangenschaft erblindet und gestorben, statt ihrer mußte man schmeichelnde Hündlein pflegen; die Jugend gieng in gezwungenen Dienst, und auf dem Markte war keine Konkurrenz; kein Tag war sicher, daß nicht ein Dekret von St. Cloud der alten Waffengefährten Einen als König der Eidgenossenschaft ankündigte. Jetzt im beginnenden Kampfe sollte Neutralität mit den Alpen wie mit einem Schilde die verwundbarste Stelle Frankreichs decken, und dabey das Hochgebirge sich zwischen die Heere in Italien und Teutschland legen. Aber die Zeit, die keine Halbheit duldet, gieng nicht ein in diesen Rath; ihnen wurde in mehreren vortrefflich geschriebenen Noten das Verhältniß zu Teutschland und Frankreich rein gedeutet, und die Heere nahmen Besitz vom Gränzland, und gründeten in der Richtung von Osten nach Westen die Grundlinie ihrer Operationen, hinter der sich reichlich versehene Magazine häuften, während man zu ihrer Deckung und Befestigung die Elsassischen Festungen Hüningen, Befort, Schlettstatt, später Besançon belagerte, und sie nebst andern Schlössern von geringerem Belange theils wegnahm, theils bis heran nahe zum Falle brachte. Und während der linke Flügel des Heeres immer mehr westlich gegen Lyon hin sich ausbreitete, wälzte sich die ganze Maße zugleich Rheinabwärts der Vereinigung mit einer andern Abtheilung der großen Bundesarmee entgegen.

Es war nämlich eben am Wendepunkt des Jahres der General Blücher mit der schlesischen Armee die der Sieg von der Oder in wenig Wochen zum Mittelrhein geführt, an drey Punkten Manheim, Caub und Koblenz über diesen Strom gegangen, dreyzehn Kanonen und mehr als 1500 Gefangene wurden dem Sieger zu Theil; über den Hundsrück rückte das Hauptquartier beynahe ohne Widerstand, und gleichsam etapenweise über Kreuznach, Saarbrücken, St. Avold, Nancy gegen die Mosel vor,

immer flüchtig der wenig noch zahlreiche Feind vor dem Heere sich zurückziehend und bis zu den Thoren von Metz verfolgt. Aber selbst die Stellung an der Mosel ist schon geräumt; gegen Toul und die Maas drängen die Vortruppen des Heeres an, und viele Depots, und die dort befindlichen Stämme sammt den Conscribirten fielen dem Sieger in die Hände. Früher schon war Trier, von 2500 Mann besetzt, nach kurzer Wehr gefallen, und die Besatzung hatte sich theils zerstreut, theils gegen Luxemburg hingezogen, und der rechte Flügel des Heeres drängte nun gegen die Ardennen an, während die Vortruppen der österreichischen Armee, die nach den neuesten Berichten bis Langres in Champagne vorgedrungen, entgegenrückt. So ist die ganze ehemalige Mosellana von diesem Heere besetzt; Mainz, Saarlouis, Luxemburg, jetzt auch Metz eingeschlossen, und bey dem Umstand dieser wehrhaften Orte wird baldiger Fall unausbleiblich seyn. In Mainz ist nach den Berichten von Augenzeugen, die die Festung kurz vor der Sperre verlassen haben, nicht die Hälfte der zur Vertheidigung nöthigen Besatzung, und diese wird täglich mehr von Krankheiten aufgerieben; es fehlt an Artillerie und Munition, der Fleischvorrath, warm eingelegt, ist in Fäulniß übergegangen, und die Früchte im schadhaften Dome aufgeschüttet, vom Regen verdorben, und wie auf dem Rheine eben vorüber schwimmende Joche anzudeuten scheinen, die Brücke vielleicht vom Eise weggerissen. In Luxemburg waren vor kurzem noch ganze Werkmauern eingestürzt, und es hatte vor der Einnahme von Trier nur eine Besatzung von 250 Mann.

Während in dieser Weise die beyden großen Heere ihre Verbindung in dem Lande zwischen der Obermaas und der Mosel zu knüpfen herangezogen, fehlt um die Vereinigung aller Streitkräfte zu vollenden, nur noch ein Drittes, das durch die Umstände bisher in seinen Vorschritten aufgehalten wurde, und dessen Abwesenheit verbunden mit den Schwierigkeiten, welche die Witterung den Bewegungen der Heere entgegensetzt, wahrscheinlich wieder eine kleine Pause in die Operationen bringen wird. Es sollte nämlich die Armee von Nordpreußen und der Niederelbe Brabant besetzen, die Linie der Festungen in Flandern durchbrechen, und längst der Maas über Namur und das Luxemburgische hinauf gleichfalls jener allgemeinen Vereinigungslinie, der Basis künftiger Vorschritte entgegen operiren, um die rechte Flanke der schlesischen Armee, die gegenwärtig sich an die Ardennen lehnt, zu decken. Holland mißhandelt, gedrückt, zu Grunde gerichtet, wie kaum irgend ein anderes Land, hatte bey der Annäherung der verbündeten Heere sich selber Recht verschafft, und die Franzosen vertrieben; zahlreiche Schaaren Freywilliger bewaffneten sich, um die Rückkehr der Unterdrücker unmöglich zu machen. Ein wichtiges, wasserdurchschnittenes, überall mit Festungen umgürtetes, mit wehrhaften Orten angefülltes Land, das bey gutem Willen der Einwohner und gehöriger Vertheidigung das beste Heer Jahre lang hätte beschäftigen können, wurde auf die Weise beinahe ohne Schwertesschlag den Verbündeten zu Theil, und die herrschende Verwirrung machte es möglich, daß ein Haufen Kosacken auf seinen Streifereyen eine der wichtigsten Festungen, Breda nämlich, wegnehmen konnte. Während indessen diese Ereignisse das große Werk, mehr als man erwarten konnte, förderten, wurde es andrerseits durch die Irrungen mit Dännemark über die Gebühr verzögert. Dieß Reich, das bisher mit ziemlichem Glücke durch die Gefahren der Zeit sich durchgewunden, sträubte sich in alle Weise den Frieden um den freylich sehr harten Preis der Abtretung des schönen Norwegens zu erkaufen, und seine Heere boten vereinigt mit den Franzosen unter dem Marschall Davoust in der festen Stellung hinter der Stecknitz dem schwedischen Heere Monate lang Trotz. Als endlich diese Position überwältigt war, raubten die Friedensverhandlungen einen andern Monat, und die Armee in den Niederlanden fand sich, wie es scheint, in dieser Zeit zu schwach außer den Gränzen Hollands irgend eine bedeutende Unternehmung zu wagen. Denn um Antwerpen her hat, wie es das Ansehen hat, Napoleon eine bedeutende Macht gesammelt zum Schutze der unermeßlichen Werfte und der Seevorräthe, die er dort seit so vielen Jahren zusammengehäuft, und zur Rettung von siebenzehn Schiffen, die dort auf dem Stapel stehen, und sechs und zwanzig andern, die segelfertig vor Anker liegen. Unterdessen sind die Engländer gelandet, und haben die Belagerung Berg op Zooms unternommen, und immer verstärkt durch neue Transporte sich ihr Heer. Von der andern Seite sind über Cassel her die Sachsen im Anzuge gegen den Niederrhein, und wenn, wie vorläufige Nachrichten anzukündigen scheinen, der Friede mit Dännemark wirklich abgeschlossen ist, dann wird auch bald das Schwedenheer von der Elbe gegen Maas und Schelde dringen. Schon ist als Folge jener Bewegungen das Roer-Departement und der Theil des Unsrigen, den die Franzosen bisher noch besetzt hielten, geräumt. Nachdem General Winzingerode bei Düsseldorf über den Rhein gegangen, zogen jene von Kölln gegen Aachen sich zurück, und die Bewohner luden die von jenseits mit Hurrahrufen ein, und empfingen sie mit frohem Jubel.

(Der Beschluß folgt.)

Koblenz, gedruckt bey B. Herlot, Buchdrucker am Paradeplatz.

Schillers begeistert worden. Aber er sah doch mit Mißtrauen und Abneigung auf die neumodischen Krieger, die jetzt vor ihm im Gliede stehen sollten, der alte Groll gegen das Schreibervolk war noch sehr lebendig, das ungeschulte Wesen mit seinen hohen Ansprüchen verletzte ihn. Derselbe Gegensatz stieß sich oben wie unten, unter den Generälen wie in der Kompanie. Es ist eine der merkwürdigen Erscheinungen dieses Krieges, daß er so gut gebändigt wurde; die Freiwilligen lernten schnell militärischen Gehorsam und wie wertvoll die Dienstkenntnis ihres Vorgesetzten sei; und der Offizier verlor einiges von der Rauheit und Willkür, womit er sonst seine Mannschaft behandelt hatte. Und er hörte zuletzt behaglich zu, wenn ein verwundeter Jäger mit dem Arzt darüber stritt, ob ihm der flexor des Mittelfingers durchgehauen sei, oder wenn seine Gemeinen beim Biwakfeuer etwa in Erinnerung an juristische Kollegienhefte lebhaft erörterten, ob bei dem zweideutigen Verhältnis, in welches ein Kosak zu einer Gans getreten war, culpa lata oder dolus anzunehmen sei. Im ganzen erwies sich die Mischung als vortrefflich.

Aber unendlich größer als die freiwilligen Leistungen war der Gewinn, welcher für die Regierung Preußens daraus hervorging, daß sie jetzt erst erfuhr, was sie einem solchen Volke als Pflicht zumuten dürfe. Die großartige Ausdehnung, welche der Kampf annahm, die achtunggebietende Kriegsmacht Preußens, das Gewicht, welches dieser Staat durch die Bedeutung seines Heeres bei den Friedensverhandlungen erhielt, beruhen im letzten Grund auf dem hohen Sinn, der in den ersten Frühlingsmonden des Jahres die Welt überraschte. Durch ihn erhielt die Regierung den Mut, die Kräfte so hoch zu spannen, wie sie getan. Daß Ostpreußen außer seinem Beitrag zum stehenden Heer zwanzig Bataillone Landwehr und das berittene Nationalregiment aus eigener Kraft, fast ohne die Regierung zu fragen, in wenigen Wochen aufgestellt hatte, nur diese ungeheure Kraftentwicklung machte die Errichtung der Landwehr im ganzen Staatsgebiet möglich.

Und daß auf Befehl seines Königs das Volk dies zweite Heer in geordneter Weise gehorsam und willig schuf, daß es in den alten Provinzen 120 Bataillone und 90 Schwadronen Landwehr rüstete und verpflegte, ist wieder nur ein Teil seiner Anstrengung.

Und wie treu hat es dem Befehl seines Königs gehorcht!

Die Landwehr des Frühjahrs 1813 hatte noch wenig von dem kriegerischen Aussehen, welches sie durch die Schlachten und die spätere Ausbildung erhielt[73]. Ihre Mannschaft bestand aus solchen, welche zum Dienst im stehenden Heere nicht herangezogen waren und jetzt aus der männlichen Bevölkerung bis zu vierzig Jahren durch Los und Wahl genommen wurden. Da die gebildete Jugend, das erste Kriegsfeuer der Nation, zum größten Teil bei den freiwilligen Jägern eingetreten war oder die Lücken des stehenden Heeres ergänzt hatte, so wären die Bataillone der Landwehr wahrscheinlich von geringer Kriegstüchtigkeit gewesen, wenn nicht auch hier ein Teil der Besitzenden sich freiwillig eingereiht hätte. Es war die schwere Masse des Krieges, die Gemeinen meist Landvolk, die Führer Landedelleute, Beamte,

ältere Offiziere auf Halbsold, und wer sonst durch das Vertrauen seines Kreises gewählt war, aber auch junge Freiwillige. Ein ungewöhnliches, bunt zusammengewürfeltes Material für den Felddienst, viele der Offiziere ohne jede Kriegserfahrung wie die Gemeinen. Auch die Ausrüstung war im Anfang nur unvollkommen, sie wurde — bis auf einen Teil der Waffen — von den Kreisen beschafft: die Litewka, lange Hosen von grauer Leinwand, eine Tuchmütze mit weißem Blechkreuz, die Waffen im ersten Glied Piken, im zweiten und dritten Gewehre, der Reiter führte eine Pistole, Säbel und Pike. In der Kreisstadt wurde die Mannschaft eingereiht, exerziert und notdürftig ausgerüstet; bei der Eile geschah es, daß Bataillone zum Heere beordert wurden, die noch keine Waffen und kein Schuhwerk hatten, dann zogen die Leute barfuß, mit Stangen, der Elbe zu, im Aussehen mehr einem Haufen Räuber als gesetztem Kriegsvolk zu vergleichen, auch sie willig, oft mit Gesang und dem kräftigen Hurra, das sie von den Kosaken angenommen hatten. Durch einige Wochen sah die Linie, zumal der alte Offizier, mit Verachtung auf die neue Einrichtung, niemand grimmiger als der strenge York. Als sich der würdige Oberst Putlitz zu Berlin ein Landwehrkommando ausbat, er, der schon tapfer im französischen Feldzug gefochten und im Jahre 1807 ein Schützenkorps im schlesischen Gebirge gesammelt hatte, — da fragten ihn die Stabsoffiziere spöttisch: ob er sich denn mit diesen Haufen zu schlagen gedenke. Nach dem Kriege erklärte der tapfere General die Zeit, in welcher er Landwehr kommandiert, für die glücklichste seines Lebens. Denn in keiner neuen Schöpfung des Heeres hat sich die Gewalt des großen Jahres und die Tüchtigkeit des Volkes so glänzend bewährt wie in dieser. Diese Bauerknaben und linkischen Ackerknechte wurden in wenig Wochen zuverlässige und tapfere Soldaten. Es ist wahr, sie haben unverhältnismäßigen Verlust an Menschen gehabt, sie haben auch in ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Feind nicht immer feste Haltung gezeigt, sondern den schnellen Wechsel von Zagheit und Mut, welcher jungen Truppen eigen ist; aber sie haben, vom Pfluge und von der Werkstatt zusammengerufen, schlecht bekleidet, schlecht geübt, schlecht bewaffnet, wie sie waren, schon in den ersten Wochen alle schwere Feldarbeit kriegsgewohnter Truppen tun müssen. Daß sie das überhaupt vermocht, und daß sich schon damals einzelne Bataillone so brav geschlagen, daß sogar ihr Gegner York sie mit abgezogenem Hut begrüßte, dies ist, soviel bekannt, in der Kriegsgeschichte unerhört. Bald waren sie von den Truppen der Linie nicht zu unterscheiden, es war ein Wetteifer der Tapferkeit.

Billig rühmt der Sohn jener Zeit zuerst die Männer der Landwehr selbst, welche sich dem Rufe stellten. Aber nicht weniger wichtig war der Eifer, mit welchem das Volk daheim nach dem Gebot für den Krieg arbeitete. Jeder Beruf, jeder Bürger, die kleinsten Orte, entlegene Landkreise trugen ihren Teil an dem Werk, oft war in ihnen, zumal wenn sie an der Grenze lagen, Leiden und Arbeit am größten. Eine einfache Einrichtung genügte für die Geschäfte in den Kreisen: eine Kreiskommission aus zwei Rittergutsbesitzern, einem Städter, einem Landbewohner

gebildet, der Landrat des Kreises und der Bürgermeister der Kreisstadt waren fast immer die eifrigsten Mitglieder. Und es war allerdings eine Tätigkeit für einfache Männer, welche geeignet war, außergewöhnliche Kraft wachzurufen. Die Reste der französischen Armee mit ihrem Hunger und Typhus, die nachdrängenden Russen, durch mehrere Monate in zweifelhafter Stellung, zwei Sprachen, die der neuen Freunde noch fremdartiger als die der weichenden Feinde, dazu die Roheit und Wildheit der neuen Bundesgenossen, deren Offiziere zum großen Teil nicht besser waren als ihre Leute, lüstern nach Branntwein und wenigstens bei den irregulären Truppen ebenso räuberisch und weit gewalttätiger. Bald lernte der Kreiskommissar mit dem wilden Volk verkehren. Der Tabakkasten mit den Tonpfeifen stand geöffnet in der Amtsstube, es war ein endloses Kommen und Gehen der russischen Offiziere, sie stopften und rauchten, forderten Branntwein und erhielten das unschädliche Bier. Kam die Roheit bei den Fremden einmal zum Ausbruch, so lernte der preußische Beamte zuletzt die Unartigen mit ihren eigenen Waffen schlagen, mit dem Kantschu, den ihm vielleicht ein russischer Stabsoffizier zurückgelassen hatte, damit er mit seinen Leuten leichter fertig werde. Noch füllten die letzten Typhuskranken der Franzosen das Hospital der Stadt, die Baschkiren mit ihren Filzmützen hielten ihr Nachtlager auf dem Marktplatz, die Einwohner zankten sich mit der fremden Einquartierung, jeden Tag wurden von den Russen Lebensmittel und Fuhren gefordert, Kuriere, russische und preußische Offiziere heischten Vorspann, die Ackerbürger und die Bauern der nahen Dörfer klagten, daß ihre Pferde abgetrieben seien, kein Knecht zu finden und eine Bestellung des Ackers unmöglich. Und in solchem Wirrwarr kamen Befehle der eigenen Regierung, rücksichtslos und gewaltsam, wie es die Zeit verlangte, und nicht immer praktisch, wie es bei der Eile natürlich war. Die Tuchmacher sollten Tuche liefern, die Schuhmacher Schuhwerk, Riemer und Sattler Patrontaschen und Sättel, soviel hundert Paar Stiefeln und Schuhe, soviel hundert Stück Tuch, soviel Sättel, alles in kurzen Wochen, ohne Geld, gegen unsichere Anweisungen. Die Handwerker aber waren zum größten Teil arme Leute, selbst ohne Kredit, wie sollte der Rohstoff beschafft werden, wie die Arbeiter bezahlt, wie das Leben getragen in diesen Wochen, in denen man den gewöhnlichen Verdienst, der jetzt gerade kam, versäumte? Das ging nicht eine Woche, ein ganzes Jahr hindurch. Wahrlich, der Opfermut, welcher sich in Gaben betätigte und in Darbringung des eigenen Lebens, war in dieser großen Zeit das Hohe und Schöne; aber nicht minder ehrenwert war die aufopfernde, anspruchslose und unbemerkte Pflichterfüllung von vielen tausend Kleinen, welche, jeder in seinem Kreise, in der Stadt, im Dorfe für dieselbe Idee des Staates arbeiteten bis an die äußersten Grenzen der eigenen Kräfte.

Noch ungelöst ist die Frage, welche militärische Bedeutung in einem gesitteten Lande die allgemeine Volksbewaffnung haben könne. Bis an die letzte Möglichkeit der Forderung ging das Gesetz über Errichtung des Landsturms. In dem ersten Erlaß (21. April) ist eine fast fanatische Strenge, die bei der spätern Aufnahme

in die Gesetzsammlung (24. Juli) sehr gemildert wurde. Die Verordnung übte eine große moralische Wirkung, es war eine scharfe Mahnung an den Säumigen, daß es sich jetzt für alle um Tod und Leben handle. Es hat durch seine drakonischen Bestimmungen auch den Feind betroffen gemacht. Aber es wurde sogleich nach seinem Erscheinen von unbefangenem Urteil scharf getadelt, weil es Unmögliches forderte, und es hat eine große praktische Wirkung nicht gehabt. Die Preußen waren von je ein kriegerisches Volk, aber sie waren 1813 nicht in dem Sinne kriegstüchtig, wie wohl jetzt. Neben dem stehenden Heere saß vor Einführung der allgemeinen Dienstpflicht der friedliche Bürger ohne jede Übung in Waffe und Massenbewegung, höchstens die alten Schützengilden hantierten mit altertümlichen Schußwaffen. Jetzt aber hatte das Volk seine gesamte kampffähige Mannschaft ins Feld gesandt, hoch war bereits die Kraft gespannt, jede Familie hatte abgegeben, was sie von kriegerischem Mut besaß. Die älteren Männer, welche zurückblieben, ohnedies unentbehrlich bei der täglichen Arbeit des Feldes und der Werkstatt, waren durchaus nicht vorzugsweise befähigt, tapferen Waffendienst zu tun. So war es kein Wunder, daß gerade dieses furchtbare Gesetz die heitere Kehrseite der großen Zeit zutage brachte, neben unendlichem guten Willen auch Unbehilflichkeit und Spießbürgerei. Es wurde mit großer Erbauung gelesen, daß das ganze Volk in Waffen treten solle, dem andringenden Feinde zu widerstehen. Auch daß Weiber und Kinder zu einzelnen Geschäften verwendet werden sollten, war nach dem Herzen der Leser, zumal der unerwachsenen. Bedenklicher war schon der Satz, daß auf Feigheit Verlust der Waffen, Verdopplung der Abgaben und körperliche Züchtigung gesetzt sei, denn wer Sklavensinn zeige, solle als Sklave behandelt werden. Da war der arme kleine Handwerker, der kümmerlich seine Kinder vor dem Hunger bewahrte und nie ein Gewehr berührt hatte, auch jeder Balgerei sein Lebtag ängstlich aus dem Wege gegangen war, allerdings in der Lage, sich nachdenklich die schwierige Frage vorzulegen: was ist Feigheit? zumal gegenüber feindlichen Gewehren? Und wenn das Gesetz ferner verbot, in der Stadt, welche vom Feinde besetzt war, irgend Schauspiel, Ball, Lustbarkeit zu besuchen, nicht die Glocken zu läuten, keine Trauung zu vollziehen, zu leben wie in tiefster Trauer, so erschien auch das dem unbefangenen Sinn der Deutschen gewaltsam, mehr spanisch und polnisch als deutsch.

Dennoch sah das Volk in der Begeisterung des Frühjahrs über die Härten weg, und rüstete sich zum Sturme. Schon vor dem Erlaß war in Ostpreußen durch vaterländischen Sinn hier und da Ähnliches eingerichtet worden. Jetzt verbreitete sich der Eifer durch die Städte, weniger auf dem offenen Lande. Begonnen wurde die Organisation fast überall, durchgeführt an mehreren Orten. Die Feuerzeichen wurden aufgerichtet, von Berlin bis zur Elbe und nach Schlesien ragten die Lärmstangen, harzige Kiefern, auf welche eine leere Teertonne genagelt war, mit geteertem Stroh umwunden. Neben ihnen hielt ein Posten die Wache; sie haben mehr als einmal ihren Dienst getan. Jede Art Waffen wurde zusammengesucht, Jagdflinten und Pistolen, was auch § 43 der Verordnung klug vorausgesehen hatte,

wenn er bestimmte: „Zur Munition kann in Ermangelung von Kugeln jede Art von grobem Schrot benutzt werden, daher die Besitzer von Feuergewehren beständig Pulver und Blei hinreichend vorrätig haben müssen." Wer kein Gewehr hatte, ließ sich, wie eben erst die Landwehrmänner, jetzt auch für den Sturm die Pike anfertigen; in Kompanien wurde exerziert, die Fleischer, Brauer, Vorwerker bildeten Schwadronen. Das erste Glied des Fußvolks waren Lanzenträger, das zweite und dritte trug womöglich Gewehre. Auch hierbei gingen die geistigen Führer des Volkes mit gutem Beispiel voran, sie wußten wohl, daß das nötig war. Es wurde gerade ihnen nicht immer leicht, zumal wenn sie nicht mehr in der ersten Jugend lebten. In Berlin saßen Savigny und Eichhorn bereits im Landwehrausschuß, beim Landsturm war niemand eifriger als Fichte, seine Pike und die seines Sohnes lehnten im Vorsaal an der Wand, und es war eine Freude, den eifrigen Mann zu sehen, wenn er auf dem Exerzierplatz die Waffe schwenkte und zum Ansturm ausfiel. Man hatte ihn zum Offizier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen." Er, Buttmann, Rühs, Schleiermacher exerzierten in derselben Kompanie; Buttmann aber, der große Grieche, vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterscheiden, er erklärte das für das Schwerste. Rühs war in derselben Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß sie bei den Wendungen einander den Rücken zukehrten oder verdutzt in die Augen sahen. War dann einmal von dem Zusammentreffen mit dem Feind die Rede, und wie sich ein tapferer Mann dabei zu halten habe, dann hörte Buttmann zu, betrübt auf seinen Spieß gelehnt, und sagte endlich: „Ihr habt gut reden, ihr seid von Natur herzhaft[74]."

Und sollte der Landsturm einmal mobil gemacht werden, zur Aufrechterhaltung der Sicherheit im Kreise, oder zum Dienst im Rücken des Feindes, auch in der Nähe der Festungen, welche noch von Franzosen besetzt waren, dann läutete die Sturmglocke und die Stadt geriet in stürmische Bewegung. Ängstlich packten die Hausfrauen Speise und Trank, Bandagen und Scharpie in die Tornister — denn nach § 42 des Reglements durfte niemand Tornister, Brotsack und Feldflasche vergessen, und nach § 54 war es seine Pflicht, Proviant für drei Tage bei sich zu tragen —, und nicht selten empfanden die weiblichen Einwohner wie die Frau eines Messerschmiedes in Burg, welche vor dem Kommando die Erklärung abgab, ihr Mann müsse zurückbleiben, denn er sei der einzige Messerschmied im Orte, oder wie die Frau eines Uhrmachers, die den Gatten gezwungen hatte, sich zu verstecken. Er aber wurde von anderen Frauen, deren Männer ausgezogen waren, erspürt, auf dem Kirchhof über ein Grab gelegt und mit der flachen Hand mütterlich abgestraft.

Wer als Kind jene Zeit durchlebt hat, der erinnerte sich noch der Begeisterung, mit welcher auch die Knaben rüsteten. Die größern traten ebenfalls in Kompanien zusammen und bewaffneten sich mit Piken. Auch der kleinere mußte einen tüchtigen Knüttel bewahren. Ein armer Knabe, der in einer Fabrik arbeitete, wurde gefragt, weshalb er keine Waffe führe. „Ich habe alle Taschen voll Steine", — die

trug er gegen die Franzosen fortwährend mit sich herum[75]. Und keine Bestimmung der Landsturmordnung fand bei dem heranwachsenden Geschlecht so eifrigen Gehorsam als § 50: „Jeder Landstürmer trägt womöglich eine hellgellende Pfeife mit sich, um sich mit andern in der Dunkelheit zu erkennen und zu verständigen." Durch angestrengten Fleiß lernte die Jugend jeder Art von Signalpfeifen schrille Töne entlocken, und es ist Grund zu der Annahme, daß der meisterliche Gebrauch der Pfeife, welche noch jetzt bei jeder Erregung der Straßen hörbar wird, zuerst durch den Franzosenhaß zu den geheimen Fertigkeiten unserer Jugend gefügt wurde. — Nur selten hat der Landsturm im Jahre 1813 militärischen Dienst geleistet. Er hat öfter die Landkreise von plündernden Gesindel gesäubert, hat Wachen und Botendienste verrichtet; ernste Waffenarbeit gegen die Feinde hat er wohl nur in demselben Büren getan, welches schon unter Friedrich II. seine fahnenflüchtigen Söhne zum Heer des Königs zurückjagte. Dort trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsdenkmünze. Aber fest haftet noch heut im Volk die Erinnerung an diese Einrichtung des großen Jahres, sie ist lebendiger geblieben als andere von machtvollerer Wirkung. Noch lange rühmte sich der Alte, der damals nicht mit im Felde lag, daß er wenigstens daheim für das Vaterland die Waffe getragen hatte. So ziemt auch den Söhnen, daran zu gedenken. Denn von da an wurde in anderen Formen und mit strengerer Zucht der allgemeine Waffendienst des Volkes Stolz und Vorzug der deutschen Wehrkraft.

Während aber in den Städten daheim das gefahrlose Spiel dicht bei furchtbarem Ernste lag, war doch Ohr und Auge eines jeden unablässig in die Ferne gerichtet. Der wilde Krieg hatte begonnen. Um die Lieben, die gegen den Feind rangen, um das Geschick des Vaterlandes sorgten unablässig die Zurückgebliebenen. Kein Tag, der nicht Gerüchte, kein Posttag, der nicht bedeutungsvolle Ereignisse verkündete. Das eigene Leben schwand fast dahin vor der Sehnsucht und Erwartung, womit man über die Stadtmauern in die Ferne sah. Jeder kleine Erfolg der Waffen erfüllte mit Entzücken. An der Tür des Rathauses, in der Kirche, im Theater, wo sich irgend Menschen zusammenfanden, wurde er verkündet. Am 5. April war das Gefecht bei Zehdenick, der erste zweifellose Sieg der Preußen, weit herum in der Landschaft eilten die Leute auf die Kirchtürme, zuerst eine Kunde zu erspähen. Und als der Geschützdonner schwieg und die frohe Botschaft durch die Landschaft lief, da kannte die Freude keine Grenzen. Alles Löbliche wurde stolz gerühmt, vor allem die tapfere Batterie, welche mit Geschütz und Pulverwagen durch den brennenden Flecken Leitzkau auf den Feind zugejagt war, mitten durch die Flammen, welche über ihr zusammenschlugen; dann die schwarzen Husaren mit dem Totenkopf, wackere Litauer, welche die geputzten roten Husaren aus Paris beim ersten Ansprung überritten hatten. Und als der Gutsherr des Fleckens darauf in den Zeitungen für seine armen abgebrannten Leute sammelte und sich dabei entschuldigte, daß er in solcher Zeit noch für Privatunglück Hilfe erbitte, da vergaß man auch die Landsleute nicht, welche dort zuerst durch den Krieg gelitten hatten.

Blätter für den Frauen-Verein in Baiern.

Erstes Stück.

München den 30. Jänner 1814.

Der Frauen-Verein in München als Zweig des allgemeinen Frauen-Vereins in Baiern hat es seinem Zwecke gemäß erachtet, in fortlaufenden Blättern die Aufsätze, Nachrichten und Rechnungen bekannt zu machen, aus denen man sich sowohl über seine Einrichtung, Ausbreitung und Bedürfnisse, als über den Umfang seiner Sammlungen und über deren Verwendung unterrichten kann, damit diejenigen, welche in andern Städten des Königreiches ähnliche Verbindungen stiften wollen, den Gebrauch davon machen können, der ihnen selbst gefällig ist, und die an dem Verein theilnehmenden Frauen über den Stand der allgemeinen Angelegenheiten und deren Erfordernisse stets in der nöthigen Kenntniß können erhalten werden; auch werden sie dadurch die Ueberzeugung erlangen, daß alles, was sie mit edler Bereitwilligkeit dem Vaterlande darbringen, von der Verwaltung des Vereins mit gewissenhafter Sorgfalt verwendet wird.

Die Blätter selbst werden einzeln, der Bogen für 3 kr. und so oft ausgegeben, als Stoff für einen Bogen vorhanden ist; der Ertrag wird für die Zwecke des Vereins verwendet. Bestellungen hierauf können bey den königlichen Postämtern gemacht werden.

Vom Ursprunge und von der Einrichtung des Frauen-Vereins in München.

Das Beyspiel der Frauen-Vereine anderer Staaten hatte auch bey uns den Wunsch der Nachahmung um so mehr erregt, da man auch hier sehr allgemein und lebhaft fühlte, daß in einer so großen und schweren Zeit die Wohlthätigkeit der Frauen und die Gaben, welche sie bereiten können, wohlthuende Linderung für die Wunden der leidenden Menschheit seyen.

Es wurden darüber in den letzten Zeiten die vorläufigen Einleitungen getroffen und Nachrichten handschriftlich verbreitet. Sichtbar belebte sich die schon vorhandene Thätigkeit der hiesigen Frauen, und mehrere Männer erklärten sich zugleich, bey der Einrichtung des Geschäftes behilflich zu seyn. — Sie handelten als Beauftragte des sich bildenden Vereins, wo Besorgung der Geschäfte durch sie nöthig war.

Indessen waren in Baiern die Frauen von Nürnberg, Regensburg, Salzburg, Eichstädt, Bamberg, Augsburg und von andern Städten vorangegangen; die von München erwarteten die Rückkehr Ihrer Majestät der Königinn, um allerhöchst Ihren Schutz und Huld für den Verein zu erbitten, und allerhöchst Ihrer Bestimmungen über denselben gewärtig zu seyn. Zugleich wurden Seine königliche

(Die erste deutsche Frauenzeitschrift, die keine Unterhaltungszeitschrift war. Die erste deutsche Zeitschrift für öffentliche Wohlfahrtspflege.)

Majestät um die allerhöchste Genehmigung zur Bildung des Vereins allerunterthänigst gebethen.

Als die erwünschte Rückkehr der allergnädigsten Herrschaften erfolgt war, wurden die Frauen veranlaßt, sich zur Förderung des Vereins unter ausgegebene und hier nachgesetzte Billets zu unterzeichnen:

„Die Unterzeichnete trägt den Wunsch, daß eine Gesellschaft von Frauen sich vereinige, welche zur Pflege und Heilung der im Felde erkrankten oder verwundeten Vertheidiger des Vaterlandes beytrage. Sie hofft, daß die allerhöchste Genehmigung, Unterstützung und Schutz sie bald in den Stand setzen werden, an dem Zwecke des Frauen-Vereins einen wirksamen Antheil zu nehmen."

In zwey Tagen waren die Unterschriften von mehr als 400 eingegangen.

Am 31. Dezemb. erließen Seine königliche Majestät ein allerhöchst eigenhändig unterzeichnetes Rescript an das General-Kommissariat des Isar-Kreises, durch welche königliche Stelle die Beauftragten des sich bildenden Vereins am 4. Jänner von der allerhöchsten Genehmigung in folgender Ausfertigung in Kenntniß gesetzt wurden.

„Im Namen Sr. Maj. des Königs von Baiern."

„Seine königliche Majestät haben aus einer allerhöchst Denselben vorgelegten Vorstellung mit Wohlgefallen ersehen, daß sich in der königlichen Haupt-Stadt ein Verein baierischer Frauen zu dem Zwecke gebildet hat:"

„Durch ihre Thätigkeit und mit dem Aufwande aller Mittel, die ihnen zu Geboth stehen, mitzuwirken, daß es dem leidenden Krieger und besonders dem verwundeten Krieger des Vaterlandes nicht an dem mangle, was zur Pflege und Heilung erfordert wird."

„Allerhöchstdieselben ertheilen zu dieser menschenfreundlichen und ächt patriotischen Privat-Verbindung die Königlich-Allerhöchste Genehmigung, und versichern derselben zugleich den allerhöchsten besondern Schutz und Gnade."

„Welches den Beauftragten des sich bildenden Vereins in Folge allerhöchst eigenhändig unterzeichneten Rescripts vom 31. vorigen Monaths und Jahres, empfangen am gestrigen Tage, hiemit eröffnet wird. München den 4. Jänner 1814.

Königliches General-Kommissariat des Isar-Kreises.

Freyherr von Schleich.

Sekret. Rainprechter."

Den Tag darauf erhielt der Verein durch nachstehendes allergnädigstes Handschreiben Ihrer Majestät der Königinn die höchst erfreuliche Nachricht, daß allerhöchst Dieselbe den Verein allerhöchst Ihres Schutzes würdig erachtet, und die Frau Gräfinn von Arco, geborne Gräfinn von Seinsheim zu allerhöchst Ihrer Stellvertreterinn ernannt haben.

Handschreiben Ihrer Majestät der Königinn.

„Ich übernehme mit lebhaftem Vergnügen den Schutz des mit Bewilligung des Königs sich bildenden Vereins, und gebe darin mit großer Zufriedenheit den Ausdruck der edeln Gesinnungen und der Vaterlandsliebe der Frauen dieses Reiches. Zugleich ernenne Ich als Meine Stellvertreterinn zur Eröffnung und Leitung des Vereins die Gräfinn von Arco, geborne Gräfinn von Seinsheim, in der gegründeten Ueberzeugung, daß meine Wahl den Beyfall aller Theilnehmerinnen an dieser Verbindung haben werde.

München den 5. Jänner 1814.

Caroline."

So waren auf eine sehr günstige und erfreuliche Weise die Angelegenheiten des Vereins eingeleitet, und Ihre Majestät die Königinn stand als Beschützerinn an seiner Spitze.

Die Frau Gräfinn von Arco, als Stellvertreterinn Ihrer Königlichen Majestät, ließ sofort die Liste derjenigen Frauen, die bis dahin ihre Unterzeichnung eingeschickt hatten, verfertigen, lithographieren, und mit dem nachfolgenden Aufrufe an jede einzelne vertheilen.

Aufruf
an die baierischen Frauen.

„Eine Gesellschaft von Frauen hat sich in dem Wunsche vereinigt, nach dem Beyspiele ihrer Schwestern in andern teutschen Staaten nach ihren Kräften beyzutragen, daß es für die im Felde erkrankten, oder verwundeten Vertheidiger des Vaterlandes nicht an den ersten Bedürfnissen der Pflege und Heilung gebrechen möge. Die Sorge der Verwaltungsbehörden soll dadurch erleichtert, und der Vorrath von Mitteln für dringende Fälle so viel als möglich vermehrt werden.“

„Die Gesellschaft ist der Ueberzeugung, daß dieselben Gefühle, durch welche sie zur Thätigkeit aufgerufen wird, in dieser großen und schweren Zeit alle Herzen erfüllen. Von dem Wunsche geleitet, die ganze hilfreiche Wirksamkeit der Frauen für jenen wohlthätigen Zweck zu vereinigen, findet sie sich bewogen, ihr Bemühen zur öffentlichen Kunde zu bringen, und dadurch alle Frauen unsers Vaterlandes zur thätigen Mitwirkung einzuladen. Jeder Unterschied der Stände, der Alter, der Mittel verschwindet in der Betrachtung dessen, was wir wollen, und zu welchem Zwecke.“

„An Euch nun, Ihr Mütter, Gattinnen und Schwestern der Männer und Jünglinge, die für uns der Gefahr und dem Tode entgegen gehen, und an jedes weiblich fühlende Herz richtet sich unser Ruf!“

„Die Trauer, welche sich dem Andenken an die Unsrigen, die zum Streite gezogen sind, beymischt, wird durch das erhebende Gefühl gemildert, daß wir sie dem Vaterlande in einen Kampf gesendet haben, der über die heiligsten Güter des menschlichen Geschlechts entscheiden soll. Aber keine Erwägung würde diejenigen beruhigen und vor ihrem eigenen Herzen freysprechen, die es versäumen könnten, Entbehrungen zu mindern und Leiden zu stillen, welche um so zahlreicher und drückender werden, je hartnäckiger der Krieg und mit je größeren Massen er geführt wird.“

„Die Sitten unserer Tage gestatten unserem Geschlechte nicht mehr, mit den Streitenden Arbeit und Gefahr zu theilen; aber desto dringender ist die Aufforderung, in dieser Zeit ungewöhnlicher Leiden und Bedürfnisse hilfreich und tröstlich zu erscheinen, desto gebiethender ist die Pflicht, den Kriegern, die Mangel leiden, die an Krankheit und Wunden darnieder liegen, es fühlen zu lassen, daß wir von ihrer Noth gerührt und mit Hilfe bereit sind.“

„In Lagen, wie die unsrige, ist es ein leichter Entschluß, Stunden der Ruhe oder geselligen Freude den Arbeiten für jenen frommen Zweck zu widmen, zufälligen Wünschen und Genüssen, und selbst einem liebgewordenen Besitze zu entsagen, um der inneren Aufforderung des eigenen Herzens und dem dringenden Bedürfnisse wohlthätiger Wirksamkeit zu genügen.“

„Jede Gabe, jede Entsagung, jede Arbeit, durch die ein entbehrender Krieger gekleidet, ein kranker erquickt, ein verwundeter der Genesung entgegengeführt, ein Gefangener getröstet wird, ist eine heilige That in dem entscheidenden großen Kampfe um Rettung und Vaterland.“

Nähere Bestimmungen
über den Frauen-Verein.

§. 1.

„Der oben angedeutete Zweck des Frauen-Vereins ist, durch seine Thätigkeit und mit dem Aufwande

aller Mittel, die ihm zu Gebothe stehen, mitzuwirken, daß es für den leidenden Krieger nicht an dem mangle, was zur Pflege und Heilung erfordert wird. Die schon vielfältig vorhandene, aber zerstreute hilfreiche Thätigkeit der Frauen soll dadurch noch mehr angeregt, vermehrt und zur Herbeyführung eines bedeutenden Erfolges vereiniget werden."

§. 2.

„Die vor dem Feinde stehenden, die verwundeten und erkrankten Krieger des Vaterlandes sind demnach vor Allem und zunächst der Gegenstand unserer Sorgen und Arbeiten. Es sollen Anstalten getroffen werden, daß jeder Beytrag gewissenhaft für sie verwendet werde. Bekleidung und Speisung unglücklicher Gefangener, nach Umständen persönliche Pflege der Verwundeten durch Bestellung eigener Krankenwärterinnen, und ähnliche Gegenstände weiblicher Wohlthätigkeit lassen sich in den Zweck und Kreis des Frauen-Vereins aufnehmen, so wie sich die Gelegenheit dazu darbiethet."

§. 3.

„Der Frauen-Verein wird sich durch die einschlagenden Behörden in Kenntniß setzen, welche Arbeiten und Hilfleistungen jedesmal die dringendsten sind, und darüber sofort das Nähere zur öffentlichen Kenntniß bringen."

§. 4.

„Erzeugnisse weiblicher Arbeit, als Handschuhe, wollene Socken, Strümpfe, und zum besondern Behufe der Kranken und Verwundeten Charpieen aus weißen und reinen Linnen, Binden zum Verbande der Wunden, Hemden, Nachtmützen, Filzschuhe, wollene Leibchen werden als Beytrag von dem Verein angenommen."

§. 5.

„Dazu kommen Beyträge in Geld, deren Größe allein durch die Mittel und das Herz der Geberinnen bestimmt wird, und an Sachen, die Geldes-Werth haben: feinere weibliche Arbeiten, entbehrliche Geräthe oder Kleinodien, von welcher Art sie seyn mögen, werden von dem Verein mit Dank angenommen, und für seine Rechnung verkauft werden."

§. 6.

„Von dem durch jene Beyträge und diesen Erlös eingegangenen Gelde wird ein Theil verwendet, um unverarbeitete Stoffe anzukaufen: Wolle zum Spinnen und gesponnene Wolle zum Stricken, wollene Tücher und Leinewand. Die Absicht ist, diese Stoffe denjenigen Frauen zur Verarbeitung zu übergeben, die den Ankauf derselben aus eigenen Mitteln nicht bestreiten können; aber doch durch Spinnen, Stricken und Nähen an den Arbeiten des Vereins Theil nehmen wollen, und sich deßhalb an ihn wenden."

§. 7.

„Der übrige Theil der baren Einnahme soll zum Ankauf von Bouillon-Tafeln, Sago und ähnlichen Gegenständen verwendet werden, die nach dem Urtheile der Verwaltungs-Behörden für den Bedarf der Lazarethe jedesmal die nothwendigsten sind."

§. 8.

„Jeder Beytrag, so gering er sey, und jede Arbeit für den Verein macht die Beytragende zur Theilnehmerinn desselben, und sie bleibt es so lange, als sie in beliebigen Zeiträumen und nach ihren Mitteln ihre Beyträge wiederholt, und ihre Arbeit fortsetzt."

§. 9.

„Der Frauen-Verein läßt diese Aufforderung an die übrigen Kreise des Königreiches ausgehen, und wünscht dadurch zu veranlassen, daß er sich in jedem derselben auf ähnliche Weise begründen, und über das ganze Vaterland ausbreiten möge. Zu-

gleich wird er sich mit den schon bestehenden Vereinen der Frauen in anderen Städten von Baiern in Verbindung setzen, um gemeinschaftlich mit ihnen an Ausbreitung des Vereins und an Erreichung seines Zweckes zu arbeiten."

§. 10.

„Von dem Fortgange des Vereins, von den Beyträgen und Arbeiten, und von deren Verwendung soll jeden Monath vor einer Versammlung des Frauen-Vereins, und öffentlich in einer Schrift, die zu diesem Behufe und zum Besten des Vereins in einzelnen Blättern erscheinen wird, Rechenschaft abgelegt werden. Auch kann jede Theilnehmerinn sich von der Verwendung ihrer Beyträge und Arbeiten zu jeder Zeit aus den Registern überzeugen, die deshalb sollen eröffnet werden."

„Se. Majestät der König von Baiern haben durch allerhöchstes Rescript vom 31. vorigen Monaths und Jahres die Bildung eines Vereins baierischer Frauen nach vorstehendem Aufrufe genehmiget, und Ihre Majestät die Königinn geruhten, durch ein allergnädigstes Handbillet vom 5. dieß, den sich bildenden Verein Ihres allerhöchsten Schutzes zu versichern, mich aber zugleich, zu Eröffnung und Leitung der Geschäfte desselben, als ihre Stellvertreterinn zu beauftragen."

„Bey dem sehnlichsten Wunsche, des allergnädigsten Vertrauens mich würdig zu zeigen, und den Erwartungen der baierischen Frauen zu entsprechen, welche zu einem so heiligen Zwecke sich verbinden wollen, finde ich mich veranläßt, jeder derselben das Verzeichniß derjenigen hiermit vorzulegen, welche bisher durch ihre Unterschriften gleichen Wunsch zu erkennen gegeben haben."

„Ich verbinde diese Vorlage mit der Bemerkung, daß die Eröffnung des Vereins und die Führung seiner Geschäfte vor Allem die Ernennung eines Ausschusses von vier und zwanzig Frauen erfordere, von deren Gefälligkeit und Eifer für die gute Sache ich erwarte, daß sie mich in der mir übertragenen Leitung werden unterstützen wollen."

„Zu diesem Ende lade ich zugleich jede derselben hiermit ein, aus dem Verzeichnisse vier und zwanzig Nahmen herauszuschneiden, unter versiegelten Umschlag zu legen, diesen mit dem Nahmen der Einsenderinn von Außen zu versehen, und durch die Einsendung derselben, spätestens bis Mittwoch Abends den 12. dieses M. an mich, oder an den Herrn Sekretär des Museums, mir ihr Zutrauen und ihre Theilnahme zu erkennen zu geben; damit am darauffolgenden Tage, Donnerstag den 13. Morgens um 10 Uhr, in dem Lokale des Museums, welches mit theilnehmender Bereitwilligkeit seine Zimmer hierzu überlassen hat, und in Gegenwart der Frauen, welche, sich dabey einfinden zu wollen, hiermit gebethen werden, dieselben eröffnet, und nach der Stimmen-Mehrheit der Ausschuß nebst dem weiteren Verzeichniße der später eingelaufenen Unterschriften bekannt gemacht werden könne."

„Die schöne Stimmung aller baierischen Frauen, der edle Charakter der Nation, welcher wir angehören, und der heilige Zweck, nach welchem wir streben — Entbehrungen zu minderen, Leiden zu stillen, Gefangenen Trost zu bringen — sind mir Bürge, daß alle mich unterstützen, und daß wir zusammen vereint der allerhöchsten Huld, des Vertrauens und des Wohlgefallens unserer allergnädigsten, allgeliebten Königinn uns würdig zeigen werden."

München den 6. Jänner 1814.

Marianna Gräfinn von Arco,
gebohrne Gräfinn von Seinsheim.

Verzeichniß

der Unterschriften, welche bis zum 6. Jänner einliefen, und noch in die Wahllisten eingetragen werden konnten.

(Von den später eingelaufenen Unterschriften wird ein besonderes Verzeichniß verfertiget, und in diesen Blättern aufgenommen werden.)

Achleitner, Barbara.

Aichberger, Amalie.

Aichberger, Eleonore, gebohrne von Zwack.

Aichberger, Josephine.

Angerer, Cathin., gebohrne Weingartner.

v. Annetsberger, Franciska, Finanzdirektors Gattinn.

v. Arco, Marianna, Gräfinn, gebohrne Gräfinn v. Seinsheim.

v. Arco, Rupertina Gräfinn, geb. Gräfinn von Trauner.

v. Aretin, Freyfrau, geb. Freyinn v. Stromer.

Arnold, Anna, bürgerl. Mehlbers Gattinn.

Ascher, Adelheit.

Baader, Maria Anna, k. Leibarzt und Professors Wittwe.

v. Barth, Maria Anna, verwitt. Landschafts-Kanzlerinn.

v. Barth, Walburga.

Baumann, Weißgärbers Gattinn.

Baumgartner, Barbara, k. Bau-Kommissions-Raths Gattinn.

Baumüller, Jeanette, k. Hofmusikus Gattinn.

Von der Becke.

Becker, Karoline, geb. Freyinn Haller v. Hallerstein, k. Ingenieur-Majors Gattinn.

Becker, Magdalena, königl. Kasern-Verwalters Gattinn.

v. Berüff, Johanna, geborne v. Zwack.

v. Berüff, k. Triftbeamtens Gattinn.

Beryin, Katharina.

v. Biarovsky, A.

Bicking, Katharina, Hofsattlers Gattinn.

Biernböck, Magdalena.

v. Binder.

Birkel, k. Hof-Küchenmeisters Wittwe.

Bischoff, Magdalena, geb. Kleinknecht.

Blangini, k. Kammersängerinn.

Boniface, Alexandre.

Bopp, Madlain, Kammerdienerinn bey Ihrer königl. Hoheit der Prinzessinn Sophie.

Boshart, Wilhelmine.

Breyer, k. Hofraths Gattinn.

Buchner, Felicitas.

Burger, Elise, k. Oberrechnungs-Raths Gatt.

Büttgen, Crescenz.

Cannabich, Josephine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eigenthümerin und Verlegerin der Münchner politischen Zeitung, Frau Elisabetha Wolf, hat dem Vereine ihre Theilnahme durch das Anerbieten zu erkennen gegeben, nicht allein die zufälligen Ankündigungen kurzen Inhaltes, ohne Berechnung irgend einer Einrückungs-Gebühr in ihre Zeitung aufnehmen, sondern auch die Blätter, welche der Verein drucken läßt, ohne irgend einen sonst üblichen Abzug, durch ihre Expedition vertheilen, und in der verlangten Anzahl an das hiesige königl. Oberpostamt für die Bestellungen abgeben zu wollen, welche durch die übrigen k. b. Postämter an dasselbe gelangen werden.

Lauter wurde das Getöse des Krieges, grimmiger der Zusammenstoß der Massen, Siegesjubel und bange Sorge nahmen in schnellem Wechsel die Herzen der Zurückgebliebenen gefangen. Nach der Schlacht bei Großgörschen wurde verkündet, daß den Verwundeten Hilfe not tue: Decken, Binden, Verbandzeug. Da begann überall im Volke ein Sammeln von Leinwand und ein Scharpiezupfen. Unermüdlich zogen Kinder und Erwachsene die Fäden alter Leinwand auseinander, die Frauen schnitten Binden, der Lehrer sogar schnitt in der Schule mit der Papierschere die Lappen zurecht, welche ihm Mädchen und Knaben nach seiner Forderung von Hause mitgebracht hatten, und mit heißen Wangen zerzupften die Kinder, während er lehrte, ihre Stücke zu großen Ballen. Es wurde eine gewöhnliche Abendarbeit der Familien. Es konnte den Kriegern doch ein wenig helfen.

In der Nähe der verbündeten Heere, in den Hauptstädten wurden ausgedehnte Räumlichkeiten für verwundete und kranke Krieger eingerichtet, überall traten die Frauen helfend dazu, Hofdamen, Schriftstellerinnen, wie Rahel Levin, treue Hausmütter. In einem großen Lazarett Berlins waren Frau Fichte und Frau Reimer die Vorsteherinnen der weiblichen Pflege. Die Räume waren durch die heimkehrenden Franzosen zu einem Pestort geworden, bösartige Nervenfieber herrschten, und die Phantasien der Kranken machten den Aufenthalt entsetzlich. Der Gattin Fichtes graute vor dem Furchtbaren, er aber suchte sie in seiner großen Weise festzuhalten. Da wurde auch sie vom Nervenfieber befallen; er pflegte die Erkrankte, wurde angesteckt und fand selbst den Tod. Auch Reil, der große Arzt und Gelehrte, erlag dort in seiner menschenfreundlichen Arbeit. Frau Reimer aber hielt aus. Ihr Haus war vor dem Kriege ein Sammelpunkt für die preußischen Patrioten gewesen, jetzt stritt ihr Hausherr als märkischer Landwehrmann unter Putlitz. Die Sorge um den Gatten, um sein Geschäft, um ihre kleinen Kinder, das alles nahm der tapfern Frau nicht Mut, nicht Zeit; vom Morgen bis zum Abend, das Frühjahr, den Sommer war sie in der aufregenden Tätigkeit, unermüdlich teilte sie sich zwischen dem Hause und der Krankenpflege, unzerstörbar erschien ihr selbst ihr Leben[76]. Dem Gatten, den Freunden, den Zeitgenossen war dieser Eifer natürlich und selbstverständlich. In ähnlicher Weise haben deutsche Hausfrauen an allen Orten ihre Pflicht gefaßt, mit größter Selbstverleugnung, opferfreudig, in stiller dauerhafter Kraft.

Die furchtbare Schlacht bei Bautzen kam, der Waffenstillstand folgte. Sorgenvoller wurde der Blick der Preußen. Ströme von Blut waren geflossen, ihr Heer zurückgedrängt, der Kaiser schien für irdische Waffen unbesiegbar. Und doch, obgleich gerade die Klügsten einige Wochen finster in die Zukunft schauten, dem Volke erhielt eine richtige Empfindung das Selbstgefühl und den gehobenen Entschluß. Vertrauen zu Gott, zur guten Sache, zur eigenen Kraft war die Grundstimmung. Jeder sah, daß die preußische Kraft in diesem Feldzug unvergleichbar stärker war als im unseligen letzten Kriege. Nur noch wenig schien an Stärke zu fehlen und man warf den Tyrannen; wenn man die Anstrengung noch um etwas erhöhte, so

mochte er hinweggeschleudert werden. Die freiwilligen Beiträge gingen fort, noch im Spätherbst wurden über den Empfang Bescheinigungen ausgestellt. Die Ausrüstung der Landwehren wurde beendet, überall schnitt, nähte, pochte der Handwerker für seinen König und das Vaterland.

Und wieder begann der Drang des Krieges, Stoß und Gegenstoß, Flut und Rückschlag; hart drängten die Heere, bald sah man vom Turm die Heerhaufen der Feinde, bald der Freunde heranziehen. Die Städte und Landschaften im Westen von Berlin und Breslau erfuhren jetzt selbst das Schicksal des Krieges. Ach, seine schrecklichen Bilder sind dem Deutschen nicht fremd, bis zur Zeit unserer Väter haben sie fast jeder Geschlechtsfolge deutscher Bürger die Seele erschüttert.

Dumpfe kurze Schläge in der Luft; es ist ferner Kanonendonner. Auf dem Markt, vor den Toren stehen lauschende Haufen, wenig wird gesprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher, den Klang in der Luft zu übertönen. Vom Kranz der Türme, vom Giebel der Häuser, welche dem Kampfplatz zu liegen, spähen die Augen der Bürger ängstlich in die Ferne. Am Himmelsrande liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlicht, nur zuweilen regt es sich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächsten Dörfern von der Landstraße seitab führen, bewegen sich dunkle Haufen. Es sind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder trägt auf den Schultern, was er zusammenraffte, nur wenige vermögen ihre Habe zu fahren, denn Wagen und Pferde sind ihnen schon seit Wochen vom Kriegsvolk genommen, Buben und Männer treiben mit ängstlichem Schlag ihre Herden, laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinsten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen stürmt ein Reiter durch das Stadttor, und wieder einer. Die Unsern ziehen sich zurück. Die Haufen der Bürger fahren auseinander, angstvoll rennt das Volk in die Häuser und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönen Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Gespann besitzt, reißt die Rosse zur Deichsel, die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die wertvollsten Kisten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Toren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menschen. Sind ein sumpfiges Bruchland, schwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, so geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verstecke, noch von der Schwedenzeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgesucht. Dort sammeln sich große Scharen, enge gedrängt; unter Rindern und Füllen birgt sich der Städter und der Landmann durch mehrere Tage. Zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen hauste die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Walde, ihr treuer Seelsorger, Senftleben, begleitete sie und hielt in der Wildnis auf Ordnung, auch ein Kind hat er dort getauft[77].

Wer aber in der Stadt bei seinem Eigentum oder in seiner Pflicht zurückbleibt, der ist eifrig, die Seinen und die Habe zu verstecken. Lange ist der Fall überlegt und erfinderisch sind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den besonderen

Grimm des Feindes zu fürchten, weil sie durch preußischen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In solchem Fall tragen die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld fest eingenäht in ihren Kleidern.

Eine angstvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkünder des Rückzugs, beschädigte Geschütze, von Kosaken begleitet. Langsam ziehen sie zurück, ihre Mannschaft ist unvollständig, von Pulver geschwärzt, mehr als einer wankt verwundet. Das Fußvolk folgt, Wagen überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Der Nachtrab nimmt Stand, am Tor und den Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wonach sie gerufen, einen Trunk, ein Brot, sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landstraße. Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Tor, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel; da fällt aus der Nachhut ein Schuß, auch der Chasseur schießt seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt die feindliche Vorhut im schnellen Trabe vor, die preußischen Schützen ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der letzte die Häuserreihe verlassen. Draußen am Tor sammeln sie sich noch einmal, die feindlichen Reiter, die sich wieder geordnet, aufzuhalten.

Leere Straßen, lautlose Stille. Auch die Knaben, welche die preußischen Schützen begleitet haben, sind verschwunden, die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Türen geschlossen, aber hinter Vorhang und Tor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tausendstimmiger Ruf: Vive l'empereur! und wie eine Wasserflut stürzt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Haustüren, öffnet sich eine Tür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feind auszumachen hat, unerschwingliche Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern, Gewalttat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Wertvolles und Wertloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei solchen, welche geflohen sind, denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathaus geschleppt, und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Pferdefutter und über eine unmögliche Geldzahlung, welche die Stadt leisten soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Können die feindlichen Führer nicht durch Geschenke befriedigt werden, oder soll die Stadt eine Strafe erhalten, so werden angesehene Einwohner zusammengetrieben, festgehalten, bedroht, vielleicht beim Aufbruch als Geiseln fortgeführt. Lagert ein größeres Korps um die Stadt, so biwakiert auch wohl ein Bataillon auf dem Markt. Der Franzose ist schnell eingerichtet, aus den Vorstädten hat er sich Stroh herbeigeholt, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt, jetzt zerschlägt er zum Brennholz die Türen und Möbel, häßlich dröhnt das Krachen der Äxte in den Balken

und Schränken der Häuser. Die Lagerfeuer flackern hell auf, lautes Lachen, französische Lieder klingen um die Flammen.

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt, und vor dem Tor die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer, der Bürger mag darin die Bretter seines Wagens, die Tore seiner Scheuer finden; kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigner Garten war, denn mit Lagerstroh und wüstem Unrat, mit dem Blute und Eingeweide geschlachteter Tiere ist der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuser des nächsten Dorfes aus dem Baumlaub ragten, erkennt er auch die Umrisse der Dächer nicht mehr, nur die Wände stehen, wie ein Trümmerhauf.

Herb war es, solche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wohl manchem der Mut. Auch dem Begüterten wurde jetzt schwer, den Seinen nur das Leben zu fristen. Alles war aufgezehrt und verwüstet, die Lebensmittel der Stadt und der Umgegend, und kein Landmann brachte das Unentbehrliche auf den Markt, weit in das Land mußte man senden, den Hunger zu stillen. Aber der Mensch wird bei einer schnellen Folge großer Ereignisse kälter, zäher, härter, gegen sich selbst, der starke Anteil, welchen jeder einzelne an dem Schicksal des Staates nahm, machte gleichgültiger gegen die eigene Not. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das letzte, das Leben, doch gerettet. Und man hoffte.

Nicht lange, und die verheerende Welle schlägt zurück. Wieder dröhnt der Geschützdonner, rasseln die Trommeln. Die Unseren sind vorgedrungen, um die Stadt tobt der wilde Kampf. Gegen den Feind, der noch die westliche Vorstadt hält, dringen die preußischen Bataillone in die Straßen und auf den Markt. Es ist junge Landwehr, die heut ihre Bluttaufe erhalten soll. Die Kugeln pfeifen durch die Straßen, sie schlagen die Dachziegel und den Kalk von den Häusern, die Bürger haben Frauen und Kinder wieder in Kellern und abgelegenen Räumen geborgen. Auf dem Marktplatz halten die Bataillone, Munitionswagen werden aufgefahren und geöffnet. Die ersten Kompanien dringen vor, an demselben Tor, durch welches vor wenigen Tagen der Feind in die Stadt stürzte, brennt der heiße Kampf, im Anlauf wird der Feind zurückgeworfen, aber neue Haufen setzen sich in den Häusern der Vorstadt fest und ringen um den Eingang in die Straßen. Schwer verwundete, verstümmelte Männer werden aus den Kampflinien zurückgetragen und auf dem Markte niedergelegt, mehr als einmal müssen die Kämpfenden abgelöst werden. Wenn die Kameraden aus dem Gefecht zurückkehren, das Antlitz von Pulver geschwärzt, mit Schweiß und Blut bedeckt, da will der ungeübten Mannschaft fast der Mut entsinken, aber die Offiziere, auch sie vielleicht zum ersten Mal vor dem

Handgemenge, springen vor: „Vorwärts, Kinder, das Vaterland ruft!" schallt es in die Reihen. Einmal ist dem Feind gelungen, das Obertor zu erstürmen, aber kaum ist er in die erste Straße gedrungen, die zum Markte führt, so wirft sich ihm eine Kompanie Landwehr mit lautem Hurra entgegen, treibt ihn zum Tore hinaus und hält das Tor fest[78].

Der Donner dröhnt, der feurige Hagel schlägt durch Türen und Fenster, die Toten liegen auf dem Pflaster und den Schwellen der Häuser. Da vermag, wer von den Bürgern ein mannhaftes Herz hat, nicht länger die geschlossene Luft seines Verstecks zu ertragen. Dicht hinter den fechtenden Landsleuten drängt er sich in die Nähe des Kampfes. Die Verwundeten hebt er vom Pflaster und trägt sie sich auf dem Rücken in das Haus oder ins Lazarett. Nicht die letzten sind wieder die Knaben, sie holen Wasser und rufen in die Häuser nach einem Trunk, sie stützen die Verwundeten, sie klettern auf den Munitionswagen und reichen die Patronen herab, stolz auf ihre Arbeit, unbekümmert um das pfeifende Blei. Ja, auch Frauen stürzen aus den Häusern, in den Schürzen geschnittenes Brot, in den Händen die gefüllten Krüge. Es mag doch etwas helfen für das Vaterland.

Das Gefecht ist vorüber, der Feind zurückgeschlagen. Da bewegt sich im heißen Sonnenschein ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von Kosaken bewacht. Hartherzig treiben die Reiter den ermatteten Haufen, auf dem freien Platz der Vorstadt wird kurze Rast gestattet. Erschöpft, wund, halb ohnmächtig legen sich die Gefangenen in den Staub der Landstraße, es ist der zweite Tag, daß sie nicht Speise, nicht Trank erhalten, nicht einmal einen Trunk aus Brunnen oder Graben haben die Treiber gestattet, mit Schlägen und Lanzenstößen haben sie die Ermatteten gemißhandelt. Jetzt flehen diese mit ausgestreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern, welche neugierig und teilnahmvoll umherstehen. Es ist in der Mehrzahl junges Franzosenvolk, das hier wimmert, arme Knaben, bleich und verfallen die Gesichter. Wieder eilen die Bürger mit Speise und Trank herzu, reichliche Haufen von Brot werden herangetragen; aber die Russen hungern selbst, sie stoßen die herantretenden Leute rauh zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaschen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe springt voran, die kleine Schar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach, mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die kleinsten wanken tapfer von Mann zu Mann und teilen lächelnd aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter[79]. Denn der Kosak tut den Kindern nichts zuleide. Der Deutsche aber ist auch gegen seine Feinde nicht unbillig.

Wer aber aus dem nahen Gefecht einen wunden Landsmann in sein Haus geholt hat, wie treu und sorglich pflegt er ihn! Er ist dem Hause wie der eigne Sohn und Bruder, der fern beim Heere des Königs steht. Das beste Zimmer, ein weiches Lager wird ihm bereitet, selbst überwacht die Hausfrau Verband und Wartung.

Denn das ganze Volk fühlte sich wie eine große Familie. Der Unterschied der Stände, die Verschiedenheit des Berufes trennten nicht mehr, Freude und Leid



Königlich Preußische Garde du Corps. (Gemeiner feldmarschmäßig.) 1809.
(Nach einem Bilde aus der Zeit und C. Kling.)



Königlich Preußisches Garde-Jäger-Bataillon. (Offizier und Jäger.) 1809.
(Nach Bildern aus der Zeit und C. Kling.)



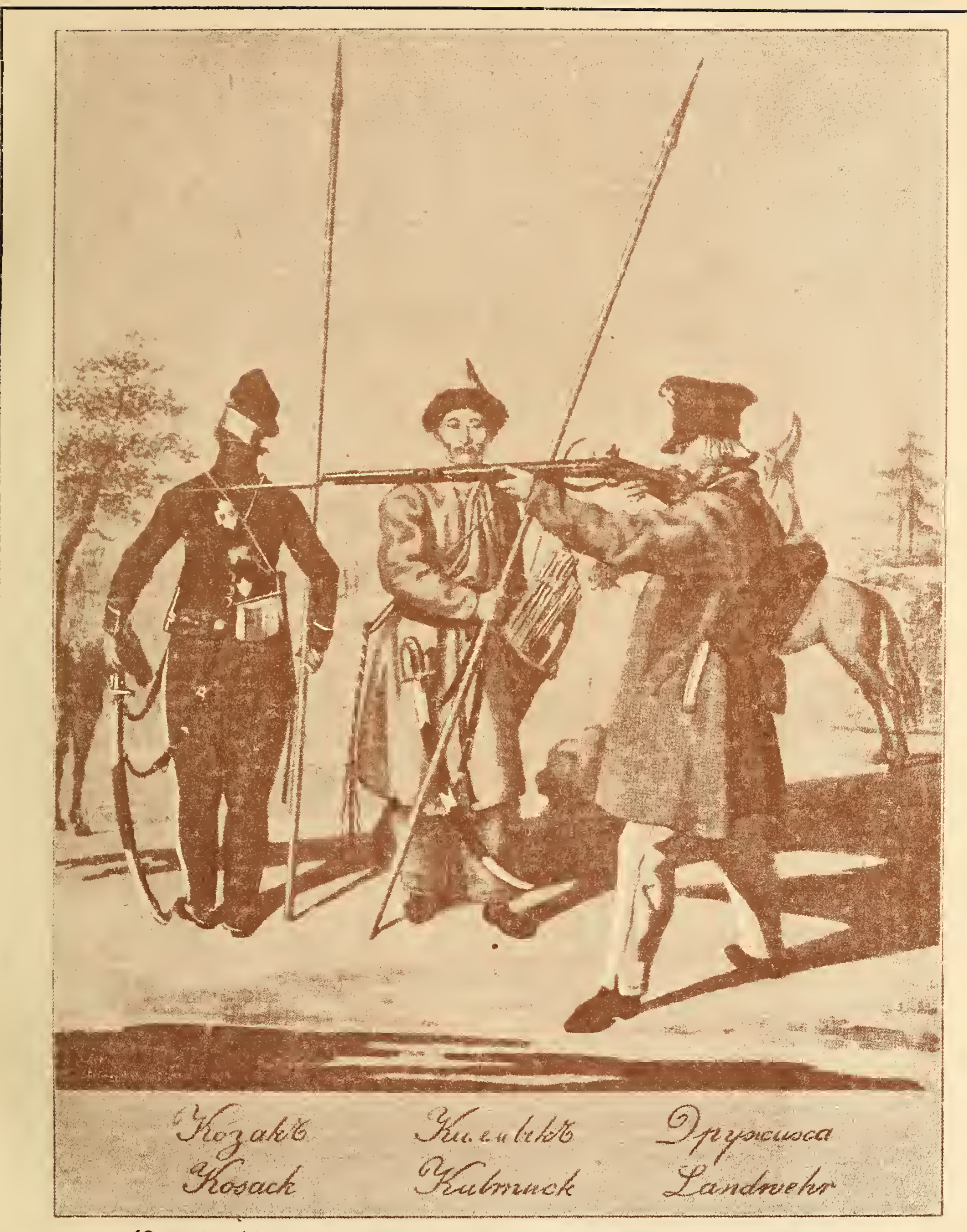
1. Westpreußisches Infanterieregiment. (Füsilier in der Regimentsuniform von Ende 1809 bis Ende 1814.)
(Kupferstich von Wolf und Jügel.)



J. G. Fichte als Landsturmmann.
(Nach einer Zeichnung von C. Zimmermann. 1813.)



(Aquatintablatt von Buchhorn nach einer Zeichnung von J. G. Schadow.)



(Aquatintablatt von Jügel nach einer Zeichnung von J. G. Schadow.)

Hetman Platow mit Kosaken. 1813. (Aquatintablatt von Jügel nach einer Zeichnung von J. G. Schadow.)



Bilder aus der Leipziger Völkerschlacht. (Die innere Grimmische Vorstadt am 14. Oktober 1813, als die französischen Blessierten von Liebertwolkwitz hereinkamen.) (Kupferstich von C. G. H. Geißler.)



Bilder aus der Leipziger Völkerschlacht. (Vor dem äußern Grimmischen Tore nach den Kohlgärten am 18. Oktober 1813.)
(Kupferstich von C. G. H. Geißler.)



Bilder aus der Leipziger Völkerschlacht. (Flucht der Franzosen nach der Grimmischen Vorstadt zu am Morgen des 19. Oktober.) (Kupferstich von C. G. H. Geißler.)



Bilder aus der Leipziger Völkerschlacht. (Letzte Gefechte am Südende des Fleischerplatzes. 19. Oktober 1813, mittags um 12 Uhr.) (Aquarell von C. G. H. Geißler.)



Schlußgefechte der Leipziger Völkerschlacht. 19. Oktober 1813.
(Kolorierter Kupferstich von C. G. H. Geißler. Aufgenommen von der Wohnung des Künstlers, jetzt Fleischerplatz Nr. 4.)

V 9. 468



Bilder aus der Leipziger Völkerschlacht. (Vor dem Hallischen Tor am 20. Oktober 1813.)
(Kupferstich von C. G. H. Geißler.)



Preußisches Feldlager auf dem Marsfelde bei Paris. 1814.
(Federzeichnung auf Stein von W. Ludwiger aus dem Lithographieatelier des Majors v. Reiche.)



Briefzettel des Fürsten Blücher.
(Handschrift. Historisches Museum, Leipzig.)
Seifenpackung. Um 1813/15.
Tabakpackung. Um 1813/15.

waren gemeinsam, auch von Habe und Erwerb ward williger mitgeteilt. Die Fürstentochter stand neben der Frau des Handwerkers in demselben Verein, und beide berieten eifrig und achtungsvoll miteinander, und der feste Landjunker, der noch vor wenig Monaten jeden bürgerlichen Mann in seiner Ressource als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wohl täglich vom Gute nach der Stadt, um bei seinem neuen Freunde, dem Ratsherrn oder Fabrikanten, die Kriegspfeife zu rauchen und mit ihm über die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was beiden das liebste war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne nebeneinander fochten. Freier, sicherer, besser wurden die Menschen in dieser Zeit, die grämliche Steifheit des Beamten, der Hochmut des Edelmannes, selbst der mißtrauische Eigennutz des Bauern waren den meisten wie Staub vom guten Metall weggeblasen, Selbstsucht wurde von jedermann verachtet, altes Unrecht, lange genährter Groll waren vergessen, der Kern der Menschen war für alle sichtbar zutage gekommen. Wie sich jeder gegen den Staat gezeigt, danach wurde er beurteilt. Überrascht sahen die Leute in Stadt und Land, daß plötzlich neue Charaktere unter ihnen zur Geltung kamen; manch kleiner Bürger, der bis dahin wenig beachtet war, wurde Ratgeber, Freude und Stolz der ganzen Stadt. Wer sich aber schwach gezeigt, dem gelang es selten, das Vertrauen seiner Mitbürger wiederzugewinnen, der Makel haftete an ihm, solange die Altersgenossen lebten. Und diese freie und großartige Auffassung des Lebens, der herzliche gesellige Ton und der unbefangene Verkehr verschiedener Stände dauerten noch Jahre nach dem Kriege. Ältere der Mitlebenden wußten wohl davon zu erzählen.

Und als nach dem Waffenstillstande die glorreiche Zeit der Siege kam, Großbeeren, Hagelsberg, die Katzbach, Dennewitz, als einzelne Gestalten preußischer Feldherren sich immer höher vor den Augen des Volkes erhoben, und Millionen die Freude wurde, stolz zu sein auf das Heer und seine Führer; als endlich die Völkerschlacht geschlagen und das Größte erreicht war, die Niederlage und Flucht des verhaßten Kaisers und die Befreiung des Landes von seinen Heeren, da wurde auch die höchste Freude, wie in der Zeit lag, mit stiller Innigkeit genossen. Die Leute eilten in die Kirche und hörten ehrfürchtig die Dankesworte des Geistlichen an, und am Abend setzten sie, ihre Straße erleuchtend, die Lichter ans Fenster.

Diese Festfeier war nicht neu. So oft in den letzten Jahren feindliche Truppen des Abends in die Stadt gerückt waren, hatten sie nach Lichtern gerufen; wo französische Besatzung lag, hatten die Bürger bei jedem Siege, den der gehaßte „Verbündete" ihres Königs verkünden ließ, erleuchten müssen. Jetzt geschah das allerdings freiwillig. Jeder hatte Übung darin, und in jedem Hause stand die einfache Vorrichtung bereit. Vier Lichter am Fenster waren damals schon eine ansehnliche Sache, auch der Ärmste sparte die Kreuzer für zwei, und benutzte, wo ihm die Leuchter fehlten, nach alter Gewohnheit die stets nützliche Kartoffel; der Unternehmende wagte wohl auch ein Transparent, und ein armes Mütterchen hing neben den Lichtern die beiden Briefe aus, die ihr Sohn aus dem Felde geschrieben

Feld-Zeitung.

No. 1.

Hauptquartier Heidelberg, Samstag den 24. Juni 1815.

Diese Feldzeitung erscheint zur schnellern Verbreitung der neuesten officiellen Armeenachrichten alle Woche 4 – 6 Mal, je nach dem Vorrath der Materialien. Der Pränumerationspreis für das halbe Jahr ist 5 fl. rheinisch.

Für die k. k. Staaten hat die k. k. Hofoberpostamtszeitungs-Expedition in Wien, für die königl. preuß. Staaten die königliche Oberpostamtszeitungs-Expedition in Berlin, für das übrige Deutschland die großherz. Badische Oberpostamtszeitungs-Expedition in Mannheim die Expedition übernommen.

K r i e g s s c h a u p l a tz.

Am 12ten Juny Morgens 3 Uhr war Napoleon Bonaparte von Paris abgereist und hatte sich über Soissons, Laon und Avesnes nach Maubege begeben, wo er am 13ten Abends ankam. Soult als Major-General war ihm am 9ten über Lille vorangegangen; ebenso Hieronymus Bonaparte, Marschall Mortier und die Garden. Alle disponiblen Truppen zwischen der Nordsee und der Maas waren zwischen der Sambre und Maas in 5 Armee-Corps zusammengezogen: 150000 Mann, worunter 25000 Mann Cavallerie, nebst 60 Batterien Canonen *) waren zu einem Hauptangriff bestimmt, der den Marschall Blücher über die Maas und den Herzog von Wellington nach Flandern werfen sollte. Selbst das Corps des General Gerard, welches um Metz aufgestellt war, hatte sich über Sedan nähern müssen, um im Nothfall zu einer Reserve zu dienen.

Unverkennbar war es die innere Lage von Frankreich, welche Bonaparte zu dem gewagten Entschluß nöthigte, den Kern seiner Macht unmittelbar gegen zwey ihm gewachsene Feldherrn angreifend aufs Spiel zu setzen. Zuförderst konnte es ihm nur auf dem Schlachtfelde gelingen, sich seiner Armee, deren Geschöpf er geworden war, und die mancherley streitende Elemente in sich vereinigte, wieder ganz zu bemeistern: ferner zeigten die ersten so gehaltleeren als tumultuarischen Sitzungen der neuen Repräsentanten von Frankreich, welche in den öffentlichen Blättern der Welt vorliegen, den innern Widerspruch und die Gefahr seiner Stellung zu deutlich, als daß er noch länger hätte säumen dürfen, seinen Thron von der Hauptstadt in das Feldlager zu verlegen.

So geschah es, daß er den Feldzug grade in dem Augenblick eröffnete, wo die Russischen Trup-

*) Der in der s. g. Kammer der Repräsentanten am 13ten vorgelegte Carnotsche Bericht über die Lage des Reichs gibt den Stand der gesammten franz. Artillerie folgendermaßen officiell an. Cent batteries d'artillerie ont été complettement organisés et sont en ligne aux differentesarmées. (Journ. de l'Emp. 14 Juin.)

(Die erste gedruckte deutsche „Kriegszeitung". Bartholomäus Herder, der Begründer der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. B., war für den neuen Feldzug gegen Napoleon zum Direktor der K. K. Feldbuchdruckerei ernannt und unterm 30. Mai 1815 von der Geh. Hof- und Staatskanzlei in Wien mit der sofortigen Instandsetzung einer Felddruckerei beauftragt worden. Auf sein Ansuchen erhielt er gleichzeitig die Erlaubnis zur Herausgabe einer Feldzeitung. Er traf am 23. Juni beim Hauptquartier in Heidelberg ein, das am folgenden Tage nach Mannheim übersiedelte. Von Heidelberg war noch die erste Nummer seiner Feldzeitung datiert, während die folgenden Nummern in der Spitaldruckerei in Mannheim hergestellt wurden. Die Zeitung stellte bereits im Juni ihr Erscheinen ein, da der rasche Einzug der Verbündeten in Paris sie überflüssig machte.)

pen in die Linie der großen, am Rheine aufgestellten Streitkräfte eingetreten waren, wo also nur vom Mittelpunkte Frankreichs aus eine zusammenhängende Gegenwehr möglich blieb, und der glücklichste Erfolg seiner Angriffe ihn nur um so mehr von der Lösung der Aufgabe entfernen konnte, die ihm eigentlich vorlag.

Ueber die Ereignisse vom 15. bis 18. ist von Seiten der Militärbehörden die folgende vorläufige Darstellung publicirt worden.

Hauptquartier Heidelberg am 21. Juni 1815.

Nach den so eben aus den Niederlanden einlaufenden Nachrichten, haben die Feindseligkeiten den 15ten dieses Monats dort begonnen.

Der Feind, der in den letzten Tagen zwischen der Sambre und Maas alle seine Kräfte zusammengezogen und an fünf Armee-Corps versammelt hatte, setzte sich am 15ten mit seinen Colonnen auf beyden Ufern der Sambre in Bewegung, hoffend, die Preußische Armee in ihren Cantonnirungs-Quartieren zu überfallen, und durch ein rasches Vordringen vielleicht die Concentrirung ihrer Truppencorps unter sich, so wie die Vereinigung der preußischen Armee unter dem Feldmarschall Fürst Blücher mit der des Herzogs von Wellington, zu verhindern.

Da beyde Armeen an der äußersten Grenze des Feindes mit allen ihren Truppen cantonnirten, so war ihre Vereinigung nur in der Gegend von Brüssel möglich.

Diesen Hauptzweck, wechselseitige Vereinigung, nicht aus den Augen zu verlieren, und die Bewegungen dem gemäß zu lenken, war der Vorsatz beyder mit Ruhm gekrönter Feldherren, und er ward am 17ten unter fortwährenden sehr blutigen Gefechten durch den Muth ihrer Truppen wie durch die abermaligen Beweise ihrer Talente glücklich erreicht.

Folgendes ist nach der Aussage der darüber so eben anlangenden Couriere der Hergang der Sachen:

Den 15ten um ½ 5 Uhr Morgens wurden die Posten des 1ten preußischen Armee-Corps unter dem General von Ziethen an beyden Ufern der Sambre angegriffen, und die Punkte von Thuin und Charleroi nach einer sehr heftigen Gegenwehr der darin gelegenen Truppen genommen. Dieser General zog sich seiner Instruction gemäß fechtend zurück, und stellte sich bey Fleurus auf.

Der Feldmarschall Fürst Blücher, der sein Hauptquartier in Namur hatte, versammelte das in der Nähe liegende 2te Armee-Corps bey Sombref. Der Herzog von Wellington versammelte seine Truppen bey Soignies und Braine le Comte. Der Feind schickte seine Posten den Tag bis Genappe, um die Verbindung mit den beyden Armeen zu unterbrechen. — Dieß veranlaßte den Herzog von Wellington, seine Reserve den 16ten Morgens bey Quatre bras aufzustellen um dadurch der preußischen Armee sich seinerseits zu nähern, und indem er auf diese Weise den Feind nöthigte, einen Theil seiner Kräfte gegen die englische Armee zu verwenden, dem Fürsten Blücher die möglichste Hülfe zu leisten.

Die von der preußischen Armee den 16ten Vormittags zusammengekommene 3 Corps hatten folgende Stellung:

Auf dem rechten Flügel das Dorf Bry, vor der Front St. Amand, auf dem linken Flügel das Dorf Ligny, das 3te Corps bey Pont du jour.

Den 16ten Vormittags zog der Feind seine Colonnen über Charleroi heraus und fing bald

seinen Angriff gegen den Fürsten Blücher an, gegen den er seine Hauptkräfte verwendete. Man schätzte seine Stärke an 120,000 Mann Infanterie und 22,000 Mann Cavallerie. Es waren das 1te, 2te, 3te und 4te französische Armee-Corps, die Garden und Reserven.

Dem 4ten preußischen Corps, das in der Gegend von Lüttich cantonirte, war es nicht möglich gewesen, sich mit den übrigen zu vereinigen. Die preußische Armee war also an Stärke der feindlichen bey weitem nicht gleich.

Indeß es war eine Masse, und alles kam darauf an, sich mit diesen zu halten, um dadurch den entfernteren Corps sowohl des Herzogs von Wellington, als der preußischen Armee Zeit zu geben, heran zu kommen.

Fürst Blücher, von dieser Wichtigkeit durchdrungen, beschloß deshalb das Gefecht troß der Ueberlegenheit des Feindes anzunehmen.

Um 3 Uhr Nachmittags griffen große Massen des Feindes das Dorf St. Amand an.

Nach einer dem Feinde viel kostenden Gegenwehr ward es von ihm genommen, von den Preußischen Truppen wieder erobert, vom Feinde abermals genommen, zum dritten Male von den Preußen erstürmt, und zuletzt blieben beyde Theile jeder halb, in dem Besitz desselben, so daß der Theil, welcher Klein-St. Amand und la Haye heißt, von der preußischen Armee besetzt blieb.

Jetzt war es 5 Uhr, nun richtete der Feind seine Angriffe auf das Dorf Ligny, und ein Kampf begann dort, noch mörderischer als der vorige war. — Das Dorf liegt am Lignebach, der Feind hatte auf den jenseitigen Höhen sein Geschütz, das preußische war auf den diesseitigen aufgestellt. Unter immer abwechselnden Versuchen es sich zu entreissen, dauerte hier 4 Stunden lang eines der blutigsten Gefechte in den Annalen der Kriegsgeschichte. Immer führte Blücher mit dem Degen in der Faust seine Truppen wieder zum Kampfe. Endlich war die Schlacht stehend, das Dorf war auch hier halb in dem Besitze eines jeden Theiles. So hatte sich der Tag geneigt, es war zwischen 8 und 9 Uhr Abends, da wandte der Feind seine Cavallerie-Massen an, seinen Zweck durchzusetzen, die Verbindung der preussischen mit der englischen Armee zu unterbrechen. Dieß veranlaßte den Feldmarschall Blücher noch in der Nacht seine Armee eine Bewegung über Tilly nach Wavre machen zu lassen, um das vierte Corps der preußischen Truppen an sich zu ziehen, und sich mit dem Herzog von Wellington unmittelbar zu vereinigen.

Gegen die englische Armee hatte am 16. der Marschall Ney und die französische Cavallerie des Generals Kellermann gefochten, und auch da war das Gefecht äußerst blutig gewesen. — Der Herzog von Wellington hatte nur einen Theil seiner Truppen an sich ziehen können. Indeß hatte der Feind kein Feld gewonnen, und der Herzog stand den 17. Morgens 9 Uhr noch auf dem Schlachtfelde und hatte seine Bewegung sich mit der preußischen Armee zu vereinen, so angeordnet, daß er die Seinige am 18. nach Waterloo marschieren ließ.

Die augenblickliche Unterbrechung beyder alliirten Heere während dem 16. verursachte, daß die Bewegung der preußischen Armee auf Wavre erst am 17. Morgens dem Herzog von Wellington bekannt wurde. Durch dieß Gefecht des Fürsten Blücher hatte der Herzog Zeit gewonnen seine Armee zu versammeln, und den 17. Vormittags stand sie bey Quatre bras. Um 10 Uhr trat er mit selbiger seine Bewegung an, und ließ sie eine Stellung mit dem rechten Flügel an Braine la Lend, mit dem linken an das

Vorwerk la Haye, beziehen. Der Feind folgte seiner Seits noch am Abende mit grossen Massen bis auf einen Kanonenschuß vom Lager.

In dieser Stellung war der Herzog von Wellington nun geneigt die Schlacht anzunehmen, wenn der Fürst Blücher sich näher an ihn ziehen wollte.

Fürst Blücher nahm den Vorschlag an; im Falle der Feind mit allen seinen Kräften auf den Herzog von Welington fallen würde (so wie dieß zu vermuthen war).

Er wollte alsdann mit der Armee über St. Lambert in des Feindes Flanken und Rücken gehen; — den 18. früh Morgens mußte deshalb das vierte Armee-Corps durch Wavre defiliren. Es kam um halb 12 Uhr bey St. Lambert an, ihm folgte das zweite, dann das erste Armee-Corps.

Als das dritte eben folgen wollte, ward es selbst bey Wavres von einem Corps des Feindes angegriffen, welches Bonaparte dahin detachirt hatte, um den Tag die preußische Armee zu beschäftigen. Fürst Blücher ließ den General Thielemann mit dem dritten Corps gegen dasselbe, und wandte sich, die grosse Ansicht fest haltend, mit allen Uebrigen gegen die Masse des Feindes.

Gegen 11 Uhr entwickelte derselbe von la belle Alliance her, seine Attacken auf das Vorwerk Mont St. Jean, welches der wichtigste Punkt vor der Front der Linie der Wellingtonischen Armee, und mit 1000 Mann Infanterie besetzt war. — Eine maßive Mauer war daselbst zur Vertheidigung eingerichtet, und zwey auf einander folgende heftige Angriffe des Feindes jeder mit 6 Batt. Infanterie wurden zurückgewiesen.

Nun setzte sich Bonaparte vor seine Cavallerie, und unternahm eine allgemeine Attacke auf die ganze Linie des Herzogs. Diese wurde abgeschlagen, allein der Rauch des Kanonen- und kleinen Gewehrfeuers blieb wegen einer schweren Gewitterluft lange auf der Erde, und verbarg die anrückenden Infanterie-Colonnen, welche alle gegen das Centrum dirigirt waren.

Neue Cavallerie-Attacken sollten die englische Infanterie beschäftigen, bis die französische heran war, und eine weniger geübte und kaltblütigere Infanterie als die englische hätte solchen Angriffen nicht widerstanden.

Der erste französische Angriff dieser Art war um 2 Uhr zurückgewiesen, aber Bonaparte wiederholte ihn 5 oder 6mal bis gegen 7 Uhr Abend mit gleichem Muth. Die englische Cavallerie der Maison du Roi vom Grafen Uxbridge geführt, machte gegen 6 Uhr einige sehr schöne Attacken, und hieb zwey Bataillone der alten Garden, in deren Massen sie drangen, zusammen. Zu dieser Zeit machte der außerordentliche Verlust an Menschen, und die Nothwendigkeit die Reserven in die Linie zu schieben, die Lage des Herzogs von Wellington bedenklich.

Fürst Blücher war indeß mit dem 4. Corps über Lasne und Anviers vorgegangen, und gegen 5 Uhr geschahen seine ersten Kanonenschüsse auf der Höhe von Anviers. Er dehnte seinen linken Flügel gegen die Chaussee von Genappe aus, um die Bewegung rechts entscheidend zu machen. Bonaparte warf hierauf einige seiner Infanterie-Massen gegen La haye, Papelotte und Frichemont in deren Besitz er sich setzte, wodurch die Armee von Wellington und Blücher getrennt wurden.

(Beschluß folgt.)

hatte. Auch solche Feier war damals einfach und anspruchslos. Jetzt machen wir dergleichen weit glänzender.

In den östlichen Provinzen des preußischen Staates begann die große Erhebung; wie sie dort sich im Volke dargestellt, wurde zu schildern versucht. Aber dieselbe starke Strömung flutete auch in den Ländern jenseit der Elbe, nicht nur in den altpreußischen Landesteilen, auch an den Küsten der Nordsee, in Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen. Sie umfaßte die Landschaften, welche im 18. Jahrhundert größere Kriegstüchtigkeit bewährt haben. In den Ländern des alten Reichs ergriff sie nur einzelne. Die neuen Staaten, welche dort unter französischem Einfluß entstanden waren, sollten erst später auf einem Umwege das Bedürfnis zu innigem Anschluß an den größeren Teil der Nation erhalten. Für Österreich aber war dieser Krieg eine Maßnahme politischer Klugheit.

Noch zwei Jahre hoher Anspannung, blutiger Schlachten folgten, wieder drängte sich die aufblühende Jugend, der im ersten Jahre Alter und Kraft gefehlt hatten, mit starker Begeisterung in die Reihen des Heeres. Aber es war ein anderer Krieg und andere Siege, denn nicht mehr um das Leben Preußens und Deutschlands wurde gerungen, sondern um Leben und Untergang des fremden Kaisers.

Das Jahr 1813 hat Deutschland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit, wieder schwebte der preußische Adler jenseit des Rheins über den alten Toren von Kleve. Es hat unerträglicher Knechtschaft ein blutiges Ende gemacht. Es hat die Mehrzahl der deutschen Stämme durch einen neuen Kreis sittlicher Anforderungen brüderlich verbunden. Es hat zum ersten Mal, seit es eine deutsche Geschichte gibt, durch eine gewaltige Entwicklung der Volkskraft eine ungeheure politische Entscheidung herbeigeführt. Es hat die Stellung der Nation zu ihren Fürsten durchaus geändert. Denn es hat über den selbstsüchtigen Bestrebungen der Herrscherhäuser und dem Hader der Regierungen das Vorhandensein einer stärkeren Gewalt erwiesen, welche sie alle scheuen, ehren, gewinnen müssen, um sich auf die Dauer zu behaupten. Es hat jedem einzelnen Manne einen größeren Inhalt gegeben, Teilnahme am Ganzen, politische Leidenschaft, die höchsten irdischen Ziele, ein Vaterland, einen Staat, für den er zu sterben, allmählich auch zu leben lernte.

Die Preußen haben den größten Anteil an der Arbeit dieses Jahres, das wird ihnen das übrige Deutschland nie vergessen.

Uns aber, den Söhnen und Enkeln des Geschlechts von 1813, ziemt nicht, den glorreichen Kampf unserer Väter zu verkleinern, weil sie auch uns zu tun übrig ließen.

Fast allen, welche die große Zeit kämpfend und opfernd durchlebt, blieb die Erinnerung daran der größte Besitz ihres spätern Lebens, vielen umgab sie wie mit einem verklärenden Scheine das Haupt. Und von Tausenden wurde dasselbe empfunden, was der warmherzige Arndt aussprach: „Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weswegen es allein wert ist,

zu leben, daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts." —

In den Kirchen des Landes aber wurde zur Erinnerung für das spätere Geschlecht eine einfache Tafel aufgehängt, darauf das eiserne Kreuz der großen Zeit und die Namen der gefallenen Männer. Es ist auch in mäßigem Kirchspiel eine lange Reihe von Namen.

Und da in diesen Blättern versucht wird, aus den Worten vergangener Menschen ein Bild der Zeit zu geben, in welcher sie atmeten, so soll auch hier eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1813 mitgeteilt werden.

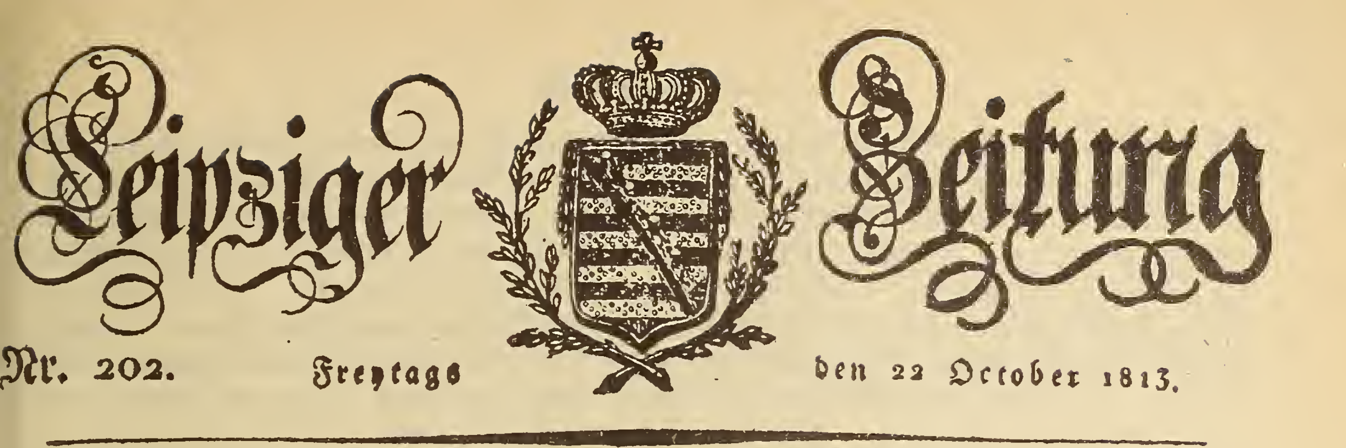
„Unser Sohn George wurde am 2. April in seinem zweiundzwanzigsten Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefecht zu Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des ersten Pommerschen Regiments focht er nach dem Zeugnis seines braven Chefs, des Herrn Majors von Borcke, nahe bei diesem mit Mut und Entschlossenheit und starb so den Tod für Vaterland, deutsche Freiheit, Nationalehre und unsern geliebten König. Ein so schneller Verlust ist hart, aber es ist tröstend, daß auch wir einen Sohn geben konnten zu dem großen heiligen Zweck. Wir fühlen tief die Notwendigkeit solcher Opfer.

Berlin, den 9. April 1813.

Der Regierungsrat
und
Ober-Commissarius Häse und seine Gattin[80]."

Auch der Teil des Volkes, welcher nicht gewöhnt ist, seine Empfindung der Schrift zu überliefern, fühlte dasselbe. Als der Lützower Gutike[81] im Sommer 1813 von Berlin nach Perleberg abging, fand er in dem Orte Kletzke die Wirtin in Trauer; sie machte sich schweigend um den Gast zu tun, und sagte endlich, mit der Hand nach der Erde weisend: „Ich habe auch einen dort unten, — aber die Peters hat zwei." Sie fühlte das bessere Recht der Nachbarin.





Nr. 202. Freytags den 22 October 1813.

Hauptquartier Rötha, den 19. Oct.

Der Kaiser Napoleon hatte am 15ten d. M. seine ganze Macht bey Leipzig versammelt, seinen rechten Flügel bey Connewitz, das Centrum bey Probstheyda, und den linken Flügel bey Stötteritz aufgestellt, und vor der Fronte die Dörfer Dölitz, Wachau und Holzhausen stark besetzt. Gegen die Armee des Generals der Cavallerie, von Blücher, hatte er zwey bis drey Armeecorps, worunter sich auch ein Theil der Garde befand, aufgestellt. Das Corps des Generals Regnier, welches durch Detaschements von andern Corps verstärkt wurde, war an diesem Tage noch bey Wittenberg, wo es die Elbe passirt hatte, um auf dem rechten Ufer Demonstrationen gegen Roßlau zu unternehmen. Es wurde beschlossen, den Feind mit der Hauptarmee und mit der Armee des Generals Blücher, welcher bey Schkeuditz angekommen war, den 16ten Morgens anzugreifen.

General Blücher drang von Schkeuditz über den Partha-Bach gegen Leipzig vor. Feldzeugmeister Graf Giulay rückte von Lützen gegen Lindenau; der General der Cavallerie, Graf Merveldt, und das östreichische Reservecorps von Pegau über Zwenkau in der Richtung von Connewitz; der General der Cavallerie, Graf Wittgenstein, mit dem Corps des Generallieutenants von Kleist und des Generals der Cavallerie, Grafen Klenau, aus seiner Stellung über Gröbern und Gossa gegen Liebertwolkwitz.

Der Angriff der Hauptarmee begann um 8 Uhr früh. Der Feind entwickelte eine Streitkraft von 140 bis 150,000 Mann; er schien besonders unsern rechten Flügel debordiren zu wollen, und zeigte bey Liebertwolkwitz sehr große Cavalleriemassen.

Die Schlacht begann auf allen Puncten mit einer äußerst heftigen Kanonade. Mehr als tausend Feuerschlünde spielten gegen einander.

Der Angriff von Connewitz war in der Fronte nicht ausführbar, weil der Feind die Brücke und den Damm mit viel Geschütz und Infanterie vertheidigte, und das Terrain es unmöglich machte, Geschütz dagegen aufzuführen. Sobald man sah, daß derselbe mehrere große Angriffscolonnen gegen das Centrum und den äußersten rechten Flügel in Bewegung setzte, ließ der en Chef commandirende Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg das ganze östreichische Reservecorps, unter dem General der Cavallerie Erbprinzen von Hessen-Homburg, über Gaschwitz und Deuben auf das rechte Ufer der Pleiße übersetzen und vor Gröbern aufmarschiren.

Der General der Cavallerie, Graf Wittgenstein, der Generallieutenant von Kleist, und der General der Cavallerie, Graf Klenau, wiesen alle Angriffe des Feindes zurück. Der General en Chef Barclay de Tolly unterstützte das Centrum mit dem Grenadiercorps und einigen Cavallerieregimentern der Garde. Bey dieser Gelegenheit eroberte das Kleistsche Corps 5 Kanonen.

In dem Augenblicke, als die Tete der östreichischen Reservecavallerie unter Feldmarschalllieutenant Grafen Nostitz aus Gröbern debouchirte, war es dem Feinde gelungen, auf dem linken Flügel mit einer großen Cavalleriemasse, unterstützt von mehreren Quarrés Infanterie bis nahe an Gröbern

dern vorzudringen. Der Feldmarschalllieutenant Graf Nostitz verlor keinen Augenblick, stürzte sich mit seiner Cavallerie auf die feindliche, warf sie über den Haufen, hieb in mehrere Quarrés ein, und zersprengte sie gänzlich. Der Erbprinz von Hessen-Homburg rückte mit der Division des Feldmarschalllieutenants Bianchi, welche gleich nach der Cavallerie aus Gröbern debouchirt war, bis auf die Höhe von Marktkleeberg vor. Der Feldmarschalllieutenant Bianchi dirigirte das Feuer seiner Artillerie in die Flanke der feindlichen Linie, schlug sie zurück und eroberte 8 Kanonen.

Der Feind unternahm nun mit einer außerordentlichen Kühnheit einen Angriff auf den rechten Flügel; seine Absicht war, ihn vom Centrum zu trennen. Die Generale der Cavallerie, Graf Wittgenstein und Graf Klenau, empfingen ihn abermals mit der größten Kaltblütigkeit, und selbst, als er mit seiner Cavalleriecolonne bis nahe vor Gossa vorgedrungen war, behaupteten die russischen Grenadiere ihre Stellung unerschütterlich. Das wohl dirigirte Feuer der Artillerie und eine glänzende Attake des Gardekosakenregiments unter Anführung des Generaladjutanten Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen, General Grafen Orloff-Denisoff zwang den Feind wieder zum Rückzuge bis hinter Wachau. Der en Chef commandirende Feldmarschall befahl nun eine allgemeine Vorrükkung, um ganz Meister des Plateaus von Wachau zu werden. Die russischen Garden und die östreichische Grenadierdivision Weissenwolf wurden zur Unterstützung dieses Angriffes bestimmt, wodurch der Feind weit über seine erste Aufstellung zurückgedrängt wurde.

Der General der Cavallerie Graf Meerveldt hatte den Auftrag, den Uebergang über die Pleiße im Rücken des feindlichen rechten Flügels bey dem Dorfe Connewitz zu forciren. Gegen Abend gelang es dem bemeldeten General der Cavallerie nach den äußersten Anstrengungen über den Fluß zu setzen. Eine große feindliche Uebermacht brachte jedoch das übergesetzte Bataillon zum Weichen. Das Pferd des Generals Meerveldt wurde getödtet; er selbst erhielt eine leichte Schußwunde und wurde gefangen. Der F. M. L. Fürst Aloys Lichtenstein behauptete den ganzen Tag mit einem Theile des Meerveldtischen Corps seine Stellung gegen die heftigsten Angriffe. Der Feldzeugmeister Graf Giulay drang bis Lindenau, woselbst der Feind durch das Terrain begünstigt den hartnäckigsten Widerstand leistete, vor, und eroberte hierbey zwey Kanonen.

Der General der Cavallerie von Blücher schlug seinerseits den Feind, vertrieb denselben aus Möckern, und eroberte einen Adler von der Marinegarde und 30 Kanonen und machte 2000 Gefangene.

Die Nacht machte der Schlacht für diesen Tag ein Ende.

Der General der Cavallerie Freiherr von Bennigsen, welcher nach Hinterlassung eines hinlänglichen Armeecorps vor Dresden zur Hauptarmee im Anmarsche war, konnte, der größten Anstrengungen ungeachtet, am folgenden Tage den 17ten nicht weiter als bis Colditz, und der Feldzeugmeister Graf Colloredo, der den Weg über Freiberg und Chemnitz genommen hatte, nur bis Borna kommen.

Der Kronprinz von Schweden, welcher bey Cöthen stand, überzeugte sich, daß die Bewegungen des Generals Regnier bloße Demonstrationen waren; er entschloß sich daher, sich mit dem General von Blücher zu vereinigen, um entweder dieses feindliche Corps abzuschneiden, oder im Fall es sich mit der französischen Hauptarmee vereinigen sollte, selbst an dem allgemeinen Angriff in den Ebenen von Leipzig Theil zu nehmen, und rückte zu diesem Ende noch an diesem Tage bis in die Gegend von Halle vor.

Der Umstand, daß am 17ten die Armee des Kronprinzen von Schweden, das Armeecorps des Generals von Bennigsen und die Armeeabtheilung des Feldzeugmeisters Grafen Colloredo noch so weit von der Hauptarmee entfernt waren, daß sie unmöglich zur rechten Zeit eintreffen konnten, um thätigen Antheil an der Schlacht zu nehmen, bestimm-

stimmte den en Chef commandirenden Feldmarschall den folgenden Tag zum erneuerten Angriff abzuwarten. Am Abend des 17ten traf der Kronprinz von Schweden in Taucha, der General der Cavallerie Freiherr von Bennigsen in Naunhof, und der Feldzeugmeister Graf Colloredo bey der Hauptarmee selbst ein.

Am 18ten früh war die feindliche Hauptmacht von Connewitz über Dösen vorwärts Wachau gegen Fuchshayn und Seyffertshayn in Schlachtordnung aufmarschirt, und hatte Armeecorps gegen den General von Blücher und den Kronprinzen von Schweden aufgestellt. Leipzig hielt der Feind fortan stark besetzt. Um 8 Uhr früh begann der Angriff der Hauptarmee in drey Colonnen. Die Absicht war den Feind gegen Leipzig zu drangen, zu welchem Ende der en Chef commandirende Feldmarschall die rechts gehende Colonne der Armeecorps der Generale der Cavallerie Freyherrn von Bennigsen und Grafen von Klenau bestimmte. Die zweyte Colonne unter dem Oberbefehl des Generals en Chef Barclay de Tolly wurde aus den Corps des Generals der Cavallerie Grafen von Wittgenstein und des Generallieutenants von Kleist gebildet, und hatte zur Reserve die gesammten russischen und preußischen Garden. Die dritte Colonne unter dem General der Cavallerie Erbprinzen von Hessen-Homburg formirten die Divisionen Bianchi, Fürst Aloys Lichtenstein, Graf Weissenwolff und Graf Nostitz. Als Reserve dieser Colonne folgte der Feldzeugmeister Graf Colloredo mit seiner Armeeabtheilung.

Die erste Colonne rückte von Seifertshayn in der Richtung gegen Holzhausen, die zweyte von Gossa gegen die Höhen von Wachau, während die dritte das Plateau zwischen Dösen und Lößnig besetzt hielt.

Der Feind bot alles Mögliche auf, um dem Vorrücken unserer Angriffscolonnen Schranken zu setzen. Doch nichts konnte der Tapferkeit der verbündeten Truppen widerstehen Er wurde aus einer Stellung in die andere zurückgedrängt, so daß er mit einbrechender Nacht auf die Stellung von Connewitz über Probsthayda gegen Zweynaundorf beschränkt wurde. Der Feind ward von dem rechten Flügel sehr gedrängt, wobey ihm 7 Kanonen abgenommen wurden.

Der Kronprinz von Schweden vertrieb den vor ihm stehenden Feind und rückte bis Paunsdorf vor, während der General der Cavallerie von Blücher mit mehreren Abtheilungen seiner Armee über die Parthe setzte.

Zwey würtembergische Cavallerieregimenter unter dem General von Normann, zwey sächsische Cavallerieregimenter und 7 sächsische Füselierbataillons mit 4 Batterien zu 26 Feuerschlünden unter den Befehlen des Generals von Ryssel traten an diesem Tage aus den feindlichen Reihen, und schlossen sich ganz ausgerüstet an die Armee der Alliirten an, um gemeinschaftlich mit ihnen die Sache Deutschlands zu verfechten.

Bereits gegen 10 Uhr früh begann die französische Armee ihren Rückzug auf den Straßen von Weißenfels und Merseburg, den sie diesen Tag und die folgende Nacht ununterbrochen fortsetzte. Da es nicht möglich war, auf das linke Ufer der Elster so viele Truppen zu bringen, als nöthig gewesen wären, um den Feind bey seinem Debouchiren aus Lindenau m t gutem Erfolge anzugreifen, so erhielt der Feldzeugmeister Graf Giulay den Befehl, sich mit seiner Armeeabtheilung gegen Pegau zu ziehen, und den Feind blos mit seinen leichten Truppen harceliren zu lassen.

Am 19ten mit Tagesanbruch behauptete der Feind nur noch Zweynaundorf und die Windmühle vor den Straßenhäusern gegen Connewitz. Der allgemeine Angriff wurde um 7 Uhr früh erneuert, und der Feind nach Leipzig geworfen. Hier suchte er Zeit zu gewinnen, um seine Truppen, Artillerie und Armeegepäck zu retten zu welchem Ende er Parlamentärs schickte und den Antrag machte, den Rest der sächsischen Truppen unter der Bedingung zu überliefern, daß die Stadt mit der Beschießung verschont, und der französischen Garnison mit allem noch in derselben befindlichen französischen Armeegut freyer Abzug gestattet würde.

Die

Dieser Antrag wurde abgeschlagen. Die Alliirten hatten sich bereits der Vorstädte bemächtigt; der Feind wollte jedoch fortan die Stadt vertheidigen, die Alliirten drangen trotz seines Feuers in dieselbe ein; die auf dem Platze aufmarschirten Sachsen kehrten zugleich ihre Waffen gegen die Franzosen, ein Badensches Infanterieregiment folgte dem Beyspiele der Sachsen; das Handgemenge wurde allgemein; der Feind gerieth in eine beyspiellose Verwirrung; jeder Einzelne dachte nunmehr an seine eigene Rettung, und die Alliirten wurden Meister der Stadt.

Die Folgen der so tief durchdachten als glücklich ausgeführten Operationen, welche auf die Vereinigung aller alliirten Armeen auf einem Puncte gegen die feindliche Hauptmacht berechnet waren, sind in diesen drey glorreichen Tagen die Eroberung von mehr als 250 Kanonen, und bey 900 Munitionswagen. An Gefangenen sind bis jetzt mehr als 8000 eingebracht. Unter diesen befinden sich die drey Armeecorps-Commandanten, Generale Lauriston, Reynier und Bertrand, nebst noch zehn andern Generalen.

Der am 16ten dieses zum französischen Reichsmarschall ernannte Fürst Poniatowsky, da er sich nicht mehr über die Brücke flüchten konnte, wollte sich durch die Elster retten, fand jedoch, der Aussage seiner in Gefangenschaft gerathenen Adjutanten zufolge, seinen Tod in diesem Flusse.

Noch an diesem Abend verließen acht polnische Infanterieregimenter die feindlichen Fahnen, und gingen zu den Alliirten über.

Das Schlachtfeld von drey Stunden Länge und eben so viel Breite, auf welchem für die Sache Deutschlands und die Ruhe Europas beynahe drey volle Tage über gekämpft wurde, ist dergestalt mit feindlichen Leichen bedeckt, daß man den Verlust, welcher die französische Armee auf allen Seiten erlitten hat, auf wenigstens 40,000 Mann rechnen kann. Der Verlust der verbündeten Armeen beläuft sich im Ganzen an Todten und Verwundeten höchstens auf 10,000 Mann.

Die drey verbündeten Monarchen waren gestern, als am entscheidenden Tage auf den Höhen zwischen Wachau und Probsthayda, Zeugen der außerordentlichen Tapferkeit Ihrer Truppen.

Se. kaiserl. königl. Majestät haben auf dem Schlachtfelde selbst dem en Chef commandirenden Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg das Großkreuz des Maria-Theresiaordens, Se. Majestät der Kaiser von Rußland demselben den St. Georgenorden erster Classe, und Se. Majestät der König von Preußen den schwarzen Adlerorden zu verleihen geruhet.

Dem General der Cavallerie von Blücher, welcher durch seine im Laufe des gegenwärtigen Feldzuges mit seltener Klugheit und Entschlossenheit geleiteten sehr beschwerlichen Operationen so viel zu den glücklichen Resultaten dieser Schlacht beygetragen hat, haben Se. kaiserl. königl. Majestät ebenfalls das Großkreuz des Maria-Theresiaordens, und dessen Generalquartiermeister, dem General von Gneisenau, das Commandeurkreuz desselben Ordens zu verleihen geruhet.

Der en Chef commandirende Feldmarschall behält sich vor Sr. kaiserl. königl. Majestät diejenigen Herren Generale, Staabs- und Oberofficiere, welche sich an diesen glorreichen Tagen besonders ausgezeichnet haben, noch vor Einreichung der ausführlichen Relation namhaft zu machen.

Sämmtliche Armeen sind in Bewegung, um dem Feinde auf dem Fuße zu folgen.

Zwanzig Louisd'or Belohnung.

Am 19ten dieses Monats stiegen Se. Excellenz der Herr General Stewart, Minister bey Sr. Majestät dem König von Preußen, am Thomä'schen Hause vom Pferde und übergaben solches einem vorgeblichen hiesigen Bürger, fanden es aber beym Herunterkommen nicht wieder. Es war ein englisirter Fuchs mit einer dunkelblauen Goldgestickten Chabrake. Wer dieses Pferd an sich genommen hat und solches bey dem Hausmann Schulze in Auerbachs Hof abgiebt, erhält obige Belohnung.



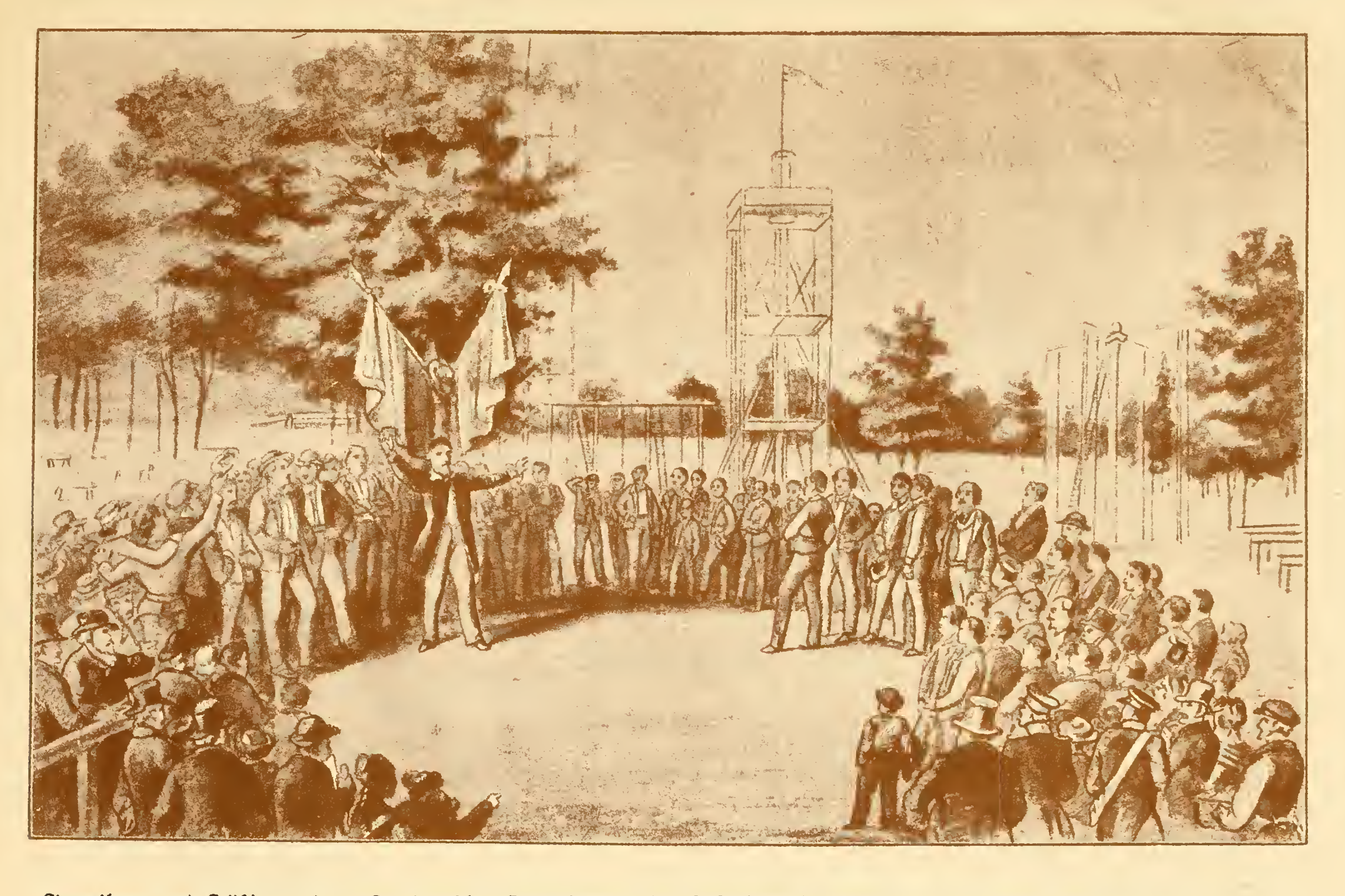
X. Erkrankung und Heilung.

Als die Freiwilligen des Jahres 1813 im Felde lagen, war ihre Hoffnung, einst in dem befreiten Vaterland mit ihren Freunden als Bürger zu leben, die Freiheit, den Frieden, das eroberte Glück genießend. So schrieben sie ihren Lieben in die Heimat. Aber es ist zuweilen leichter, für die Freiheit zu sterben, als für sie zu leben.

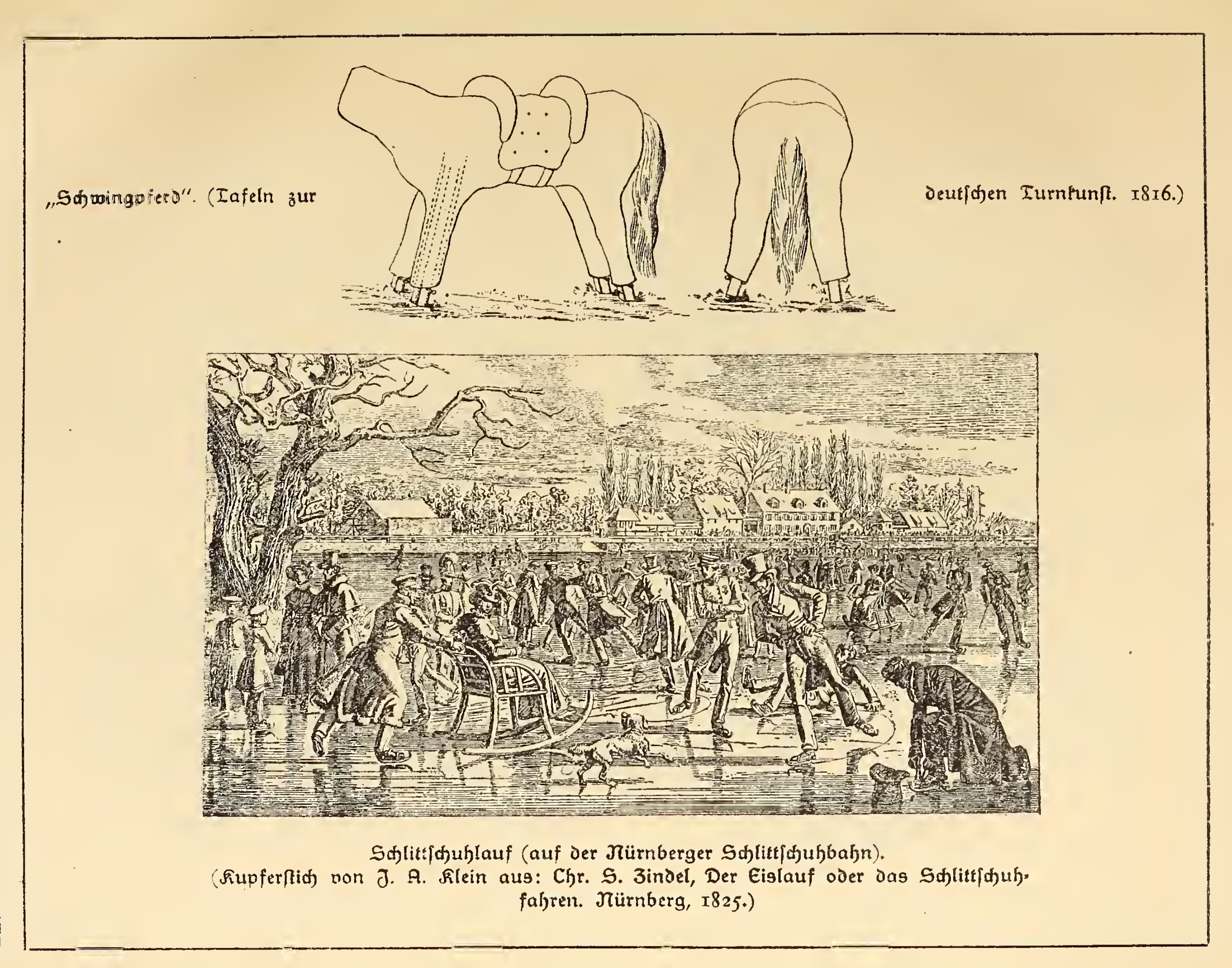
Wenige Jahre, nachdem der Sieg erfochten war und Napoleon als Gefangener auf fernem Felseneiland saß, sagte Schleiermacher auf der Kanzel seiner Gemeinde: „Es war ein Irrtum, als wir hofften, nach dem Frieden behaglich auszuruhen. Jetzt ist eine Zeit gekommen, wo nicht selten schuldlose und gute Männer verfolgt werden, nicht nur um ihrer Handlungen willen, auch weil man bei ihnen Absichten und Entwürfe voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden, und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben." Und Spione der Polizei schrieben diese Worte nach und vergaßen nicht, ihrem Bericht beizufügen, daß der und der in der Kirche gewesen, oder daß vier bärtige Studenten nach der Kommunion am Altar niedergekniet wären und inbrünstig gebetet hätten[82].

Der tapfere Arndt wurde belauert und entsetzt, Jahn saß in Kerkerhaft, viele von den Führern der patriotischen Bewegung von 1813 wurden als gefährliche Männer verfolgt, Polizeibeamte drangen in den Frieden ihres Hauses, ihre Papiere wurden mit Beschlag belegt. Ein unmittelbar unter dem Bundestag stehender Untersuchungsausschuß verfuhr mit rohester Verletzung der Rechtsformen, mit kleinlichem Haß, willkürlich, tyrannisch, heimtückisch wie ein spanisches Ketzergericht.

Es ist ein trauriges Blatt der deutschen Geschichte. Die unabhängigen Charaktere zogen sich verstimmt von dem engherzigen Regiment zurück, welches jetzt in den meisten Staaten Deutschlands begann, die gemeine Mittelmäßigkeit trat wie im Anfange des Jahrhunderts wieder an das Steuer. Preußens auswärtige Politik wurde in Wien und Petersburg vorgeschrieben, nicht lange, und sein poli-



Einweihung und Eröffnung des ersten deutschen Turnplatzes in der Hasenheide bei Berlin durch Friedrich Ludwig Jahn. 1811.
(Bleistiftzeichnung aus der Zeit.)

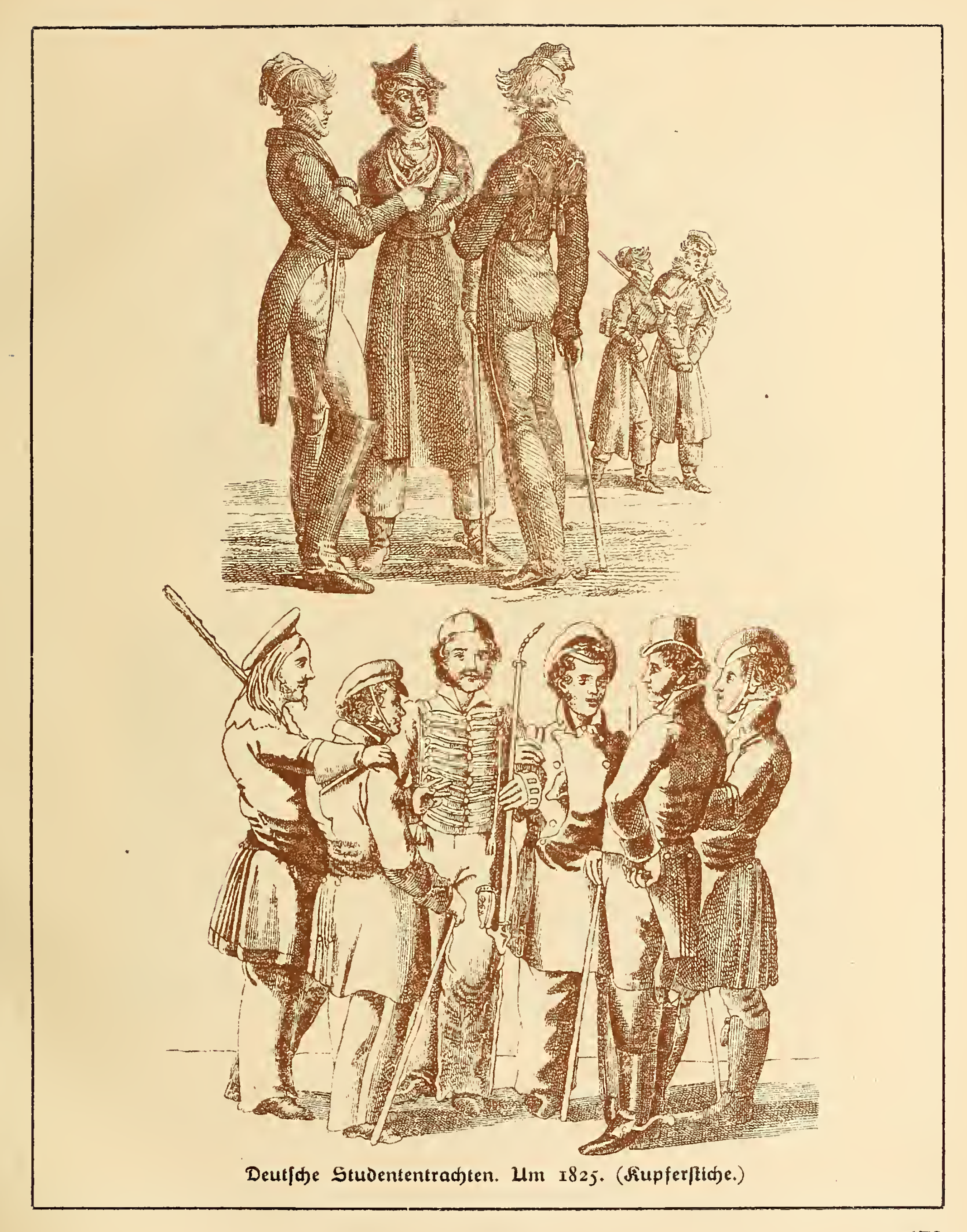


„Schwingpferd". (Tafeln zur deutschen Turnkunst. 1816.)

Schlittschuhlauf (auf der Nürnberger Schlittschuhbahn).
(Kupferstich von J. A. Klein aus: Chr. S. Zindel, Der Eislauf oder das Schlittschuhfahren. Nürnberg, 1825.)



Jüngling in „deutscher National-
tracht".
(Aus dem: Journal des Modes. Francfort s. M., 1815. — Die Bewegung, unabhängig von den Einflüssen der ausländischen Mode, eine deutsche eigene Kleidertracht zu entwickeln, entstand um 1800 im Zusammenhange mit den durch die französische Revolution herbeigeführten, scharf die „alte" von der „neuen" Tracht trennenden Änderungen der Kleidung. Sie fand ihren Ausdruck in mancherlei Auseinandersetzungen im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, die teilweise auch die älteren noch bewahrten deutschen ländlichen Volkstrachten wieder zu Ehren bringen wollten und eine kräftige Stütze in der nationalen Begeisterung der Freiheitskriege. Nach diesen von den Studenten und Turnern aufgenommen, kam dann im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die „deutsche Tracht", die sich in manchen Einzelheiten wandelte, für den politisch „reaktionären" Standpunkt der Regierungen in den Verdacht, das Gesinnungszeichen „revolutionärer" Tendenzen zu sein, nicht gerade um ihrer selbst willen, sondern weil sie von den sich als Vertreter der Freiheitsforderungen Fühlenden mit Vorliebe gezeigt wurde.)



Deutsche Studententrachten. Um 1825. (Kupferstiche.)





Deutsches Studentenleben um 1825. (Kneipe — Karzer — Paukerei.)
(Kupferstiche.)



Deutsches Studentenleben. Um 1850.
(Holzschnitt. Spottbild: „Die Pflanzschule der Bureaukratie". Aus den „Fliegenden Blättern".)

tischer Einfluß auf die Geschicke Europas ward geringer, als er unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gewesen war. — Als das Volk sich zum Kriege gegen den fremden Feind erhob, da hatte es wenig nachgedacht, was dann werden solle, wenn die Unabhängigkeit des deutschen Landes gesichert wäre. Es brachte selbst eine maßlose Hingabe in den Streit, es setzte ähnliche Gesinnung bei allen voraus, welche die Zukunft zu gestalten hatten, bei seinen Fürsten, sogar bei den verbündeten Mächten. Kaum einem war deutlich, wie das neue Deutschland eingerichtet werden könne. Wer klarer sah, erkannte schon im ersten Jahre des Krieges, daß eine Neubildung Deutschlands, welche große Kraftentwicklung der Nation möglich mache, nicht zu hoffen sei. Denn nicht das Volk, nicht das patriotische Heer Blüchers hatte darüber zu entscheiden, sondern nach Lage der Sache die Herrscherfamilien und Kabinette von ganz Europa. Österreich, die neuen Staaten des Rheinbundes, das englische Hannover, Frankreich, Schweden, vor allen Rußland, jeder suchte dabei seinen Vorteil zu wahren. Der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich brach schon bei den Verhandlungen überall hervor, die Preußen hatten durch eine ungeheure Anstrengung sich wieder eine achtungswerte Stellung in Deutschland erkämpft, aber sie waren weder in der Empfindung des Volkes noch der Kabinette die Partei, welche zur Vormacht Deutschlands berufen war. Kaum ein Nichtpreuße hätte den Gedanken gewagt, Österreich von einem neuen Bundesstaat auszuschließen, ja, die Preußen selbst dachten nicht daran.

Wir wissen, daß schon deshalb die deutsche Frage hoffnungslos war, und wir betrauern nicht, daß das alte Reich unter seinem Kaiser nicht wiederhergestellt wurde.

Aber wie leicht es uns wird, die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verstehen, den Zeitgenossen war das Gefühl der Enttäuschung bitter, die unbefangene Würdigung ihrer Lage schwer. Unter den Patrioten des Jahres 1813 war eine kleine Minderzahl schon damals von einer schwärmerischen Sentimentalität erfüllt gewesen, sie hatte der schlechten Wirklichkeit gern poetische Bilder von alter Herrlichkeit des deutschen Reiches gegenübergestellt; diese „Deutschtümler", wie sie nach 1815 genannt wurden, waren in der Bewegung selbst ohne besonderen Einfluß gewesen, der große Bart Jahns wurde selten bewundert, und der wackere Karl Müller fand keinen Anklang, als er begann, sämtliche Fremdwörter aus der militärischen Sprache zu verbannen. Jetzt, nach dem Frieden, zogen sich diese begeisterten Eiferer, meist Nichtpreußen, auf den deutschen Universitäten in kleine Gemeinden zusammen. Sie trauerten und hofften, zürnten heftig und berieten, sie waren einverstanden, daß etwas Großes geschehen müsse, sie waren bereit, Gut und Leben daranzusetzen. Nur was zu tun sei, blieb unklar. Über Stimmungen und schwankende Pläne kamen sie nicht hinaus. Politisch betrachtet war diese Bewegung ungefährlich, erst die gehässige Verfolgung durch die Regierungen stachelte den Haß und Widerwillen und verdüsterte einzelnen die Seele bis zu fanatischem Entschluß.

Es war nicht Preußens Schuld, daß die Hoffnung des Volkes auf einen neuen deutschen Staat vereitelt wurde. Aber eine andere Schuld lud die Regierung auf sich. Der König hatte versprochen, seinem Volke eine Verfassung zu geben. Wenn je ein Volk, hatte sich das preußische das Recht auf einen Anteil am Staatsleben errungen. Aus tiefer Niederlage hatte es seinem Könige den Staat wieder emporgehoben. Hätte der größte Staat Deutschlands durch gesetzliche Formen die Möglichkeit einer politischen Entfaltung seiner Kraft erhalten, so wäre jeder verständige Preuße sehr bald befriedigt worden. Presse und Rednerbühne hätten allmählich in dem königstreuen Volke das Gefühl des Gedeihens und eines sichern Fortschritts verbreitet, offen hätten die Gegensätze einander bekämpft; auch die, welche für Deutschland mehr forderten, als jetzt zu erreichen war, hätten sich eng an Preußen angeschlossen. Der Charakter der Deutschen hätte sich von Schwächen befreit, welche ihm durch ein ganzes Menschenalter anhängen sollten. Auch durfte der Staat selbst die Teilnahme des Volkes nicht mehr entbehren, wenn er nicht in die alte Unkraft, die ihn vor wenigen Jahren dem Untergange nahegebracht, zurückfallen sollte. Es war jetzt, wo neue Ideen um das Leben rangen, wo in Hunderttausenden leidenschaftlicher Anteil an dem Staate aufgeblüht war, für die Krone selbst eine Verfassung die sicherste Stütze. Denn die Preußen waren nicht mehr ein einsichtsloses und willenloses Volk, über dessen Schicksal ein einzelner selbstwillig verfügen mag.

Der König aber, welcher in der alten Weise mit gefügigen Beamten fortregieren wollte, war gerade bei der neuen Weltlage in Gefahr, wenn sein Wille noch so rein war, das Werkzeug einer schädlichen Parteiwirtschaft, ein Opfer fremder Einflüsse zu werden. Gerade er bedurfte gegen die Übermacht Rußlands, die diplomatische Überlegenheit Österreichs ein starkes Gegengewicht. Er konnte das nirgend finden als in der Kraft eines treuen Volkes, welches mit ihm vereint über die Politik und Haltung seines Staates beriet.

König Friedrich Wilhelm III. empfand selbst, solange er lebte, nicht das Mißverhältnis, in welches er zu dem Bedürfnis seiner Zeit getreten war; sein Bild war eng verbunden mit den größten Erinnerungen des Volkes, und die Privattugenden seines Lebens machten ihn während einer langen Regierung auch dem nachwachsenden Geschlecht verehrungswürdig. Aber sein Nachfolger sollte furchtbar darunter leiden, daß er selbst, seine Beamten, sein Volk in einem verkümmerten Staatsleben herangewachsen waren.

Daß aber die Preußen von 1813 die getäuschte Hoffnung so still ertrugen, und daß, während schon in den Staaten des Rheinbundes die Parteien heftig gegeneinander kämpften, der große Staat so leblos dalag, das hatte außer der Anhänglichkeit an die Hohenzollern noch einen anderen Grund. Das Volk war durch den Krieg, und was ihm vorausgegangen war, auf das äußerste erschöpft und bis zum Tode ermüdet. Kaum war ihm die Arbeitskraft geblieben, seine Äcker zu bauen. Jahre gingen vorüber, ehe nur der Viehbestand der Güter wieder vollständig ergänzt war, Städte und Dorfgemeinden, der Gutsherr und der Bauer waren tief

verschuldet. Die Preise der Landgüter sanken tiefer, als sie vor 1806 gestanden hatten, es kam vor, daß Rittergüter durch mehrere Jahre herrenlos lagen, wenn der letzte Besitzer das lebende Zubehör verdorben hatte, und daß wiederholte Versteigerungen des Gerichts keinen zahlungsfähigen Käufer erwerben konnten. Handel und Gewerbe waren unter der Kontinentalsperre verkommen, denn die alten Absatzwege für Linnen, Tuche und Eisenwaren, die drei großen Gewerbszweige Preußens, waren verloren, fremde Völker hatten sie in Besitz genommen. Und auch hier fehlten die Anlage- und Betriebsgelder. Der Verkehr mit dem slawischen Osten, für die alten Provinzen eine Lebensfrage, wurde durch die neuen russischen Handelsbelastungen allmählich fast ganz vernichtet. Aber weit größeres Hemmnis wurde der Verbrauch von Menschenkraft durch den Krieg. Die gesamte Jugend war unter den Waffen gewesen, ein Teil war auf den Schlachtfeldern gefallen, die Überlebenden aus ihrer bürgerlichen Laufbahn herausgerissen. Viele blieben zuletzt doch im Heere — wohl der dritte Teil der preußischen Offiziere, welche in den nächsten dreißig Jahren das Heer führten, bestand aus freiwilligen Jägern des Jahres 1813. Wer zu seinem frühern Beruf zurückkehrte, der fand sich zurückgekommen, seine Angehörigen ohne Hilfe, vielleicht verarmt. Er war schließlich froh, bescheidener Beamter zu werden und in dem armen Lande für sich und die Seinen Unterhalt zu gewinnen. Ihm selbst hatte die Blutarbeit dreier Feldzüge und die Gewöhnung an soldatischen Gehorsam nicht die Kraft verringert, wohl aber die frische Wärme, welche eroberungslustig in das Leben sieht. Er begann jetzt den Kampf um einen bürgerlichen Haushalt, wahrscheinlich mit Geduld und Pflichttreue; aber in den beschränkten Verhältnissen, in die er trat, blieb ihm der Sinn vorzugsweise an der mächtigen Vergangenheit hängen, welche er durchlebt. So war die männliche Kraft der Freiheitskämpfer verwendet. Und die Jugend, welche in den Familien heranwuchs, hatte nicht mehr den Vorteil, große Eindrücke, Begeisterung und Hingebung zu erhalten.

Diese Leiden lasteten am schwersten auf den alten Landesteilen. Der neue Gebietszuwachs aber nahm wieder durch Jahrzehnte große Beamtenkraft und viele Sorge der Regierung in Anspruch, bevor er sich dem preußischen Wesen befreundete.

Offenbar waren freie Presse und eine Verfassung das beste Mittel, auch diese Schwäche schneller zu heilen, ein Gefühl der Genesung und Zusammengehörigkeit in das Volk zu bringen. Denn eine Nation bedarf zu ihrem Leben der Wärme und Begeisterung, wie die Pflanze das Licht des Himmels, den Tau der Wolken. Je weiter ihre entwickelte Erwerbskraft sich breitet, desto größer werden ihre Ansprüche auf erhebende Ideen und gemeinsame geistige Ziele. Damals, als die Reformation zuerst das Volk zu einem geistigen Kampf erhoben hatte, war die Wirkung einem Wunder gleich gewesen, die Charaktere waren kräftiger, die Sittlichkeit reiner, alle Vorgänge des Gemüts, jede menschliche Tätigkeit war stärker geworden. Und als das erwachte Bedürfnis nach einem gemeinsamen Inhalt keine Befriedigung in dem Staatsleben des deutschen Reiches gefunden hatte, war das Volk erschlafft

Die „Wartburgnummer" der Zeitschrift „Isis". 1817.

(Am 18. Oktober 1817 hatten deutsche, hauptsächlich Jenenser, Studenten zur Dreihundertjahrfeier der Lutherschen Thesen und zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht unter dem Schutze des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar ein Fest auf der Wartburg veranstaltet. Am 19. Oktober wurde hier die Allgemeine Deutsche Burschenschaft gegründet, die die bisherige Jenenser Burschenschaftsverbindung auf alle deutsche Hochschulen ausdehnte. Dem Beispiel der Bullenverbrennung durch Luther folgend, hatte zur Nachfeier des 18. Oktober eine kleinere Gruppe von Studenten, zumeist Anhänger des Turnvaters Jahn, einen Scheiterhaufen errichtet, auf dem sie in feierlicher Form außer ihnen verhaßten Büchern — unter diesen den „Codex der preußischen Gendarmerie" des späteren Urhebers der „Demagogenverfolgungen", des preußischen Geheimrats K. A. v. Kamptz — als Sinnbilder der überwundenen unfreien Zeiten Zopf, Schnürleib und Korporalstock verbrannten. Einen ausführlichen, den Hohn dieses Vorganges noch weitertragenden Bericht brachte die Nummer 195 der von dem Jenenser Professor der Naturwissenschaften Lorenz Oken[fuß] herausgegebenen Zeitschrift „Isis", die seit dem 1. August 1816 unter Berufung auf die von der weimarischen Verfassung vom 5. Mai 1816 zugestandene Preßfreiheit veröffentlicht wurde. Zwar war auch nach diesem Gesetz die Erörterung politischer Tagesfragen ausgeschlossen, aber da in der „Isis oder Encyclopädischen Zeitung" alles, was „bleibenden, befördernden Wert" auf wissenschaftlichem Gebiete hatte, besprochen werden sollte, ergaben sich so auch politische Beziehungen. Ihre Absicht, jede Meinung zu Worte kommen zu lassen, die in dem Grundsatze des Herausgebers ausgesprochen wurde: „Alles ist gut und Alles muß zugelassen werden", führte ihr aus allen Teilen Deutschlands Mitarbeiter zu und machte sie rasch volkstümlich, so daß sie als der erste Repräsentant einer deutschen zensurfreien Zeitung in jenen Jahren der Kämpfe um Verfassungen und Volksrechte auch zu einer politischen Macht wurde, zu einem öffentlichen Organ, das die Forderungen politischer Freiheit vertrat. Den Behörden Weimars wurde das Erscheinen und die Haltung der „Isis" unbequem. Goethe sprach sich in einem Gutachten für die Unterdrückung des Blattes aus, widerriet aber eine persönliche Belästigung oder Verfolgung seines Herausgebers. Indessen kam es nur zu gelegentlichen Beschlagnahmungen und Warnungen. Nach dem Erscheinen der „Wartburg"-Nummer wurde auf eine Beschwerde der preußischen Regierung jedoch von der weimarischen das anzügliche Heft am 27. November konfisziert — seine Auflage hatte etwa 550 Stück betragen, die größtenteils vernichtet wurden — das Weitererscheinen der Zeitschrift verboten und gegen Oken ein Hochverratsverfahren eröffnet, das mit seiner Freisprechung endete, während das Verbot des Weitererscheinens bereits am 15. Dezember wieder aufgehoben wurde. Aber seit dem Wartburgfeste gewannen in den größeren deutschen Staaten die Maßnahmen der Regierungen zur Unterdrückung aller von ihnen als demagogisch angesehenen Bestrebungen eine immer mehr fester und strenger werdende Form, um nach der Ermordung Kotzebues zu planmäßigen Verfolgungen aller politisch Verdächtigen zu werden. 1819 wurde Oken vor die Wahl gestellt, seine Professur oder seine Zeitschrift aufzugeben. Er wählte die Entlassung. Die „Isis", deren Drucklegung in Jena seit dem 26. Juni 1816 verboten war, wurde seitdem in Leipzig und dann in Rudolstadt gedruckt — die deutsche Kleinstaaterei erleichterte sehr eine Umgehung einzelner Preßpolizeibehörden durch Verlegung des Druckortes — und sie erschien, seit 1815 im Verlage von F. A. Brockhaus, weiter bis 1824 als politische, bis 1848 als rein wissenschaftliche Zeitschrift. [Nach H. H. Houben.])



oder

Encyclopädische Zeitung.

XI u. XII. 195. 1817.

 Der Studentenfrieden 
auf
der Wartburg.

Der Vergünstigung seiner kön. Hoheit, unsers D. Großherzogs gewiß, haben die Behörden und Bürger von Eisenach alle Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum heiligen Frieden wallenden Studenten billig, bequem und angenehm zu machen. Sie wurden auf drey Tage, für den 17, 18 u. 19n Oct. einquartiert, der Rittersaal auf der Wartburg wurde mit Laubkränzen verziert, und mit Tafeln und Sitzen für 7—800 Menschen versehen. Soviel waren etwa beym Mittagsmahle am Siegestag, uns andere mitgezählt. Es waren aber gekommen von Berlin, Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen, und Würzburg.

Am 19n zogen die auf dem Markt um 9 Uhr versammelten Studenten auf die Burg, die Fahne und Musik voraus. Wir mit ihnen. Der Professoren, welchen dieses Fest am Herzen lag, die den Keim eines großen Fruchtbaums darinn erblickten, und daher gekommen waren, um an dem Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu ersehen, was von dessen Gedeihen zu erwarten seyn möchte, waren unserer vier, Fries, Kieser, Schweitzer und wir. Man wies uns den Stand den Sprechern gegenüber an.

Als alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student ungefähr diese Rede; über den Zweck der Zusammenkunft der gebildeten Jünglinge aus allen Kreisen und Volksstämmen des deutschen Vaterlandes, über das verkehrte Leben früher, über den Aufschwung und die erfaßte Idee des deutschen Volks jetzt, über verfehlte und getäuschte Hoffnungen, über die Bestimmung des Studierenden und die gerechten Erwartungen, welche das Vaterland an sie mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der sich den Wissenschaften widmenden Jugend; endlich wie sie selbst bedacht seyn müsse unter sich Ordnung, Regel und Sitte, kurz Burschenbrauch einzuführen, ernstlich und gemeinschaftlich bedacht seyn müsse auf die Mittel und Wege, ihrer Bestimmung mit Würde entgegen zu geben, die Blicke des erwachsenen Volkes, das leider nichts mehr zu erreichen vermag, getröstet und aufmunternd auf sie zu lenken, und ihm einst zu werden, was es will, daß sie soll. — Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Thränen gerührt — aus Scham, daß wir nicht so gethan, aus Schmerz, daß wir an solcher Trauer Schuld sind, aus Freude über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, und unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen werden, was wir verscherzten.

Von Diesem und Jenem wurde noch ein und das andere Ermunternde gesprochen; dann gieng man auf den Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten sich hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene standen. Was so eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden, wiederholte sich nun im freundlichen, geselligen Kreise. Jeder war begeistert, jeder war zur Annäherung, jeder zur Aussöhnung, jeder zur Vereinigung gestimmt. Eine große Masse Menschen wirkt mesmerisch auf einander, und regt das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft der Menge auf, und spricht mit Ungestümm in die Seele: Nur im Ganzen ist Heil!

In einer der Gruppen wurde ungefähr solcher Gestalt gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Rührung und Stimmung müßt ihr nicht verrauchen lassen. Er kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder niemals!

Sind große Gelegenheiten neben dem Suchenden unangerufen vorbey gegangen, so wenden sie sich als die grimmigsten Feinde um, gleichsam als hätte er sie durch Nichtachtung beleidiget. Bey der bloßen Rührung müßt ihr es nicht bewenden, von der Burg müßt ihr keinen weggehen lassen, ohne daß er etwas Wirkliches mitnimmt. Denn so ist der Mensch, noch mehr die Jugend, noch mehr der Student: Ist er auf der Rückreise, und legen sich drey, vier müde, kalt und naß zu Bette; so fragt der eine den andern: Was ist denn nun? Was haben wir? Sind unsere Verhältnisse anders als zuvor? Sind die Landsmannschaften abgeschafft? Sind wir Mitglieder einer größern Gesellschaft? Bilden wir nur auf unserer Universität eine Burschenschaft, oder sind wir zusammen wieder nur Glied der gesammten deutschen Burschenschaft? Haben wir darüber uns verbindlich gemacht? Haben wir Gesetze, Regeln hierüber? — Und jeder greift im Finstern in die Tasche, sucht und sucht, und legt sich endlich zum zweytenmal kalt und verdrießlich nieder, und steht mit Aerger auf, und wandert mit Scham in den alten Wust nach Hause.

Drum, in die Tasche müßt ihr den Burschen etwas geben. Nur wenige Gesetze; aber mit Worten ausgesprochen, daß alle Studenten eins sind, daß sie alle zu einer einzigen Landsmannschaft gehören, der deutschen, daß sie alle einerley Vorschriften und Gebräuche befolgen.

Wie ist aber das anzufangen? Viele unter euch sind noch in besondern Landsmannschaften, viele sind selbst hier, die sich unversöhnlich anfeinden, und keiner wird zu den Gesetzen des andern übergehen. Insbesondere gilt dieses von euch aus Gießen Erlangen und Göttingen! Bedenkt aber, überlegt nur, was ein Student ist. Macht euch klar, daß in dem Augenblick, wo ihr euch zum Studieren entschließet, euch ganz Deutschland geöffnet ist. Der Studierte, sey er her, wo er wolle, kann sein Geschäft und seine Anstellung in Oestreich, Preußen Bayern, Hannover, Sachsen, in Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, Holstein, am Rhein und in der Schweiz finden. Er spricht nicht mehr die Sprache seines Dorfs, seiner Stadt; er versteht nicht dieses oder jenes Handwerk, was an eine bestimmte Werkstätte oder an die Scholle fesselte; er ist ein universaler Mensch! Eine Schande ist es, durch Studieren es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, ein Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geblieben zu seyn. Eine Schande ist es, darauf sich etwas einzubilden, daß man nichts weiter als ein Provinzial-Landsmann geworden ist. Sprecht ihr denn Provinzial-Sprachen? Lebt ihr nach Provinzial-Sitten? Nein! Ihr werdet roth, daß man so etwas einen Studierten nur fragen kann.

Ist der Studierte seinem Wesen nach also kein Provinzialist, so ist es unnatürlich, es durch eine künstliche Einrichtung erzwingen zu wollen. Es handelt sich demnach nicht von dem Uebertritt aus einer Landsmannschaft in die andere. Nicht die Weißen sollen Schwarze, nicht die Schwarzen Weise, nicht die Wildhessen Althessen, nicht die Bayern Franken, die Thüringer Schwaben, die Mecklenburger Liefländer usf. werden; sondern ihr sollt nur, auch durch eure Einrichtung das werden, was ihr alle als Studenten seyd, Universale. — Die Universalität erstreckt sich aber nicht auf die ganze Welt. Ihr lernt auf den Universitäten nicht französische, englische, spanische, russische, türkische Sitte und Wissenschaft; ihr könnt und wollt, (und das deutsche Volk will samt seinen Fürsten), nichts anderes werden, als gebildete Deutsche, die sich alle gleich sind, und deren Geschäft überall frey ist.

Eben deshalb müßt ihr euch keine Namen geben, welche dieser Universalität widersprechen. Nicht weiße, schwarze, rothe, blaue usf. müßt ihr euch nennen; denn das sind auch andere; auch nicht Teutonen müßt ihr euch nennen; denn Teutonen sind auch die andern. Euer Name sey, was ihr allein und ausschließlich seyd, nehmlich Studentenschaft oder Burschenschaft. Dazu gehört ihr alle, und niemand anders. Hütet euch aber, ein Abzeichen zu tragen, und so zur Parthey herabzusinken, das bewiese, daß ihr nicht wißt, daß der Stand der Gebildeten in sich den ganzen Staat wiederholt, und also sein Wesen zerstört durch Zersplitterung in Partheyen. Auch bewahret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht nur auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur soviel beyträgt, als ihm sein Standort gestattet. Euere Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als in sofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur in sofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darinn werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studentenwesen thun und alles andere als euerer Beschäftigung, als euerem Wesen fremd ausschließen — auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde.

Dann ist es eine Regel in der Menschengeschichte wie in der Natur: Schließ dich immer an die Masse an: der Einzelne geht immer und nothwendig gegen das Ganze zu Grunde: und die Einzelnen gehen nothwendig gegen sich und an einander zu Grunde. Landsmannschaften reiben Landsmannschaften auf; die Burschenschaft kann sich aber

nicht selbst aufreiben, so lang sie im Ganzen das ist, was eine Landsmannschaft im Theil.

Das überlegt! Geht nicht aus einander, wie ihr gekommen seyd! Einige Grundgesetze macht, und gebt sie jedem mit nach Hause. Ein geschriebenes Wort hat Wunderkraft! ——— Auf Wiedersehen, doch nicht vor drey Jahren!———

Darauf wurde zum Essen geblasen. Es war ein fröhliches. Der Wein stärkte das Gefühl und den guten Vorsatz, der aus jedem Gesicht leuchtete. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, die uns aber nicht im Geiste des Festes geschienen; daher behielten wir die unserigen im Herzen.

Nach Tische, es mochte 3 Uhr seyn, gieng der Zug den Berg herunter, und mit dem Landsturm freundschaftlich und gleichen Ranges in die Stadtkirche, wo die Predigt allgemeine Wirkung hervorbrachte.

Darauf wurden Turnübungen auf dem Markte angestellt — und darauf wurde es dunkel. — So ist jede Minute in löblicher Thätigkeit zugebracht worden.

Nach 7 Uhr zogen die Studenten, jeder mit einer Fackel, also deren etwa an 600 auf den Berg zu den Siegesfeuern, wo der Landsturm schon versammelt war. Oben wurden Lieder gesungen und wieder eine Rede von einem Studenten gehalten, die wir nicht gehört, die aber allgemein als besonders kräftig gerühmt worden ist.

Darauf wurde Feuergericht gehalten über folgende Stücke, die zuerst an einer Mistgabel hoch in die Höhe gehalten dem versammelten Volke gezeigt, und dann unter Verwünschungen in die Flamme geworfen wurden.

Es waren aber die Abgebrannten diese:

Ein

Eine

Ein



(Ob jedoch diese drey Dinge die ersten oder die letzten gewesen, wissen wir nicht.) Ferner:



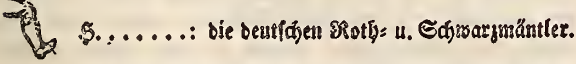
F. Ancillon: Ueber Souverainitaet etc.

F. v. Cölln: Vertraute Briefe.
— — —. Freymüthige Blätter, ua.

Crome: Deutschlands Crisis u. Rettung.



Dabelow: der 13e Artikel der deutschen Bundesacte. usw.



H.,......: die deutschen Roth- u. Schwarzmäntler.

K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft.

Hark: Ui. die gemeinschädl. Folgen der Vernachlässigung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Policey in Universitätsorten überhaupt und in Ansehung der Studierenden ins Besondere.

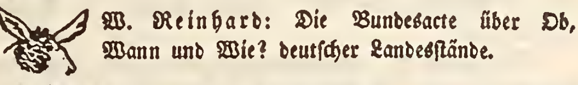
Janke: Der neuen Freyheitsprediger Constitutionsgeschrey.



Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs.

L. Theobul Kosegarten: Rede gesprochen am Napoleonstage 1809.
— — — Geschichte meines fünfzigsten Lebensjahres.
— — — Vaterländische Lieder.

K. A. v. Kamptz: Codex der Gensd'armerie.



W. Reinhard: Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landesstände.



Schmalz: Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik; und die beyden darauf.

Saul Ascher: Germanomanie.

Chr. v. Benzel Sternau: Jason.



Werner: Weihe der Kraft.
— — — die Söhne des Thals.

K. v. Wangenheim: die Idee der Staatsverfassung.

Der Code Napoleon und? Zachariä über denselben.

Immermann: Ein Wort zur Beherzigung [gegen die Burschenschaft zu Halle.]

Wadzeck, Scherer und andere gegen die Turnkunst.

Die Statuten der Adelskette.

Allemannia, und andere Zeitschriften und Zeitungen, deren Titel wir nicht erfahren konnten. Doch die Namen von vielen, die nicht verbrannt worden, können wir den Herausgebern, welchen daran liegt, nennen.

Nach 12 Uhr begab man sich zur Ruhe.

Des anderen Tages versammelten sich Vormittags die Studenten wieder auf der Wartburg, wobey vieles zur Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch, besonders die Einschränkung der Zweykämpfe betrifft. Die durch Landsmannschaften feindlich zerrissenen Studenten aus Gießen werfen sich in die Arme, und söhnen sich aus. So hat ein heiliger, aber freyer Augenblick, wo nur die Stimme der Jünglinge galt und rieth, gethan, was nicht der Darmstädter Hof mit all seinen Soldaten, was nicht der gesammte Senat, in Perückengesetze gesteckt, hervorzubringen im Stande gewesen; ja vielmehr, was den Haß

heftiger angefacht. Wissen Höfe und Senate die Studenten nicht zu behandeln, so thut es wahrlich Noth, daß sie in der Verschüchterung (es gibt ein nachdrücklicheres Wort: Vergelsterung) sich selber zu behandeln suchen. Die verkehrteste Hilfe ist überall der Zwang, und Soldatenregiment will nirgends mehr ertragen werden.

Darnach reisten viele ab; viele aber gingen zum Abendmahl.

So haben Deutschlands Studenten das Fest auf der Wartburg begangen!

Viele, die über Deutschland Rath halten, und mehr noch, die Unrath halten, könnten die Versammlung auf der Wartburg zum Muster nehmen.

☞ Sollten irgendwo Studenten deßhalb, weil sie auf der Wartburg gewesen, belangt werden; so berichte man es uns.

Wir halten es, des ordentlichen Betragens aller ohne Ausnahme wegen, für Pflicht, sie zu vertheidigen, und werden es thun nach dem Maaße der Kraft, welche uns Gott verliehen hat.

Einige Gedanken und Wünsche.

1.

Von einigen Akademien erscheinen in Litteraturzeitungen, und in sonstigen öffentlichen Blättern die Vorleskataloge, oft in großer, und das ganze Gebiet des Wissens umfassender Weitläufigkeit; dieses hat sein Gutes, aber auch unstreitig sein Blendendes. Von keiner Akademie erscheint dagegen, am Ende eines jeden Semesters, ein Verzeichniß derjenigen Lehrgegenstände, die wirklich gelehrt worden sind. Aus vielen Gründen wäre es aber sehr zu wünschen, am Ende eines jeden halben Jahres zu erfahren: 1) welche Vorlesungen an den verschiedenen Akademien wirklich gehalten worden sind; 2) von welchen Lehrern sie gehalten wurden, und 3) wie viele Stunden in der Woche; endlich vorzüglich 4) von wie vielen Zuhörern jede Vorlesung besucht wurde. Würde dieses alles jedesmal richtig bekannt gemacht, so würde das Publikum den ganzen Gehalt der einzelnen Akademien näher kennen lernen; es würden manche vorzügliche akademische Lehrer, die sich nicht durch Schriften bekannt gemacht haben, dem Publikum gehörig bekannt werden; andere, die sich auf irgend einem Wege litterärischen Ruf verschafft haben, ohne ihn zu verdienen, oder die als Schriftsteller zwar Verienst haben, als akademische Lehrer aber wenig, oder gar nichts bedeuten, würden nach und nach an die Stelle zu stehen kommen, wohin sie der Wahrheit gemäß gehören. Endlich würden Regierungen bey Vocationen auswärtiger Gelehrten zu irgend einer akademischen Lehrstelle, nicht bloß nach dem litterärischen Rufe zu urtheilen brauchen, welcher ohnehin das eigentliche Lehrertalent gar nicht begründet, so daß man sich nicht selten zu dem Schlusse veranlaßt sieht, der angekommene Professor könne der litterärisch bekannte Gelehrte nicht seyn, — exempla sunt odiosa. Da in der Isis die dazu geeigneten Nachrichten eingerückt werden, ohne dafür Insertionsgebühren zahlen zu müssen, so könnten die oben bemerkten Puncte leicht von den einzelnen Akademien, oder von Lehrern an denselben, am Ende eines jeden Semesters, in der Isis bekannt gemacht werden [Gründe gut, Ausführung löblich, aber wie schwierig es bey den offenkundigsten Vorgängen ist, ehrliche Berichter zu finden, beweist ein gewisser Wildberg, der in seinem Almanach der Universitäten uns mir nichts dir nichts unter die stellte, die keine Collegien lesen, und von uns erzählte, wir thäten nichts als schrieben zur langen Weile Ferienschriften.]

2.

Von einigen Akademien erscheinen gewöhnlich die Vorleskataloge in öffentlichen Blättern, von anderen dagegen gar nicht. Dieses liegt, in Hinsicht mancher Akademien, vielleicht daran, daß man die bedeutenden Insertionsgebühren anzuwenden für unnöthig hält. Doch wäre es sehr zu wünschen, daß außer dem im Vorhergehenden bemerkten, auch die Verzeichnisse der Vorlesungen von allen Akademien jedesmal bekannt würden. Dieses könnte fernerhin leicht durch die Isis geschehen, wenn an jeder Akademie sich nur ein Lehrer bemühen wollte, ein Verzeichniß der Vorlesungen, die gehalten werden sollen, an die Redaction der Isis zur Insertion jedesmal einzusenden. Das gelehrte Publikum würde ihm diese Mühe danken.

3.

Wie ist dem Unwesen unserer Litteraturzeitungen zu steuern? — nehmlich dem Unwesen, welches darin besteht, daß so viele geistlose Schriften, und unbedeutende Wische, von geistlosen, unbedeutenden, des Magens wegen schreibenden Recensenten, dem Publikum angerühmt werden, während, daß nur zu oft von den geist- und gehaltvollsten Schriften entweder gar nicht die Rede ist, oder doch nur so, daß der Unkundige sich von denselben nicht viel verspricht. Daß dieses freylich nicht immer der Fall ist, ist eben so wahr, als daß es nur zu oft der Fall ist. Möge doch die Isis fernerhin die Geisel werden sowohl für die Recensionen, wodurch in Litteraturzeitungen geistlose Schriften angerühmt werden, als auch für die schlechten, und herabwürdigenden Recensionen geist- und gehaltvoller Schriften! Einsender dieses würde schon mit verschiedenen Bemerkungen dieser Art aufgewartet haben, wenn es ihm nicht zu oft an der nöthigen Muße fehlte. [Das sagen auch wir, und der Vetter Michel, u. unsere ganze Sippschaft, die etwas taugt. Damit ist aber nichts geholfen, und die halbkluge Sippschaft erobert das Feld.]

und schlechter geworden. Wieder hatte nach langer trüber Zeit ein großer Fürst wenigstens einem Teil der Deutschen neuen Schwung und idealen Inhalt gegeben. Der warme Anteil an dem Geschick eines Staates, welcher Friedrichs Zeitgenossen erhob, die Befreiung der Geister von der Bevormundung des Staates und der Kirche waren ein zweiter großer Fortschritt gewesen, wieder hatte dieser Fortschritt die entsprechende Erweiterung der gemeinsamen Interessen, Verstärkung der politischen Bewegung für sich gefordert. Aber in dem geistlosen und kraftlosen Regieren der nächsten Folgezeit war wieder die Volkskraft hingewelkt. Der Sturz Preußens war die Folge. Jetzt hatte zum dritten Mal der größte Teil der Deutschen einen neuen Fortschritt gemacht, mit Gut und Blut hatte sich das Volk für seinen Staat erhoben, leidenschaftlich war sein Bedürfnis geworden, um das Vaterland zu sorgen, bei seinen Schicksalen mitzuwirken. Und da diese Sehnsucht wieder keine Befriedigung fand, sank das Volk auf einige Jahrzehnte in Schwäche zurück. Diesmal war die Verwirrung des Jahres 1848 die Folge.

Fast auf jedem Gebiete des idealen Lebens war das beginnende Siechtum zu erkennen; sogar in der Wissenschaft.

Groß war das Gebiet geworden, welches die deutsche Wissenschaft umfaßte; neue Lehrzweige waren in überraschender Schnelle heraufgekommen, kaum ein vergangenes Volk in entferntem Erdteil, dessen Geschichte, Leben, Kunst, Sprache nicht erforscht wurden. Vor allem die Vergangenheit der Deutschen. Mit herzlicher Wärme wurde jede Lebensäußerung unserer Volksseele, von welcher eine Spur übriggeblieben ist, erfaßt. Eine wundervolle Fülle von Leben aus alter Zeit wurde aufgedeckt und in ihrer Besonderheit verstanden. Rings um den deutschen Forscher erhoben sich aus dem Boden die Geister der Nationen, welche einst gelebt; was jeder eigentümlich war, was allen gemeinsam ist, das Walten des Menschengeistes in den höchsten Bildungen der Erde, das lernte man begreifen. Ebensosehr steigerte sich die Kenntnis der gegenständlichen Natur. Die Schöpfungsgeschichte der Erde, das organische Gefüge alles Geschaffenen, Unzähliges, was dem unbewaffneten Auge unsichtbar ist, Unzähliges, was aus der Verbindung einfacher Stoffe entsteht, wurde erkannt, und wieder über die Grenzen des Erdballs hinaus das Leben des Sonnensystems, die Welteninsel, von welcher das Sonnengebiet ein verschwindend kleiner Teil sein soll.

Es war eine glorreiche Arbeit, wunderschnell die Entdeckungen und die Fortschritte; es war ein gemeinsamer Erwerb aller Kulturvölker geworden; aber der Anteil der Deutschen war, wenn nicht dem Umfange nach, doch durch tiefsinniges Erfassen und gründliches Verarbeiten gewonnener Ergebnisse der größte. Stolz durfte der Deutsche zu seinen Nachbarn hinübersehen, denn in einem großen Gebiet des geistigen Lebens war er Führer und Vorbild der anderen geworden.

Aber das Leben des Volkes ist auch darin ein einheitliches Ganze, daß die Verkümmerung einzelner Richtungen, in denen eine schöpferische Kraft nach Neubildungen ringt, zugleich alle übrigen Äußerungen des Lebens beeinträchtigt. Es





J. F. Blumenbach in seinem Arbeitszimmer. Göttingen. Um 1820.
(Farbiges Glasbild. Städtische Altertumssammlung, Göttingen. Nach Ebstein.)

Das chemische Laboratorium von J. Freiherr v. Liebig auf dem Seltersberg bei Gießen.
Um 1840.
(Steindruck von W. Trautschold.)



A. v. Humboldt in seinem Arbeitszimmer. Berlin. 1848.
(Steindruck von Bardtenschlager nach einem Aquarell von E. Hildebrandt.)



Preußischer Postwagen. Um 1825. (Aquarell. Postmuseum, Berlin.)

Die Kgl. Preußischen Postoffizianten in Staats- und Dienstuniform. 1855.
(Steindruck von L. Burger.)

Postfahrkartenformular. 1820.
(Fürstlich Thurn und Taxisches Zentralarchiv, Regensburg.)



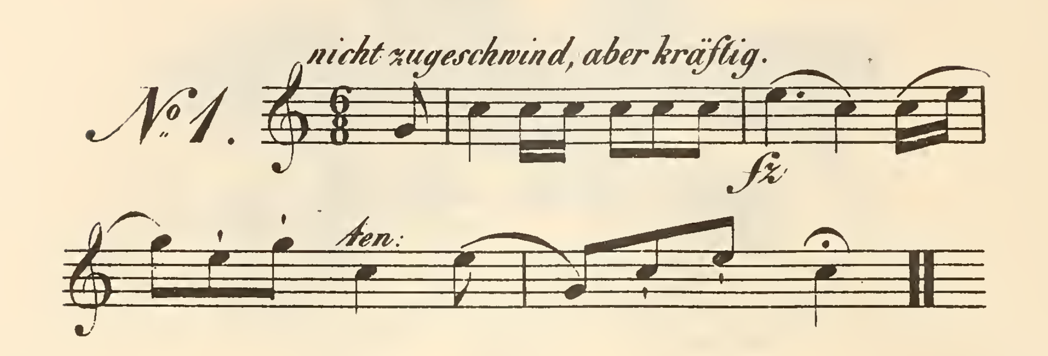
für das
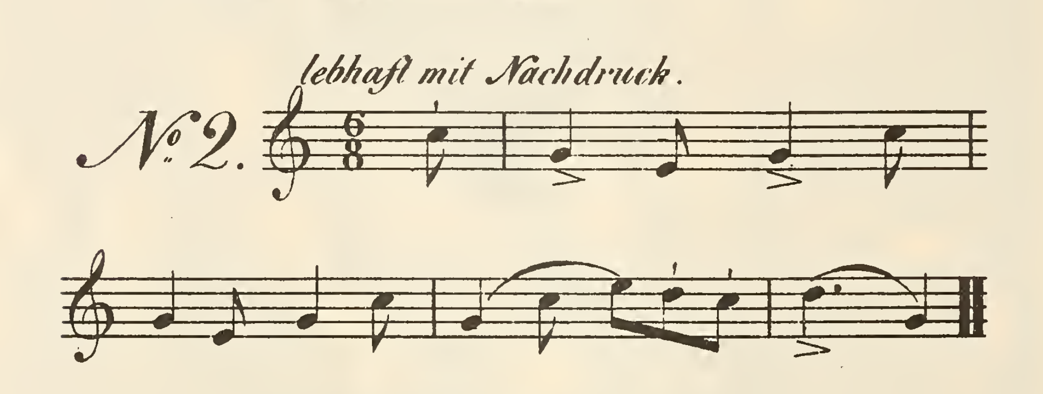


Die Posthorn-Signale. V S. 488, 1

(Steindruck. 1833. — Fürstlich Thurn und Taxisches Zentralarchiv, Regensburg.)

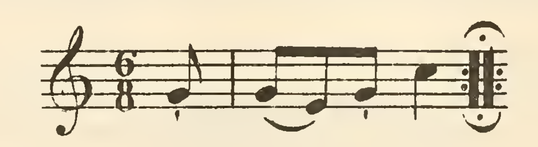
ABFAHRT EINER JEDEN POST.
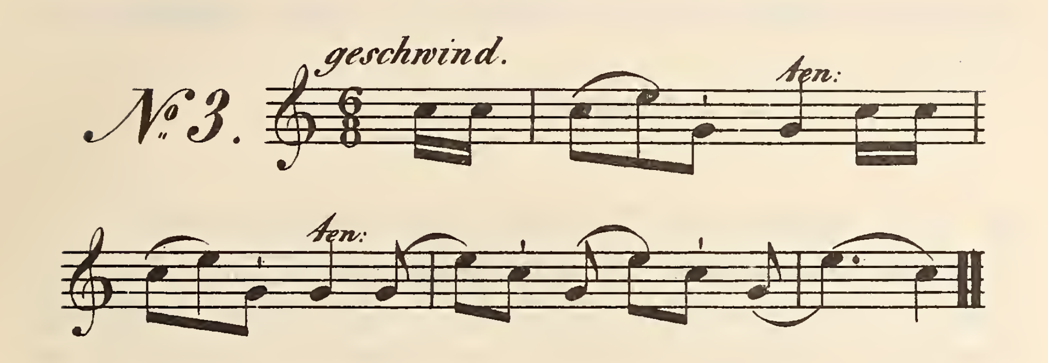


ANKUNFT EINER ORDINAIREN POST.



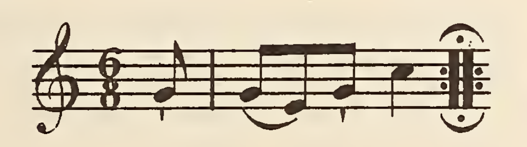
ZAHL DER WÄGEN.
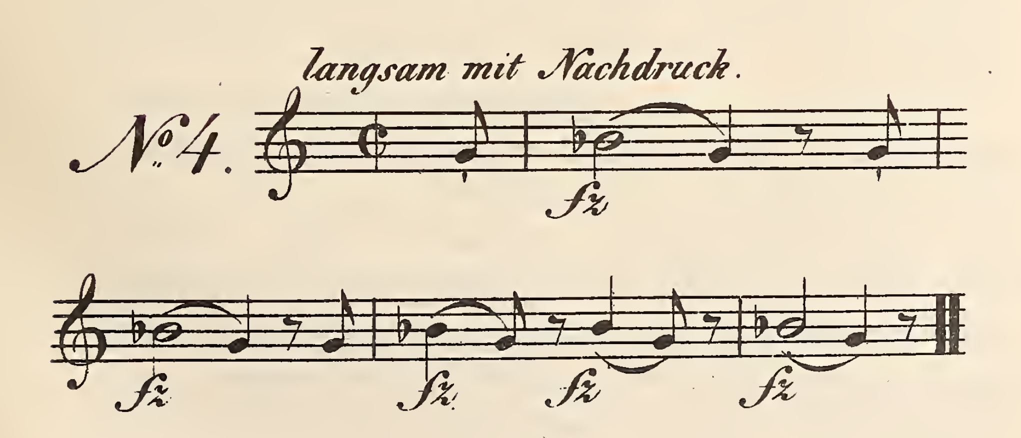


ANKUNFT EINER EXTRAPOST.



ZAHL DER PFERDE.



NOTHRUF.



Circulare.

Verfügungen gegen die Verbreitung der Cholera betreffend.

So wie bereits von vielen anderen Staaten geschehen ist, so sind nun auch vorzüglich aus Veranlassung der herannahenden Frankfurter Herbstmesse von dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt diejenigen, die Verhinderung des Eindringens der Cholera bezweckenden, auf Reisende, Vieh und Waaren Bezug habende Verfügungen erlassen worden, welche hier nachstehend folgen:

„1) Reisende, Vieh und Waaren, welche aus Ländern, in welchen zur Zeit schon, ganz oder theilweise, diese Krankheit sich verbreitet hat, namentlich aus Rußland, Polen, Gallizien, Ungarn, und aus den an Polen und Rußland gränzenden Königlich Preußischen Provinzen, Preußen und Posen, sowie aus denjenigen Ländern, in welchen sich die Krankheit demnächst noch verbreiten sollte, kommen, sey es zu Wasser oder zu Lande, sollen nur alsdann in hiesige Stadt und deren Gebiet ein- und durchgelassen werden, wenn durch schriftliche Ausfertigung irgend einer zwischenliegenden obrigkeitlichen Behörde, glaubhaft dargethan ist, daß dieselben entweder eine Quarantaine an den Gränzen der genannten Länder gehalten, oder daß seit ihrem Austritt aus einem derselben bis zur Ankunft an der diesseitigen Gränze wenigstens dreißig Tage abgelaufen sind.

Hinsichtlich solcher Waaren, die besonders Träger des Ansteckungsstoffs seyn können, wozu namentlich gehören: rohe Wolle, oder Wollenwaaren, Flachs und Hanf oder das daraus bereitete Garn oder Leinwand, rohe oder verarbeitete Häute, Pelzwaaren, Pferde- oder andere Haare, Federn, Feuerschwamm und dergleichen wird insbesondere vorgeschrieben, daß dieselben nur ein- oder durchgehen können, wenn durch die glaubhafte Ausfertigung einer solchen zwischenliegenden

Dienstanweisung der Thurn und Taxisschen Postverwaltung vom 19. August 1831
betreffend Schutzmaßregeln gegen die Cholera.
(Fürstlich Thurn und Taxisches Zentralarchiv, Regensburg.) V S. 488, 2

Behörde erwiesen ist, daß sie bei oder nach dem Uebergang aus genannten Ländern der vorschriftsmäßigen Reinigung (Desinfection) unterworfen worden sind.

2) Reisende, Vieh und Waaren, welche zwar nicht aus Ländern kommen, in welchen die Krankheit sich bereits verbreitet hat, wohl aber aus solchen, welche jenen angränzen, namentlich aus den österreichischen Erblanden, aus Böhmen oder aus österreichisch Schlesien, oder aus preußisch Schlesien, dürfen nur alsdann in das diesseitige Gebiet eingelassen werden, wenn die Personen mit guten Pässen und glaubhaften Gesundheitsscheinen versehen, das Vieh und die Waaren aber mit solchen Gesundheitsscheinen und mit gültigen Ursprungsscheinen begleitet sind, welche die Zahl und die Beschaffenheit der einzelnen Stücke, Ballen, Kisten u. s. w. nebst den äußern Kennzeichen so genau als möglich angegeben. Dergleichen Gesundheitsscheine können nur alsdann als gültig betrachtet werden, wenn sie von der betreffenden Polizeibehörde, in deren Bezirk der Ort gehört, von welchem die Personen, Waaren oder Thiere kommen, ausgestellt sind.

3) Um so viel als möglich Gewißheit über die Herkunft der Reisenden zu erhalten, wird vorgeschrieben, daß in Zukunft, bis auf erfolgende Abänderung, jeder von Norden oder Osten kommende Reisende mit einem gültigen obrigkeitlich ausgefertigten und besiegelten Passe, oder an dessen Stelle tretenden Wanderbuche versehen seyn muß, widrigenfalls demselben der Eintritt in hiesige Stadt und deren Gebiet versagt wird. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind diejenigen Personen:

   a. welche in denen der Gränze zunächst gelegenen Ortschaften benachbarter Staaten wohnen; hinsichtlich dieser genügt es, wenn sie blos mit Ausweisen ihres Orts-Vorstandes über ihre Herkunft versehen sind; ferner

   b. solche Personen, welche unzweifelhaft aus keinem der unter eins und zwei genannten Länder kommen.

4) Personen, Waaren und Effecten, welche mit der fahrenden Post ein- und durchgehen, unterliegen der nämlichen Untersuchung und Aufsicht wie es in dem Vorhergehenden angeordnet worden.

5) Das Polizei-Amt, Rechnei-Amt und Land-Amt, sind mit der Handhabung dieser Verordnung beauftragt.»

Da besonders wegen des mit der freien Stadt Frankfurt statt findenden starken Verkehrs aus allen Gegenden es dringend nothwendig ist, daß diese Anordnungen und Verfügungen auf das Genaueste und Pünktlichste beachtet werden, indem aus der Nichtbeachtung derselben sehr leicht die nachtheilichsten Folgen entstehen können, so werden die sämmtlichen diesseitigen Oberpostämter, Postämter, Postverwaltungen, Post-Expeditionen und Posthaltereien andurch angewiesen, es sich um so mehr angelegen seyn zu lassen, zur Handhabung dieser Vorschriften, so weit es von dem Postbeamten abhängt, mitzuwirken, als dadurch selbst die Sicherung derjenigen Staaten, durch welche Reisende und Güter transitiren, erreicht werden kann.

Der Empfang gegenwärtigen Circulairs ist umgehend zu bescheinigen.

Frankfurt a. M. den 19. August 1831.



In Abwesenheit des geheimen Raths und General-Post-Direktors:

Kuhn. Fr. von Epplen.

vdt. Lauer.



Eilwagen.

Reise- Schein

von HANAU nach Gelnhausen

Einschreib-Nummer 2

Geht ab präcis um 9 Uhr 20 [illegible] den 4 ten April 1848

Der Passagier [illegible] hat bezahlt für einen Platz

für seine Person . . . . „ 2 [illegible]

für Pfund Uebergewicht . . „ „

im Ganzen „ „

HANAU den 3 ten April 1848

Unterzeichnete [illegible] Expedition fahrender Posten.

Beachtungswerthe [illegible] das reisende Publikum.

Die Conducteurs der diesseitigen Postverwaltung sind, zur Verhütung von Gefahren und Unfällen, strenge angewiesen, an Abhängen, wo zur Sicherheit der Reisenden gehemmt werden muß, den Radschuh selbst ein- und anzulegen und den Postillon nicht von seinen Pferden sich entfernen zu lassen. Nur dann darf ausnahmsweise dieses Geschäft von dem Postillon verrichtet werden, wenn bei besonders kothiger Straße solches vom Conducteur nicht, ohne Belästigung der neben ihm sitzenden Reisenden, geschehen kann. In diesem Falle ist er jedoch gehalten, sich an das Sattelpferd zu begeben und dort so lange zu bleiben, bis der Postillon wieder im Sattel ist. Wiederholte Anzeigen über die Nichtbefolgung dieser Anordnung von Seite der Conducteurs, veranlassen die unterzeichnete Post-Administration jeden Post-Reisenden zu ersuchen, in seinem eigenen Interesse, so wie im Interesse des gesammten Reisepublikums jede wahrgenommene Zuwiderhandlung gegen obige Verordnung sogleich nach Ankunft auf der nächsten Station in das dortselbst befindliche Beschwerde-Buch einzutragen.

Postfahrkartenformular. 1848.
(Fürstlich Thurn und Taxisches Zentralarchiv, Regensburg.)

V 3. 488, 3

Bemerkungen: 1) In dem bezahlten Postgelde sind **alle** übrigen Gebühren mitbegriffen, namentlich: **Einschreib-Gebühr, Packer- oder Wagenmeister-Gebühr, Postillons-Trinkgeld, Chausséegeld, Brückengeld** ꝛc. Den Wagenmeistern, Packern, Postillons ꝛc. ist durchaus verboten, irgend eine Anforderung an die Reisenden zu machen, oder selbst mit Höflichkeit sich ein kleines Geschenk zu erbitten. Nur für das Fortbringen des Reisegepäcks aus oder nach dem Posthause dürfen die Packer, Wagenmeister oder deren Gehülfen eine ihrer Bemühung angemessene Vergütung in Anspruch nehmen.

2) Das Gepäck der Reisenden muß spätestens **eine Stunde vor der Abfahrt** des Wagens und wenn letztere Morgens früh erfolgt, **Abends zuvor** in das Postbureau geliefert werden. Bei zu später Ueberbringung der Bagage kann nicht auf Beförderung derselben mit der nämlichen Post gerechnet werden.

3) Jeder Reisende hat an Gepäck bis **40** Pfd. frei. Für das Mehrgewicht wird die vorschriftsmäßige Taxe bezahlt. Dabei wird jedoch nur von 5 Pfd. zu 5 Pfd. gerechnet und die zwischenliegenden einzelnen Pfunde zahlen kein Porto. Passagierbagage, welche wegen Schwere oder Mangel au Raum nicht auf den Eilwagen geladen werden kann, wird mit dem abgehenden Packwagen befördert, dabei jedoch stets **40** Pfd. frei belassen.

4) Jedes einzelne Stück des Gepäcks muß zur Verhütung von Verwechselungen mit einem Zeichen oder der Adresse nebst dem Bestimmungsorte und dem Beisatze „**Passagiergut**“ und der Werthsdeklaration versehen seyn, indem sonst die Annahme verweigert werden müßte.

5) Für solche Effekten haftet die Postadministration im Umfange der unter ihrer Verwaltung stehenden Posten, und es wird darüber auf Begehren ein Schein ausgefertiget.

6) Kleinere Reisebedürfnisse, als da sind: Degen und Säbel, Stöcke, Mäntel und Oberröcke, Arbeitsbeutel, leere Fußsäcke, Regen- und Sonnenschirme — die jedoch weder als Poststück emballirt, noch auch zur Verpackung anderer Gegenstände benützt werden dürfen — können von den Reisenden zu sich in den Wagen genommen und **ohne Belästigung der Mitreisenden** darin untergebracht werden. Es wird jedoch alsdann keine Garantie dafür geleistet. Nachtsäcke von jedem Umfange und Hutschachteln sind dagegen der Expedition zu übergeben und werden mitgewogen.

7) Dieser Reiseschein ist nur für den Tag gültig, für welchen er ausgestellt worden ist, und das erlegte Postgeld kann nicht zurückgegeben werden, wenn der Reisende seine Reise aufzugeben oder zu verschieben sich bewogen finden, oder sich erst nach Abfahrt der Post in dem Post-Bureau einfinden sollte. Bei Bestellung von Passagier-Plätzen, diese mag durch den Reisenden selbst oder für ihn durch dritte Personen gemacht werden, kann die spätere Behauptung eines unterlaufenen Irrthums nicht berücksichtiget werden. Auch wird der Abgang des Eilwagens über die festgesetzte Zeit nicht verschoben, daher sich die Reisenden eine Viertelstunde vor der oben angezeigten Stunde an der Expedition einfinden, und auch unterwegs den Bestimmungen nicht entgegen seyn wollen, die hinsichtlich des Aufenthalts und der Wiederabfertigung des Eilwagens auf den Stationen ertheilt worden sind, indem sie sonst es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn der Eilwagen abfährt und sie zurückbleiben, indem alles Anhalten vor der Stadt, vor Privat- oder Gasthäusern untersagt ist. Es ist die Veranstaltung getroffen, daß auf sämmtlichen Post-Stationen des Fürstlich Thurn und Taxis'schen Post-Verwaltungs-Umfanges Beschwerde-Bücher offen liegen, welche dazu bestimmt sind, gegründete Beschwerden aller Art, die auf das Post-Wesen Bezug haben, aufzunehmen. So wie nun diese Anstalt namentlich im Interesse des reisenden Publikums ihre Begründung erhalten hat, wird auf der andern Seite dagegen erwartet, daß dieselbe nicht mißbraucht werde. Absichtliches Zuwiderhandeln zieht zunächst den Verlust des Rechtes zur Weiterreise und somit des schon bezahlten Passagier-Geldes nach sich.

8) Bei durchpassirenden Posten richtet sich die Abfahrt nach Maßgabe des Eintreffens der weiterherkommenden Wagen und ist mit vorbemerkter Abgangs-Zeit nur die Stunde bezeichnet, zu welcher die Reisenden zur Abfahrt bereit seyn müssen.

9) Den Conducteurs ist ein anständiges, bescheidenes und höfliches Betragen gegen die Reisenden ohne Unterschied zur Pflicht gemacht. Dagegen erwartet die Postanstalt, daß dem Conducteur, welchem jede Aufmerksamkeit auf die Reisenden ebenso wie auf die ihm anvertrauten Effekten obliegt, mit einer seinem Dienste angemessenen Rücksicht begegnet, und dessen, in Beziehung auf die Mitfahrt an die Reisenden ergehenden Aufforderung Genüge geleistet werde.

10) Uneingeschriebene Personen mitzunehmen, ist den Conducteurs strenge untersagt. Sollten sie sich dergleichen Unterschleife zu Schulden kommen lassen, so werden die Reisenden ersucht, dies nicht zu dulden, und beim nächsten Postamte davon Anzeige zu machen.

11) Dieser Reiseschein ist von dem Reisenden aufzubewahren, indem derselbe auf Verlangen in jedem Post-Bureau vorgezeigt werden muß.

12) Tabackrauchen kann nur im Einverständnisse mit der übrigen Reisegesellschaft Statt finden.

13) Hunde dürfen nicht in den Eilwagen genommen werden.

Eilwagen.

Reise-Schein für den ten Platz

von Frankfurt nach

Geht ab präcis um Uhr Mittags den ten 182

Ist bezahlt mit Einschluß aller Trinkgelder ꝛc. . . . . fl. " kr.

Für Pfund Gepäcke-Ueberfracht . . . . " " "

fl. " kr.

Fürstlich Thurn und Taxische Ober-Post-Amts-Expedition fahrender Posten.

Ausgefertiget von

Bemerkungen.

1) In dem bezahlten Passagier-Geld ist mit inbegriffen: A. die Einschreibgebühr, B. Packgebühr, C. Chausseegeld, D. Brückengeld, E. das Postillons Trinkgeld. Den Postillons ist es durchaus verboten, irgend eine Anforderung an die Reisenden zu machen, oder selbst mit Höflichkeit sich ein kleines Geschenk zu erbitten. Die Conducteurs haben ebenfalls keine Anforderung eines Trinkgeldes zu machen.

2) Passagier-Bagage von geringem Gewicht und kleinem Umfang muß spätestens eine Stunde vor Abgang des Eilwagens aufgegeben werden. Schwerere Coffres und Felleisen ꝛc. müssen Abends vorher bis 8 Uhr zur Post gebracht werden. Bei zu später Ueberbringung der Bagage kann nicht auf Beförderung derselben mit der nämlichen Post gerechnet werden.

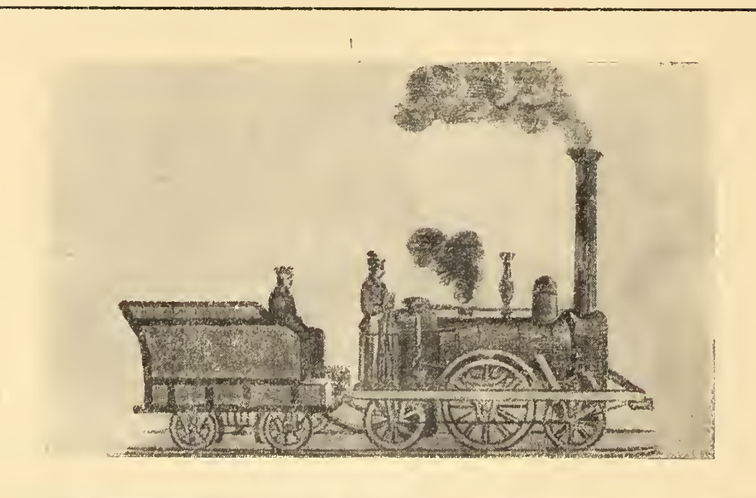
3) Jeder Reisende hat an Bagage bei den Eilwagen 30 Pfund frei. Passagier-Bagage, welche wegen Mangel an Raum auf den Eilwagen nicht geladen werden kann, wird mit den täglich abgehenden Packwagen befördert, wobei jedoch stets 30 Pfund frei belassen werden.

4) Für diese Effecten haftet die Post-Administration in dem Umfange der Fürstlich Thurn und Taxischen Lehen-Posten.

5) Es ist dem Conducteur zur Pflicht gemacht, jedem Reisenden, wessen Standes derselbe seye, mit Anstand, Bescheidenheit und Höflichkeit zu begegnen, dagegen versieht sich aber die Post-Anstalt, daß dem Conducteur, welchem jede Aufmerksamkeit auf die Reisenden eben so, wie auf die ihm anvertrauten Effecten obliegt, mit einer, seinem Dienste angemessenen Rücksicht begegnet werde.

6) Das einmal bezahlte Passagier-Geld wird in keinem Falle mehr zurückerstattet, und dieser Schein ist nur für denselben Tag, auf welchen er ausgestellt ist, gültig; auch wird der Abgang des Eilwagens über die festgesetzte Zeit nicht verschoben, daher sich die Reisenden eine Viertelstunde vor der oben angezeigten Stunde an der Expedition einfinden wollen, indem sie sonst es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn der Eilwagen abfährt und sie zurückbleiben, indem alles Anhalten vor der Stadt, vor Privat- oder Gasthäusern untersagt ist.

7) Dieser Passagier-Schein ist von dem Reisenden aufzubewahren, indem er auf Verlangen bei jedem Post-Büreau vorgezeigt werden muß. —

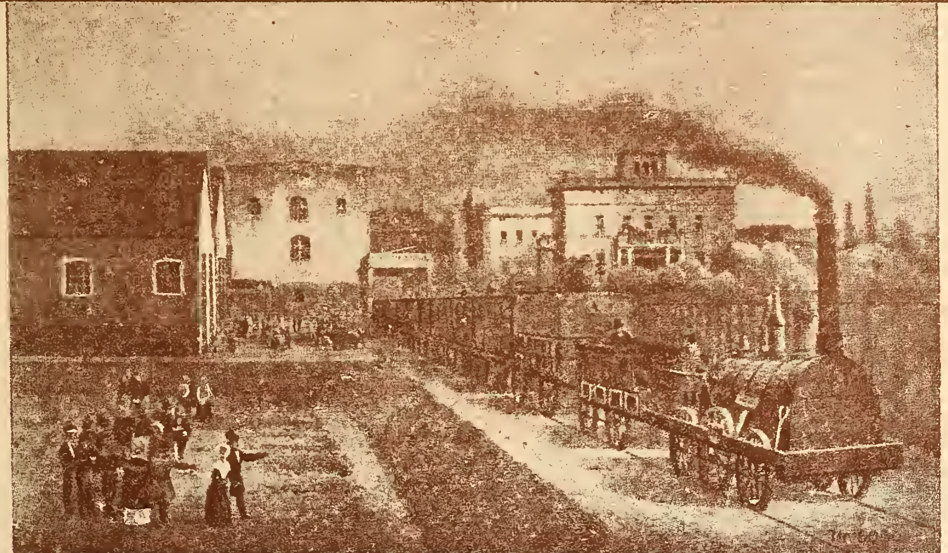




Lokomotive. Um 1835.
(Nach einem Holzstock im Germanischen National-Museum, Nürnberg.)

Deutschlands erste Lokomotive. 1815.
(Eiserne Neujahrskarte, wie solche von der Kgl. Eisengießerei zu Berlin in den Jahren 1805 bis 1847 hergestellt wurden, zum Januar 1816.)



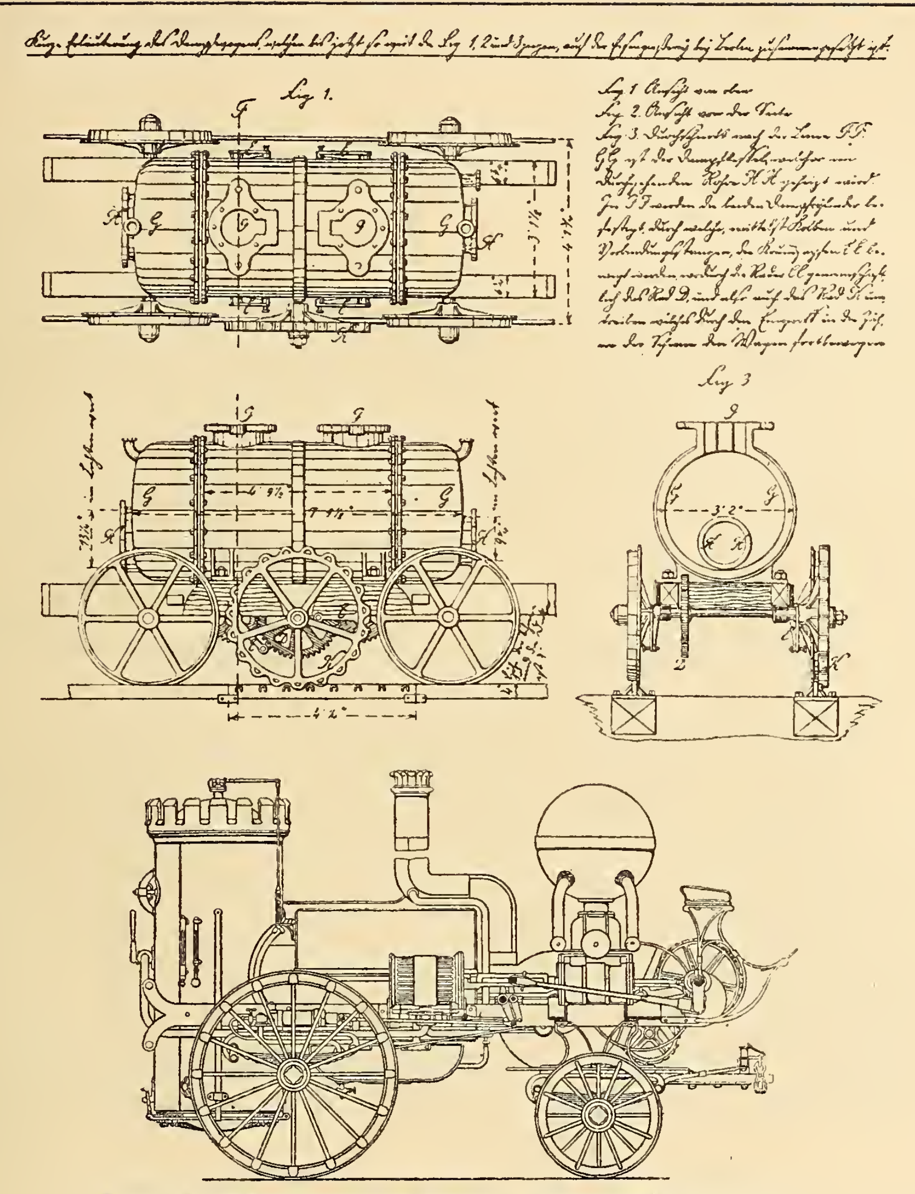


Die am 7. Dezember 1835 in Betrieb genommene erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth. (Kupferstich.)

Die im September/Oktober 1838 in Betrieb genommene erste preußische Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam. (Potsdamer Bahnhof, Berlin.) (Steindruck.)

Das deutsche Eisenbahn-System.

(Steindruck aus der Werbeschrift für den planmäßigen Ausbau eines deutschen Eisenbahnnetzes des Nationalökonomen F. List: Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Leipzig, 1833.)



Konstruktionszeichnungen der zweiten deutschen Lokomotive. 1817.
(Oberbergamt, Bonn. Nach F. M. Feldhaus.)

Die erste Dampfspritze Deutschlands. 1832.
(Von dem schwedischen Ingenieur John Ericsson und dem Londoner Fabrikanten John Braithwaite in London wurden 1831 zwei Dampfspritzen, die eigentlichen ersten ihrer Art, nachdem Ericsson bereits 1828 eine Dampfmaschine mit einer Pumpe zu Feuerlöschzwecken auf einem Lastwagen zusammengestellt hatte, erbaut, von denen 1832 eine für Berlin zum Schutze der königlichen Gebäude erworben wurde. Nach F. M. Feldhaus.)

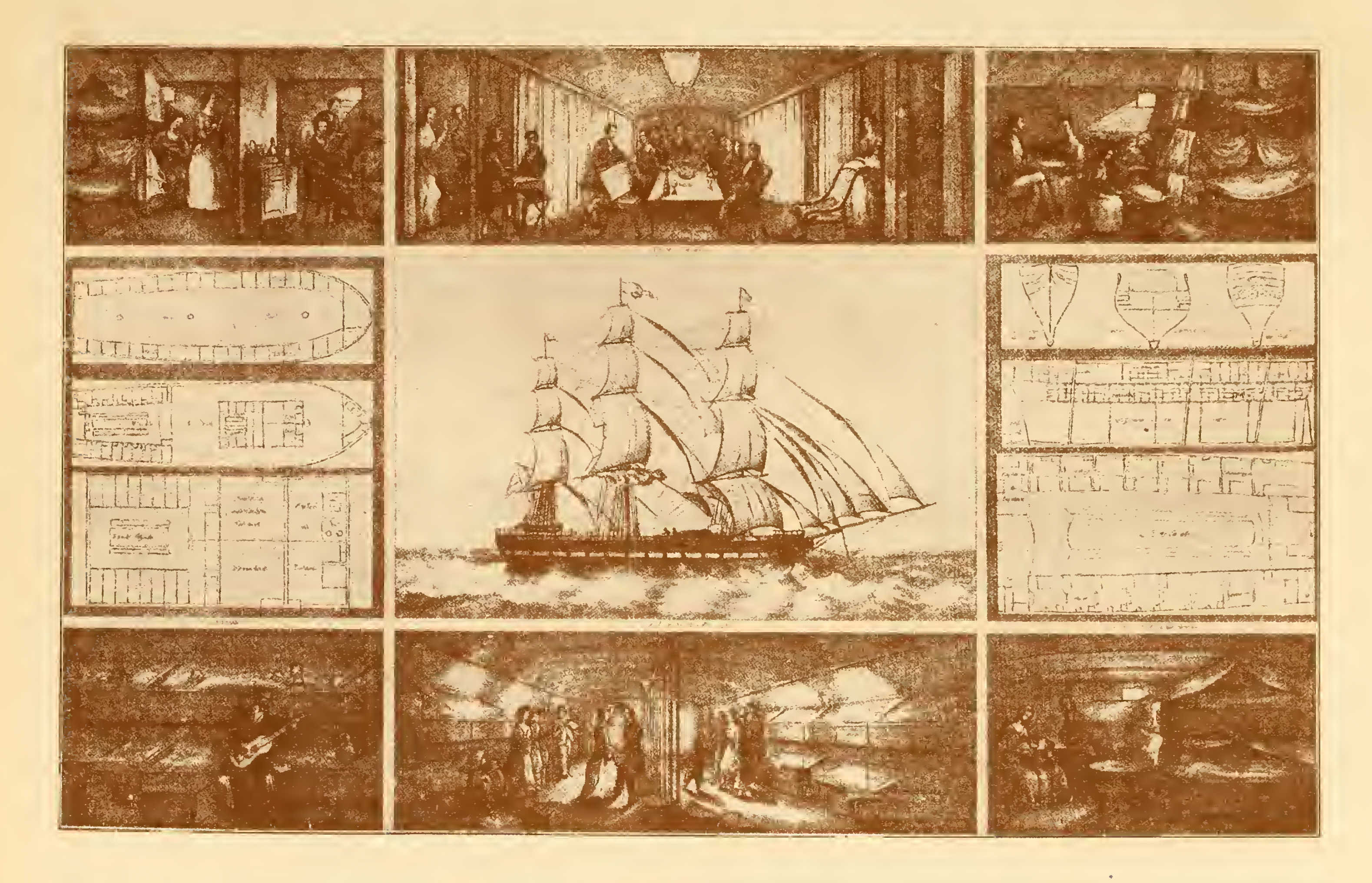
Nachtwächter. Berlin. Anfang des 19. Jahrhunderts.



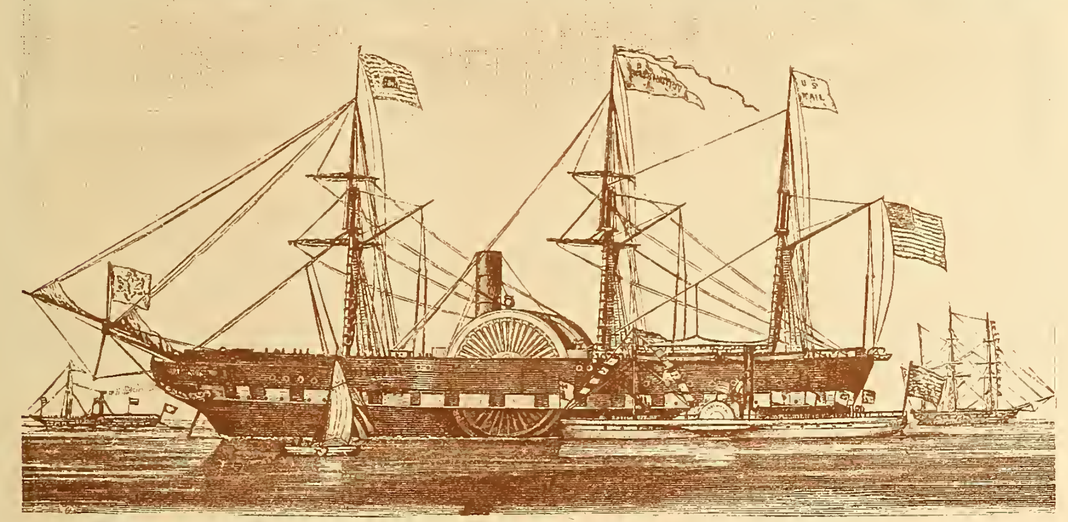
(Kupferstich aus: W. u. F. Henschel, Berliner Ausrufer. Berlin, [Um 1810.])



Berliner Polizei- und Feuerwehr-Uniformen. 1787—1851. (Nach Ballhorn.)

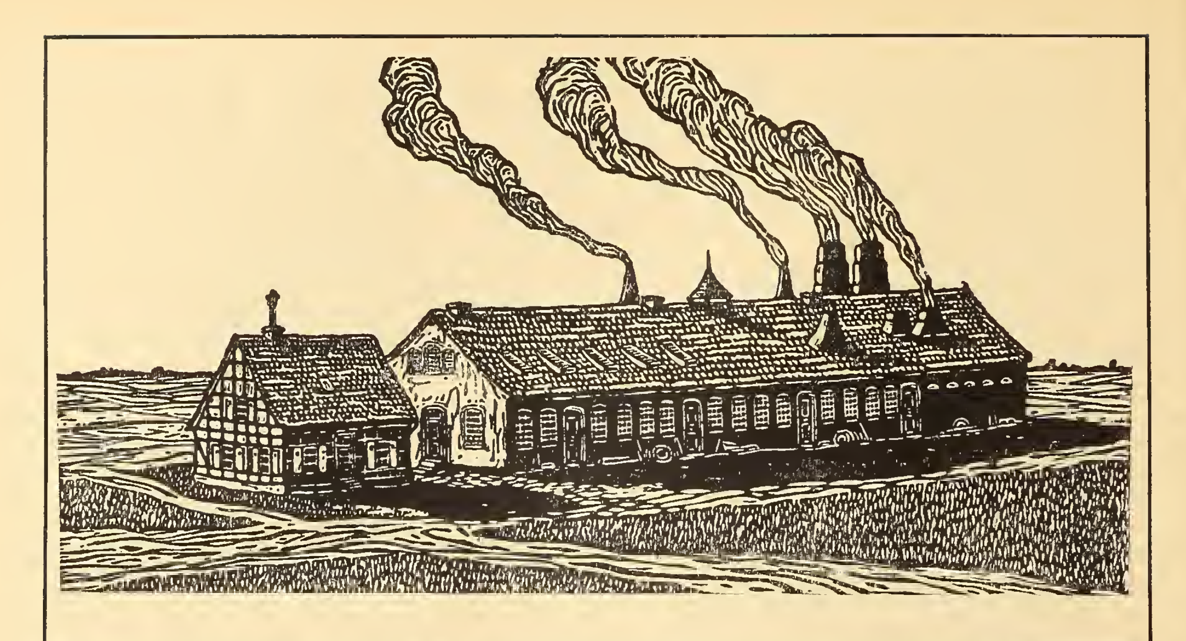


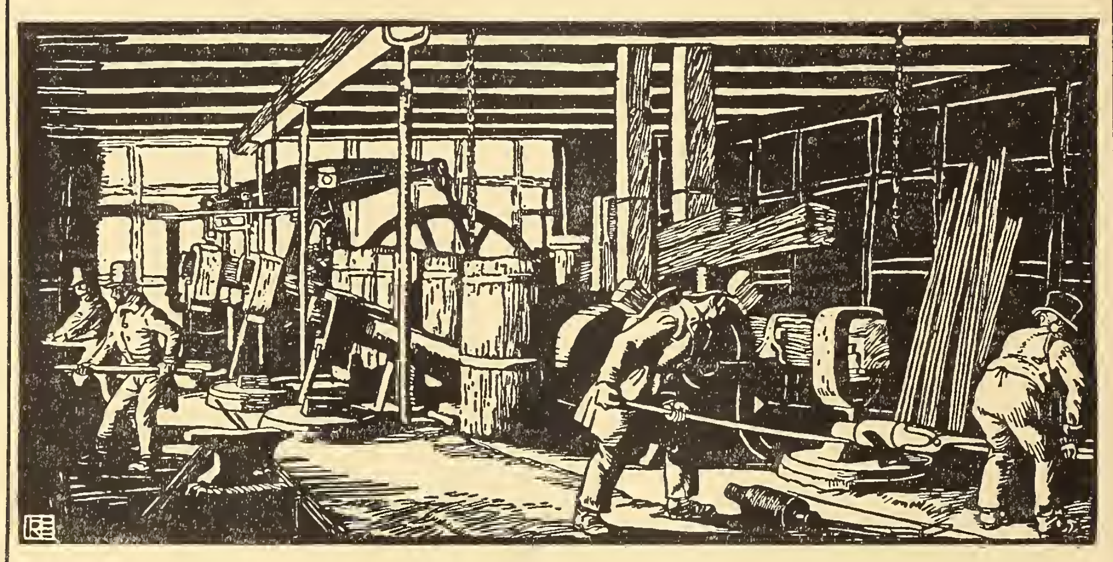
Paketschiff des Norddeutschen Lloyd in Bremen. Um 1850.



Das erste preußische Dampfschiff [„Prinzessin Charlotte"]. 1816. (Kupferstich.)

Deutsch-amerikanischer Postdampfer [„Washington"]. 1847. (Holzschnitt.)

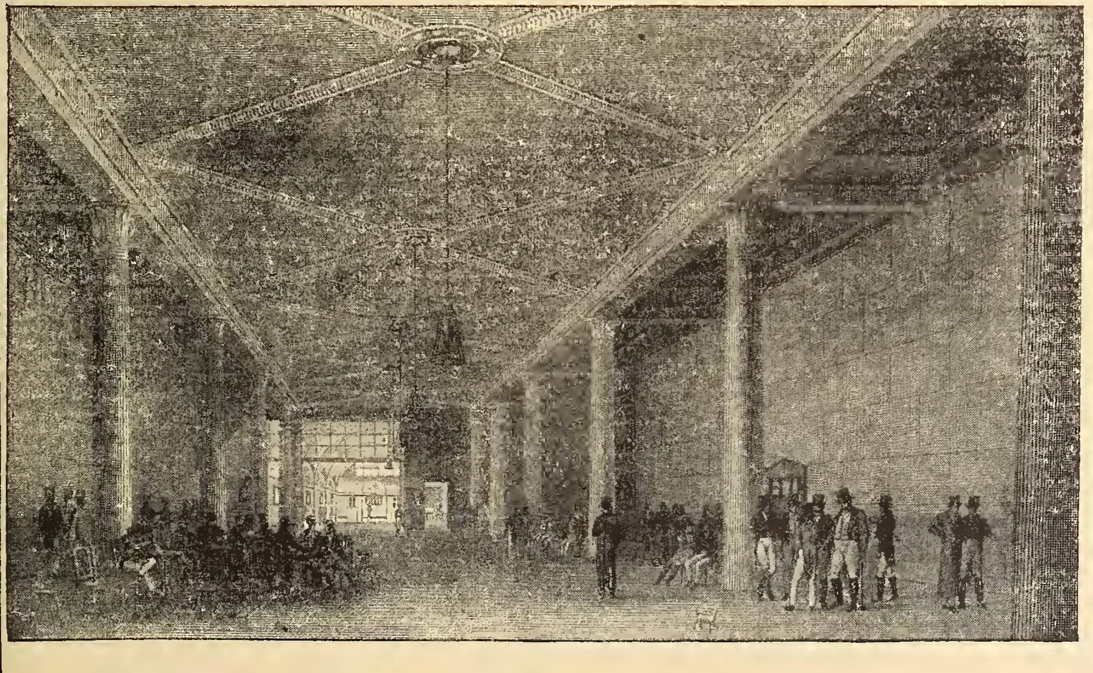




Die Anfänge der Krupp-Werke. (Der erste Schmelzbau und das Stammhaus. 1819. — Die alten Stielhämmer. 1835.)

Die alte Börse am Lustgarten. Berlin. (Steindruck. 1832.)

Die alte Börse. Hamburg. (Innenansicht.)
(Stahlstich von Schnell nach einer Zeichnung von Radl aus: Hübbe, Ansichten der freien Hansestadt Hamburg. Frankfurt a. M., 1824.)



ist wahr, dem Fleiß und Scharfsinn des einzelnen ist auch in der ungünstigsten Zeit möglich, für stille Arbeit eine Zufluchtstätte zu finden. Kepler setzte seine großen Entdeckungen in den wildesten Stürmen des Krieges fort; in den Jahren des tiefsten Verfalls erhob sich der Geist eines Leibniz mit überlegener Freiheit; während der Auflösung des deutschen Reiches entfaltete die Poesie der Dichter von Weimar ihre schönsten Blüten. Jeder, der sich in einem abgegrenzten Gebiet des Forschens bewegt, wird bei erträglichem Schutz des äußern Lebens in seiner Wissenschaft selbst vielleicht die Befriedigung und Heiterkeit erlangen, welche dem schaffenden Menschen unentbehrlich ist. Wer durch die Dämmerung des grauen Altertums späht, die Lebensgesetze fremder Sprachen feststellt, die Schichtung der Erdmassen, Zellen der Pflanzen, Nervenfäden des Tierkörpers beobachtet, der mag im Zusammenwirken mit seinen Genossen auch in öder Zeit die höchsten Ergebnisse gewinnen. So oft er aber in seiner Arbeit auf eine Stelle kommt, wo die Erfolge, welche ihm die eigene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staate gegeben hat, für seine wissenschaftliche Forschung maßgebend werden, wird das Ungesunde im Leben seines Volkes auch ihm das Erringen der letzten Ziele stören. Am fühlbarsten werden deshalb die Krankheiten der Zeit an dem Philosophen und Geschichtsforscher. Beide sollen fest sein in Liebe und Haß, sie sollen sichere politische Überzeugungen haben, sie sollen verstehen, wie die großen Geschäfte betrieben werden, und wie sich bei solchem Betrieb die Charaktere bilden. Wenn sie Menschenleben vergangener Zeit beurteilen, oder wenn sie dem lebenden Geschlechte Sitte, Recht, Bildung dadurch weihen, daß sie Vernunft und Unvernunft darin erweisen, so ist ihnen selbst nicht nur reiches Wissen nötig, noch mehr ein festgeschlossener Charakter, wohlgeprüfte und bewährte Reinheit des Gemütes, starke Manneskraft. Schwerlich werden diese höchsten Eigenschaften in einem unkräftigen Staatswesen gedeihen, wo der einzelne ohne die Prüfungen und die Zucht politischer Kämpfe dahinlebt. Auch ein alles durchdringender Scharfsinn wird den Philosophen nicht vor der Gefahr schützen, das mächtige Schlechte, das um ihn herrscht, als einen notwendigen Bestandteil des Lebens zu fassen, vielleicht zu rechtfertigen. Und der Geschichtschreiber, kann er verstehen, wie von Staatsmännern verhandelt wird, wenn ihm die Geschäfte der Regierenden in unnahbarer Ferne schweben? Kann er ein sicheres Urteil haben über Wert und Dauer der Verfassungen und Staatsbildungen, wenn er in seinem eigenen Leben nie darüber Erfahrungen gesammelt hat? Es ist kein Zufall, daß es dem deutschen Gelehrten so selten gelungen ist, eine deutsche Geschichte der letzten Jahrhunderte zu schreiben, kein Zufall, daß es ihm näher lag, Römer und Inder, oder die versunkene Zeit der Ottonen und Hohenstaufen, Päpste und Reformatoren in großen Zügen darzustellen, als die nächste Vergangenheit seines eigenen Volkes; kein Zufall endlich, daß an den Werken der größten Gelehrten dieser Zeit, an Niebuhr und Savigny, an Hegel und Schelling, um von anderen zu schweigen, eine zuweilen befremdliche Unfertigkeit der Überzeugungen, oder Willkür in den Gesichtspunkten, oder eine unholde Entsagung zutage kommt.

Und gerade die unendliche Fülle von neuen Kenntnissen, welche aus der Wissenschaft in das Leben der Gebildeten drangen, brachte den Charakteren eine Gefahr. Der Deutsche lernte fast zahllose Persönlichkeiten fremder Völker und Menschen verstehen, die verschiedenartigste Bildung wurde ihm in ihrer innern Notwendigkeit und Berechtigung klar. Parteilos und mit lebhafter Teilnahme verfolgte er die Politik des Tiberius, die Schwärmerei des Loyola, die allmähliche Entwicklung der Sklaverei in Nordamerika, die Pedanterien und Träume von Robespierre. Er kam in Gefahr, bei seinem achtungsvollen Urteil die sittlichen Grundlagen des eigenen Lebens zu vergessen. Wer so viel fremde Seelen in die eigene aufnehmen will, der bedarf nicht nur die Fähigkeit zu fassen, noch mehr die Kraft, sich frei zu halten von der Macht, welche fremde Zustände auf ihn selbst gewinnen. Wer die bedingte Berechtigung eines fremden Standpunktes unbefangen würdigen will, der muß zuvor in fester Männlichkeit Sitte und Pflichtgefühl des eigenen Lebens zu bewahren wissen. Und damit er dies vermöge, muß sein eigenes Leben ihm eine sichere Tüchtigkeit gegeben haben. Dies geschieht nur durch die Gewöhnung, die eigene Willkür durch pflichtvolles Zusammenarbeiten mit seinen Zeitgenossen zu bändigen, durch das Leben in freien Vereinen und durch freie Presse, durch dauernde Teilnahme an den größten politischen Bildungen seiner Zeit. Daß den Preußen, deren Hauptstadt in dieser Zeit Mittelpunkt deutscher Wissenschaft war, dieser Regulator versagt blieb, das gab den Gebildeten dieser Periode eine eigentümliche Charakterschwäche, welche schon der nächsten Zukunft abenteuerlich erscheinen wird. Sehr häufig wurden gerade bei den Preußen Männer von umfangreicher Bildung, feinfühlend und gescheit, menschenfreundlich und duldsam, von angenehmer Form und würdiger Haltung, aber von größter Unbehilflichkeit in ungewöhnlicher Lage, unsicher und schwankend, wo kurzer und fester Entschluß nötig war, ungeschickt bei der Ausführung, ratlos, kopflos, verzweifelt in der Gefahr. In vielen ist noch heut solches Wesen zu erkennen, das unvertilgbare Gepräge einer tatenarmen Zeit.

Diese Schwäche der Willenskraft war freilich kein neues Leiden der gebildeten Deutschen. Sie war die zweihundertjährige Krankheit eines Volkes, welches keinen Anteil am Staate hatte und seiner natürlichen Anlage nach nicht vorzugsweise durch die Antriebe der Leidenschaft fortgerissen wird, sondern sich besonnen zum Tun zusammenfaßt und auch bei heftiger Erregung selten das billige Abwägen unterläßt. Aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die alte Schwäche besonders auffallend durch den reichen Schatz des Wissens. Öfter als sonst zog das Eigenartige einer fremden Lebensform übermächtig an. Wenn es galt, einem abgeschlossenen Wesen zu widerstehen, mochte dies Metternich, Byron, Eugen Sue, Papsttum, Simonismus oder polnischer Patriotismus heißen, so wurde das Fremde fast immer allzu eindrucksvoll, das eigene Urteil befangen. Es wurde auch den Besseren bequem, über das Verschiedenste klug zu sprechen, aber sehr schwer, sich zu einem folgerechten Tun zu beschränken.

Diese Krankheit ergriff fast alle, welche als geistig Genießende dem Volke gegenüberstanden. Die Übersättigung und Kälte der Feingebildeten, die Effekthascherei der Schriftsteller, Willenlosigkeit der Staatsmänner, Energiemangel der Beamten sind verschiedene Formen desselben Leidens. Es verwüstete überall, nirgend mehr als in Preußen, es gab diesem Staate ein besonders unbehilfliches, ja, greisenhaftes Aussehen, das in auffallendem Gegensatze zu der ehrlichen Tüchtigkeit stand, welche in den kleinen Kreisen des Volkes nicht verloren wurde.

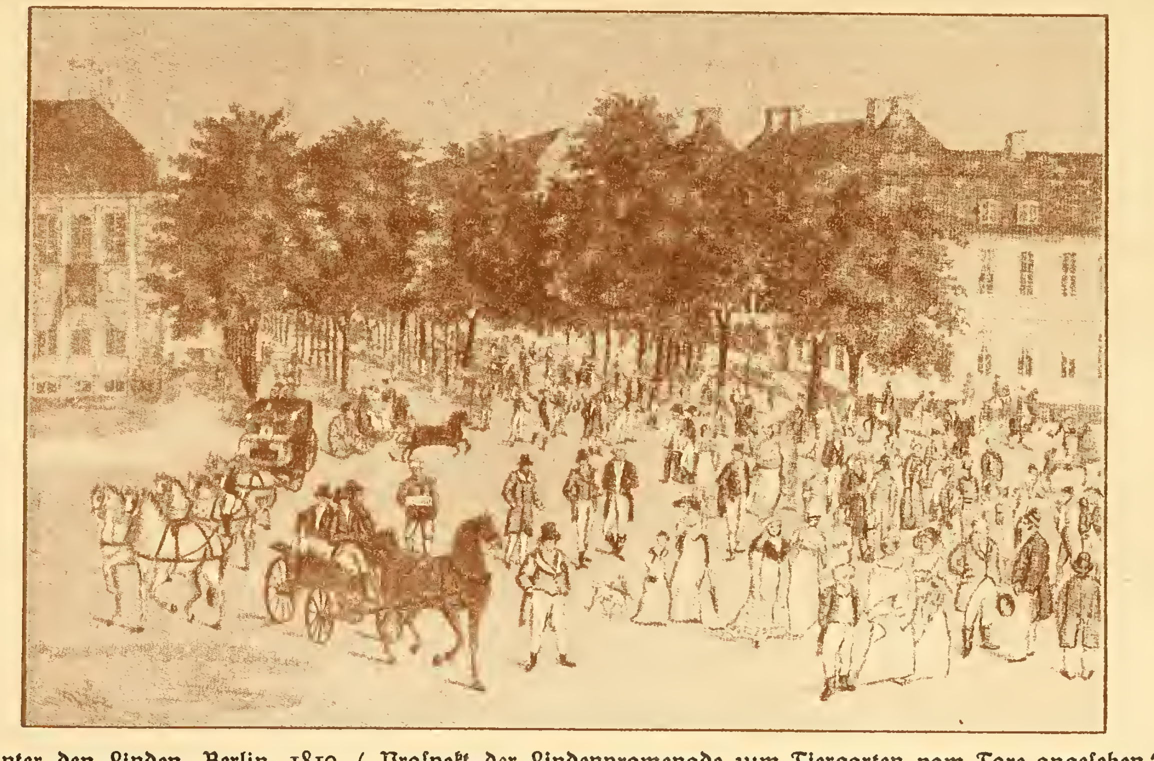
Aber es kam die Heilung. Nach und nach und wieder auf einem Umwege, mit kurzen Anläufen und Rückschlägen, im ganzen seit 1830 ein unaufhaltsamer Fortschritt.

Denn zu derselben Zeit, in welcher die Julirevolution wieder in weiten Kreisen Teilnahme an dem Staate rege machte, begann auf anderen Gebieten neue Entwicklung deutscher Volkskraft, zunächst durch die fleißige Arbeit von zahllosen einzelnen in Werkstatt und Kontor. Der Zollverein, die größte Schöpfung Friedrich Wilhelms III.[83a], warf einen Teil der Schranken nieder, welche die einzelnen deutschen Staaten getrennt hatten, die Schienenstränge und das Dampfschiff wurden die metallenen Leiter, auf welchen die technische Bildung unaufhaltsam von einem Ende des Landes zum anderen dahinglitt. Mit der Entfaltung deutscher Fabriktätigkeit kamen neue soziale Gefahren, und neue Heilmittel mußten durch Selbsttätigkeit des Volkes gefunden werden. Stück für Stück wurde die engherzige Regierungsweise der charakterschwachen Beamten zerbrochen. Die Nation erhielt die Empfindung, daß sie in eine lebhafte Bewegung gekommen war, überall junge Lebensregungen, überall kräftigere Rührigkeit der einzelnen. Neben dem Beamtenstande entwickelte sich eine freie Geistesrichtung unabhängiger Männer, andere Formen der Bildung, andere Bedürfnisse des Volkes. Schnell wurde die Arbeit auch des Kleinen wertvoller; seine Einsicht und seinen Wohlstand zu steigern war nicht mehr ein Problem für ruhige Menschenfreunde, es wurde eine Notwendigkeit für alle, Bedingung des Gedeihens auch für die Anspruchsvollen. Während man noch ängstlich klagte, daß die Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitern immer größer, die Herrschaft des Kapitals drückender werde, waren in der Tat der Eifer der Gelehrten, die Humanität der Gebildeten und der wohlverstandene Vorteil der Erwerbenden sorgfältig bemüht, die Kenntnisse des Volkes zu vermehren und seine Sittlichkeit zu bessern. Eine umfangreiche volkstümliche Literatur begann ihre Wirkung, Gewerbe- und Ackerbauschulen wurden eingerichtet, in Vereinen kamen die Angelegenheiten und Bedürfnisse der einzelnen Kreise zur Aussprache und Ausbildung. Durch Lehre und Beispiel suchte man die Selbständigkeit der Schwächeren zu steigern, der große Grundsatz der Genossenschaft wurde verkündet, an die Stelle der früheren Vereinzelung trat auf jedem Gebiet irdischer Tätigkeit das Zusammenwirken Gleichgesinnter. Es war eine großartige Arbeit, der die Nation sich jetzt hingab, und ihr folgten die größten und schnellsten Wandlungen, welche der Deutsche bis dahin gemacht hatte.

Sowohl der gesunde Egoismus dieser Arbeit wie die praktische Humanität derer, welche um das Wohl der arbeitenden Bevölkerungsschichten sorgten, beide wurden seit dem Jahre 1830 Helfer, die Unsicherheit und Zerfahrenheit, welche in die Gebildeten gekommen waren, zu heilen. Der Süden Deutschlands übte jetzt einen heilsamen Einfluß auf den Norden. Lange hatten die Länder des alten Reiches, mehr empfangend als abgebend, still vor sich hin gelebt, sie hatten einzelne große Dichter und Gelehrte nach dem Norden gesendet, aber auch diese gern als ihr besonderes Eigentum betrachtet; sie hatten mit Liebe die heimische Landesart gegen das norddeutsche Wesen zu schützen gesucht, sie waren ohne besondere Freude durch Napoleon und den Wiener und Pariser Frieden unter die größeren Fürstenhäuser ihrer Landschaft verteilt worden. Jetzt trat ihr Wesen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfassungskämpfe ihrer kleinen Staaten schulten eine Anzahl politischer Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begrenztem Gesichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, frisch und hoffnungsreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen der Deutschen, welche durch Teilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden. Auch der Charakter des Volkes schützte dort vor Blasiertheit, geistreichem Formelwesen und Sophisterei, es schützte ein warmes Herz, ein gesunder Menschenverstand, der für übergroße Feinheiten wenig zugänglich war, und eine behagliche Laune. In der Zeit von 1830—1848 standen die Süddeutschen im Vordergrund des deutschen Lebens.

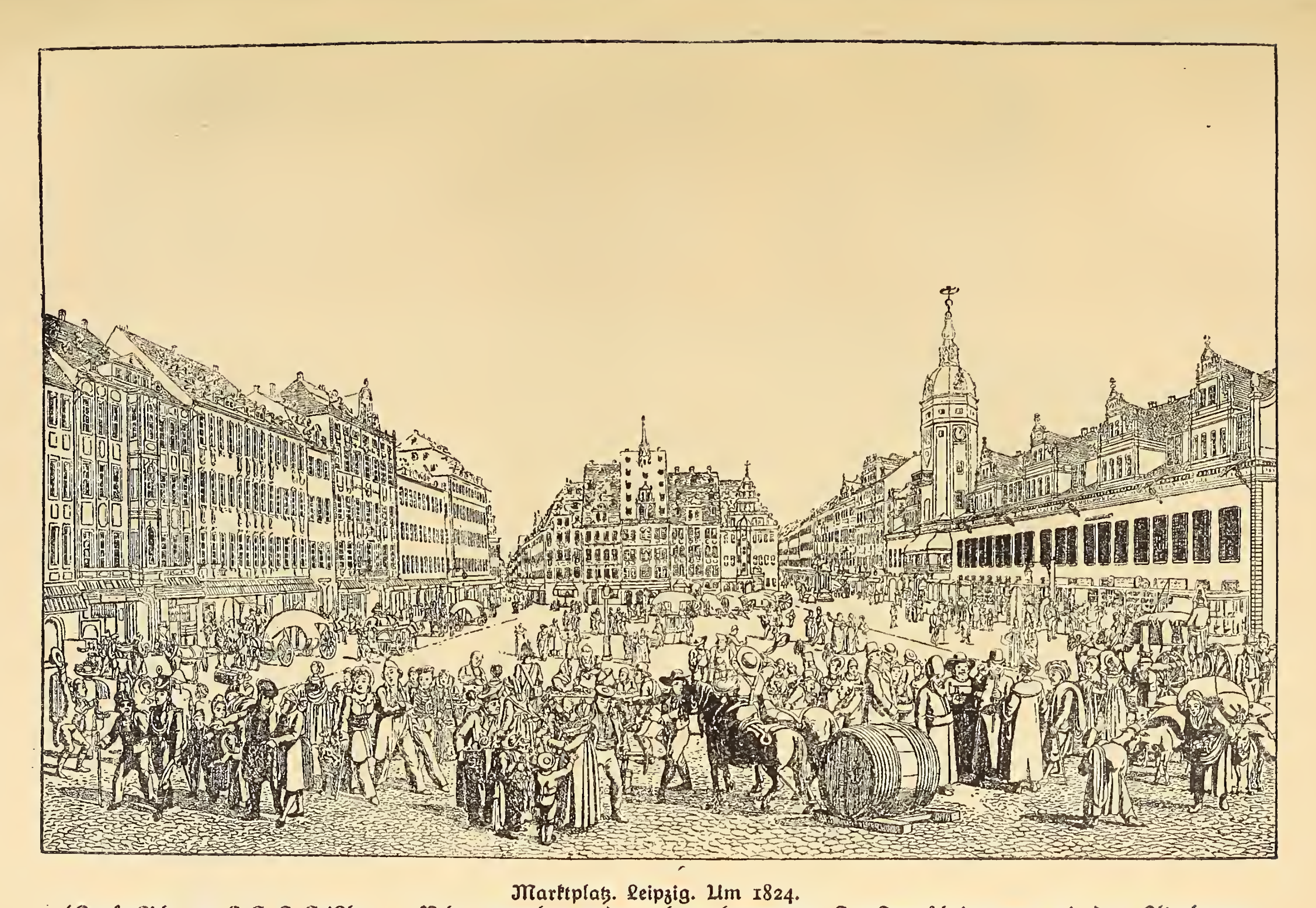
Das liebevolle Eingehen in das Leben des Volkes fand auch in der Kunst der Süddeutschen seinen Abdruck. Aus dem Mißbehagen, welches in der Gesellschaft der Gebildeten immer noch empfunden wurde, flüchtete die schöne Erfindung in die kleineren Kreise des Volkes. Die Genremaler bemühten sich, Gestalten und Ereignisse des kleinen Lebens mit Laune und Gemüt darzustellen, die Dichter suchten mit herzlichem Anteil Charaktere und Zustände des Landmanns poetisch zu verklären. Ihre Dorfgeschichten und die Bedeutung, welche sie für die Leserwelt gewannen, werden in der Kulturgeschichte immer für ein Anzeichen gelten, wie groß unter den Gebildeten die Sehnsucht nach Behagen und fest umgrenzter Tüchtigkeit war.

Aus dieser Zeit, in welcher sich neue Forderungen an das Leben im Gemüt des Volkes erhoben, wird auch hier eine Dorfgeschichte mitgeteilt. Denn das Leben des Süddeutschen, welcher hier erzählen soll, ist in vieler Beziehung charakteristisch für Schicksale und innere Wandlungen der Besten aus dieser nahen Vergangenheit. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 über Europa hinzitterte, hatte auch ihn zu lebhafter Teilnahme an der nationalen Entwicklung des Vaterlandes angeregt. Die Kammerverhandlungen seiner engeren Heimat wurden ihm die erste Handhabe. Die Kämpfe, welche dort aufbrannten, blieben nicht ohne Frucht, sie brachten Ablösung der Lasten, welche bis dahin den Boden und Bauer gedrückt hatten, Gemeindeordnung, öffentliches und mündliches Verfahren, sogar ein Preßgesetz ohne Zensur. Aber der Bundestag schritt dagegen ein. Das Preßgesetz wurde durch ihn vernichtet, die Klagen der Grundherren gegen die Ablösungsgesetze fanden



Unter den Linden. Berlin. 1810. („Prospekt der Lindenpromenade zum Tiergarten vom Tore angesehen.“)

(Kupferstich. — Um 1800 wird bei den bildlichen Darstellungen, die Vorgänge des öffentlichen Lebens zeigen, den Verkehr auf den Straßen, in den Wirtshäusern, usw., das Bestreben erkennbar, möglichst viele bekannte Personen auf derartigen Blättern zu porträtieren, und zwar weit weniger durch Namen oder Stand ausgezeichnete Persönlichkeiten als vielmehr gerade auch den „kleinen Mann“, während in früheren Jahrhunderten meist nur typische Erscheinungen der verschiedenen Berufe und Stände nach ihrer Tracht auf derartigen Bildern allgemein charakterisiert wurden, was auch mit dem Aufhören der streng bestimmten Standestrachten zusammenhängt. Die im 18. Jahrhundert beliebt gewordenen Ausruf-Bilder, Darstellungen der in den einzelnen Städten nach alter Gewohnheit mit Kleinbedarf Hausierenden, werden ebenfalls individualisiert und geben insbesondere die stadtbekannten Originale wieder.)

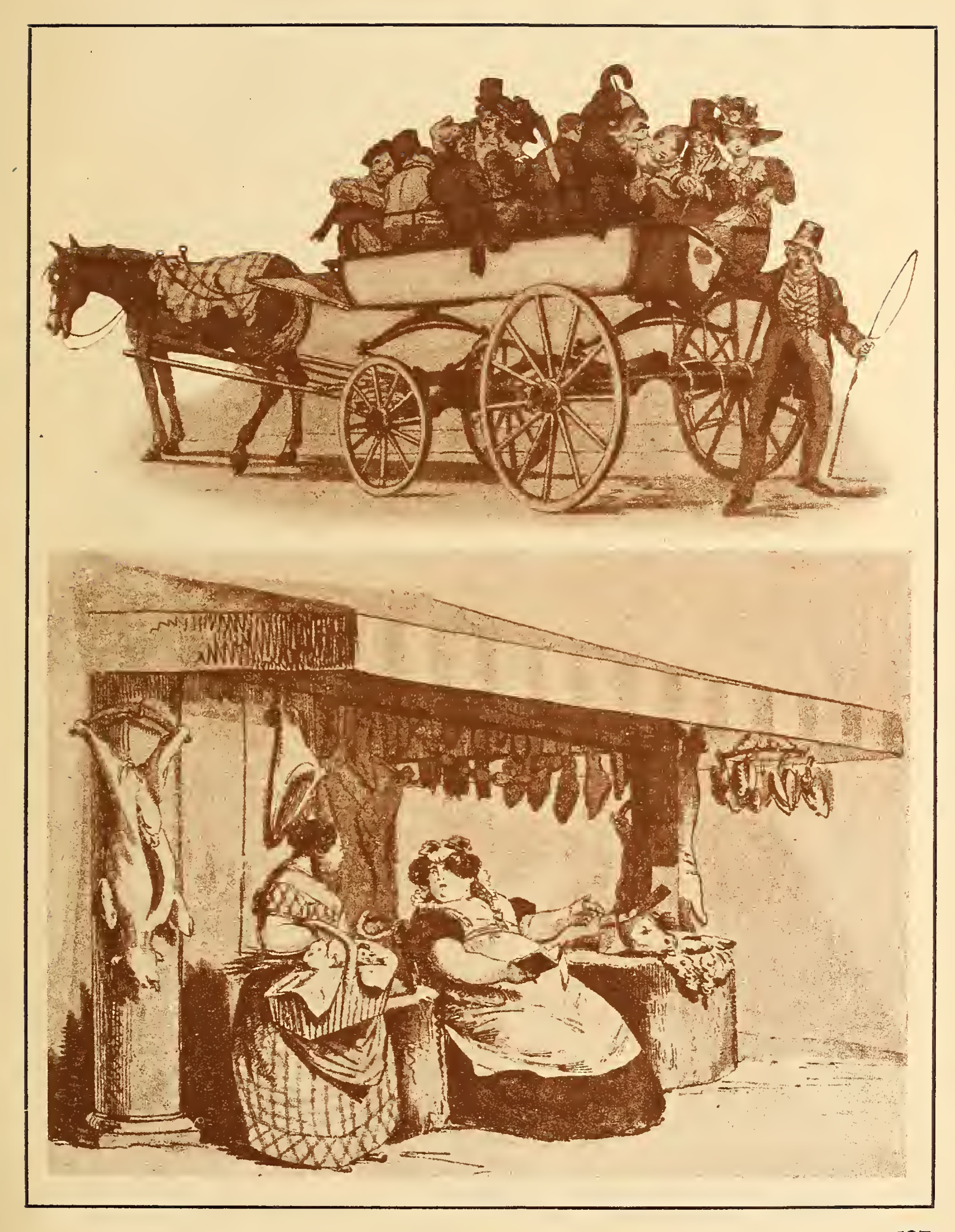


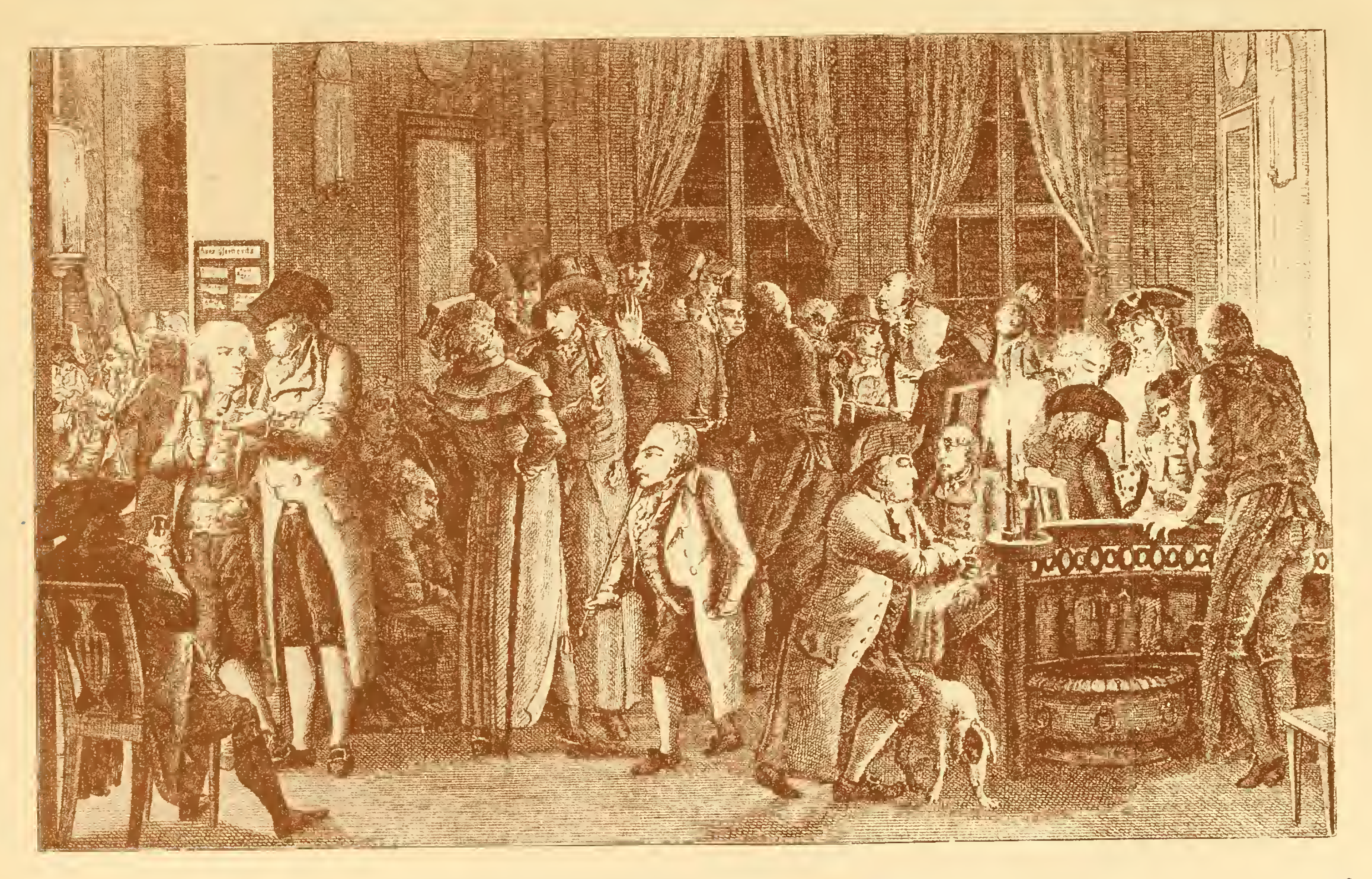
Marktplatz. Leipzig. Um 1824.
(Kupferstich von C. G. H. Geißler. — Neben manchen anderen bemerkenswerten Straßenerscheinungen, wie dem Altenburger Bauernpaar, der Händlergruppe in orientalischen und russischen Trachten, dem Zeitungsausrufer, rechts im Vordergrunde zwei bekannte Leipziger Lumpensammler, der kleine bucklige Meusche und die Hanne Muthe. Nach G. Wüstmann.)



Münchener Straßenbild. Um 1820. Der „Finessensepperl“ als Liebesbote.
(Kupferstich von J. M. Voltz.)

Berliner Straßenbilder. Um 1830.
Stellwagen. („Herr Baron, kommen Se heran, hier fehlt nur noch eine lumpichte Person.“) — Dienstmädchen und Fleischersfrau auf dem Markt. („Wenn ick oder mein Mann die Kälber allene besorgten, dann machten wir se aus lauter Niere, so aberst seind sie nicht anders!“)
(Steindrucke von B. Dörbeck aus: Berliner Redensarten. Berlin, [um 1830.])

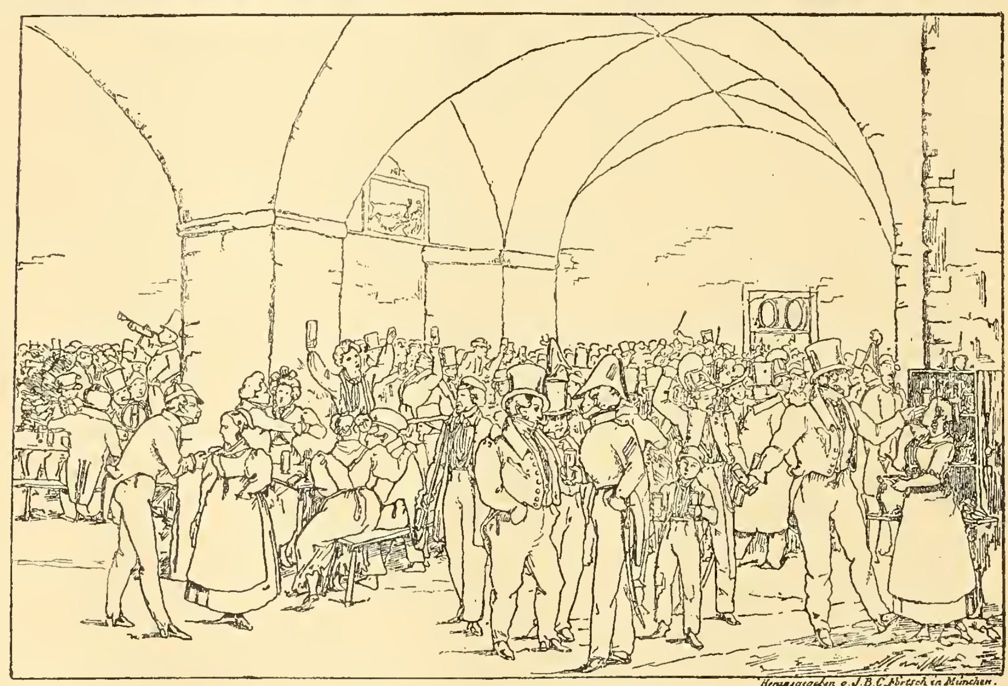




Richters Kaffeehaus. Leipzig. Um 1800. (Kupferstich.)



Raucher. (Federzeichnung von J. G. Schadow. Entwurf für eine Tabakpackung. Um 1800.)



Kegelbahn der Arche Noe Wintergarten. München. (Radierung von F. Bollinger.)
Der Bockkeller. München.

Den 8. Mai 1830.





Speise-Karte

vom

Königlichen Hof-Traiteur *J. Jagor,*

unter den Linden No. 23.

Suppen.

	Sgr.
Deutsche Nudel-Suppe mit Kalbtendons	4
Bouillon mit Sago	4
Kalte Schale v. Wein m. Sago	5

Hors d'oeuvre.

	Sgr.
Kleine Pasteten	4
Sardellen-Salade	6
Vinegrette von Lachs	6
Geräucherter Rheinlachs	10
Omelette au jus	5
Frischer Caviar	10
12 Austern	22
Rindermark	5
Rühreier mit Lachs	7
2 Kibitz-Eier	4
Kalbsbrögen gehacken	5
Croquettes von Kalbsmilch	5
Rinderbrust m. Erdtoff. a la mtre.	5
Kalbscôtelette santé mit Kräut.	6
Beef-stakes	7

Entrées.

	Sgr.
Hammelcôtelettes	7
Grenadin von Zander m. Krebsen	8
Fricassée von Tauben garnirt	7
Froschkeulen a la Vienne	5
1 jung Huhn glacé mit Ragout fin	12
Spanferkel glac. m. Sauc. Robert	7
Ragout von Lamm a l'Espagnole	7

Gemüse.

	Sgr.
Grüne Bohnen m. Omelette	8
Morcheln mit Côtelette	7
Stangenspargel mit Sauce	10
Spinath mit Lammcôtelette	6
Rothkohl mit Saucisses	6

Fische.

	Sgr.
Karpfen blau, mit Meerrettig	6
Aal grillé mit Sauce Remoulade	6
Zander mit Butter	6
Krebse	5
Fr. Lachs m. Essig und Oel	8

Braten.

	Sgr.
Hammel	5
Puthe	9
Junge Taube	7
Reh	8
1 Viertel Wildente	5
Ein jung Huhn.	10

	Tl.	Sgr.
Schweizer od. Limburg. Käse		2
Chester Käse		3
Rothe Rüben		2
Compote von Pflaumen		5
dito von Apfelsinen		5
Kopfsalade		5
Butter und Radies		5
Gurken-Sallade		6

Entremets.

	Tl.	Sgr.
Salade de volaille		8
Reis a la Malthe		6
Mehlspeise a la Saxonne		6
Crème von Schocolade		5
Macaroni au parmésan		6
Omelette au Confitur		7
Beignets von Apfelsinen		5
Beignets von Aepfeln		5
Schlagesahne 5 sgr. Bisquit		3
Gelée von Rheinwein		5
Rosinen und Mandeln		5

Früchte in Zucker.

	Tl.	Sgr.
Ingwer 5 sgr. Nüsse		5
Reine Claude oder Kirschen		5

Früchte in Brantw.

	Tl.	Sgr.
Reine Claude		5
Pfirsich		5

Feine Französische Weine.

	Tl.	Sgr.
Bordeaux (gepicht)		25
Dito		20
St. Julien	1	
Chateau Margaux	1	5
Chateau Laroze, 25r.	1	25
Lafitte 1822r.	1	20
Graves		20
Haut-Sauternes		25
Dito 25r du Roi	1	15
Dito eine halbe		23
Haut Preignac 25r.	1	15
Chambertin	1	20
Volnay	1	10
Nuits	1	10
Champagner	2	
Dito eine halbe	1	5
Burgunder mousseux	2	
Montrachet blànc	2	
Dito eine halbe	1	
Hermitage blanc	2	8
Dito rouge	2	8
Côte roti	2	8
Clos de Vougeot	3	

Bei sämmtlich. Weinen, exclus. d. Bordx. à 20 sgr. findet bei Abnahme ausser d. Hause in Quantit. v. 6 Bout. ein Erlass von $2^1/_2$ bis 5 sgr. statt.

Rhein- Stein- u. Moselweine.

	Tl.	Sgr.
Oppenheimer 27r.	1	5
Moselwein Ausstich		20
Liebfrauenmilch 25r.	1	
Würtzburgr. Randesacker		25
Dito eine halbe		13
Marcobrunner 22r.	1	15
Dito eine halbe		23
Rüdesheimer 22r.	1	15
Dito eine halbe		23
Hochheimer 22r.	1	15
Johannesberger 22r.	1	15
Hochheim Domdech. 25r.	3	10
Marcobrunner 25r.	2	15
Claus Johannisberger 25r.	2	
Cressenwein 11r.	2	
Steinwein 11r.	3	
Dito eine halbe	1	15
Gefrorner Steinwein	3	
Dito eine halbe	1	15
Hof-Leistenwein 11r.	3	15

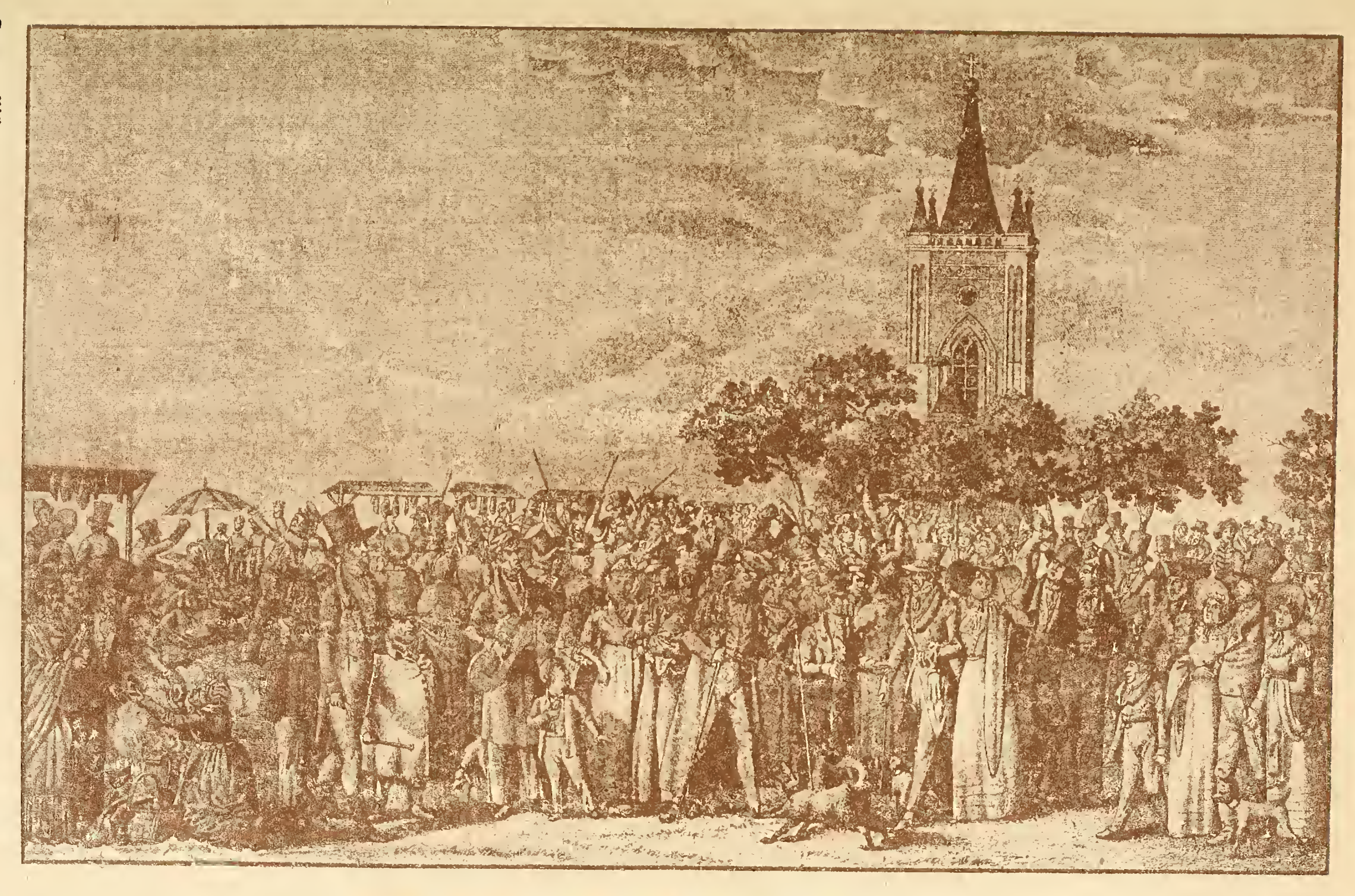
Dessertweine.

	Tl.	Sgr.
Strohwein	3	15
dito eine halbe	1	25
Muscat Lunel	1	5
Dito ein Glas		7
Rivesaltes	1	15
Madeira	1	25
-dito ein Glas		8
Portwein	1	20
dito ein Glas		8
Mallaga	1	15
dito ein Glas		7
Cardinal	1	5
dito ein Glas		7
Oberungar 22r.	1	10
Dito dito	1	20
Tokayer Essenz Ausbruch	3	10
Dito dito dito	3	5
Dito dito	2	25

	Tl.	Sgr.
Div. Holländische Liqueure und Kirschwasser, a Glas		3
Ganz alter Cognac	1	10
Rum		25
Porter Bier		18
Dito eine halbe		10
Selter Wasser		12
Dito eine halbe		8

Speisekarte des Restaurant Jagor, Berlin.

Das erste Wettrennen beim Oktoberfest. München. (17. Oktober 1810.) (Ausschnitt aus einem Aquarell von P. Heß.)



Stralower Fischzug. (Berliner Volksfest.) (Kupferstich. Um 1830.)



Der Kölner Dom vor 1842.
(Stahlstich von Ch. Duttenhofer nach einer Zeichnung von A. Quaglio aus:
S. Boisseré „La Cathédrale de Cologne". Münich, 1843.)



Entwurf für einen Berliner Dombau vor dem Potsdamer Tor als Denkmal für die Befreiungskriege von C. F. Schinkel. 1819.
(Zeichnung.)

bei ihm geneigtes Ohr; nach dem Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 erhob sich wieder die Reaktion. Da schied der Verfasser aus seiner amtlichen Stellung bei einer Finanzbehörde und widmete seine Tätigkeit der Presse. Als ihm auch dieser Anteil an den politischen Schicksalen seiner Heimat durch arge Maßregelungen einer gesetzlosen Partei verhindert wurde, siedelte er auf einige Jahre nach der Schweiz über. Es hatte ihm sein ganzes Leben lang Freude gemacht zu lehren. Als Student, als Aspirant für den Staatsdienst und als Schriftsteller hatte er Jüngere unterrichtet. Er war deshalb nicht unvorbereitet für das Lehramt, welches er in der Fremde antrat. Das Folgende erzählt er selbst.

„Am Ostermontag 1838 wurde in der Kirche zu Grenchen im Kanton Solothurn der katholischen Gemeinde als Lehrer an der neuerrichteten Bezirksschule ein Protestant, ein Deutscher vorgestellt. Die Gemeinde hatte ihn gewählt, die Regierung bestätigt; der Lehrer war ich.

Es war ein rauher Frühlingsmorgen. Das einförmige Grau der Wolken deckte die Wände und Gipfel des Jura, große Schneeflocken fielen in dichtem Gestöber und umhüllten den Zug, der sich nach der Kirche bewegte. Die Worte, welche Pater Zweili, Guardian der Franziskaner von Solothurn, Präsident des Erziehungsrats, an die Versammelten richtete, würden jedem Geistlichen wohl angestanden haben. Mir äußerte er, ich möge keinen Anstand nehmen, mit den Schülern über Religion zu sprechen: ‚Sie brauchen ja die wenigen Unterscheidungslehren, die uns trennen, nicht zu berühren.‘

Die Franziskaner waren gelehrte, fleißige Männer; sie wohnten und lebten wie Lehrer der Wissenschaft, darum aber auch in offener Fehde mit den Jesuiten. An ihnen fand die Regierung kräftige Stützen und Mitarbeiter ihrer Bestrebungen für die Bildung des Volkes; auf diesem Gebiete war alles zu tun, da die 1830 gestürzte Patrizierherrschaft nichts getan hatte. Zunächst ward für die Errichtung von Anfangsschulen, die Bildung von Lehrern, die Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens gesorgt. Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten; aber es geschah innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren. Anfang 1837 hatte jede Gemeinde ihre Schule, jede Schule ihren Lehrer und ihre Dotation, jedes Kind den notwendigen Unterricht, das Gesetz strafte die Eltern, welche ihre schulpflichtigen Kinder nicht zum regelmäßigen Besuche anhielten. Kaum waren die Anfangsschulen geordnet, so wurden, als Fortsetzung derselben, die Bezirksschulen angefügt. Hier war kein Zwang; die Errichtung war der Gemeinde, der Besuch den Schülern, die aus der Anfangsschule entlassen waren und die nötigen Vorkenntnisse besaßen, freigestellt; der Staat erleichterte durch Zuschüsse die Errichtung und führte die Aufsicht. Grenchen war eine der ersten Gemeinden, welche den Beschluß faßten, die Mittel für eine Bezirksschule aufzuwenden; die Regierung gab einen Beitrag von jährlich 800 Schweizerfranken. Das Verdienst dieses Gemeindebeschlusses gebührt vor allen dem Arzte, Dr. Girard, meinem lieben Freunde. Den Nutzen der Sache konnte er nur einer kleinen Minder-

heit seiner Mitbürger deutlich machen; denn diese hatten nicht den Unterricht der gegenwärtigen Generation genossen; aber sie vertrauten dem Manne, der ihnen so oft bewiesen, daß er uneigennützig das Gute wolle. Den Ausschlag jedoch gab bei dem von Natur aufgeweckten Volke der Trieb, sich vor andern Gemeinden hervorzutun. Als ihnen vorgehalten wurde, daß die Frage nur sei, ob Grenchen oder etwa Selzach die neue Schule erhalten solle, da war die Sache entschieden; die Anstalt mußte in den Ort, möge sie sein, was sie wolle. Ich aber hatte Freude am Lehren, und die Stelle sicherte mir den Aufenthalt mehr noch als den Unterhalt, für welchen auch andere Arbeiten ausreichten.

Das Dorf, in dem ich jetzt lehren sollte, die größte Landgemeinde des Kantons, mit mehr als zweitausend Einwohnern und vierhundert stimmberechtigten Bürgern, liegt in den Vorhügeln des Jura. Gegen Süden senken sich saftige Wiesen und wohlbestellte Felder nach der Aar hinab, welche raschen Laufes durch die Talebene dem Rheine zueilt. Jnseits der Aar steigt das Gelände wieder sanft hinan zu dem hügeligen Emmental, und hinter ihm erhebt sich die Alpenkette, die Urner und Schwyzer Berge im Osten, der Rigi als einzeln stehende Vormacht, in der Mitte Finsteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, bis zu den Savoyer Alpen, aus denen der Montblanc gewaltig hervorragt. Nach Westen glänzen die Spiegel der Seen von Biel, Neuenburg und Murten. Schwerlich wird irgendwo eine Landschaft gleich lieblichen und dabei großartigen Charakter dem Auge darbieten.

Die Häuser im Dorfe ziehen sich vereinzelt und in Gruppen zerstreut bis hoch an dem Berge hinauf, fast jedes mit einem Gärtchen und einer Hausmatte umgeben, von Obstbäumen beschattet; durch das Dorf schlängelt sich in mehreren Verzweigungen der klare Bach. Ungern weichen die Strohdächer dem vorgeschriebenen Ziegeldache. Die Wirtschaft der Einwohner umfaßt Feld- und Wiesenbau, Wald- und Sennwirtschaft, die Butter- und Käsebereitung auf dem kostbarsten Besitze, den Bergweiden. Auch Wein wird gebaut. Die Grenchener leugnen nicht, daß in gewöhnlichen Jahren ihr Wein sauer ist, sie bespötteln ihn in Lied und Schwank, aber sie trinken ihn doch und befinden sich wohl dabei. Es ist ein kräftiger Menschenschlag vom Stamm der Alemannen, die Männer meist schlank, aber stark, zum Teil von ungewöhnlich hohem Wuchse; unter den Frauen und Mädchen nicht selten jene Altarbildschönheiten, wie auch sonst in katholischen Ortschaften. Sie sind heiter, mit Humor begabt, dabei von ausdauerndem Fleiße, geschickt, sich in jede Lage zu finden und sich selbst zu helfen. Es ist bei ihnen nicht Sitte, die Türen verschlossen zu halten. Als einen unerhörten Vorfall erzählte man, daß vor drei Jahren im Dorfe eine Taschenuhr gestohlen war. Die Örtlichkeit ist aber auch für Diebe nicht günstig, wehe dem, der sich fangen läßt, er kommt nicht unversehrt in die Hände der Justiz.

Denn die Grenchener standen damals noch in dem Rufe unbändiger Wildheit, die sich in Streithändeln und starker Neigung zur unerlaubten Selbsthilfe offenbarte, nicht selten wurden die Messer gebraucht und floß Blut. War der Ausgang

nicht gerade tödlich, so wurde von den Beteiligten alles aufgeboten, um die Obrigkeit fernzuhalten. Der Täter und der Verletzte unterhandelten durch ‚Anschickmänner' über billige Schadloshaltung, und mit dem Abschlusse des Vertrages hatte die Feindschaft ein Ende. Das Geld war zu meiner Zeit noch nicht der Wertmesser für den Menschen, sondern die Arbeit. Ich schätze dort einen Bürger, der durch mißlungene Unternehmungen sein Vermögen eingebüßt hatte und als Straßenknecht arbeitete. Seine Mitbürger achten ihn nach wie vor und loben ihn, weil er seinen Dienst recht gut versehe. — Für Burschen, denen die Arbeit des Friedens nicht gefiel, bot damals der fremde Dienst noch einen häufig betretenen Ausweg, den die Gemeinde nicht ungern sah, weil er sie von manchem störenden Elemente befreite; allein er brachte ihr auch manchen Wildfang nicht gebessert wieder.

Als in den neunziger Jahren die Franzosen in die Schweiz eindrangen, fanden sie die Kantone in einem lockern Verbande; die Schweizer führten ihre Streitkräfte vereinzelt dem Feinde entgegen, die Berner schlugen sich gut bei Neuenegg, die Urkantone am Vierwaldstädtersee, aber einer nach dem andern mußte der Übermacht erliegen. Auch die Grenchener waren verwegen genug, ihr Dorf gegen die andrängenden Franzosen zu verteidigen; sie zogen, zum Teil mit Hellebarden und altem Rüstzeug bewaffnet, dem Feinde entgegen und stürzten zum Handgemenge. Noch lebt im Munde der Bewohner der Name der ‚Jungfer Schürer (Scheuerer)', und man zeigt noch die Stelle, wo sie im Kampfe ihr Leben ließ. Der französische Offizier, ihr Gegner, wurde verwundet in das Spital nach Solothurn gebracht, und soll dort reuig geklagt haben, daß er gezwungen gewesen sei, ein Mädchen zu töten; er habe jedoch nur die Wahl gehabt, dies zu tun oder unter ihren Streichen zu fallen.

Getrennt vom Dorfe liegt in einem kleinen versteckten Seitentale das Bad, ein Gebäude mit langer Front, zwischen Teichen und Gartenanlagen mit schattigen Baumgruppen. Dahinter die Quelle, ein eisenhaltiges klares Wasser. Im Sommer ist das Bad von Gästen aus der Schweiz, vorwiegend welscher Zunge, von Elsässern und von einzelnen Fremden besucht, die zufällig den Aufenthalt entdecken und liebgewinnen. Noch in diesem Jahrhundert war das kleine Tal Eigentum der Gemeinde, Sumpf und Schilf. Da erwarb Vater Girard um mäßigen Preis das Land, baute darauf seine Hütte, entwässerte den Grund, faßte die Quelle und richtete das Bad ein, anfänglich in sehr bescheidenen Verhältnissen, die Anlage erweiternd, als die Mittel sich mehrten. Vater und Mutter mühten sich im Schweiße ihres Angesichts, Söhne und Töchter wuchsen zur Hilfe heran; ein Sohn studierte auf deutschen Universitäten und wurde Arzt; ihm verdankt die Anstalt ihr rasches Aufblühen.

Das war der Ort, welchem ich in der Kirche als Schullehrer vorgestellt war. Nicht ohne Widerspruch einer frommen Partei.

Alle Kräfte des Widerstandes wurden von den Ultramontanen aufs äußerste angestachelt, öffentlich durch die Presse, auf Privatwegen durch alle möglichen Mittel. Ein Ketzer als einziger Lehrer an einer katholischen Schule, das war un-

erhört! Die Regierung, der Gemeinderat, ich selbst wurden mit Schmähungen überhäuft. Die Geistlichkeit in Grenchen wurde scharf getadelt, daß sie den Wolf in die Herde habe einbrechen lassen, und es ward ihr — nicht allein durch die Zeitungen — zur Pflicht gemacht, alles aufzubieten, um das Teufelsnest im Keime zu ersticken.

Der Pfarrer des Orts war ein stattlicher schöner Mann, Liebling der Frauen und dadurch von Einfluß. Aber ein Streiter war er nicht, er liebte die Ruhe und das Violinspiel, und hätte daher lieber nichts getan. Er hielt, so weit sein Einfluß reichte, Knaben vom Besuche der Schule ab, setzte niemals seinen Fuß in dieselbe, erteilte daher auch keinen Religionsunterricht, und die dafür bestimmten Stunden wurden mit einem andern Lehrgegenstande ausgefüllt. Persönlich stand ich mit ihm auf erträglichem Fuße. Es hatte ihn gefreut, daß ich ein Töchterlein, welches mir zwei Monate vorher im Grenchenbade geboren worden war, von ihm hatte taufen lassen, und er hatte daran leise Bekehrungsversuche geknüpft, indem er mir ein angeblich von einem Protestanten geschriebenes Buch zur Verherrlichung der katholischen Kirche zu lesen gab. — Noch weniger als der Pfarrer war sein Kaplan als Sturmbock gegen die Schule zu brauchen. Er war in Würzburg Theologe geworden und wußte, daß Leipzig ein ‚Büchernest' ist. Er war ein guter Landwirt und Bienenzüchter, und stand damals ganz auf gleicher Bildungsstufe mit dem Volke, welches aber nicht darauf stehengeblieben ist. Nicht immer gelang es ihm, die geistliche Würde zu wahren und Rügen von oben zu vermeiden. Sein theologisches Wissen über das zum Gebrauche Notwendigste auszudehnen hatte er sich nicht veranlaßt gefühlt, und ich staunte zuweilen über das Chaotische seiner Erinnerungen, wenn er z. B. erzählte, wie der heilige Ludwig Rom gegen die Hunnen verteidigt hatte. War von Büchern die Rede, so unterließ er nie, einen Missionsbericht aus Otaheiti zu preisen, und ich kam bald dahinter, daß dieser Band so ziemlich seine ganze Bibliothek ausmachte. Trotz alledem war er ein guter Mensch, und es schadet ihm heute nicht mehr, wenn ich erzähle, warum ich ihn liebe. Wir sprachen von der ewigen Seligkeit und ihrem Gegenteil. Ich redete ihm ins Gemüt, wie ich doch für unmöglich halte, daß der liebe Gott so grausam sein könne, mich ewig in der Hölle brennen zu lassen. Der Herr, nicht ich, sei schuld, daß ich reformiert getauft, unterrichtet und konfirmiert worden sei. Unsere Lehre weise uns an, die Nebenmenschen zu lieben, ihnen Gutes zu tun. Ich bemühe mich nach Kräften, diese Lehre zu befolgen, und dennoch soll ich ewig verdammt sein? Dem Kaplan tat das leid, und er fand eine theologische Antwort: ‚Ich hoffe, Gott wird euch behandeln wie einen Heiden, von denen geschrieben steht: sie werden gerichtet werden nach ihren Werken.' Er war der Schule nicht gefährlich.

Wäre die geistliche Führung energischer gewesen, so war das Gefolge, welches aus der Mitte der Bevölkerung gegen die Schule aufgeboten werden konnte, nicht zu verachten. Abgesehen von den Frauen, welche großenteils dem Pfarrer anhingen, zählten hierher Männer, welche durch die neue Ordnung aus den Ge-

meindeämtern verdrängt worden waren. Ansehen und Familienverbindungen reichten ihnen immer noch weit, und sie waren von ihren ‚alten Herren' angeleitet, der kräftigeren Jugend vorzuspiegeln, daß die neue Verfassung ihr noch lange nicht genug Freiheit, dagegen mehr Lasten gegeben habe, daß sie keine Ursache habe, zufrieden zu sein mit einem Zustande, welchen die neuen Führer ausschließlich zu ihrem Vorteil wendeten. Diese Gegner waren gefährlich. Von einem derselben nahm ich die Milch für den Hausbedarf. Die Kinder erkrankten, sie glühten im Fieber; wir erfuhren, daß uns die Milch von einer kranken Kuh gegeben wurde, und daß die Verkäufer sich dessen rühmten.

Da die erst auf dem politischen Felde besiegte Partei gegen den Gemeinderat und die Mehrzahl der Bürger keinen offenen Kampf bestehen konnte, suchte sie die Eltern abzuhalten, und sie war zufrieden, als die Schule im Anfang nicht mehr als ein Dutzend Schüler zählte, wenig für eine große Gemeinde, umgeben von andern Dörfern, deren Söhnen die Bezirksschule ebenfalls offenstand. Gegen die Gefahr der Abzehrung gab es nur ein spezifisches Mittel, die Leistungen der Schule. Allein noch bevor es möglich war, zu zeigen, daß hier wirklich nützliche Kenntnisse erworben werden konnten, kam ein Umstand zu Hilfe.

Grenchen liegt an der Grenze gegen den Kanton Bern, eine halbe Stunde entfernt von dem Berner Dorfe Lengnau. Der (reformierte) Gemeinderat von Lengnau richtete an die (katholischen) Solothurner Nachbarn die Frage: ob und unter welchen Bedingungen Knaben aus ihrem Orte der Besuch der Bezirksschule gestattet werde. Die Antwort lautete: man werde ihre Söhne willkommen heißen, der Unterricht sei *unentgeltlich*, nur habe Lengnau zu sorgen, daß die Schüler Ruhe und Ordnung halten. Alsbald erschien ein Zuwachs von acht bis zehn Knaben aus Lengnau; einen darunter hatte der Ortsvorstand zum Obmann gesetzt und für Erhaltung der Mannszucht verantwortlich gemacht; sie marschierten in militärischer Ordnung, zwei und zwei, zogen ebenso wieder heim, und niemals hat zwischen ihnen und den Grenchenern der geringste Streit stattgefunden. Dieses Beispiel wirkte auf die benachbarten Orte des Kantons: einzelne Schüler kamen aus Staad, Bettlach, Selzach, später selbst aus dem französischen Jura. Einer von ihnen verdient besondere Erwähnung. Er war ein großer, starker Mann von zweiunddreißig Jahren (ein Jahr älter als ich) aus der Gemeinde Ely in den Freibergen, zwei Stunden hinter dem Weißenstein, in einer rauhen, einsamen Gegend des Berner Juragebirges, die er verlassen hatte, um an der neuen Landstraße von Solothurn nach Grenchen zu arbeiten. Als er von der Bezirksschule hörte, änderte er seinen Entschluß: er verdang sich als Knecht bei einem Bauern um Wohnung und Kost und verzichtete auf Lohn gegen die Befugnis, die Schule besuchen zu dürfen. Sein Trieb nach Wissen und eiserner Fleiß halfen ihm alle Schwierigkeiten überwinden, er war bald einer der besten Schüler, besuchte später das Lehrerseminar in Münchenbuchsee (Bern), und kehrte dann in seine Heimat zurück, wo er Ortsvorstand, Lehrer, kurz alles in allem ist. Nur Familienvater ist Xaver Rais nicht geworden, denn er

studiert noch immer fort und — wie er mir später vertraute — kauft lieber Bücher als eine Frau. Die Grenchener zählen ihn noch heut zu den Ihrigen, und noch jetzt, wenn ich in den Ort komme, wird ihm Botschaft gesendet; dann hängt er seine Tasche um, greift zum Stabe und steigt mit langen Schritten über die Berge.

Der Zuzug von außen verfehlte seine Wirkung auf die Gegner im Orte nicht; manchem Knaben gelang es, den Widerstand der Eltern zu besiegen und vergnügt in die Anstalt einzutreten, welche bald zwischen dreißig und vierzig Schüler zählte. Um den Unterricht nach dem Bedürfnisse einzurichten, mußte ich den vorgeschriebenen Plan umändern. Ich tat es auf meine Verantwortung, und als ich am Schlusse des ersten Jahres darüber an die Regierung berichtete, wurde, was ich getan, gutgeheißen und der Wunsch ausgesprochen, daß es an den übrigen Bezirksschulen ebenso gehalten werden möchte. Im Sommer hielt ich nur von 6 bis 10 Uhr früh Schule, damit die Knaben noch zu Haus- und Feldarbeiten verwendet werden konnten. Die großen Arbeiten, Heu- und Getreideernte, fielen ohnehin in die Ferien. Die Lehrgegenstände beschränkte ich in der Zahl, gab ihnen aber einen größern Inhalt. Daß der Pfarrer keinen Religionsunterricht erteilte, bedauerte ich aufrichtig, denn die Knaben kamen aus der Anfangsschule in diesem wichtigen Zweige sehr verwahrlost; man hatte ihnen nur zwei Sätze eingeprägt, von der Unentbehrlichkeit des geistlichen Standes und von dem Werte der Reliquien; biblische Geschichte war ihnen fast gänzlich unbekannt. — Lehrte der Pfarrer nicht Religion, so lehrte ich keine Politik, sondern überließ die ‚vaterländischen Staatseinrichtungen' der Schule des Lebens. Dagegen wurden deutsche und französische Sprache nebst Stilübungen, Geschichte und Geographie, Arithmetik und Geometrie mit allem Eifer betrieben, und es machte mir Freude, zu beobachten, wie weit man in kurzer Zeit fähige, naturwüchsige Knaben bringen kann, wenn man allen Schwulst wegläßt, die Dinge einfach darstellt und den einzelnen in seiner geistigen Arbeit zweckmäßig unterstützt.

Ich hatte das Glück, eine ziemliche Anzahl fähiger Schüler zu erhalten, und für diese wollte ich etwas mehr tun als vorgeschrieben war. Ihnen gab ich daher in besonderen Stunden Unterricht im Lateinischen, und ich benutzte denselben, um ihren Gesichtskreis zu erweitern, den Lerntrieb anzuregen und zu leiten. Sie bildeten einen Kern, welcher der Schule einen festen Halt gab. Ihnen verdanke ich, daß mir die Schulzucht keine Sorge machte, denn ihr ernstes, gesetztes Wesen imponierte allen. Ich habe in den drei Jahren meines Lehramtes nie eine Strafe verhängt. Verhielt sich ein Knabe faul oder unwahr, so pflegte ich der Ermahnung zur Besserung die Andeutung beizufügen, daß die übrigen Schüler keine schlechten Burschen unter sich dulden würden. Es ist wohl vorgekommen, daß nach Beendigung der Stunde, in welcher eine solche Warnung nötig geworden war, von geringer Entfernung her Töne, die nicht gerade Jubel bedeuteten, zu meinen Ohren drangen; allein ich unterließ es, mich nach der Ursache zu erkundigen. Die Anstalt war

wegen Zunahme der Schülerzahl aus ‚Güggis Stock' nach ‚Hänis Haus'[83] verlegt worden; das Schulzimmer war eine Treppe hoch, unmittelbar über unserem Wohnzimmer, und meine Frau sprach öfter ihr Erstaunen aus, daß sie von oben, wo dreißig Bauernknaben versammelt waren, nicht das mindeste Geräusch höre, und daß unsere kleinen Kinder in ihrem Morgenschlummer nicht gestört würden.

Ein Jahr war noch nicht verflossen, da merkte man im Dorfe, daß die Schule nütze. Die Knaben, besonders die von der ‚Garde', wie sich meine Elite nannte, wurden vielfach in Anspruch genommen, um deutsche und französische Briefe, wie sie im Verkehre mit den Landesprodukten vorkamen, zu lesen und zu schreiben, Rechnungen zu prüfen und zu stellen u. dgl. Gern sah ich es nach, wenn einer oder der andere mit solchen Nebenarbeiten hier und da eine Stunde versäumte, denn diese Versäumnis brachte ihnen und der Schule Gewinn. Die Leute sahen uns auf dem Felde Messungen vornehmen, Höhen und Entfernungen mit selbstgefertigten Instrumenten trigonometrisch bestimmen. Den stärksten Eindruck aber machte ein Knabe von fünfzehn Jahren, der um die Erlaubnis bat, vor versammelter Gemeinde für seinen Vater sprechen zu dürfen. Der Vater, ein wackerer, um die Gemeinde verdienter Mann, war durch Unglück in Gant geraten. Das Schlimmste drohte, wenn der stärkste Gläubiger nicht Nachsicht übte, und dieser Gläubiger war die Gemeinde selbst. Der Sohn trat vor die Versammlung und bat um Nachlaß der Schuld. Er schilderte die Verdienste, das Unglück, den Gemütszustand des Vaters, seine Sorgen um die Familie, die trostlose Zukunft, die Vorteile, welche es der Gemeinde selbst bringen würde, wenn sie der Familie den Ernährer, sich selbst den nützlichen Bürger erhalte. Er sprach mit einem Ausdrucke, einer Wärme und Innigkeit, daß den harten Männern die Tränen in den Bart rollten — ich versichere, das will dort viel sagen —, und daß zuletzt für den Nachlaß der Schuld nicht eine Stimme fehlte. Der Knabe ist jetzt längst Professor der Naturwissenschaften und Doktor der Philosophie. — Seine Rede galt dem Orte mehr als die Tat eines andern Schülers, welcher einem tollen Hunde mit der Waldaxt den Kopf zerschmettert hatte. Das, meinten sie, sei keine Kunst, das hätte jeder tun können; aber der junge Redner! ‚So lernen sie reden in der Schule.' Von da an stand die Anstalt fest. Mir aber fehlte noch etwas.

Vergebens hatte ich im ersten Jahre die Regierung um Vornahme einer Prüfung gebeten. Man hatte erwidert, daß man über den Gang der Schule unterrichtet sei und mir Vertrauen schenke. Im zweiten Jahre wiederholte ich dringender meine Bitte und stellte vor, es werde der Schule nützen, wenn der Staat sie beachte. Die Prüfung wurde anberaumt, es erschienen der Landammann Munzinger, mehrere Mitglieder des Regierungsrates, Guardian Zweili, verschiedene Lehrer und angesehene Männer aus Solothurn. Alles ging gut; die Knaben fühlten sich gehoben und angefeuert durch die Zeichen der Zufriedenheit der höchsten Staatsbeamten. Nach getaner Arbeit vereinigten sich die Mitglieder des Gemeinderates und andere Honoratioren mit den Beamten und den Freunden der Schule zu einem Mahle.

Als die Fremden sich entfernt hatten, blieben die Einheimischen noch lange beisammen, selbst frühere Gegner hatten sich angeschlossen; sehr gern wäre auch der Kaplan erschienen, wenn er sich nicht vor dem Pfarrer gefürchtet hätte, und selbst der Pfarrer, wenn er sicher gewesen wäre, daß seine Oberen es nicht erführen. Bis tief in die Nacht kreiste der Becher, und ich war nicht in der Lage, diese Kelche an mir vorübergehen zu lassen, um so weniger, als in den Augen der Männer, wer nicht mit ihnen trinken konnte, als Schwächling angesehen und keiner tüchtigen Leistung fähig erachtet wurde. — Vom Tage der Prüfung an durfte ich die Schule als eingelebt in die Gemeinde betrachten. Die Zeit war vorüber, wo meine Freunde und Bekannten in Solothurn mir erklärt hatten, daß die Nachricht sie eben nicht überraschen würde, ich sei von den wilden Grenchenern erschlagen worden.

Ich hatte zwar ein so durchgreifendes Verfahren von den Anhängern der ‚Schwarzen' nie besorgt, aber jetzt erst erwärmte mich das Gefühl der Sicherheit. Manche kleine aber deutliche Züge ließen mich erkennen, daß die Leute auch mich und die Meinigen nicht mehr als Fremde betrachteten. Und das war eine Annäherung, die sich hier zuweilen erst in einigen Menschenaltern vollzog. So war vor der Eröffnung der Anstalt im Schulrate über die Anschaffung von Bänken und andern Requisiten verhandelt und dabei bemerkt worden, daß die Gegenstände nicht bei den ‚fremden' Schreinern bestellt werden sollten. Geraume Zeit nachher kam einer derselben — es waren zwei Brüder — zu mir und bat, ihm eine Eingabe an die Regierung aufzusetzen, daß sie in Grenchen bleiben und das Bürgerrecht erwerben dürften. Eine neue Verordnung gebe den Ortsvorständen auf, die ‚Schriften' der Eingesessenen zu prüfen und alle, deren Papiere nicht in Ordnung seien, in ihre Heimat zu weisen. Sie hätten keine Schriften und seien in Gefahr, ihren Wohnsitz in Grenchen zu verlieren. Auf meine Frage, wie lange sie am Orte wohnten, erwiderte der Mann: er und sein Bruder seien hier geboren, die Eltern ebenfalls, die Großeltern seien als junge Leute hier eingewandert, und zwar nicht aus einem fremden Lande oder aus einem andern Kantone, sondern aus einem Solothurner Dorfe, vier Stunden von Grenchen, wo man aber von ihnen nichts mehr wissen wolle. Die Gemeinde habe sie gut behandelt, ihnen auch gleichen Anteil an den Nutzungen, wie den Bürgern, bewilligt, aber das Bürgerrecht weigere sie ihnen. Die Regierung bedeutete dann auch der Gemeinde, daß sie versäumt habe, den Großeltern bei ihrem Einzuge ihre Schriften abzufordern, und daß die Enkel darunter nicht leiden dürften. Sie wurden Bürger, blieben aber doch die ‚fremden' Schreiner.

Mir war nach Jahresfrist das Glück geneigter. Die Kinder der Nachbarn wählten meine Kinder zu Gespielen, die Frauen suchten den Umgang meiner Frau, und mehrere Männer bestimmten mich, einem Verein beizutreten, welcher gemeinnützige Zwecke verfolgte, bald eine große Ausdehnung gewann, und für die Verwaltung und Bewirtschaftung des Gemeindevermögens manches Gute stiftete. Viele tüchtige Landleute lernte ich dort achten; manche sind in der Kraft ihrer Jahre

hinübergegangen. Friedensrichter Vogt, ein echter Alemanne, von langer, hagerer Gestalt und dunklem Haar, durch natürlichen Verstand und Scharfblick zum Vorkämpfer für die aufhellende Richtung geartet, wurde vor kurzem von einem Baumstamm erschlagen, der unter seinen Axthieben auf ihn niedersank. Der Gemeinderat Schmied Girard verunglückte in blühender Manneskraft bei einem Freudenfeuer, welches auf der Wannfluh, hoch oben am Rande einer steilen Felswand angezündet worden war, um den Berner Nachbarn weithin die Teilnahme an der Feier ihres Verfassungsfestes zu bezeigen. Er stieß mit dem Fuß ein mächtiges Scheit in die Flammen, glitt aus und stürzte rücklings über die Felswand in die Tiefe. Er war ein rücksichtsloser Gegner der verrotteten Wirtschaft, hatte sich nicht gescheut, Sympathien für David Strauß, dessen Berufung nach Zürich 1839 den vielbesprochenen ‚Züricher Putsch' veranlaßt hatte, kundzugeben und die Überzeugung auszusprechen, es werde nicht eher besser werden, als bis die Gemeinden ihre Pfarrer wählen dürften, und zwar nicht länger als auf fünf Jahre. Kein Wunder, wenn die ultramontane Partei in ihren Blättern seinen Tod als den Finger Gottes, den Guten zur Erbauung, den Gottlosen zur Warnung ausrief. Die Grenchener antworteten auf den vergänglichen Fluch der frommen Presse durch eine bleibende Schrift in Stein. In dem Dorfe, am Rande der Landstraße, an einer Stelle, die jeder Wanderer, der des Weges zieht, bemerkt, erhebt sich ein einfacher Gedenkstein. Die Inschrift besagt, daß er der Erinnerung an Gemeinderat Girard gewidmet sei, der, von seinen Mitbürgern geachtet und geliebt, für Freiheit, Recht und Licht im Leben gearbeitet und den Tod gefunden habe. Mir war er ein guter Nachbar und eine kräftige Stütze gewesen; meine Frau hatte den Mann angestaunt, wenn er ihren Stahl aus seinem Kohlenfeuer mit bloßer Hand faßte und in das Plätteisen schob.

Unter den Schülern bildete sich schnell ein Korpsgeist im guten Sinne, sie fühlten sich als eine angesehene Körperschaft. Ich unternahm mit ihnen Ausflüge, unter anderm nach Neuenburg, wo ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt, besonders die reichen naturhistorischen Sammlungen, mit dankenswerter Bereitwilligkeit gezeigt wurden. Ein ander Mal folgten wir der freundlichen Einladung eines Lehrers in Solothurn zu einer Reihe von physikalischen Experimenten. In die Hauptstadt des Landes wollten die Knaben nicht zu Fuß gehen, sondern als stolze Grenchener auf laubgeschmückten Wagen mit stattlichen Rossen einziehen. In dem Hörsaale zeigten sie ruhige Haltung, Aufmerksamkeit und Verständnis, sie schauten dort manches, was ich ihnen, aus Mangel an Hilfsmitteln, nur hatte beschreiben können. Die Schule wurde der Mittelpunkt ihres Lebens und ihr Sammelplatz bei allen ungewöhnlichen Vorfällen. Als in einer Nacht die Sturmglocke eine Feuersbrunst in dem nahen Dorfe Bettlach ankündigte, kamen alle ungerufen zu mir; wir ordneten uns, eilten im Laufschritte nach der Brandstätte, bildeten eine Kette bis zum nahen Bach und erhielten unsern Anteil an dem Lobe bei der ‚Abdankung' des Pfarrers· denn wenn das Feuer gelöscht ist, entläßt der Geistliche dankend die zur

Hilfe herbeigekommenen Nachbarn. Den Fähigern wurde ich der Vertraute für manchen Zug ihrer innern Entwicklung. Eben der Knabe, welcher als Fürsprecher für seinen Vater vor der Gemeinde auftrat, war bei seinem ersten Erscheinen in der Schule von so unbändiger Überkraft, so unbeleckt von jeglicher Kultur, daß er, statt auf dem gewöhnlichen Wege nach seinem Platze zu gehen, stets über Tisch und Bänke hinwegsetzte; dem Wildfange hielten kaum die Hosen am Leibe. Sehr bald änderte sich dies. Sepp wurde still und ernst, seine ganze Kraft sammelte sich zum Nachdenken und im Lernen. Ich gab ihm meine Freude über die Änderung zu erkennen, und er erzählte mir: Eine Nacht habe er nicht schlafen können, und da sei ihm der Gedanke gekommen: du bist bisher kein Mensch gewesen, sondern ein Vieh; jetzt, durch die Schule, kannst du ein Mensch werden, und du mußt es werden. Seit jener Nacht fühle er sich wie umgewandelt. Ein anderer — jetzt tüchtiger Forstmann und Geometer — war mir ebenfalls durch ein fast plötzliches Übergehen von wenig ergiebigem Abmühen zu leichtem Fassen und raschem Fortschreiten aufgefallen. Später gab er mir die Erklärung: ‚Mir ist auf einmal Licht aufgegangen. Sie hatten uns eine Gleichung aufgegeben, ich grübelte, konnte aber die Lösung nicht finden. So war ich im Stalle und melkte die Kuh, immer in Gedanken; das Blatt hatte ich mitgenommen, neben mich auf einen Klotz gelegt, und sah jeden Augenblick danach hin. Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: So mußt du's machen! Ich ließ Kuh und Kübel stehen, nahm mein Blatt, lief in das Zimmer, setzte mich an den Tisch, und ich löste die Gleichung. Seither geht alles Lernen besser.‘

Das Jahr 1839 ging zu Ende, das Wintersemester, die eigentliche Arbeitszeit der Schule, hatte begonnen mit vermehrter Schülerzahl. Da kamen eines Sonntags einige ältere Schüler zu mir und trugen vor: die Grenchener hätten einst von Zeit zu Zeit eine große Komödie aufgeführt. Diese alte Sitte sei aber seit lange außer Übung gekommen, man habe nichts mehr gesehen, als zur Fastnacht den ‚Doktor von Padua‘, den ‚Pulcinell‘ und ihre alten Hanswurstenspäße — die aus den italienischen Soldkriegen von Kriegsknechten heimgebracht und in die Dörfer verpflanzt sind —; sie aber wollten wieder ‚ein großes Spiel‘ haben und bäten mich, ihnen zu helfen. Ich verlangte Bedenkzeit und erkundigte mich bei ältern Leuten, namentlich bei dem alten ‚Hans Vik‘, der an der letzten Aufführung, vor mindestens vierzig Jahren, als Jüngling mitgewirkt und, wie er mir verschämt gestand, die ‚Mutter Gottes‘ gespielt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß jene letzte dramatische Leistung die Genoveva gewesen sei. Er bezweifelte, daß das jüngere Geschlecht ähnliches zustande bringe, denn einen so prächtigen Aufzug mit vielen Rossen, so gewaltige Sprünge frei über die Pferde weg, werde man heutzutage nicht mehr sehen. Besonders anstrengend sei die Rolle des Grafen gewesen; ein Mann habe dazu nicht ausgereicht, sie hätten deshalb drei Grafen gehabt, die abwechselnd ihre gymnastischen Künste verrichteten. Auf meine Frage, ob denn nicht auch gesprochen worden sei, und ob ihm nicht irgendeine Stelle im Gedächtnisse geblieben, die er mir vorsagen könne, hob der Alte an zu deklamieren, anderthalb Töne über der natür-

lichen Stimmlage, singend, skandierend, mit einförmigem, gehacktem Rhythmus und Tonfall. Sicher war diese Art des Vortrages eine uralt überlieferte, und die Rede bei jenen Darstellungen Nebensache, die Sprünge, Ringkämpfe und Leibesübungen Hauptsache gewesen. Aus den Erzeugnissen neuer Kunst, die mir zu Gebote standen, wählte ich ein vaterländisches Trauerspiel ‚Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich', von Wurstemberger aus Bern. Der Held, Führer in den Burgunderkriegen, bemühte sich, in seiner Vaterstadt die Adelsherrschaft zu brechen und zeitgemäße Reformen einzuführen. Manche Neuerungen waren dem Bürger unbequem. Der ‚Mann des Volkes' wurde unpopulär, eine Adelsverschwörung stürzte ihn, er wurde hingerichtet. An der nötigen Handlung fehlte es dem Stücke nicht, Zweikämpfe, Volksaufstand, Gefecht, Kerkerszenen würzten die Speise, längere Dialoge fielen dem Rotstift. Die Schüler erschienen, als meine Bedenkfrist abgelaufen, mit militärischer Pünktlichkeit, und nahmen mit Akklamation das vorgeschlagene Stück zur Aufführung an.

Die Jugend gab sich rüstig ans Werk und bewährte die angeborene, durch Erziehung und Übung ausgebildete Begabung zur Selbstregierung. Die Teilnehmer — Sekundärschüler und ältere — versammelten sich in dem Lokale der Volksschule, gründeten einen Verein und konstituierten ihn durch Erwählung eines Präsidenten, eines Seckelmeisters und eines Schreibers. Sofort wurde zur Verteilung der Rollen geschritten. Dies geschah folgendermaßen. Der Präsident richtete an die Versammelten die Frage: ‚Wer will den Hans Waldmann spielen?' Drei oder vier Bewerber erhoben sich, und jeder machte seine Ansprüche geltend: Körperlänge, laute Stimme, Schulbildung; dann mußten sie abtreten, und die Diskussion wurde eröffnet. Jeder Bewerber hatte seine Anhänger und seine Gegner. Die Verhandlung wurde geschlossen, und eine an Einstimmigkeit grenzende Mehrheit teilte dem Lehrer Tschui die Titelrolle zu. So ging es der Reihe nach weiter, und die übrigbleibende Masse verständigte sich untereinander über ihre Verteilung unter Soldaten, Bauern, Seewiber (Bauerfrauen vom Züricher See). Mit der Abstimmung hatte jeder Streit ein Ende, nicht das leiseste Murren erhob sich gegen die Entscheidung der Mehrheit. Ich hatte der Versammlung beigewohnt, ohne ein Wort zu sprechen; denn so willig die Knaben auf meinen Rat hörten, ja, mir oft einen Wunsch an den Augen absahen, so unlieb wäre es ihnen gewesen, wenn ich mich in den Kreis ihrer ausführenden Tätigkeit hätte eindrängen wollen. Die Verteilung der Rollen befriedigte vollständig; hätte ich sie vornehmen dürfen, sie wäre keinesfalls besser, wahrscheinlich nicht so gut ausgefallen. Gleich darauf ersuchte mich eine Anzahl älterer Burschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren, sie als Soldaten mitspielen zu lassen; es seien doch ein paar wilde Gesellen unter den Schauspielern, es könnten auch unter den Zuschauern ungezogene Burschen Unfug treiben, dann möchte es doch gut sein, wenn sie gleich bei der Hand wären, um Ordnung zu halten. Ihrem Begehren wurde gern willfahrt, und das Erscheinen dieser Starken mag hingereicht haben, ihre Dienste unnötig zu machen.

Nachdem die Rollen ausgeschrieben und gelernt waren, nahmen die Proben ihren Anfang und den ganzen Winter hindurch ihren Fortgang. Die meisten Schauspieler waren nur bis zu einem gewissen Punkte der Ausbildung zu bringen, auf welchem sie standhaft beharrten. Einige jedoch, und gerade die Darsteller der Hauptfiguren, lohnten reichlich die aufgewendete Mühe und ernteten bei der Aufführung und noch lange nachher höchstes Lob. Wahrhaft erfreulich aber war die moralische Einwirkung des künstlerischen Fleißes der Jugend auf das Leben im Dorfe. Die Gemeinderäte berichteten mit frohem Erstaunen, daß diesen Winter, was seit Menschengedenken unerhört, keine Schlägerei, nicht der geringste Unfug vorkomme. Die Burschen saßen nicht in den Wirtshäusern, betranken sich nicht; sie übten im Hause ihre Rollen, Nachbarn und Bekannte hörten zu. Obgleich das weibliche Geschlecht von der Bühne ausgeschlossen war, da Ritterfräulein und Bauerweiber von Knaben dargestellt wurden, sahen doch die Frauen und Mädchen ihre mitwirkende Tätigkeit in anderer Weise in Anspruch genommen.

Denn auch für Theater, Dekorationen, Kostüme, Orchester mußte Rat geschafft werden. Zum Theater wurde der neu angebaute Flügel des Badhauses ausersehen; dieser Flügel enthält den Speisesaal und den anstoßenden Tanzsaal, der erstere ein längliches Viereck, der andere ein etwas kleineres Quadrat, die Wand, welche beide trennte, in der Mitte offen, die Öffnung ein Bogen in Form eines Torgewölbes. Der Tanzsaal mußte die Bühne werden, den Torbogen ein Vorhang bedecken, der Speisesaal den Zuschauerraum abgeben. Ein Podium und Bänke schafften über eintausend Plätze, eine Galerie an der Wand, die dem Vorhange gegenüberlag, diente als Loge einzigen Ranges. Den Plan der Bühneneinrichtung erdachte ein echter Künstler, Maler Disteli in Solothurn, bekannt durch seine Bilder der Schweizerschlachten; für die Ausführung sorgte der Verein. Er bat den Gemeinderat, für das nötige Zimmerholz die Waldbäume anzuweisen; in hellen Haufen ging's hinan, die Bäume stürzten unter den Axthieben, die Burschen spannten sich davor, hingen ihr Schlittengeschell um und schleppten jubelnd die Stämme den steilen Bergpfad herab zur Sägemühle. Dann kamen die Zimmerleute des Dorfes, Hilfsmannschaft genug arbeitete mit ihnen, in kurzem war das Theater fertig. — Zu den Dekorationen half das Unglück eines Schauspieldirektors, welcher mit seiner Truppe in der nahegelegenen Stadt Biel längere Zeit Vorstellungen gegeben, dann aber vor dem Andrange — nicht des Publikums, sondern der Gläubiger — mit Hinterlassung sämtlicher Theaterrequisiten das Weite gesucht hatte. Die Dekorationen befanden sich in städtischem Verwahrsam, und es gelang dem Theaterverein, gegen eine billige Miete zu erlangen, was man brauchte: ein Zimmer, eine Straße, einen Wald, sogar ein finsteres Gefängnis. — Die Kostüme zeichnete Maler Disteli, er kolorierte nicht nur die einzelnen Anzüge treu nach den Trachten des Ortes und der Zeit, sondern er gab auch an, wie dieselben mit Benutzung vorhandener Kleidungsstücke, der Schürzen, Mieder, Umschlagetücher und Mäntel der Frauen, am billigsten herzustellen waren. Während der Dorf-

schneider mit verstärkten Arbeitskräften rastlos an den Kostümen schaffte, welche nur höherer Kunstfertigkeit gelingen konnten, mühten sich Mädchen wochenlang mit den Prachtgewändern der Ritterfräulein, mit den einfachern und malerischen Trachten der Frauen aus dem Volke, und mancher Held verdankte Federbarett und Mantel, der ihn zum Gegenstand der Bewunderung machte, dem Geschmack und der Geschicklichkeit einer Schwester oder einer künftigen Braut. Ließen die Kleider fast weniger als ihre Träger zu wünschen übrig, so gaben die Rüstungen der Krieger dieser Aufführung einen eigentümlichen Vorzug. Denn der Verein richtete an die Regierung des Kantons die Bitte, ihm aus dem reichen Schatze des Zeughauses zu Solothurn Rüstungen und Waffen aus den Burgunderkriegen zu überlassen, so viele Helme, Harnische, Arm- und Beinschienen, Schwerter, Speere und Hellebarden; für richtige Rücklieferung und Schadenersatz wurden zahlungsfähige Bürgen angeboten. Die Regierung gewährte nicht allein die Bitte, sondern ihre sachverständigen Mitglieder halfen mit Rat und Tat, und beglückten die Truppe mit einer alten Feldschlange und den kohlschwarzen Rüstungen der burgundischen Kanoniere aus dem letzten Dritteil des 15. Jahrhunderts.

Als wir im Februar so weit gekommen waren, daß die Tage der Aufführungen festgesetzt werden konnten — denn mindestens drei an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen mußten es sein, um einigermaßen die gewaltigen Zurüstungen zu lohnen —, da machte ich nach einer Generalprobe die Vorsteher des Vereins aufmerksam, daß es wohl an der Zeit wäre, Theaterzettel drucken zu lassen. ‚Zettel?‘ meinte der Präsident, ‚das kann nicht schaden, die Leute wissen dann auch, wen sie vor sich haben.‘ Es ergab sich, daß die Schauspieler dabei an einen Streifen Papier dachten, den jeder etwa an seine Kopfbedeckung klebe, auf dem das Publikum in großen Buchstaben den Namen der Person lesen könne. Das Mißverständnis veranlaßte mich, auf dem Zettel außer dem üblichen Inhalte noch eine kurze Angabe der Handlung in jedem Akte beizufügen. Der Verein aber entsendete seine Boten, und ich zweifle, ob fünf Stunden in der Runde ein Städtchen, ein Dorf oder ein Weiler war, wohin sie nicht die Zettel getragen haben. Zu dem Eifer für die Verbreitung trieb aber nicht allein die Lust, sich recht vielen Menschen zu zeigen, sondern auch die Berechnung, daß nur bei zahlreichem Besuch die Eintrittsgelder den Ausgaben gleichkommen, vielleicht einen Überschuß liefern könnten, für dessen Verwendung ein Vereinsbeschluß sorgen würde.

Wieder kamen die Schauspieler und erbaten einen Aufzug. ‚Das Stück hat fünf Aufzüge, wie ihr wißt.‘ — ‚Wir meinen einen Aufzug, wie er immer gewesen ist, wo wir reiten, wo die Soldaten marschieren und die Weibsleute und das Volk in verzierten Wagen fahren.‘ Die Mitwirkenden sollten sich also im Dorfe sammeln und in geordnetem Zuge nach dem eine Viertelstunde entfernten Bade bewegen. Aber die Jugend, die sich in unzähligen Proben abgemüht hatte, die Höhen der Kunst zu erklimmen, wollte nun auch Proben ihres Aufzugs halten, die Rüstungen und schönen Kleider anlegen. Ich überließ das ihnen allein. Zu spät erfuhr ich,

daß mit der harmlosen Freude auch ein Racheplan verbunden wurde. Dem Verein war zu Ohren gekommen, daß die Geistlichkeit dem Werke, an welchem die weltliche Obrigkeit ihr Wohlgefallen hatte, nicht hold sei. Der Pfarrer habe nach Solothurn gegen das gottlose Vorhaben, an Sonntagen ein ‚weltlich Stuck‘ aufzuführen, berichtet, und Bischof und Kapitel drängten die Regierung, den Unfug zu verhindern. Darüber zürnte die Jugend. An einem Sonntagsnachmittag, als die Glocken zur Christlehre in die Kirche läuteten, mischte sich in ihre feierlichen Klänge der Mißton einer Trommel. Es war der Gemeindediener, der, als Tambour in fremdem Dienste alt geworden, sein Instrument mit seltener Meisterschaft handhabte, diesmal aber nicht im Dienste des Rats, sondern um die Schauspieler zur Probe des ‚Aufzugs‘ zu rufen. Die ungewöhnliche Kraft, welche der Veteran in unmittelbarer Nähe der Kirche verwendete, und das vergnügte Blinzen seiner Augen verriet, daß ihm in Rom und Neapel jeder Respekt vor der Geistlichkeit abhanden gekommen, und den ‚Pfaffen‘ zu ärgern ein besonderes Vergnügen war. Hatte er mir doch schon früher gestanden, er glaube nicht, daß alle Reformierten in der Hölle brennen müßten; er habe dem Pfarrer in der Beichte gesagt, daß er mit seinen Berner Kameraden immer gut Freund gewesen, und daß der liebe Gott so brave Knaben gewiß nicht dem Teufel in den Rachen jagen werde; als ihm darauf der Pfarrer die Absolution verweigerte, sei er mit den Worten weggegangen: ‚Gut, Herr Pfarrer, dann g'hei ich (werfe ich) alle meine Sünden euch auf den Buckel.‘ So marschierte er um das Gotteshaus, übertäubte die Stimme des lehrenden Predigers und war schuld, daß die Jugend aus der Kirche lief, um den Zug zu sehen. Jetzt hatte die Geistlichkeit einen Grund zur Klage, die Andacht hatte wirklich gelitten. Bald erschienen Abgeordnete der Regierung, um die Sache zu untersuchen: nicht ohne Mühe wurde sie gütlich ausgetragen, der Verein gelobte, den Gottesdienst nicht mehr zu stören, die Geistlichkeit ließ ihre Einsprache gegen die Aufführung fallen.

Endlich erschien der große Tag der ersten Aufführung. Es war Sonntag der 15. März 1840. Schon am Mittag war das Dorf in Bewegung; um zwei Uhr ordnete sich der Zug und setzte sich in Marsch auf der alten Landstraße, die vom Dorfe an dem Bade eine Höhe entlang zieht. Noch bedeckte Schnee den Boden, aber die Sonne schien hell. Voran ein Wagen mit einer Blechmusikbande aus Fulda, welche gerade die westliche Schweiz bereiste, und jetzt einen feierlichen Marsch spielte. Dann die Ritter und Reisigen, zwei und zwei, in glänzenden Burgunder Harnischen, wohl gegen vierzig Pferde; dann wieder Wagen, geschmückt mit Tannenzweigen und Bändern, besetzt mit den Frauen und Jungfrauen aus Adel und Volk und mit den aufständischen Bauern; den Schluß des Zuges bildete das Fußvolk mit seiner Kanone. Es war kein schlechtes Bild aus alter Zeit, die Waffen erglänzten im Sonnenschein, und die Gestalten hoben sich scharf von der blendenden Schneedecke.

Die Aufführung begann gegen drei Uhr und dauerte vier Stunden. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Das Haus war gefüllt und wurde zu lautem Bei-

fall hingerissen. Ich verlebte hinter den Kulissen peinliche Augenblicke, wenn die kämpfenden Helden, trotz aller Ermahnungen, mit den langen, scharfen Schwertern aufeinander hieben, daß die Funken stoben, und ich mußte zufrieden sein, daß nicht mehr Blut floß als einige Tropfen aus einer leichten Wunde an der Hand. Dem Spiele folgte ein Abendessen der Mitwirkenden und der Honoratioren des Dorfes, endlich ein Tanz. Noch um Mitternacht tanzten die Ritter in ihren Rüstungen, die sie um die Mittagsstunde angelegt hatten. Ich schloß daraus, daß dies Geschlecht an Körperkraft den Vätern, die bei Murten und Granson fochten, nicht nachstehe.

Glücklich, wie die erste Vorstellung, verliefen die beiden folgenden. Von nah und fern strömte die Bevölkerung herbei, Reisende aus Basel, Zürich und andern Städten. Einundzwanzig Jahre sind vergangen; im neuen Schulgebäude des Dorfes steht jetzt ein Theater, auf welchem die Schüler kleine Stücke aufführen; aber mit Stolz sehen heute noch die wackeren Männer auf ihre große Jugendleistung zurück.

Das Spiel hatte die Folge, daß der Lehrer auch in die fröhlichen Erinnerungen des Schweizerdorfes hineinwuchs. Das Haus, welches die Gemeinde für Anstalt und Lehrerwohnung gemietet hatte, ein provisorisches Lokal, stand mit der Vorderseite gegen die alte Landstraße, im Rücken lag der kleine Garten, dahinter, mit Obstbäumen bepflanzt, die Hausmatte, welche Futter für zwei Ziegen lieferte. Zu ebener Erde war meine Wohnung, im ersten Stock, zu welchem die enge steile Treppe führte, das Schulzimmer und eine Fremdenstube. — Im Sommer kamen häufig Bekannte aus der Nähe, auch Verwandte aus der Heimat besuchten uns, freuten sich der Gegend und der wohlgesinnten Menschen. Die Ferienzeit wurde gern zu Streifzügen über die Berge benutzt. Der nähere Umgang mit den Männern des Dorfes kam auch der Schule zugut, für deren Bedürfnisse immer reichlicher gesorgt wurde. Unaufgefordert ließ mir der Gemeinderat sagen, daß das gesetzliche Quantum Holz ihm zu gering scheine; ich möge mich daran nicht kehren, sondern nur angeben, wieviel ich brauche; sie wollten mir ‚Holz gnue (genug)' geben. Die Schüler wetteiferten in Aufmerksamkeiten gegen meine Kleinen und den freiwilligsten Dienstleistungen für unsere kleine Haus- und Landwirtschaft; sie bestellten den Garten, mähten das Gras, brachten das Heu ein; von ihnen erhielt ich die frühesten Erdbeeren und Kirschen und, wenn der Bach gefischt wurde, die schönsten Forellen. Seit der Prüfung war ihr Eifer im Lernen noch gestiegen. Die deutschen und französischen Aufsätze der Fähigeren durften sich sehen lassen; sie lösten Gleichungen zweiten Grades mit Leichtigkeit, erklärten die Einrichtung der Uhr, der Mühle und der Dampfmaschine wie die Gesetze, auf denen ihre Wirkung beruht; außerdem lasen sie im Cornelius Nepos und Cäsar. Der Unterricht in der vaterländischen Geschichte wird in der Schweiz überall sorgfältig betrieben, aber nur in den glänzendern Partien. Die Schlachten bei Morgarten, Sempach, Murten kennt jedes Kind, aber die Untertänigkeit ihrer Regenten, die französischen Pensionen und Gnadenketten

werden gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen. Mir schien es zweckmäßig, das Licht nicht ohne den Schatten zu geben.

Mit dem Entlassungszeugnis hielt ich meine Verpflichtung gegen diejenigen Schüler, deren Lerntrieb nun erst rege geworden war, nicht für abgetan. Ich wollte sie weiter bringen, zunächst auf die Kantonsschule in Solothurn, die neben der gelehrten eine technische Abteilung erhalten hatte. Zu diesem Zwecke mußte für ihren Unterhalt gesorgt werden, denn es waren fast durchgehends Söhne unbemittelter Eltern; bei andern ließ das Bewußtsein, dereinst Äcker, Wiesen und Vieh zu besitzen, selten den Drang aufkommen, mehr als die notwendigen Kenntnisse zu erwerben. Schon vor dem Schlusse des zweijährigen Kursus zeigten sich zwei Schüler reif für die Kantonsschule. Ich ging nach Solothurn und sprach mit Landammann Munzinger und mit dem Rat für das Erziehungswesen, Dr. F. Die beiden wackern Männer sorgten für die Knaben größtenteils aus eigenen Mitteln. Bald brachte ich ein zweites, dann ein drittes Paar. Auch für diese fand sich die nötige Unterstützung, zumal da alle Eingetretenen sich bewährten. Doch bemerkte mir Dr. F., daß er für weiteren Zuwachs keine Unterkunft mehr wisse, die Gemeinde sei wohlhabend und könne selbst etwas leisten. Ich erwiderte, daß dies ohne Zweifel geschehen werde, sobald einmal der Nutzen der Schule und der Heranbildung fähiger Jünglinge von den Bürgern an lebenden Beispielen mit den Händen gegriffen werden könne. Bis dahin müsse die Regierung sorgen, daß solche lebende Zeugen geschaffen werden. Eine etwas frostige und trockene Antwort trieb mir das Blut nach dem Kopfe: Wenn ihr nicht alles mögliche tut, Kenntnisse und Bildung im Volke zu fördern, dann steigt herab von euren Stühlen und laßt die Patrizier wieder darauf sitzen, denn das ‚Regieren‘ verstehen diese besser als ihr! — Doch mußte ich für die nächsten Schüler, welche in die höhere Anstalt befördert werden sollten, andere Mittel suchen. Ich gab ihnen den Rat, sich an die Kapuziner in Solothurn zu wenden, da diese durch ihre Vorschriften verbunden seien, armen Studierenden Wohnung und Kost zu geben. Sie hatten es nicht zu bereuen.

Es war ein lustiges Völkchen im Kloster. Der Bürgerkrieg in Spanien hatte sie in zwei Parteien gespalten, in Karlisten und Christinos, welche sich gegenseitig mit Spottliedern andichteten. Der schlimmste Satiriker, ein junger Urner, führte die Feder der Christinos; gegen seine Stachelverse konnte das Haupt der Karlisten nicht aufkommen, ein stämmiger Alter, welcher lange den Heiligen Stuhl bewacht und erst spät die päpstliche Uniform mit der Kutte vertauscht hatte. Dieser häusliche Streit hielt sich aber strenge innerhalb der Klostermauern, nach außen waren die Väter gute Brüder und überall gern gesehen. Sie lebten mit dem Volke, teilten seine Freuden, spendeten Trost den Unglücklichen, kannten alle Familien und besuchten vorzugsweise die Häuser, deren Frauen den besten Kaffee bereiteten. Der Karlistenhäuptling hatte den Wahlspruch: ‚Nichts über guten Kaffee und die Seel' selig machen.‘ Jedes Frühjahr kamen zwei Patres nach Grenchen; wie hinter dem Rattenfänger von Hameln sammelte sich hinter ihnen die männliche Jugend; die ersteren

riefen: ‚ho, ho, go Schnäcke ufläse‘ (Schnecken lesen). Der Ruf zog die Knaben aus allen Häusern in den Wald. Die reiche Beute gab im Kloster ein leckeres Gericht. Die jungen Sammler aber wurden mit ‚Helgen‘ (Heiligenbildern) belohnt.

Die Kunde, daß ich zwei Schüler zu den Kapuzinern gewiesen, drang bald zu Landammann Munzinger, und bei meinem nächsten Besuch fragte er, ob ich nicht wisse, daß dort den Knaben Grundsätze eingeprägt würden, die nicht die unsrigen seien. ‚Das weiß ich wohl,‘ erwiderte ich, ‚aber ich weiß noch mehr. Einmal, daß Schüler leben müssen, wenn sie lernen sollen; dann, daß Knaben, welche zwei Jahre bei mir gewesen, so verdorben sind, daß ihnen kein Kapuziner mehr hilft.‘ — ‚Dann bin ich auch zufrieden‘, sagte Herr Munzinger.

Ich kann von diesem trefflichen Manne nicht scheiden, ohne seinem Andenken einige Worte zu widmen. Er war Kaufmann und hatte einen offenen Laden in Solothurn. Dabei war er wissenschaftlich gebildet, musikalisch, ein Mann von echter Humanität. Selbstlos, von angenehmen Formen, unerschütterlich, wo es dem Gemeinwohl galt, war er ein Gegner des Regiments der alten ‚Geschlechter‘, welche die heimische Macht wie den fremden Dienst für ihren Nutzen ausbeuteten und für die Interessen des Volkes keinen Sinn hatten. Im Jahre 1830 stand Munzinger an der Spitze der Bewegung, und sein Auftreten in der Volksversammlung zu Balsthal am 5. Dezember entschied den Sturz der Patrizierherrschaft im Kanton Solothurn. Beim Aufbau der neuen Verfassung und Gesetzgebung, bei der Organisation der Verwaltung und ihrer Tätigkeit für Befreiung des Bodens von Grundlasten, für Schulwesen, Straßenbau, Landwirtschaft, Rechtspflege bewährte er sich als Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung. Zählte auch der Staat nur wenige Quadratmeilen mit einigen sechzigtausend Einwohnern, so waren doch die Schwierigkeiten des Umbaus nicht geringer als in einem großen Lande. Die alten Geschlechter und ihr Anhang, unterstützt von der Geistlichkeit, benutzten die freie Presse, das Versammlungsrecht, ihre reichen geistlichen und weltlichen Mittel, um das Volk gegen die neue Ordnung der Dinge aufzureizen. An Handhaben fehlte es nicht, da die Einrichtungen für gute Zwecke immer Mittel erfordern, also Lasten auflegen. So wurden z. B. die Gemeinden durch ein Gesetz angehalten, Schulen zu errichten und dieselben ausreichend mit Grund und Boden zu dotieren; wo Gemeindeeigentum fehlte, da mußte Land für die Schule angekauft werden. Mehrere Dörfer widersetzten sich, aber ihr Widerstand wurde mit Gewalt gebrochen. Später dankten die Ortsvorstände dem Landammann, daß er sie zum Guten gezwungen habe. Anders verhielt sich die Regierung gegen widerspenstige Geistliche. Ihnen wurde kein Zwang angetan, aber es wurde gesorgt, daß durch ihre Unbotmäßigkeit das Familienglück nicht getrübt wurde. Die Regierung wählte zum Dompropst einen freisinnigen Geistlichen, Rom versagte die Bestätigung, die Stelle blieb unbesetzt und die Einkünfte flossen in den Schulfonds. Versagte der Geistliche die Einsegnung einer gemischten Ehe oder die Taufe der Kinder, so durfte das Paar anderwärts Trauung oder Taufe vornehmen, der Bezirksbeamte aber besorgte die Einträge in die bürgerlichen

Standesbücher. — Wie Munzinger die republikanische Freiheit verstand, mag ein Beispiel lehren. Die Gemeinde Grenchen besitzt ausgedehnte Waldungen, deren Eigentum zwischen ihr und dem Staate geteilt war. Die Gemeinde hatte das Recht, sich daraus zu beholzen, der übrige Ertrag fiel dem Staate zu, ein Verhältnis, welches bekanntlich der Forstkultur nicht günstig ist. Die Regierung machte daher der Gemeinde den Vorschlag, den Wald im Verhältnis zu den beiderseitigen Nutzungsrechten zu teilen, und sandte zu näherer Ermittlung eine Kommission nach Grenchen. Der Bauer, von alters gewohnt, durch die Regierung übervorteilt zu werden, argwöhnte auch hier eine Beeinträchtigung und jagte die Kommission zum Dorfe hinaus. Am andern Morgen erschienen Landjäger von Solothurn, holten die angesehensten Landleute aus ihren Wohnungen und führten sie nach der Stadt in das Gefängnis. Dabei war es nicht ohne herzbrechende Szenen abgegangen, Frauen hatten vom Schreck Schaden genommen, die Kinder jammerten, das Dorf war in Trauer und Wut. Unter dem Eindrucke dieser Begebenheit kam ich bald darauf zum Landammann und bedauerte die Härte des Verfahrens. Man hätte die Männer vorladen können, keiner wäre ausgeblieben; sie gehören nicht zu denen, die davonlaufen. — ‚Ja,' sagte Munzinger, ‚ich war leider nicht hier.' — ‚Dachte ich's doch,' erwiderte ich, ‚die Sache wäre anders gegangen.' — ‚Allerdings,' rief der Landammann, und seine Wangen röteten sich, ‚ich hätte Militär hinausgeschickt und das Dorf besetzen lassen, sie hätten jetzt noch die Exekution!' Ich konnte meine Verwunderung über diesen Zornesausbruch nicht bergen. — ‚Ja, Sie,' fuhr Munzinger fort, ‚Sie mit Ihren monarchischen Begriffen können Rücksichten nehmen, Nachsicht üben; da sind immer Gendarmen und Soldaten genug zur Hand, um einzuschreiten, wenn es nötig wird. Wir haben diese Mittel nicht; der einzelne, das Volk hat ein großes Maß von Freiheit, aber wir dürfen nicht dulden, daß in einem einzigen Falle nur ein Haarbreit darüber hinausgegangen wird, sonst sind wir verloren!' — Ein wahres und mannhaftes Wort.

Wie der Kanton, so lag das Wohl der Eidgenossenschaft dem Landammann am Herzen, und wie sich daheim das Volk seiner Zucht fügte, weil es erkannte, daß sie zum Guten führe, so folgte es auch seiner Leitung in eidgenössischen Dingen. Im Sonderbundkriege stand Solothurn, obgleich katholisch (nur ein vom Berner Gebiet umschlossener Bezirk, Bucheggberg, ist reformiert), auf der Seite der Tagsatzung, seine Artillerie zeichnete sich im Gefechte aus und ließ manchen wackern Mann auf dem Schlachtfelde. Munzinger arbeitete mit an der neuen Verfassung, ward in die Bundesversammlung und von dieser in den Bundesrat gewählt. Die Schweiz ehrte einen ihrer besten Bürger durch die Erwählung zum Bundespräsidenten, und er widmete dem Vaterlande, dem er zu früh entrissen wurde, seine ganze Kraft bis zum letzten Augenblicke seines Lebens.

Das Jahr 1838 brachte Deutschland und der Schweiz den Franzosenlärm; General Aymar war von Lyon ausmarschiert, und die Eidgenossen zogen ihm entgegen an ihre Grenze. Das Solothurner Bataillon Disteli, welches durch Grenchen

marschierte, wurde von den Bewohnern mit Speise und Trank erquickt und mit dem Zuruf: ‚Schlagt recht drauf', ‚Fürchtet euch nicht!' angefeuert. Das Wetter verzog sich, da Ludwig Napoleon aus freien Stücken die Schweiz verließ, um ihr den Krieg mit Frankreich zu ersparen. Auch über Deutschland schwanden die Kriegswolken, aber sie hinterließen eine nachhaltige Bewegung in den Gemütern, welche der Ausgangspunkt einer Reihe politisch erregter Jahre wurde. Diese Zeit führte auch mich nach Deutschland zurück, Anträge der Freunde, Gefühl der Pflicht. Aber es kostete längeren inneren Kampf.

Unser Abzug mußte an Weihnachten stattfinden, der Abschied ward uns schwer. Die Trennung von den Schülern machte ich kurz ab: ich schenkte jedem ein Buch, sagte ihnen Lebewohl und entfernte mich schnell. Ein junger Mann, der zwar nicht in der Schule gewesen, aber als Soldat im ‚Hans Waldmann' gedient hatte, fragte, von welchem Kutscher in Solothurn ich den Wagen nehmen werde. Ich nannte ihm den Mann. Am folgenden Tage kam er wieder und zeigte mir an, er habe sich bei diesem Fuhrherrn als Knecht verdungen und am Lohne nachgelassen, dafür aber sich ausgebeten, uns nach Deutschland zu fahren, denn er wolle sorgen, daß wir gut fortkämen, und sehen, ob wir dort so gut aufgehoben wären wie in Grenchen.

Es war ein kalter dunkler Wintermorgen, als wir vom Wirtshause, in dem wir die letzte Nacht zugebracht hatten, abfuhren. Groß war unsere Überraschung, als wir in der frühen Stunde und der grimmigen Kälte die Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, gedrängt vor dem Hause und längs der Landstraße stehn sahen. Sie wollten uns noch einmal die Hand drücken, sie riefen Lebewohl zu, und noch andere Rufe vernahm ich: ‚Es ist gefehlt, daß ihr von uns fortgeht', ‚ihr müßt wiederkommen', ‚ihr sollt das Bürgerrecht haben'; sie hoben die Kinder in die Höhe: ‚Seht ihn noch einmal, seht sie noch einmal!' — Die Peitsche knallte, und der Wagen fuhr davon!"

So weit die Erzählung des früheren Schullehrers von Grenchen. — Der Herausgeber vermag sie nach gedruckten Blättern und Briefen fortzusetzen.

Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen, seit der deutsche Lehrer aus dem Dorfe der Schweiz geschieden war. Er war in den politischen Kämpfen Deutschlands ein starker und maßvoller Führer gewesen, gern hatte er da gestanden, wo die größte Gefahr drohte, sein Name war oft mit warmer Verehrung und bitterem Groll genannt worden. Als die Jahre schwacher Reaktion kamen, war er nach dem Norden Deutschlands gezogen und hatte wieder in angestrengter bürgerlicher Tätigkeit gelebt. Da erkrankte die treue Gefährtin seines Lebens; die Ärzte rieten zu längerem Aufenthalt in reiner Gebirgsluft, und die Gatten beschlossen, nach dem Dorfe zu reisen, um welches beiden viele holde Erinnerungen aus vergangener Zeit schwebten.

Das Dorf hatte sein Aussehen verändert. Man reist nicht mehr auf der Landstraße, sondern auf der Zentralbahn nach Grenchen; der Gewerbfleiß ist eingezogen, die Uhrenfabrikation, eine Parkettfabrik, Zementbereitung und andere Zweige in

aufsteigender Entwicklung. Aber die Reisenden fanden die alte Gesinnung wieder, nicht nur bei den alten Menschen, sondern wie durch Überlieferung auch bei jüngeren. Am Sonntag nach ihrer Ankunft bewegte sich des Abends vom Dorfe nach dem Bade ein langer Zug. Voran die Militärmusik zweier Bataillone, welche unter der Leitung des neuen Bezirkslehrers von Grenchenern gebildet wird, dann die Träger buntfarbiger Laternen, ein großer Teil der Bevölkerung. Vor dem Balkon des Hauses, in dem sie einst den „Hans Waldmann" aufgeführt, ordnete sich die Menge. Große Feuerbecken warfen ein rotes Licht über die Teiche, über plätschernde Springbrunnen und die Gartenanlagen des Bades, Raketen stiegen und erhellten auf Augenblicke den dunkeln Hintergrund, die Berge des Jura. Auf dem Balkon mußten sich die Gäste aufstellen. Die Musik schwieg, unten aus der Reihe trat ein früherer Schüler, jetzt Arzt in Grenchen. Er leitete den Gruß mit der Erinnerung ein, daß gerade am Tage ihrer Ankunft eine große Sonnenfinsternis gewesen sei, vor zweiundzwanzig Jahren aber seien die Gäste in einer Zeit geistiger Finsternis unter sie getreten, sie hätten geholfen, dem Lichte den Sieg zu verschaffen; er schloß mit der Versicherung, daß Grenchen die beiden Fremden stets als Angehörige betrachten würde. Als sich aber später das Volk des Dorfes fröhlich um die Freunde aus der Ferne tummelte, wiesen die Eltern auf ein Geschlecht junger Riesen, das unterdes in den Familien aufgeschossen war. „Seht, das sind die ganz Kleinen, die mit euren Kindern spielten und noch nicht zu euch in die Schule kommen konnten." Der Deutsche aber holte sich seinen ältesten Schüler, den Xaver Rais, der wieder über die Berge zu ihm herabgestiegen war, an die Seite.

Die Bezirksschule besteht jetzt mit drei Lehrern und reicheren Hilfsmitteln. Vor der Kirche ragt auf der Höhe das neue Schulhaus, weit sichtbar im Lande. Die Schule hat sich selbst ihre Verteidiger und Erhalter gezogen.

Der Lehrer aber, welcher hier erzählt hat, ist Karl Mathy, zuletzt badischer Staatsminister, im Jahre 1848 Mitglied des Reichsministeriums, da er lebte, einer der besten und stärksten Vorkämpfer der preußischen Partei.

Mit Schilderung des deutschen Bauernlebens in der Urzeit begannen diese Bilder, mit einer wahrhaften Dorfgeschichte aus der nahen Vergangenheit sollten sie schließen. Es ist ein Schweizerdorf, allerdings von deutschem Stamme, in welches der Leser geführt wurde. Lebhaft gemahnen manche Zustände desselben, die tüchtige Kraft der Bewohner und ihr Selbstregiment an eine deutsche Zeit, welche viele Jahrhunderte von uns abliegt. Auch zwischen Alpen und Jura hatte Mißregierung lange die Bildung des Landvolkes zurückgehalten, aber der Druck war unschädlich im Vergleich zu dem Schicksale des deutschen Volkes: der Hörigkeit und dem Dreißigjährigen Kriege.

Es war eine von den Aufgaben dieser Blätter, die Erhebung der deutschen Volksseele aus der Vernichtung jenes Krieges und aus der harten Herrschaft von bevorrechteten Ständen darzustellen. Die Befreiung ist den Deutschen geworden, die

alte Stärke noch nicht auf jedem Gebiet des Lebens wiedergewonnen. Wir aber haben das Recht zu hoffen, denn wir leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben, und nicht nur den Bauer, auch den Fürsten und den Mann von altem Landgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.



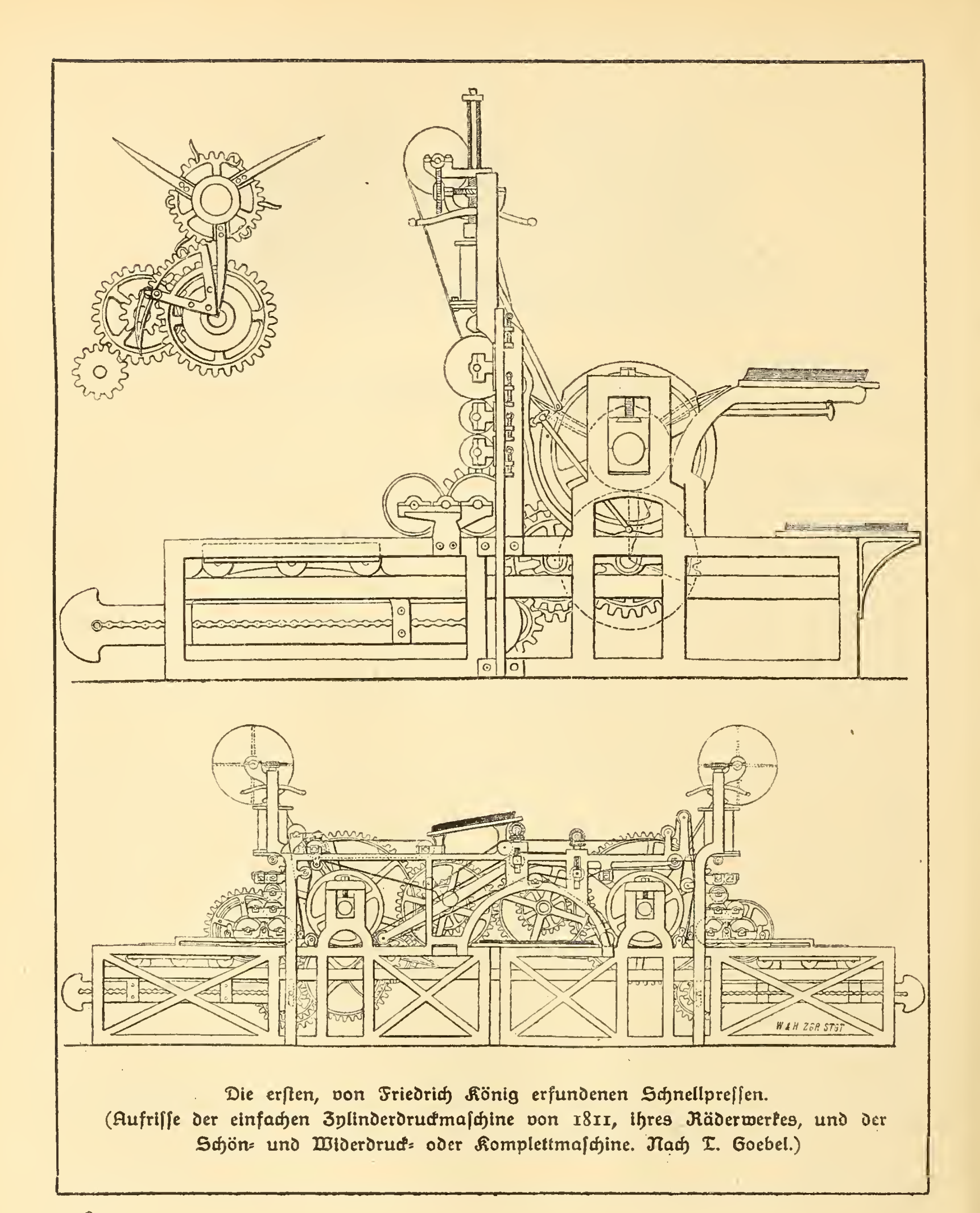


1852—1888

In dem Getöse und der Verwirrung des Jahres 1848 begannen die Stämme des deutschen Volkes vereint den Kampf um eine neue politische Gestaltung des Vaterlandes. Die Reichsversammlung von Frankfurt dürfen wir schon jetzt als eine kennzeichnende Bildung unseres Lebens auffassen, welche in solcher Würde und maßvollen Besonnenheit nur in Deutschland möglich war. Nicht als Schlußergebnis, sondern als Beginn des höchsten Kampfes, als eine Reihenfolge bedeutender Verhandlungen und Kundgebungen, in welchen die Nation Bedürfnisse und Sehnsucht zu einer politischen Idee, zum Wollen und Entschluß abklärte. Was 1815 noch undeutliche Vorstellung einzelner gewesen war, wurde durch sie zu einer klar ausgesprochenen Forderung des Volkes, um welche seitdem die Bewegung in auf- und absteigenden Wellen daherwogt.

Seit dem Jahre 1840 gewann auch in Preußen die Sehnsucht nach politischem Leben Ausdruck. Es entstand dort ein häuslicher Zwist zwischen den Hohenzollern und ihrem Volke, arm an großen Erscheinungen, durch einige Zeit besonders peinlich und widerwärtig; aber aus ihm erwuchs das Verfassungsleben Preußens, der Beginn einer Neubildung des Staates, ein unendlicher Fortschritt für Fürsten und Volk. Wieder wurde offenbar, daß es nicht immer große Zeiten und große Charaktere sind, welche die wichtigsten Fortschritte vorbereiten.

Aber wie kommt es doch, daß die Lieblinge ihres Volkes, das Fürstengeschlecht, an welchem Hoffnung und Zukunft Deutschlands hängt, daß die Hohenzollern so zögernd und mißtrauisch die neue Stellung betrachteten, welche ihnen das Verfassungsleben ihres Staates, die Unionspartei Deutschlands darbot? Keinem Fürstengeschlecht war der Staat so sehr ein Erwerb ihres Schwertes wie ihnen. Ihre Ahnen haben das Volk großgezogen, ihre Ahnen haben den Staat geschaffen, ihre Größe, ihr Kriegsruhm stammt ganz aus der Zeit der fürstlichen Machtfülle. So empfinden sie leicht als Verlust, was wir als Gewinn und Erhebung auch für sie betrachten.

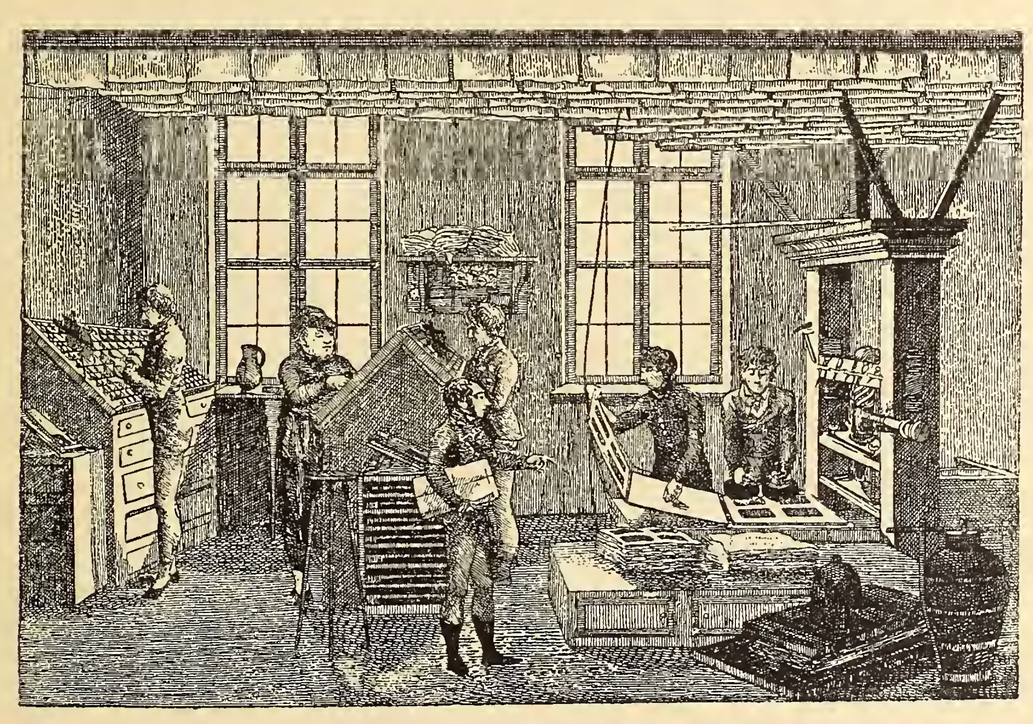


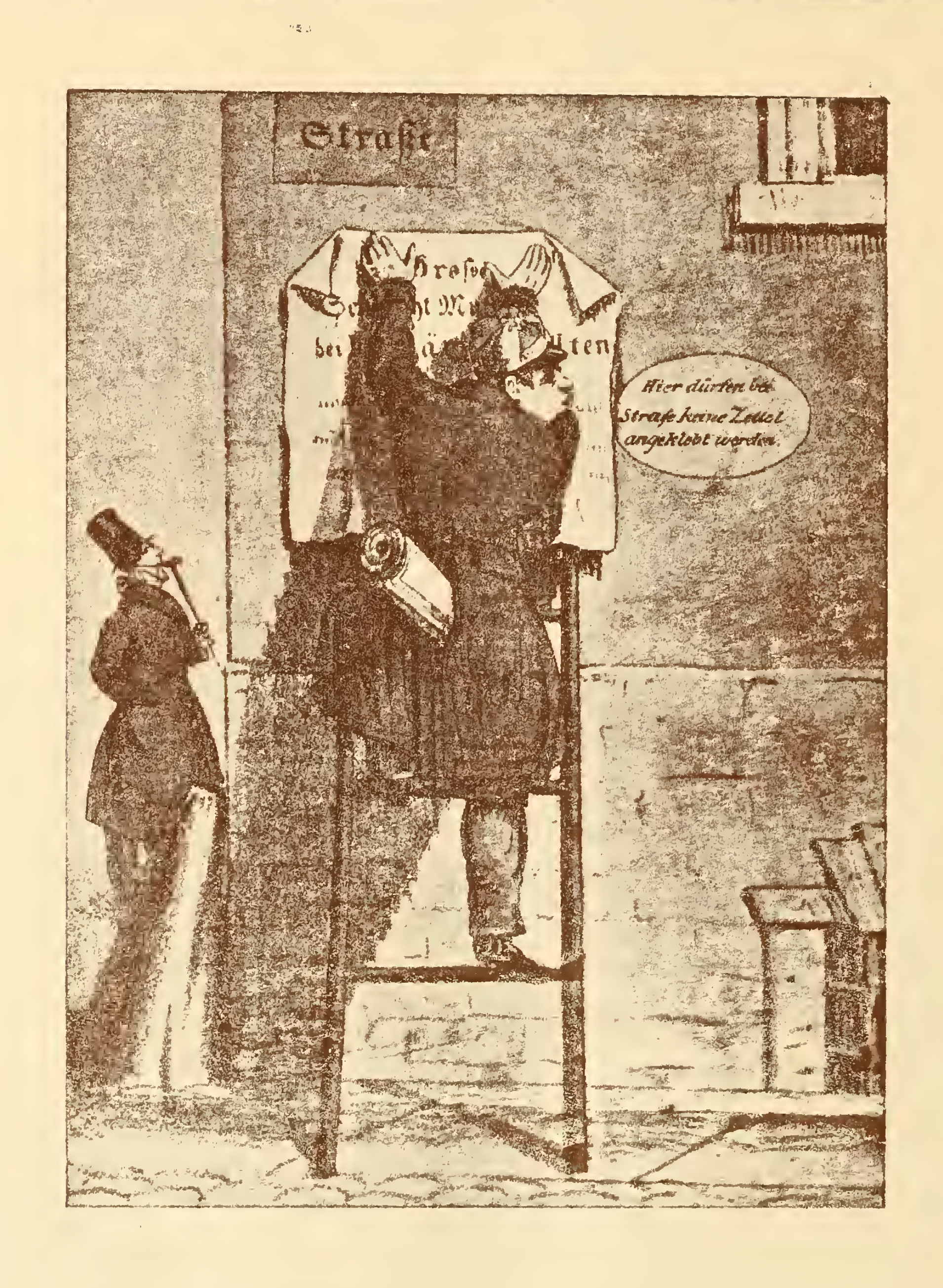
Die ersten, von Friedrich König erfundenen Schnellpressen.
(Aufrisse der einfachen Zylinderdruckmaschine von 1811, ihres Räderwerkes, und der Schön- und Widerdruck- oder Komplettmaschine. Nach T. Goebel.)



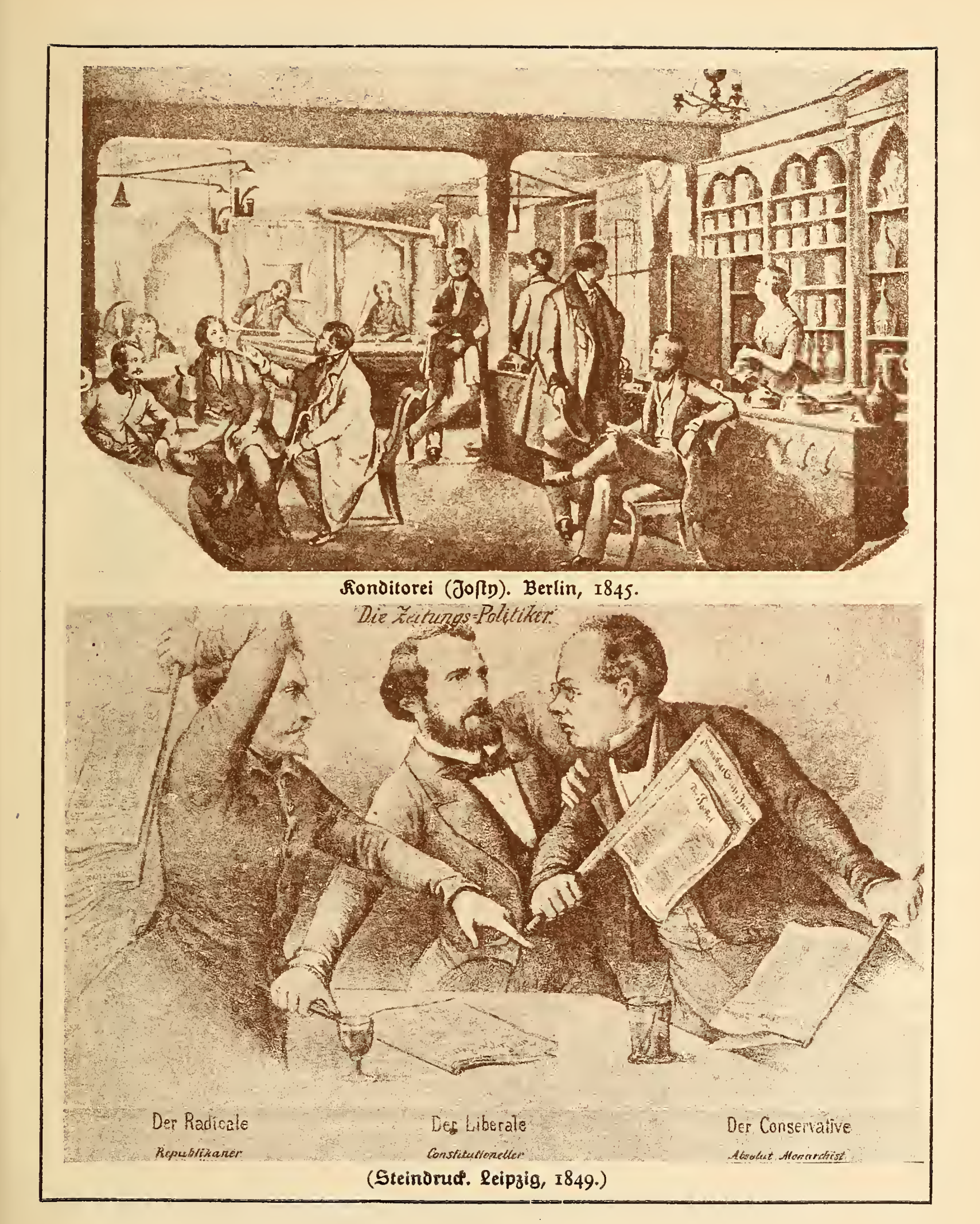
Der Zeitungskorrespondent.
(Holzschnitt nach einer Zeichnung von Th. Hosemann. Berlin, 1842.)

Stadtbuchdruckerei Joseph Zängl, München. Um 1820.
(Das Stammhaus der „Münchener Neuesten Nachrichten".)
(Radierung von F. Bollinger.)





Das Recht der Straße. („O ho! Bange machen gelt nich!“)
(Steindruck von B. Dörbeck aus: Berliner Redensarten [um 1830].)

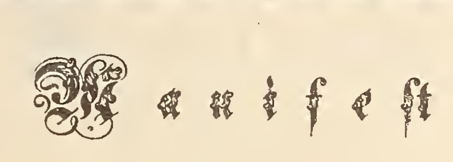


Konditorei (Josty). Berlin, 1845.

(Steindruck. Leipzig, 1849.)

Das Manifest der Kommunistischen Partei.

(Erstdruck [?] in grasgrünem Umschlage [mit dem auf dem Titelblatte nicht wiederholten Motto]. Verfasser: Friedrich Engels und Karl Marx. — Die Programmschrift des „Emanzipationskampfes des vierten Standes", des „Klassenkampfes", begründete die Ansichten einer politischen Bewegung, die sich in jahrelanger Entwicklung ausgebildet hatten. Deutsche Handwerker, die sich in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in Paris zum „Bund der Gerechten" zusammengeschlossen hatten, waren ihre frühesten Träger. Aus Frankreich vertrieben, gingen sie teils nach der Schweiz — so der durch seine kommunistischen Schriften bekannte Schneider Wilhelm Weitling, der dort kommunistische Handwerkervereine gründete —, teils nach Belgien und England. In Belgien hatten die Anhänger dieser Bewegung demokratische Arbeitervereine begründet, auch in Deutschland waren kleine Vereine von einigen Kommunistengruppen, „Zelte", errichtet worden. Die eigentlichen Führer des „Bundes der Gerechten", Schapper, Moll, Bauer, waren nach London übergesiedelt und hatten hier 1840 einen Arbeiterbildungsverein ihren Zwecken dienstbar gemacht. Alle diese Vereinigungen traten untereinander und mit dem englischen Arbeiterverein der Chartisten in Verbindung, die 1845 auch die äußere Form eines internationalen Vereins in dem der „Fraternal Democrats" gewann, der auf seinem ersten Kongreß am 15. März 1846 sich eine internationale Organisation gab, indessen weder ein eigenes Programm noch eigene Statuten hatte. Um ein Parteiprogramm festzulegen, wurden eine Anzahl Fragen aufgestellt und an alle Vereine ähnlicher Richtung auf dem Kontinent zur Beantwortung und Erörterung gesandt. In Brüssel fanden Engels und Marx Anschluß an diese Erörterungen, und unter ihrer Teilnahme wurde Ende November 1847 der „Bund der Kommunisten" in London gegründet, dessen Satzung vom 8. Dezember 1847 die Unterschriften von Carl Schapper als Präsident und von Friedrich Engels als Sekretär trug. Engels und Marx wurden mit der Abfassung eines Manifestes betraut, das die Ergebnisse der Rundfragen ziehen sollte. In London, in einer Auflage von etwa 1000 Abzügen gedruckt, wurde es in den letzten Februartagen 1848 ausgegeben. Da diese Auflage bald vergriffen war, wurden im gleichen Jahre mindestens noch zwei weitere Auflagen in deutscher Sprache hergestellt. In Deutschland scheint am meisten der hier nachgebildete wohl erste Druck verbreitet worden zu sein, den auch Wermuth-Stieber [Die Kommunisten-Verschwörungen I. Berlin, 1853] anführen: „Man hat das Manifest vielfach in Form einer kleinen Broschüre mit grünem Umschlage bei Haussuchungen in Deutschland vorgefunden." Nachdrucke erschienen 1848 in Deutschland nur auszugsweise in einigen Zeitungen, die späteren (Londoner) Ausgaben dieses Jahres [mit blauen Umschlägen] sind in Deutschland nur wenig verbreitet worden. 1848 erschien auch noch eine Ausgabe in französischer Sprache in Paris, eine Ausgabe in polnischer Sprache in London sowie ungefähr gleichzeitig eine solche in dänischer Sprache. Englisch ist das Manifest erst 1850 in der Zeitschrift „Red Republican" herausgegeben worden, russisch, von Michael Bakunin übersetzt, zuerst 1866 in Genf. [Nach E. Drahn.])



der

Kommunistischen Partei.

Veröffentlicht im Februar 1848.

Proletarier aller Länder vereinigt Euch!

London.
Gedruckt in der Office der „Bildungs-Gesellschaft für Arbeiter"
von J. E. Burghard.
46, Liverpool Street, Bishopsgate.



der

Kommunistischen Partei.

Veröffentlicht im Februar 1848.

London.
Gedruckt in der Office der „Bildungs-Gesellschaft für Arbeiter"
von J. E. Burghard.
46, Liverpool Street, Bishopsgate.

Manifest

der

Kommunistischen Partei.

Ein Gespenst geht um in Europa—das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet, der Papst und der Czar, Metternich nnd Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten.

Wo ist die Oppositionspartei, die nicht von ihren regierenden Gegnern als kommunistisch verschrieen worden wäre, wo die Oppositionspartei, die den fortgeschritteneren Oppositionsleuten sowohl, wie ihren reaktionären Gegnern den brandmarkenden Vorwurf des Kommunismus nicht zurückgeschleudert hätte?

Zweierlei geht aus dieser Thatsache hervor.

Der Kommunismus wird bereits von allen europäischen Mächten als eine Macht anerkannt.

Es ist hohe Zeit daß die Kommunisten ihre Anschauungsweise, ihre Zwecke, ihre Tendenzen vor der ganzen Welt offen darlegen, und den Mährchen vom Gespenst des Kommunismus ein Manifest der Partei selbst entgegenstellen.

Zu diesem Zweck haben sich Kommunisten der verschiedensten Nationalität in London versammelt und das folgende Manifest entworfen, das in englischer, französischer, deutscher, italienischer, flämmischer und dänischer Sprache veröffentlicht wird.

I.

Bourgeois und Proletarier.

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.

Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigner, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zu einander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete, oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.

In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannichfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Pa-

trizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherren, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene, und noch dazu in fast jeder dieser Klassen wieder besondere Abstufungen.

Die aus dem Untergange der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt.

Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große einander direkt gegenüberstehende Klassen—Bourgeoisie and Proletariat.

Aus den Leibeigenen des Mittelalters gingen die Pfahlbürger der ersten Städte hervor; aus dieser Pfahlbürgerschaft entwickelten sich die ersten Elemente der Bourgeoisie.

Die Entdeckung Amerika's, die Umschiffung Afrika's schufen der aufkommenden Bourgeoisie ein neues Terrain. Der ostindische und chinesische Markt, die Kolonisirung von Amerika, der Austausch mit den Kolonien, die Vermehrung der Tauschmittel und der Waaren überhaupt gaben dem Handel, der Schifffahrt, der Industrie einen niegekannten Aufschwung, und damit dem revolutionären Element in der zerfallenden feudalen Gesellschaft eine rasche Entwicklung.

Die bisherige feudale oder zünftige Betriebsweise der Industrie reichte nicht mehr aus für den mit den neuen Märkten anwachsenden Bedarf. Die Manufaktur trat an ihre Stelle. Die Zunftmeister wurden verdrängt durch den industriellen Mittelstand; die Theilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Corporationen verschwand vor der Theilung der Arbeit in der einzelnen Werkstatt selbst.

Aber immer wuchsen die Märkte, immer stieg der Bedarf. Auch die Manufaktur reichte nicht mehr aus. Da revolutionirten der Dampf und die Maschinerie die industrielle Produktion. An die Stelle der Manufaktur trat die moderne große Industrie, an die Stelle des industriellen Mittelstandes traten die industriellen Millionäre, die Chefs ganzer industriellen Armeen, die modernen Bourgeois.

Die große Industrie hat den Weltmarkt hergestellt, den die Entdeckung Amerika's vorbereitete. Der Weltmarkt hat dem Handel, der Schifffahrt, den Landkommunikationen eine unermeßliche Entwicklung gegeben. Diese hat wieder auf die Ausdehnung der Industrie zurückgewirkt, und in demselben Maße, worin Industrie, Handel, Schifffahrt, Eisenbahnen sich ausdehnten, in demselben Maße entwickelte sich die Bourgeoisie, vermehrte sie ihre Kapitalien, drängte sie alle vom Mittelalter her überlieferten Klassen in den Hintergrund.

Wir sehen also wie die moderne Bourgeoisie selbst das Produkt eines langen Entwicklungsganges, einer Reihe von Umwälzungen in der Produktions- und Verkehrsweise ist.

Jede dieser Entwicklungsstufen der Bourgeoisie war begleitet von einem entsprechenden politischen Fortschritt. Unterdrückter Stand unter der Herrschaft der Feudalherren, bewaffnete und sich selbst verwaltende Associationen in der Commune, hier unabhängige städtische Republik, dort dritter steuerpflichtiger Stand der Monarchie, dann zur Zeit der Manufaktur Gegengewicht gegen den Adel in der ständischen oder in der absoluten Monarchie und Hauptgrundlage der großen Monarchieen überhaupt, erkämpfte sie sich endlich seit der Herstellung der großen Industrie und des Weltmarktes im modernen Repräsentativstaat die ausschließliche politische Herrschaft. Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisklasse verwaltet.

Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt.

Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen, und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose „baare Zahlung." Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmuth in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwerth aufgelöst, und an die Stelle der zahllosen verbrieften nnd wohlerworbenen Freiheiten die Eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt.

Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Thätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.

Die Bourgeoisie hat dem Familienverhälniß seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältniß zurückgeführt.

Die Bourgeoisie hat enthüllt wie die brutale Kraftäußerung, die die Reaktion so sehr am Mittelalter bewundert, in der trägsten Bärenhäuterei ihre passende Ergänzung fand. Erst sie hat bewiesen was die Thätigkeit der Menschen zu Stande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als egyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gothische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt, als Völkerwanderungen nnd Kreuzzüge.

Die Bourgeoisie kann nicht existiren ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämmtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutioniren. Unveränderte Beibehaltung der alten Produktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller früheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeois-Epoche vor allen früheren aus. Alle festen, eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.

Das Bedürfniß nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Ueberall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.

Die Bourgeoisie hat durch die Exploitation des Weltmarkts die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrieen sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrieen, deren Einführung eine Lebensfrage für alle civilisirte Nationen wird, durch Industrieen, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten, und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Welttheilen zugleich verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit

der Nationen von einander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur.

Die Bourgeoisie reißt durch die rasche Verbesserung aller Produktions-Instrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Civilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waaren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen; sie zwingt sie die sogenannte Civilisation bei sich selst einzuführen, d. h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde.

Die Bourgeoisie hat das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen. Sie hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt, und so einen bedeutenden Theil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen. Wie sie das Land von der Stadt, hat sie die barbarischen und halbbarbarischen Länder von den civilisirten, die Bauernvölker von den Bourgeoisvölkern, den Orient vom Occident abhängig gemacht.

Die Bourgeoisie hebt mehr und mehr die Zersplitterung der Produktionsmittel, des Besitzes und der Bevölkerung auf. Sie hat die Bevölkerung agglomerirt, die Produktionsmittel centralisirt und das Eigenthum in wenigen Händen koncentrirt. Die nothwendige Folge hiervon war die politische Centralisation. Unabhängige, fast nur verbündete Provinzen mit verschiedenen Interessen, Gesetzen, Regierungen und Zöllen wurden zusammengedrängt in Eine Nation, Eine Regierung, Ein Gesetz, Ein nationales Klasseninteresse, Eine Douanenlinie.

Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Welttheile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen—welch früheres Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schooß der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.

Wir haben aber gesehen: Die Produktions- und Verkehrsmittel, auf deren Grundlage sich die Bourgeoisie heranbildete, wurden in der feudalen Gesellschaft erzeugt. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung dieser Produktions- und Verkehrsmittel entsprachen die Verhältnisse, worin die feudale Gesellschaft producirte und austauschte, die feudale Organisation der Agrikultur und Manufaktnr, mit einem Wort die feudalen Eigenthums-Verhältnisse den schon entwickelten Produktivkräften nicht mehr. Sie hemmten die Produktion statt sie zu fördern. Sie verwandelten sich in eben so viele Fesseln. Sie mußten gesprengt werden, sie wurden gesprengt.

An ihre Stelle trat die freie Konkurrenz mit der ihr angemessenen gesellschaftlichen und politischen Konstitution, mit der ökonomischen und politischen Herrschaft der Bourgeois-Klasse.

Unter unsren Augen geht eine ähnliche Bewegung vor. Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrs-Verhältnisse, die bürgerlichen Eigenthums-Verhältnisse, die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er herauf beschwor.

Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur noch die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die modernen Produktions-Verhältnisse, gegen die Eigenthums-Verhätnisse, welche die Lebens-Bedingungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind. Es genügt die Handelskrisen zu nennen, welche in ihrer periodischen Wiederkehr immer drohenden die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellen. In den Handelskrisen wird ein großer Theil nicht nur der erzeugten Produkte, sondern sogar der bereits geschaffenen Produktivkräfte regelmäßig vernichtet. In der Krisen bricht eine gesellschaftliche Epidemie aus, welche allen früheren Epochen als ein Widersinn erschienen wäre—die Epidemie der Ueberproduktion. Die Gesellschaft findet sich plötzlich in einen Zustand momentaner Barbarei zurückversetzt; eine Hungersnoth, ein allgemeiner Verwüstungskrieg scheinen ihr alle Lebensmittel abgeschnitten zu haben; die Industrie, der Handel scheinen vernichtet, und warum? Weil sie zu viel Civilisation, zu viel Lebensmittel, zu viel Industrie, zu viel Handel besitzt. Die Produktivkräfte, die ihr zur Verfügung stehen, dienen nicht mehr zur Beförderung der bürgerlichen Civilisation und der bürgerlichen Eigenthums-Verhältnisse; im Gegentheil, sie sind zu gewaltig für diese Verhältnisse geworden, sie werden von ihnen gehemmt, und so bald sie dies Hemmniß überwinden, bringen sie die ganze bürgerliche Gesellschaft in Unordnung, gefährden sie die Existenz des bürgerlichen Eigenthums. Die bürgerlichen Verhältnisse sind zu eng geworden um den von ihnen erzeugten Reichthum zu fassen.—Wodurch überwindet die Bourgeoisie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften; andererseits durch die Eroberung neuer Märkte, und die gründlichere Ausbeutung der alten Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert.

Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst.

Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden—die modernen Arbeiter, die Proletarier.

In demselben Maße, worin sich die Bourgeoisie, d. h. das Kapital entwickelt, in demselben Maße entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben als sie Arbeit finden, und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweis verkaufen müssen, sind eine Waare wie jeder andre Handelsartikel, und daher gleichmäßig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt.

Die Arbeit der Proletarier hat durch die Ausdehnung der Maschinerie und die Theilung der Arbeit allen selbstständigen Charakter und damit allen Reiz für den Arbeiter verloren. Er wird ein bloßes Zubehör der Maschine, von dem nur der einfachste, eintönigste, am leichtesten erlernbare Handgriff verlangt wird. Die Kosten die der Arbeiter verursacht, beschränken sich daher fast nur auf die Lebensmittel, die er zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung seiner Race bedarf. Der Preis einer Waare, also auch der Arbeit ist aber gleich ihren Produktionskosten. In demselben Maße, in dem die Widerwörtigkeit der Arbeit wächst, nimmt daher der Lohn ab. Noch mehr, in demselben Maße wie Maschinerie und Theilung der Arbeit zunehmen, in demselben Maße nimmt auch die Masse der Arbeit zu, sei es durch Vermehrung der Arbeitsstunden, sei es durch Vermehrung der in einer gegebenen Zeit geforderten Arbeit, beschleunigten Lauf der Maschinen u. s. w.

Die moderne Industrie hat die kleine Werkstube des patriarchalischen Meisters in die große Fabrik des industriellen Kapitalisten verwandelt. Arbeiter-

Massen in der Fabrik zusammengedrängt, werden soldatisch organisirt. Sie werden als gemeine Industriesoldaten unter die Aufsicht einer vollständigen Hierarchie von Unteroffizieren und Offizieren gestellt. Sie sind nicht nur Knechte der Bourgeoisklasse, des Bourgeoisstaates, sie sind täglich und stündlich geknechtet von der Maschine, von dem Aufseher, und vor Allem von dem einzelnen fabrizirenden Bourgeois selst. Diese Despotie ist um so kleinlicher, gehässiger, erbitternder, je offener sie den Erwerb als ihren letzten Zweck proklamirt.

Je weniger die Handarbeit Geschicklichkeit und Kraftäußerung erheischt, d. h. je mehr die moderne Industrie sich entwickelt, desto mehr wird die Arbeit der Männer durch die der Weiber und Kinder verdrängt. Geschlechts- und Alters-Unterschiede haben keine gesellschaftliche Geltung mehr für die Arbeiterklasse. Es gibt nur noch Arbeitsinstrumente, die je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen.

Ist die Ausbeutung des Arbeiters durch den Fabrikanten so weit beendigt, daß er seinen Arbeitslohn baar ausgezahlt erhält, so fallen die andern Theile der Bourgeoisie über ihn her, der Hausbesitzer, der Krämer, der Pfandverleiher u. s. w.

Die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, alle diese Klassen fallen ins Proletariat hinab, theils dadurch, das ihr kleines Kapital für den Betrieb der großen Industrie nicht ausreicht, und der Konkurrenz mit den größeren Kapitalisten erliegt, theils dadurch, daß ihre Geschicklichkeit von neuen Produktionsweisen entwerthet wird. So rekrutirt sich das Proletariat aus allen Klassen der Bevölkerung.

Das Proletariat macht verschiedene Entwicklungsstufen durch. Sein Kampf gegen die Bourgeoisie beginnt mit seiner Existenz.

Im Anfang kämpfen die einzelnen Arbeiter, dann die Arbeiter einer Fabrik, dann die Arbeiter eines Arbeitszweiges an einen Ort gegen den einzelnen Bourgeois, der sie direkt ausbeutet. Sie richten ihre Angriffe nicht nur gegen die bürgerlichen Produktions-Verhältnisse, sie richten sie gegen die Produktions-Instrumente selbst; sie vernichten die fremden konkurrirenden Waaren, sie zerschlagen die Maschinen, sie stecken die Fabriken in Brand, sie suchen sich die untergegangene Stellung des mittelalterlichen Arbeiters wieder zu erringen.

Auf dieser Stufe bilden die Arbeiter eine über das ganze Land zerstreute und durch die Konkurrenz zersplitterte Masse. Massenhafteres Zusammenhalten der Arbeiter ist noch nicht die Folge ihrer eigenen Vereinigung, sondern die Folge der Vereinigung der Bourgeoisie, die zur Erreichung ihrer eigenen politischen Zwecke das ganze Proletariat in Bewegung setzen muß und es einstweilen noch kann. Auf dieser Stufe bekämpfen die Proletarier also nicht ihre Feinde, sondern die Feinde ihrer Feinde, die Reste der absoluten Monarchie, die Grundeigenthümer, die nicht industriellen Bourgeois, die Kleinbürger. Die ganze geschichtliche Bewegung ist so in den Händen der Bourgeoisie konzentrirt; jeder Sieg, der so errungen wird, ist ein Sieg der Bourgeoisie.

Aber mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in größeren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst und es fühlt sie mehr. Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. Die wachsende Konkurrenz der Bourgeois unter sich und die daraus herhorgehenden Handelskrisen machen den Lohn der Arbeiter immer schwankender; die immer rascher sich entwickelnde, unaufhörliche Verbesserung der Maschinerie macht ihre ganze Lebensstellung immer unsicherer; immer mehr nehmen die Kollisionen zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem einzelnen Bourgeois den Charakter von Kollisionen zweier Klassen an. Die Arbeiter beginnen

damit, Coalitionen gegen die Bourgeois zu bilden; sie treten zusammen zur Behauptung ihres Arbeitslohns. Sie stiften selbst dauernde Associationen, um sich für diese gelegentlichen Empörungen zu verproviantiren. Stellenweis bricht der Kampf in Emeuten aus.

Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend. Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. Sie wird befördert durch die wachsenden Kommunikationsmittel, die von der großen Industrie erzeugt werden und die Arbeiter der verschiedenen Lokalitäten mit einander in Verbindung setzen. Es bedarf aber blos der Verbindung, um die vielen Lokalkämpfe von überall gleichem Charakter, zu einem nationalen, zu einem Klassenkampf zu centralisiren. Jeder Klassenkampf aber ist ein politischer Kampf. Und die Vereinigung, zu der die Bürger des Mittelalters mit ihren Vicinalwegen Jahrhunderte bedurften, bringen die modernen Proletarier mit den Eisenbahnen in wenigen Jahren zu Stande.

Diese Organisation der Proletarier zur Klasse, und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Conkurrenz unter den Arbeitern selbst. Aber sie ersteht immer wieder, stärker, fester, mächtiger. Sie erzwingt die Anerkennung einzelner Interessen der Arbeiter in Gesetzesform, indem sie die Spaltungen der Bourgeoisie unter sich benutzt. So die Zehnstundenbill in England.

Die Kollisionen der alten Gesellschaft überhaupt fördern mannichfach den Entwicklungsgang des Proletariats. Die Bourgeoisie befindet sich in fortwährendem Kampf; anfangs gegen die Aristokratie; später gegen die Theile der Bourgeoisie selbst, deren Interessen mit dem Fortschritt der Industrie in Widerspruch gerathen; stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder. In allen diesen Kämpfen sieht sie sich genöthigt an das Proletariat zu appelliren, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen und es so in die politische Bewegung hineinzureißen. Sie selbst führt also dem Proletariat ihre eigenen Bildungselemente, d. h. Waffen gegen sich selbst zu.

Es werden ferner, wie wir sahen, durch den Fortschritt der Industrie ganze Bestandtheile der herrschenden Klasse in's Proletariat hinabgeworfen oder wenigstens in ihren Lebensbedingungen bedroht. Auch sie führen dem Proletariat eine Masse Bildungselemente zu.

In Zeiten endlich wo der Klassenkampf sich der Entscheidung nähert, nimmt der Auflösungsprozeß innerhalb der herrschenden Klasse, innerhalb der ganzen alten Gesellschaft, einen so heftigen, so grellen Charakter an, daß ein kleiner Theil der herrschenden Klasse sich von ihr lossagt und sich der revolutionären Klasse anschließt, der Klasse, welche die Zukunft in ihren Händen trägt. Wie daher früher ein Theil des Adels zur Bourgeoisie überging, so geht jetzt ein Theil der Bourgeoisie zum Proletariat über, und namentlich ein Theil der Bourgeois-Ideologen, welche zum theoretischen Verständniß der ganzen geschichtlichen Bewegung sich hinaufgearbeitet haben.

Von allen Klassen welche heutzutage der Bourgeoisie gegenüber stehen, ist nur das Proletariat eine wirklich revolutionäre Klasse. Die übrigen Klassen verkommen und gehen unter mit der großen Industrie, das Proletariat ist ihr eigenstes Produkt.

Die Mittelstände, der kleine Industrielle, der kleine Kaufmann, der Handwerker, der Bauer, sie Alle bekämpfen die Bourgeoisie, um ihre Existenz als Mittelstände, vor dem Untergang zu sichern. Sie sind also nicht revolutionär, sondern konservativ. Noch mehr, sie sind reaktionär, denn sie suchen das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Sind sie revolutionör, so sind sie es im Hinblick auf den ihnen bevorstehenden Uebergang ins Proletariat, so vertheidigen

sie nicht ihre gegenwärtigen, sondern ihre zukünftigen Interessen, so verlassen sie ihren eigenen Standpunkt um sich auf den des Proletariats zu stellen.

Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft, wird durch eine proletarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert, seiner ganzen Lebenslage nach wird es bereitwilliger sein sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen.

Die Lebensbedingungen der alten Gesellschaft sind schon vernichtet in den Lebensbedingungen des Proletariats. Der Proletarier ist eigenthumslos; sein Verhältniß zu Weib und Kindern hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältniß; die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für ihn eben so viele bürgerliche Vorurtheile, hinter denen sich eben so viele bürgerliche Interessen verstecken.

Alle früheren Klassen, die sich die Herrschaft eroberten, suchten ihre schon erworbene Lebensstellung zu sichern, indem sie die ganze Gesellschaft den Bedingungen ihres Erwerbs unterwarfen. Die Proletarier können sich die gesellschaftlichen Produktivkräfte nur erobern, indem sie ihre eigene bisherige Aneignungsweise und damit die ganze bisherige Aneignungsweise abschaffen. Die Proletarier haben Nichts von dem Ihrigen zu sichern, sie haben alle bisherige Privatsicherheit und Privatversicherungen zu zerstören.

Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbstständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schichte der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Ueberbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird.

Obgleich nicht dem Inhalt, ist der Form nach der Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie zunächst ein nationaler. Das Proletariat eines jeden Landes muß natürlich zuerst mit seiner eigenen Bourgeoisie fertig werden.

Indem wir die allgemeinsten Phasen der Entwicklung des Proletariats zeichneten, verfolgten wir den mehr oder minder versteckten Bürgerkrieg innerhalb der bestehenden Gesellschaft bis zu dem Punkt, wo er in eine offene Revolution ausbricht und durch den gewaltsamen Sturz der Bourgeoisie das Proletariat seine Herrschaft begründet.

Alle bisherige Gesellschaft beruhte, wie wir gesehen haben, auf dem Gegensatz unterdrückender und unterdrückter Klassen. Um aber eine Klasse unterdrücken zu können, müssen ihr Bedingungen gesichert sein innerhalb deren sie wenigstens ihre knechtische Existenz fristen kann. Der Leibeigne hat sich zum Mitglied der Kommune in der Leibeigenschaft herangearbeitet, wie der Kleinbürger zum Bourgeois unter dem Joch des feudalistischen Absolotismus. Der moderne Arbeiter dagegen, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eignen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch rascher als Bevölkerung und Reichthum. Es tritt hiermit offen hervor, daß die Bourgeoisie unfähig ist noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig zu herrschen, weil sie unfähig ist ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht mehr unter ihr leben, d. h. ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschft.

Die wesentlichste Bedingung für die Existenz und für die Herrschaft der Bour-

geoisklasse ist die Anhäufung des Reichthums in den Händen von Privaten, die Bildung und Vermehrung des Kapitals. Die Bedingung des Kapitals ist die Lohnarbeit. Die Lohnarbeit beruht ausschließlich auf der Konkurenz der Arbeiter unter sich. Der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setzt an die Stelle der Isolirung der Arbeiter durch die Konkurenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Association. Mit der Entwicklung der großen Industrie wird also unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst weggezogen worauf sie produzirt und die Produkte sich aneignet. Sie produzirt vor Allem ihre eignen Todtengräber. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich.

II.

Proletarier und Kommunisten.

In welchem Verhältniß stehen die Kommunisten zu den Proletariern überhaupt?

Die Kommunisten sind keine besondere Partei gegenüber den andern Arbeiterparteien.

Sie haben keine von den Interessen des ganzen Proletariats getrennten Interessen.

Sie stellen keine besondern Prinzipien auf, wonach sie die proletarische Bewegung modeln wollen.

Die Kommunisten unterscheiden sich von den übrigen proletarischen Parteien nur dadurch, daß einerseits sie in den verschiedenen nationalen Kämpfen der Proletarier die gemeinsamen, von der Nationalität unabhängigen Interessen des gesammten Proletariats hervorheben und zur Geltung bringen, andrerseits dadurch, daß sie in den verschiedenen Entwicklungs-Stufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesammt-Bewegung vertreten.

Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste immer weiter treibende Theil der Arbeiterparteien aller Länder, sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der Proletarischen Bewegung voraus.

Der nächste Zweck der Kommunisten ist derselbe wie der aller übrigen proletarischen Parteien: Bildung des Proletariats zur Klasse, Sturz der Bourgeoisieherrschaft, Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat.

Die theoretischen Sätze der Kommunisten beruhen keineswegs auf Ideen, auf Prinzipien, die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt sind.

Sie sind nur allgemeine Ausdrücke thatsächlicher Verhältnisse eines existirenden Klassenkampfes, einer unter unsern Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung. Die Abschaffung bisheriger Eigenthumsverhältnisse ist nichts den Kommunismus eigenthümlich Bezeichnendes.

Alle Eigenthumsverhältnisse waren einem beständigen geschichtlichen Wechsel, einer beständigen geschichtlichen Veränderung unterworfen.

Die französische Revolution z. B. schaffte das Feudal-Eigenthum zu Gunsten des bürgerlichen ab.

Was den Kommunismus auszeichnet, ist nicht die Abschaffung des Eigenthums überhaupt, sondern die Abschaffung des bürgerlichen Eigenthums.

Aber das moderne bürgerliche Privateigenthum ist der letzte und vollendeteste Ausdruck der Erzeugung und Aneignung der Producte, die auf Klassengegensätzen, die auf der Ausbeutung der Einen durch die Andern beruht.

In diesem Sinn können die Kommunisten ihre Theorie in dem einen Ausdruck: Aufhebung des Privat-Eigenthums zusammenfassen.

Man hat uns Kommunisten vorgeworfen, wir wollten das persönlich erworbene, selbsterarbeitete Eigenthum abschaffen; das Eigenthum, welches die Grundlage aller persönlichen Freiheit, Thätigkeit und Selbstständigkeit bilde.

Erarbeitetes, erworbenes, selbstverdientes Eigenthum! Sprecht Ihr von dem kleinbürgerlichen, kleinbäuerlichen Eigenthum, welches dem bürgerlichen Eigenthum vorherging? Wir brauchen es nicht abzuschaffen, die Entwicklung der Industrie hat es abgeschafft und schafft es täglich ab.

Oder sprecht Ihr vom modernen bürgerlichen Privateigenthum?

Schafft aber die Lohnarbeit, die Arbeit des Proletariers ihm Eigenthum? Keineswegs. Sie schafft das Kapital, d. h. das Eigenthum, welches die Lohnarbeit ausbeutet, welches sich nur unter der Bedingung vermehren kann, daß es neue Lohnarbeit erzeugt, um sie von Neuem auszubeuten. Das Eigenthum in seiner heutigen Gestalt bewegt sich in dem Gegensatz von Kapital und Lohnarbeit. Betrachten wir die beiden Seiten dieses Gegensatzes. Kapitalist sein heißt nicht nur eine reinpersönliche, sondern eine gesellschaftliche Stellung in der Produktion einnehmen.

Das Kapital ist ein gemeinschaftliches Produkt und kann nur durch eine gemeinsame Thätigkeit vieler Mitglieder, ja in letzter Instanz nur durch die gemeinsame Thätigkeit aller Mitglieder der Gesellschaft in Bewegung gesetzt werden.

Das Kapital ist also keine persönliche, es ist eine gesellschaftliche Macht.

Wenn also das Kapital in gemeinschaftliches, allen Mitgliedern der Gesellschaft angehöriges Eigenthum verwandelt wird, so verwandelt sich nicht persönliches Eigenthum in gesellschaftliches. Nur der gesellschaftliche Charakter des Eigenthums verwandelt sich. Es verliert seinen Klassen-Charakter.

Kommen wir zur Lohnarbeit.

Der Durchschnittspreis der Lohnarbeit ist das Minimum des Arbeitslohnes, d. h. die Summe der Lebensmittel, die nothwendig sind, um den Arbeiter als Arbeiter am Leben zu erhalten. Was also der Lohnarbeiter durch seine Thätigkeit sich aneignet, reicht blos dazu hin, um sein nacktes Leben wieder zu erzeugen. Wir wollen diese persönliche Aneignung der Arbeitsprodukte zur Wiedererzeugung des unmittelbaren Lebens keineswegs abschaffen, eine Aneignung, die keinen Reinertrag übrig läßt, der Macht über fremde Arbeit geben könnte. Wir wollen nur den elenden Charakter dieser Aneignung aufheben, worin der Arbeiter nur lebt, um das Kapital zu vermehren, nur so weit lebt, wie es das Interesse der herrschenden Klasse erheischt.

In der bürgerlichen Gesellschaft ist die lebendige Arbeit nur ein Mittel, die aufgehäufte Arbeit zu vermehren. In der kommunistischen Gesellschaft ist die aufgehäufte Arbeit nur ein Mittel, um den Lebensprozeß der Arbeiter zu erweitern, zu bereichern, zu befördern.

In der bürgerlichen Gesellschaft herrscht also die Vergangenheit über die Gegenwart, in der kommunistischen die Gegenwart über die Vergangenheit. In der bürgerlichen Gesellschaft ist das Kapital selbstständig und persönlich, während das thätige Individuum unselbstständig und unpersönlich ist.

Und die Aufhebung dieses Verhältnisses nennt die Bourgeoisie Aufhebung der Persönlichkeit und Freiheit! Und mit Recht. Es handelt sich allerdings um die Aufhebung der Bourgeois-Persönlichkeit, Selbstständigkeit und Freiheit.

Unter Freiheit versteht man innerhalb der jetzigen bürgerlichen Produktions-Verhältnisse den freien Handel, den freien Kauf und Verkauf.

Fällt aber der Schacher, so fällt auch der freie Schacher. Die Redensarten vom freien Schacher, wie alle übrigen Freiheitsbravaden unserer Bourgeois haben überhaupt nur einen Sinn gegenüber dem gebundenen Schacher, gegenüber dem geknechteten Bürger des Mittelalters, nicht aber gegenüber der kom-

munistischen Aufhebung des Schachers, der bürgerlichen Produktions-Verhältnisse und der Bourgeoisie selbst.

Ihr entsetzt Euch darüber, daß wir das Privateigenthum aufheben wollen. Aber in Eurer bestehenden Gesellschaft ist das Privateigenthum für 9 Zehntel ihrer Mitglieder aufgehoben; es existirt gerade dadurch, daß es für 9 Zehntel nicht existirt. Ihr werft uns also vor, daß wir ein Eigenthum aufheben wollen, welches die Eigenthumslosigkeit der ungeheuren Mehrzahl der Gesellschaft als nothwendige Bedingung voraussetzt.

Ihr werft uns mit Einem Wort vor, daß wir Euer Eigenthum aufheben wollen. Allerdings das wollen wir.

Von dem Augenblick an, wo die Arbeit nicht mehr in Kapital, Geld, Grundrente, kurz, in eine monopolisirbare gesellschaftliche Macht verwandelt werden kann, d. h. von dem Augenblick, wo das persönliche Eigenthum nicht mehr in bürgerliches umschlagen kann, von dem Augenblick an erklärt Ihr die Person sei aufgehoben.

Ihr gesteht also, daß Ihr unter der Person Niemanden anders versteht, als den Bourgeois, den bürgerlichen Eigenthümer. Und diese Person soll allerdings aufgehoben werden.

Der Kommunismus nimmt keinem die Macht sich gesellschaftliche Produkte anzueignen, er nimmt nur die Macht sich durch diese Aneignung fremde Arbeit zu unterjochen.

Man hat eingewendet, mit der Aufhebung des Privateigenthums werde alle Thätigkeit aufhören und eine allgemeine Faulheit einreißen.

Hiernach müßte die bürgerliche Gesellschaft längst an der Trägheit zu Grunde gegangen sein; denn die in ihr arbeiten, erwerben nicht, und die in ihr erwerben, arbeiten nicht. Das ganze Bedenken läuft auf die Tautologie hinaus, daß es keine Lohnarbeit mehr gibt, sobald es kein Kapital mehr gibt.

Alle Einwürfe die gegen die kommunistische Aneignungs- und Produktionsweise der materiellen Produkte gerichtet werden, sind eben so auf die Aneignung und Produktion der geistigen Produkte ausgedehnt worden. Wie für den Bourgeois das Aufhören des Klasseneigenthums das Aufhören der Produktion selbst ist, so ist für ihn das Aufhören der Klassenbildung identisch mit dem Aufhören der Bildung überhaupt.

Die Bildung, deren Verlust er bedauert, ist für die enorme Mehrzahl die Heranbildung zur Maschine.

Aber streitet nicht mit uns, indem Ihr an Euren bürgerlichen Vorstellungen von Freiheit, Bildung, Recht u. s. w. die Abschaffung des bürgerlichen Eigenthums meßt. Eure Ideen selbst sind Erzeugnisse der bürgerlichen Produktions- und Eigenthums-Verhältnisse, wie Euer Recht nur der zum Gesetz erhobene Wille Eurer Klasse ist, ein Wille, dessen Inhalt gegeben ist in den materiellen Lebensbedingungen Eurer Klasse.

Die interessirte Vorstellung, worin Ihr Eure Produktions- und Eigenthumsverhältnisse aus geschichtlichen, in dem Lauf der Produktion vorübergehenden Verhältnissen in ewige Natur und Vernunftgesetze verwandelt, theilt Ihr mit allen untergegangenen herrschenden Klassen. Was Ihr für das antike Eigenthum begreift, was Ihr für das feudale Eigenthum begreift, dürft Ihr nicht mehr begreifen für das bürgerliche Eigenthum.

Aufhebung der Familie! Selbst die Radikalsten ereifern sich über diese schändliche Absicht der Kommunisten.

Worauf beruht die gegenwärtige, die bürgerliche Familie? Auf dem Kapital, auf dem Privaterwerb. Vollständig entwickelt existirt sie nur für die Bourgeoisie; aber sie findet ihre Ergänzung in der erzwungenen Familienlosigkeit der Proletarier und der öffentlichen Prostitution.

Die Familie des Bourgeois fällt natürlich weg, mit dem Wegfallen dieser ihrer Ergänzung und beide verschwinden mit dem Verschwinden des Kapitals.

Werft Ihr uns vor, daß wir die Ausbeutung der Kinder durch ihre Eltern aufheben wollen? Wir gestehen dies Verbrechen ein. Aber sagt Ihr, wir heben die trautesten Verhältnisse auf, indem wir an die Stelle der häuslichen Erziehung die gesellschaftliche setzen.

Und ist nicht auch Eure Erziehung durch die Gesellschaft bestimmt? Durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, innerhalb deren Ihr erzieht, durch die direktere oder indirektere Einmischung der Gesellschaft vermittelst der Schule u. s. w.? Die Kommunisten erfinden nicht die Einwirkung der Gesellschaft auf die Erziehung; sie verändern nur ihren Charakter, sie entreißen die Erziehung dem Einfluß einer herrschenden Klasse.

Die bürgerlichen Redensarten über Familie und Erziehung über das traute Verhältniß von Eltern und Kindern werden um so ekelhafter, je mehr in Folge der großen Industrie alle Familienbande für die Proletarier zerrissen und die Kinder in einfache Handelsartikel und Arbeitsinstrumente verwandelt werden.

Aber Ihr Kommunisten wollt die Weibergemeinschaft einführen, schreit uns die ganze Bourgeoisie im Chor entgegen.

Der Bourgeois sieht in seiner Frau ein bloßes Produktions-Instrument. Er hört, daß die Produktions-Instrumente gemeinschaftlich ausgebeutet werden sollen und kann sich natürlich nicht anders denken, als daß das Loos der Gemeinschaftlichkeit die Weiber gleichfalls treffen wird.

Er ahnt nicht, daß es sich eben darum handelt, die Stellung der Weiber als bloßer Produktions-Instrumente aufzuheben.

Uebrigens ist nichts lächerlicher als das hochmoralische Entsetzen unsrer Bourgeois über die angebliche officielle Weibergemeinschaft der Kommunisten. Die Kommunisten brauchen die Weibergemeinschaft nicht einzuführen, sie hat fast immer existirt.

Unsre Bourgeois nicht zufrieden damit, daß ihnen die Weiber und Töchter ihrer Proletarier zur Verfügung stehen, von der officiellen Prostitution gar nicht zu sprechen, finden ein Hauptvergnügen darin ihre Ehefrauen wechselseitig zu verführen.

Die bürgerliche Ehe ist in Wirklichkeit die Gemeinschaft der Ehefrauen. Man könnte höchstens den Kommunisten vorwerfen, daß sie an der Stelle einer heuchlerisch versteckten, eine officielle, offenherzige Weibergemeinschaft einführen wollen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß mit Aufhebung der jetzigen Produktions-Verhältnisse auch die aus ihnen hervorgehende Weibergemeinschaft, d. h. die officielle und nicht officielle Prostitution verschwindet.

Den Kommunisten ist ferner vorgeworfen worden, sie wollten das Vaterland, die Nationalität abschaffen.

Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben. Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobern, sich zur nationalen Klasse erheben, sich selbst als Nation konstituiren muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie.

Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse.

Die Herrschaft des Proletariats wird sie noch mehr verschwinden machen. Vereinigte Aktion wenigstens der civilisirten Länder ist eine der ersten Bedingungen seiner Befreiung.

In dem Maße wie die Exploitation des einen Individuums durch das andere aufgehoben wird, wird die Exploitation einer Nation durch die andre aufgehoben.

Mit dem Gegensatz der Klassen im Innern der Nationen fällt die feindliche Stellung der Nationen gegen einander.

Die Anklagen gegen den Kommunismus, die von religiösen, philosophischen und ideologischen Gesichtspunkten überhaupt erhoben werden, verdienen keine ausführlichere Erörterung.

Bedarf es tiefer Einsicht um zu begreifen, daß mit den Lebensverhältnissen der Menschen, mit ihren gesellschaftlichen Beziehungen, mit ihrem gesellschaftlichen Dasein auch ihre Vorstellungen, Anschauungen und Begriffe, mit einem Worte auch ihr Bewußtsein sich ändert?

Was beweist die Geschichte der Ideen anders, als daß die geistige Produktion sich mit der materiellen umgestaltet. Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse.

Man spricht von Ideen, welche eine ganze Gesellschaft revolutioniren; man spricht damit nur die Thatsache aus, daß sich innerhalb der alten Gesellschaft die Elemente einer neuen gebildet haben, daß mit der Auflösung der alten Lebensverhältnisse die Auflösung der alten Ideen gleichen Schritt hält.

Als die alte Welt im Untergehen begriffen war, wurden die alten Religionen von der christlichen Religion besiegt. Als die christlichen Ideen im 18. Jahrhundert den Aufklärungs-Ideen unterlagen, rang die feudale Gesellschaft ihren Todeskampf mit der damals revolutionären Bourgeoisie. Die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit sprachen nur die Herrschaft der freien Konkurrenz auf dem Gebiet des Gewissens aus.

Aber wird man sagen, religiöse, moralische, philosophische, politische, rechtliche Ideen n. s. w. modificirten sich allerdings im Lauf der geschichtlichen Entwicklung. Die Religion, die Moral, die Philosophie, die Politik, das Recht, erhielten sich stets in diesem Wechsel.

Es gibt zudem ewige Wahrheiten wie Freiheit, Gerechtigkeit u. s. w., die allen gesellschaftlichen Zuständen gemeinsam sind. Der Kommunismus aber schafft die ewigen Wahrheiten ab, er schafft die Religion ab, die Moral, statt sie neu zu gestalten, er widerspricht also allen bisherigen geschichtlichen Entwickelungen.

Worauf reducirt sich diese Anklage? Die Geschichte der ganzen bisherigen Gesellschaft bewegte sich in Klassengegensätzen, die in den verschiedenen Epochen verschieden gestaltet waren.

Welche Form sie aber auch immer angenommen, die Ausbeutung des einen Theils der Gesellschaft durch den andern ist eine allen vergangenen Jahrhunderten gemeinsame Thatsache. Kein Wunder daher, daß das gesellschaftliche Bewußtsein aller Jahrhunderte aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zum Trotz, in gewissen gemeinsamen Formen sich bewegt, Formen, Bewußtseinsformen, die nur mit dem gänzlichen Verschwinden des Klassengegensatzes sich vollständig auflösen.

Die kommunistische Revolution ist das radikalste Brechen mit den überlieferten Eigenthums-Verhältnissen, kein Wunder, daß in ihrem Entwicklungsgange am radikalsten mit den überlieferten Ideen gebrochen wird.

Doch lassen wir die Einwürfe der Bourgeoisie gegen den Kommunismus.

Wir sahen schon oben, daß der erste Schritt in der Arbeiter-Revolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie ist.

Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktions-Instrumente in den Händen des Staats, d. h. des als herrschende Klasse organisirten Proletariats zu centralisiren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren.

Es kann dies natürlich zunächst nur geschehen vermittelst despotischer Eingriffe in das Eigenthumsrecht und in die bürgerlichen Produktions-Verhältnisse, durch Maaßregeln also, die ökonomisch unzureichend und unhaltbar erscheinen, die aber im Lauf der Bewegung über sich selbst hinaus treiben und als Mittel zur Umwälzung der ganzen Produktionsweise unvermeidlich sind.

Diese Maaßregeln werden natürlich je nach den verschiedenen Ländern verschieden sein.

Für die fortgeschrittensten Länder werden jedoch die folgenden ziemlich allgemein in Anwendung kommen können:

1) Expropriation des Grundeigenthums und Verwendung der Grundrente zu Staatsausgaben.
2) Starke Progressiv-Steuer.
3) Abschaffung des Erbrechts.
4) Konfiskation des Eigenthums aller Emigranten und Rebellen.
5) Centralisation des Kredits in den Händen des Staats durch eine Nationalbank mit Staatskapital und ausschließlichem Monopol.
6) Centralisation alles Transportwesens in den Händen des Staats.
7) Vermehrung der Nationalfabriken, Produktions-Instrumente, Urbarmachung und Verbesserung der Ländereien nach einem gemeinschaftlichen Plan.
8) Gleicher Arbeitszwang für Alle, Errichtung industrieller Armeen besonders für den Ackerbau.
9) Vereinigung des Betriebs von Ackerbau und Industrie, Hinwirken auf die allmählige Beseitigung des Gegensatzes von Stadt und Land.
10) Oeffentliche und unentgeldliche Erziehung aller Kinder. Beseitigung der Fabrikarbeit der Kinder in ihrer heutigen Form. Vereinigung der Erziehung mit der materiellen Produktion u. s. w., u. s. w.

Sind im Laufe der Entwicklung die Klassenunterschiede verschwunden, und ist alle Produktion in den Händen der associrten Individuen koncentrirt, so verliert die öffentliche Gewalt den politischen Charakter. Die politische Gewalt im eigentlichen Sinn ist die organisirte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer andern. Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich nothwendig zur Klasse vereint, durch eine Revolution sich zur herrschenden Klasse macht, und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktions-Verhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Produktions-Verhältnissen die Existenz-Bedingungen des Klassengegensatzes der Klassen überhaupt, und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf.

An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassen-Gegensätzen tritt eine Association, worin die freie Entwicklung eines Jeden, die Bedingung für die freie Entwicklung Aller ist.

III.

Socialistische und kommunistische Literatur.

1) Der reaktionaire Socialismus.

a) Der feudale Socialismus.

Die französische und englische Aristokratie war ihrer geschichtlichen Stellung nach dazu berufen, Pamphlete gegen die moderne bürgerliche Gesellschaft zu schreiben. In der französischen Julirevolution von 1830, in der englischen Reformbewegung war sie noch einmal dem verhaßten Emporkömmling erlegen. Von einem ernsten politischen Kampfe konnte nicht mehr die Rede sein. Nur der

literarische Kampf blieb ihr übrig. Aber auch auf dem Gebiete der Literatur waren die alten Redensarten der Restaurationszeit unmöglich geworden. Um Sympathie zu erregen, mußte die Aristokratie scheinbar ihre Interessen aus den Augen verlieren und nur noch im Interesse der exploitirten Arbeiterklasse ihren Anklageakt gegen die Bourgeoisie formuliren. Sie bereitete sich so die Genugthuung vor, Schmählieder auf ihren neuen Herrscher singen und mehr oder minder unheilschwangere Prophezeihungen ihm in's Ohr raunen zu dürfen.

Auf diese Art entstand der feudalistische Socialismus, halb Klagelied, halb Pasquill, halb Rückhall der Vergangenheit, halb Dräuen der Zukunft, mitunter die Bourgeoisie in's Herz treffend durch bittres, geistreich zerreißendes Urtheil, stets komisch wirkend durch gänzliche Unfähigkeit den Gang der modernen Geschichte zu begreifen.

Den proletarischen Bettlersack schwenkten sie als Fahne in der Hand, um das Volk hinter sich her zu versammeln. So oft es ihnen aber folgte, erblickte es auf ihrem Hintern die alten feudalen Wappen und verlief sich mit lautem und unehrerbietigem Gelächter.

Ein Theil der französischen Legitimisten und das junge England gaben dies Schauspiel zum Besten.

Wenn die Feudalen beweisen, daß ihre Weise der Ausbeutung anders gestaltet war als die bürgerliche Ausbeutung, so vergessen sie nur, daß sie unter gänzlich verschiedenen und jetzt überlebten Umständen und Bedingungen ausbeuteten. Wenn sie nachweisen, daß unter ihrer Herrschaft nicht das moderne Proleteriat existirt hat, so vergessen sie nur, daß eben die moderne Bourgeoisie ein nothwendiger Sprößling ihrer Gesellschaftsordnung war.

Uebrigens verheimlichen sie den reaktionären Charakter ihrer Kritik so wenig, daß ihre Hauptanklage gegen die Bourgeoisie eben darin besteht, unter ihrem Regime entwickele sich eine Klasse, welche die ganze alte Gesellschaftsordnung in die Luft sprengen werde.

Sie werfen der Bourgeoisie mehr noch vor, daß sie ein revolutionares Proletariat, als daß sie überhaupt ein Proletariat erzeugt.

In der politischen Praxis nehmen sie daher an allen Gewaltmaßregeln gegen die Arbeiterklasse Theil, und im gewöhnlichen Leben bequemen sie sich, allen ihren aufgeblähten Redensarten zum Trotz, die goldenen Aepfel aufzulesen, und Treue, Liebe, Ehre mit dem Schacher in Schaafswolle, Runkelrüben und Schnapps zu vertauschen.

Wie der Pfaffe immer Hand in Hand ging mit dem Feudalen, so der pfäffische Socialismus mit dem feudalistischen.

Nichts leichter als dem christlichen Ascetismus einen socialistischen Anstrich zu geben. Hat das Christenthum nicht auch gegen das Privateigenthum, gegen die Ehe, gegen den Staat geeifert? Hat es nicht die Wohlthätigkeit und den Bettel, das Cölibat und die Fleischesertödtung, das Zellenleben und die Kirche an ihre Stelle gepredigt? Der heitige Socialismus ist nur das Weihwasser, womit der Pfaffe den Aerger des Aristokraten einsegnet.

b) Kleinbürgerlicher Socialismus.

Die feudale Aristokratie ist nicht die einzige Klasse, welche durch die Bourgeoisie gestürzt wurde, deren Lebensbedingungen in der modernen bürgerlichen Gesellschaft verkümmerten und abstarben. Das mittelalterliche Pfahlbürgerthum und der kleine Bauernstand waren die Vorläufer der modernen Bourgeoisie. In den weniger industriell und kommerciell entwickelten Ländern vegetirt diese Klasse noch fort neben der aufkommenden Bourgeoisie.

In den Ländern, wo sich die moderne Civilisation entwickelt hat, hat sich eine neue Kleinbürgerschaft gebildet, die zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie schwebt und als ergänzender Theil der bürgerlichen Gesellschaft stets von Neuem sich bildet, deren Mitglieder aber beständig durch die Konkurrenz in's Proletariat hinabgeschleudert werden, ja selbst mit der Entwicklung der großen Industrie einen Zeitpunkt herannahen sehen, wo sie als selbstständiger Theil der modernen Gesellschaft gänzlich verschwinden, und im Handel, in der Manufaktur, in der Agrikultur durch Arbeitsaufseher und Domestiken ersetzt werden.

In Ländern wie in Frankreich, wo die Bauernklasse weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmacht, war es natürlich, daß Schriftsteller, die für das Proletariat gegen die Bourgeoisie auftraten, an ihre Kritik des Bourgeoisregime's den kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Maaßstab anlegten und die Partei der Arbeiter vom Standpunkt des Kleinbürgerthums ergriffen. Es bildete sich so der kleinbürgerliiche Socialismus. Sismondi ist das Haupt dieser Literatur nicht nur für Frankreich sondern auch für England.

Dieser Socialismus zergliederte höchst scharfsinnig die Widersprüche in den modernen Produktionsverhältnissen. Er enthüllte die gleißnerischen Beschönigungen der Oekonomen. Er wies unwiderleglich die zerstörenden Wirkungen der Maschinerie und der Theilung der Arbeit nach, die Koncentration der Kapitalien und des Grundbesitzes, die Ueberproduktion, die Krisen, den nothwendigen Untergang der kleinen Bürger und Bauern, das Elend des Proletariats, die Anarchie in der Produktion, die schreienden Mißverhältnisse in der Vertheilung des Reichthums, den industriellen Vernichtungskrieg der Nationen unter einander, die Auflösung der alten Sitten, der alten Familien-Verhältnisse, der alten Nationalitäten.

Seinem positiven Gehalte nach will jedoch dieser Socialismus entweder die alten Produktions- und Verkehrsmittel wiederherstellen und mit ihnen die alten Eigenthumsverhältnisse und die alte Gesellschaft, oder er will die modernen Produktions- und Verkehrsmittel in den Rahmen der alten Eigenthumsverhältnisse, die von ihnen gesprengt werden, gesprengt werden mußten, gewaltsam wieder einsperren. In beiden Fällen ist er reaktionär und utopistisch zugleich.

Zunftwesen in der Manufaktur und patriarchalische Wirthschaft auf dem Lande, das sind seine letzten Worte.

In ihrer weitern Entwicklung hat sich diese Richtung in einen feigen Katzenjammer verlaufen.

c) Der deutsche oder der wahre Socialismus.

Die socialistische und kommunistische Literatur Frankreichs, die unter dem Druck einer herrschenden Bourgeoisie entstand und der literarische Ausdruck des Kampfs gegen diese Herrschaft ist, wurde nach Deutschland eingeführt zu einer Zeit, wo die Bourgeoisie so eben ihren Kampf gegen den feudalen Absolutismus begann.

Deutsche Philosophen, Halbphilosophen und Schöngeister bemächtigten sich gierig dieser Literatur und vergassen nur, daß bei der Einwanderung jener Schriften aus Frankreich die französischen Lebensverhältnisse nicht gleichzeitig nach Deutschland eingewandert waren. Den deutschen Verhältnissen gegenüber verlor die französische Literatur alle unmittelbar praktische Bedeutung und nahm ein rein literarisches Aussehen an. Als müßige Spekulation über die wahre Gesellschaft, über die Verwirklichung des menschlichen Wesens mußte sie erscheinen. So hatten für die deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts die Forderungen der ersten französischen Revolution nur den Sinn, Forderungen der „prak-

tischen Vernunft" im Allgemeinen zu sein und die Willensäußerung der revolutionären französischen Bourgeoisie bedeuteten in ihren Augen die Gesetze des reinen Willens, des Willens wie er sein muß, des wahrhaft menschlichen Willens.

Die ausschließliche Arbeit der deutschen Literaten bestand darin, die neuen französischen Ideen mit ihrem alten philosophischen Gewissen in Einklang zu setzen, oder vielmehr von ihrem philosophischen Standpunkt aus die französischen Ideen sich anzueignen.

Diese Aneignung geschah in derselben Weise, wodurch man sich überhaupt eine fremde Sprache aneignet, durch die Uebersetzung.

Es ist bekannt wie die Mönche Manuscripte, worauf die klassischen Werke der alten Heidenzeit verzeichnet waren, mit abgeschmackten katholischen Heiligengeschichten überschrieben. Die deutschen Literaten gingen umgekehrt mit der profanen französischen Literatur um. Sie schrieben ihren philosophischen Unsinn hinter das französische Original. Z. B. hinter die französische Kritik der Geldverhältnisse schrieben sie „Entäußerung des menschlichen Wesens", hinter die französische Kritik des Bourgeoisstaats schrieben sie „Aufhebung der Herrschaft des abstrakt Allgemeinen" u. s. w.

Diese Unterschiebung ihrer philosophischen Redensarten unter die französischen Entwicklungen taufte sie „Philosophie der That," „wahrer Socialismus," „Deutsche Wissenschaft des Socialismus," „Philosophische Begründung des Socialismus u. s. w.

Die französisch-socialistisch kommunistische Literatur wurde so förmlich entmannt. Und da sie in der Hand des Deutschen aufhörte, den Kampf einer Klasse gegen die andere auszudrücken, so war der Deutsche sich bewußt, die französische Einseitigkeit überwunden, statt wahrer Bedürfnisse, das Bedürfniß der Wahrheit, und statt die Interessen des Proletariers die Interessen des menschlichen Wesens, des Menschen überhaupt vertreten zu haben, des Menschen, der keiner Klasse, der überhaupt nicht der Wirklichkeit, der nur dem Dunsthimmel der philosophischen Phantasie angehört.

Dieser deutsche Socialismus, der seine unbeholfene Schulübungen so ernst und feierlich nahm und so marktschreierisch ausposaunte, verlor indeß nach und nach seine pedantische Unschuld.

Der Kampf der deutschen namentlich der preußischen Bourgeoisie gegen die Feudalen und das absolute Königthum, mit einem Wort, die liberale Bewegung wurde ernsthafter.

Dem wahren Socialismus war so erwünschte Gelegenheit geboten, der politischen Bewegung die socialistischen Forderungen gegenüber zu stellen.

Die überlieferten Anatheme gegen den Liberalismus, gegen den Repräsentativ-Staat, gegen die bürgerliche Konkurrenz, bürgerliche Preßfreiheit, bürgerliches Recht, bürgerliche Freiheit und Gleichheit zu schleudern und der Volksmasse vorzupredigen, wie sie bei dieser bürgerlichen Bewegung nichts zu gewinnen, vielmehr Alles zu verlieren habe. Der deutsche Socialismus vergaß rechtzeitig, daß die französische Kritik, deren geistloses Echo er war, die moderne bürgerliche Gesellschaft mit den entsprechenden materiellen Lebensbedingungen und der angemessenen politischen Konstitution voraussetzt, lauter Voraussetzungen, um deren Erkämpfung es sich erst in Deutschland handelte.

Er diente den deutschen absoluten Regierungen mit ihrem Gefolge von Pfaffen, Schulmeistern, Krautjunkern und Büreaukraten als erwünschte Vogelscheuche gegen die drohend aufstrebende Bourgeoisie.

Er bildete die süßliche Ergänzung zu den bittern Peitschenhieben und Flintenkugeln, womit dieselben Regierungen die deutschen Arbeiter-Aufstände bearbeiteten.

Ward der wahre Socialismus dergestalt eine Waffe in der Hand der Regierungen gegen die deutsche Bourgeoisie, so vertrat er auch unmittelbar ein reactionäres Interesse, das Interesse der deutschen Pfahlbürgerschaft. In Deutschland bildet das vom sechzehnten Jahrhundert her überlieferte und seit der Zeit in verschiedener Form hier immer neu wieder auftauchende Kleinbürgerthum die eigentliche gesellschaftliche Grundlage der bestehenden Zustände.

Seine Erhaltung ist die Erhaltung der bestehenden deutschen Zustände. Von der industriellen und politischen Herrschaft der Bourgeoisie fürchtet es den sichern Untergang, einer Seits in Folge der Koncentration des Kapitals, anderer Seits durch das Aufkommen eines revolutionären Proletariats. Der wahre Socialismus schien ihm beide Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er verbreitete sich wie eine Epidemie.

Das Gewand, gewirkt aus spekulativem Spinnweb, überstickt mit schöngeistigen Redeblumen, durchtränkt von liebesschwülem Gemüthsthau, dies überschwängliche Gewand, worin die deutschen Socialisten ihre paar knöchernen ewigen Wahrheiten einhüllten, vermehrte nur den Absatz ihrer Waare bei diesem Publikum.

Seiner Seits erkannte der deutsche Socialismus immer mehr seinen Beruf, der hochtrabende Vertreter dieser Pfahlbürgerschaft zu sein.

Er proklamirte die oeutsche Nation als die normale Natiou nnd den deutschen Spießbürger als den Normal-Menschen. Er gab jeder Niedertracht desselben einen verborgenen höheren socialistischen Sinn, worin sie ihr Gegentheil bedeutete. Er zog die letzte Konsequenz, indem er direkt gegen die rohdestruktive Richtung des Kommunismus auftrat, und seine unparteiische Erhabenheit über alle Klassenkämpfe verkündete. Mit sehr wenigen Ausnahmen gehören alles, was in Deutschland von angeblich socialistischen und kommunistischen Schriften cirkulirt, in den Bereich dieser schmutzigen entnervenden Literatur.

2) Der konservative oder Bourgeois-Socialismus.

Ein Theil der Bourgeoisie wünscht den socialen Mißständen abzuhelfen, um den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft zu sichern.

Es gehören hierher, Oekonomisten, Philantropen, Humanitäre, Verbesserer der Lage der arbeitenden Klassen, Wohlthätigkeits-Organisirer, Abschaffer der Thierquälerei, Mäßigkeits-Vereinsstifter, Winkelreformer der buntscheckigsten Art. Und auch zu ganzen Systemen ist dieser Bourgeois-Socialismus ausgearbeitet worden.

Als Beispiel führen wir Proudhon's Philosophie de la misere an.

Die socialistischen Bourgeois wollen die Lebensbedingungen der modernen Gesellschaft ohne die nothwendig daraus hervorgehenden Kämpfe und Gefahren. Sie wollen die bestehende Gesellschaft mit Abzug der sie revolutionirenden und sie auflösenden Elemente. Sie wollen die Bourgeoisie ohne das Proletariat. Die Bourgeoisie stellt sich die Welt, worin sie herrscht, natürlich als die beste Welt vor. Der Bourgeois-Socialismus arbeitet diese tröstliche Vorstellung zu einem halben oder ganzen System aus. Wenn er das Proletariat auffordert seine Systeme zu verwirklichen, um in das neue Jerusalem einzugehen, so verlangt er im Grunde nur, daß es in der jetzigen Gesellschaft stehen bleibe, aber seine gehässigen Vorstellungen von derselben abstreife.

Eine zweite, weniger systematische und mehr praktische Form des Socialismus suchte der Arbeiterklasse jede revolutionäre Bewegung zu verleiden, durch den Nachweis, wie nicht diese oder jene politische Veränderung, sondern nur eine Veränderung der materiellen Lebensverhältnisse, der ökonomischen Ver-

hältnisse ihr von Nutzen sein könne. Unter Veränderung der materiellen Lebensverhältnisse versteht dieser Socialismus aber keineswegs Abschaffung der bürgerlichen Produktions-Verhältnisse, die nur auf revolutionärem Wege möglich ist, sondern administrative Verbesserungen, die auf dem Boden dieser Produktionsverhältnisse vor sich gehen; also an dem Verhältniß von Kapital und Lohnarbeit nichts ändern, sondern im besten Fall der Bourgeoisie die Kosten ihrer Herrschaft vermindern und ihren Staatshaushalt vereinfachen.

Seinen entsprechenden Ausdruck erreicht der Bourgeois-Socialismus erst da, wo er zur bloßen rednerischen Figur wird.

Freier Handel! im Interesse der arbeitenden Klasse; Schutzzölle! im Interesse der arbeitenden Klasse; Zellengefängnisse! im Interesse der arbeitenden Klasse, das ist das letzte, das einzig ernst gemeinte Wort des Bourgeois-Socialismus.

Ihr Socialismus besteht eben in der Behauptung, daß die Bourgeois Bourgeois sind—im Interesse der arbeitenden Klasse.

3) Der kritisch-utopistische Socialismus und Kommunismus.

Wir reden hier nicht von der Literatur, die in allen großen modernen Revolutionen die Forderungen des Proletariats aussprach (Schriften Babeufs u. s. w.).

Die ersten Versuche des Proletariats in einer Zeit allgemeiner Aufregung, in der Periode des Umsturzes der feudalen Gesellschaft direkt sein eignes Klasseninteresse durchzusetzen, scheiterten nothwendig an der unentwickelten Gestalt des Proletariats selbst, wie an dem Mangel der materiellen Bedingungen seiner Befreiung, die eben erst das Produkt der bürgerlichen Epoche sind. Die revolutionäre Literatur, welche diese ersten Bewegungen des Proletariats begleitete, ist dem Inhalt nach nothwendig reaktionär. Sie lehrt einen allgemeinen Ascetismus und eine rohe Gleichmacherei.

Die eigentlich socialistischen und kommunistischen Systeme, die Systeme St. Simons, Fourriers, Owens u. s. w. tauchen auf in der ersten unentwickelten Periode des Kampfs zwischen Proletariat und Bourgeoisie, die wir oben dargestellt haben. (S. Bourgeoisie und Proletariat.)

Die Erfinder dieser Systeme sehen zwar den Gegensatz der Klassen, wie die Wirksamkeit der auflösenden Elemente in der herrschenden Gesellschaft selbst. Aber sie erblicken auf der Seite der Proletariats keine geschichtliche Selbstthätigkeit, keine ihm eigenthümliche politische Bewegung.

Da die Entwicklung des Klassengegensatzes gleichen Schritt hält mit der Entwicklung der Industrie, finden sie eben so wenig die materiellen Bedingungen zur Befreiung des Proletariats vor, und suchen nach einer socialen Wissenschaft, nach socialen Gesetzen, um diese Bedingungen zu schaffen.

An die Stelle der gesellschaftlichen Thätigkeit muß ihre persönlich erfinderische Thätigkeit treten, an die Stelle der geschichtlichen Bedingungen der Befreiung phantastische, an die Stelle der allmählig vor sich gehenden Organisation des Proletariats zur Klasse eine eigens ausgeheckte Organisation der Gesellschaft. Die kommende Weltgeschichte löst sich für sie auf in die Propaganda und die praktische Ausführung ihrer Gesellschaftspläne.

Sie sind sich zwar bewußt in ihren Plänen hauptsachlich das Interesse der arbeitenden Klasse als der leidendsten Klasse zu vertreten. Nur unter diesem Gesichtspunkt der leidendsten Klasse existirt das Proletariat für sie.

Die unentwickelte Form des Klassenkampfes, wie ihre eigene Lebenslage bringen es aber mit sich; daß sie weit über jenen Klassengegensatz erhaben zu sein glauben. Sie wollen die Lebenslage aller Gesellschaftsglieder, auch

der bestgestellten verbessern. Sie appelliren daher fortwährend an die ganze Gesellschaft ohne Unterschied, ja vorzugsweise an die herrschende Klasse. Man braucht ihr System ja nur zu verstehen, um es als den bestmöglichen Plan der bestmöglichen Gesellschaft anzuerkennen.

Sie verwerfen daher alle politische, namentlich alle revolutionäre Aktion, sie wollen ihr Ziel auf friedlichem Wege erreichen und versuchen durch kleine natürlich fehlschlagende Experimente, durch die Macht des Beispiels dem neuen gesellschaftlichen Evangelium Bahn zu brechen.

Diese phantastische Schilderung der zukünftigen Gesellschaft entspricht in einer Zeit, wo das Proletariat noch höchst unentwickelt ist, also selbst noch phantastisch seine eigene Stellung auffaßt, seinem ersten ahnungsvollen Drängen nach einer allgemeinen Umgestaltung der Gesellschaft.

Die socialistischen und kommunistischen Schriften bestehen aber auch aus kritischen Elementen. Sie greifen alle Grundlagen der bestehenden Gesellschaft an. Sie haben daher höchst werthvolles Material zur Aufklärung der Arbeiter geliefert. Ihre positiven Sätze über die zukünftige Gesellschaft, z. B., Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land, der Familie, des Privaterwerbs, der Lohnarbeit, die Verkündung der gesellschaftlichen Harmonie, die Verwandlung des Staats in eine bloße Verwaltung der Produktion—alle diese ihre Sätze drücken blos das Wegfallen des Klassengegensatzes aus, der eben erst sich zu entwickeln beginnt, den sie nur noch in seiner ersten gestaltlosen Unbestimmtheit kennen. Diese Sätze selbst haben daher noch einen rein utopistischen Sinn.

Die Bedeutung des kritischen utopistischen Socialismus und Kommunismus steht im umgekehrten Verhältniß zur geschichtlichen Entwicklung. In demselben Maaße, worin der Klassenkampf sich entwickelt und gestaltet, verliert diese phantastische Erhebung über denselben, diese phantastische Bekämpfung desselben, allen praktischen Werth, alle theoretische Berechtigung. Waren daher die Urheber dieser Systeme auch in vieler Beziehung revolutionär, so bilden ihre Schüler jedes Mal reaktionäre Sekten. Sie halten die alten Anschauungen der Meister fest gegenüber der geschichtlichen Fortentwicklung des Proletariats. Sie suchen daher konsequent den Klassenkampf wieder abzustumpfen und die Gegensätze zu vermitteln. Sie träumen noch immer die versuchsweise Verwirklichung ihrer gesellschaftlichen Utopien, Stiftung einzelner Phalanstere, Gründung von home-Colonien, Errichtung eines kleinen Icariens,—Duodez-Ausgabe des neuen Jerusalems—und zum Aufbau aller dieser spanischen Schlösser müssen sie an die Philantropie der bürgerlichen Herzen und Geldsäcke appelliren. Allmählig fallen sie in die Categorie der oben geschilderten reaktionären oder konservativen Socialisten, und unterscheiden sich nur mehr von ihnen durch mehr systematische Pedanterie, durch den fanatischen Aberglauben an die Wunderwirkungen ihrer socialen Wissenschaft.

Sie treten daher mit Erbitterung aller politischen Bewegung der Arbeiter entgegen, die nur aus blindem Unglauben an das neue Evangelium hervorgehen konnte.

Die Owenisten in England, die Fourrieristen in Frankreich, reagiren dort gegen die Chartisten, hier gegen die Reformisten.

IV.

Stellung der Kommunisten zu den verschiedenen oppositionellen Parteien.

Nach Abschnitt 2 versteht sich das Verhältniß der Kommunisten zu den bereits konstituirten Arbeiterparteien von selbst, also ihr Verhältniß zu den Chartisten in England und den agrarischen Reformern in Nordamerika.

Sie kämpfen für die Erreichung der unmittelbar vorliegenden Zwecke und Interessen der Arbeiterklasse, aber sie vertreten in der gegenwärtigen Bewegung zugleich die Zukunft der Bewegung. In Frankreich schließen sich die Kommunisten an die socialistisch-demokratische Partei an gegen die konservative und radikale Bourgeoisie, ohne darum das Recht aufzugeben sich kritisch zu den aus der revolutionären Ueberlieferung herrührenden Phrasen und Illusionen zu verhalten.

In der Schweiz unterstützen sie die Radikalen, ohne zu verkennen, daß diese Partei aus widersprechenden Elementen besteht, theils aus demokratischen Socialisten im französischen Sinn, theils aus radikalen Bourgeois.

Unter den Polen unterstützen die Kommunisten die Partei, welche eine agrarische Revolution zur Bedingung der nationalen Befreiung macht. Dieselbe Partei, welche die Krakauer Insurrektion von 1846 in's Leben rief.

In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigenthum und die Kleinbürgerei.

Sie unterläßt aber keinen Augenblick bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz von Bourgeoisie und Proletariat herauszuarbeiten, damit die deutschen Arbeiter sogleich die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, welche die Bourgeoisie mit ihrer Herrschaft herbeiführen muß, als eben so viele Waffen gegen die Bourgeoisie kehren können, damit, nach dem Sturz der reaktionären Klassen in Deutschland, sofort der Kampf gegen die Bourgeoisie selbst beginnt.

Auf Deutschland richten die Kommunisten ihre Hauptaufmerksamkeit, weil Deutschland am Vorabend einer bürgerlichen Revolution steht, und weil es diese Umwälzung unter fortgeschritteneren Bedingungen der europäischen Civilisation überhaupt, und mit einem viel weiter entwickelten Proletariat vollbringt als England im siebenzehnten und Frankreich im achtzehnten Jahrhundert, die deutsche bürgerliche Revolution also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann.

Mit einem Wort, die Kommunisten unterstützen überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände.

In allen diesen Bewegungen heben sie die Eigenthumsfrage, welche mehr oder minder entwickelte Form sie auch angenommen haben möge, als die Grundfrage der Bewegung hervor.

Die Kommunisten arbeiten endlich überall an der Verbindung und Verständigung der demokratischen Parteien aller Länder.

Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer Kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen.

Proletarier aller Lander vereinigt Euch!

Aus den „Fliegenden Blättern". (Holzschnitte.) Um 1850.



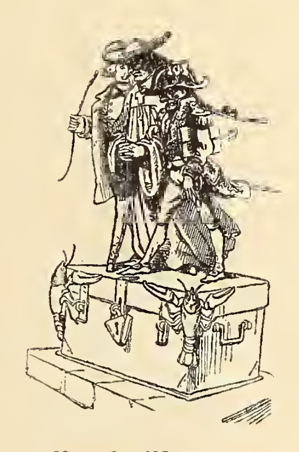
Der Staatshämorrhoidarius.
Spottbild auf die Bureaukratie.
(Nach einer Zeichnung von F. Graf Pocci)



Die Kommunisten.
„Ja, du redest immer von Gleichheit und Güterteilen, allein ich setze den Fall, wir haben geteilt und ich, ich spare meinen Teil, doch du verschwendest den deinigen, was dann? — Ganz einfach, dann teilen wir wieder!"
(Nach einer Zeichnung von C. Spitzweg)



„En avant!
Über die Hauptpunkte sind wir einig, wir und die beim Kaffeesieder drüben; es fragt sich jetzt nur, Herr Maler, ob Sie die Diktatur annehmen wollen, — wir könnten dann gleich am Dienstag nach dem Zapfenstreich anfangen."
(Nach einer Zeichnung von C. Spitzweg.)



Neueste Monumente.
Den Gründern der Republik — die bankerfüllten Demokraten.



Angriff auf die Barrikade am Alexanderplatz zu Berlin am 18. März 1848.
(Holzschnitt nach einer Zeichnung von J. Kirchhoff aus: „Illustrirte Zeitung“, Leipzig, 1848.)

Auch ein Todtentanz

aus dem Jahre 1848.

Erfunden und gezeichnet von

Alfred Rethel.

Mit erklärendem Text von

R. Reinick.

Ausgeführt im akademischen Atelier für Holzschneidekunst zu Dresden unter Leitung von H. Bürkner.

Du Bürger und du Bauersmann,
Schaut recht Euch diese Blätter an!
Da seht Ihr nakt und ohne Kleid
Ein ernstes Bild aus ernster Zeit.
Wohl kommt so mancher zu Euch her
Als ob's ein neuer Heiland wär
Und spricht von Macht und Herrlichkeit
Die er für Alle hat bereit,
Ihr glaubt es ihm, weil's Euch gefällt.
Schaut her, wie es damit bestellt.

Preis 15 Slbgr.

Leipzig, Georg Wigand's Verlag.

Erstes Blatt.



„Freiheit, Gleichheit und Brudersinn!
„Du alte Zeit, fahr hin! fahr hin!" —
Solch Schrei durchzieht der Völker Rund,
Da thut sich auf der Erde Grund;
Es steigt heraus ein Sensenmann,

Der merkt ein Erntetag bricht an.
Und wie er steigt an's Licht hervor
Drängt sich um ihn ein Weiber-Chor,
Sein Rüstzeug bringen sie heran
Daß er sein Werk beginnen kann

Gerechtigkeit gebunden ist,
Das Schwerdt stahl ihr die schlaue List,
Die Lüge nahm die Waag' ihr fort
Sie bieten's dem Gesellen dort
Den Hut reicht ihm die Eitelkeit

Die Tollheit hält ihr Roß bereit,
Die Blutgier bringt die Sense her,
Das ist des Schnitters beste Wehr! — —
Ihr Menschen, so! nun kommt der Mann
Der frei und gleich Euch machen kann!

Zweites Blatt.

Der Morgen schaut vom Himmelszelt
So klar wie sonst auf Stadt und Feld.

Da trabt in wilder Hast heran
Der Freund des Volks, der Sensenmann.
Zur Stadt lenkt seinen Gaul er hin,

Schon ahnt er reiche Erndte drin.
Die Hahnenfeder auf dem Hut
Glüht in der Sonne roth wie Blut,

Die Sense blitzt wie Wetterschein,
Es stöhnt der Gaul, die Raben schrein!

Drittes Blatt.



Er ist am Ziel. — Sieh, gleich am Thor
Die Schenk' und mancher Gast davor;
Beim Brandwein frecher Lieder Klang
Und wüst Gelächter, Spiel und Zank! —

Er tritt heran mit schlauem Blick
Und ruft: „Aufs Wohl der Republik! —
„Was gilt noch eine Krone viel?
„Nicht mehr als wie ein Pfeifenstiel.

„Zum Spaß will ich's beweisen Euch,
„Gebt Acht!" — Er hält die Waage gleich
Hält sie am Zünglein statt am Ring.
Sie merken's nicht, sie freut das Ding.

Sie schrein: „Das ist der rechte Mann!
Dem folgen wir, der führ' uns an" — —
Du blindes Weib, was schleichst du fort?
Siehst mehr du, als die Andern dort? — —

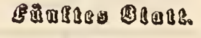
Viertes Blatt.

„Freiheit, Gleichheit und Brudersinn!“
Der Schrei wälzt durch die Stadt sich hin.
„Zum Rathhaus!“ — Horch! der Steinwurf saust.

„Hoch Republik!“ — Die Flamme braust —
„Zum Markt, zum Markt! Da steht er schon
„Der Held der Revolution!
„Hört Ihr!“ — — Stumm Alles wie ein Grab.

Er aber reicht ein Schwerdt herab
Und hält es allem Volk bereit —
Die List nahm's der Gerechtigkeit. —
Er schreit: „Du Volk! dies Schwerdt ist dein!

Wer sonst kann richten? du allein!
Durch dich spricht Gott! durch dich allein!“
„„Blut! Blut!““ viel tausend Kehlen schrei'n.



Fünftes Blatt.

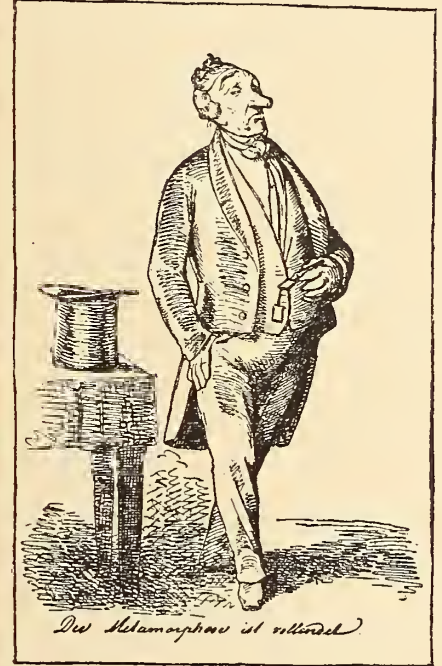
„Zur Barrikade!“ „Pflaster auf!“ — —
Da steht der Bau — und oben drauf
Er, den zum Führer sie ernannt,

Die blut'ge Fahn' in fester Hand! —
Kartätschen pfeifen, hei! das kracht,
Sie stürzen rings, Er aber lacht

„Jetzt lös' ich mein Versprechen Euch:
„Ihr Alle sollt Mir werden gleich!“
Er hebt sein Wams und wie sie's schaun

Da faßt ihr Herz ein eisig Grau'n
Ihr Blut strömt, wie die Fahne, roth,
Der sie geführt, — es war der Tod!





Fest wie Deutschlands Eichen!

Piepmeyer

Herr Piepmeyer als demokratischer „Republikaner" und konservativer „Reaktionär". (Spottbilder auf den Konjunkturpolitiker und seine Wandlungsfähigkeit. 1848. — Steindrucke von A. Schroedter aus: J. H. Detmold, Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur Konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., 1849.)

Aber der gesamte politische Streit der Gegenwart, der Kampf gegen die Vorrechte, die Verfassungsfragen, die deutsche Frage, sie alle sind im letzten Grunde nur innere preußische Fragen. Und die letzte Schwierigkeit ihrer Lösung liegt zunächst in der Stellung, welche das preußische Königshaus zu ihnen einnimmt. An dem Tage, wo die Hohenzollern sich warm und willig den Bedürfnissen der Gegenwart hingeben, wird ihrem Staate die langentbehrte Empfindung der Stärke und Gesundheit kommen, von da wird die Führung der deutschen Angelegenheiten, die oberste Leitung des deutschen Lebens ihnen sicher zufallen. Das wissen Freunde und Feinde.

Wir aber denken treu daran, wieviel wir ihnen verdanken. Und wir wissen wohl, daß der letzte Grund unseres Verhältnisses zu ihnen unzerstörbar ist, wenn sie auch einmal zürnen, weil wir zu dreist fordern, oder wenn wir grollen, weil sie zu zögernd gewähren. Denn es ist eine alte herzliche Freundschaft zwischen ihnen und dem Geist der deutschen Nation. Und es ist eine männliche Freundschaft, welche wohl einige Stöße vertragen kann. Der deutsche Bürger aber empfindet auch ihnen gegenüber mit Stolz, daß er Ehre und Größe ihrer Stellung, Ehre und Glück des Vaterlandes gar nicht niedriger faßt als sie selbst.

Der deutsche Bürger ist in der glücklichen Lage, die Familien von altem Landgeschlecht mit warmem, menschlichem Anteil zu betrachten. Sie sind ihm mit teuern Erinnerungen verwachsen, sie sind in großer Zahl gute und zuverlässige Mitarbeiter im Staat, in Wissenschaft, für Kultur und Volksbildung geworden. Er wird nachsichtig gegen sie sein, wenn einzelnen von ihnen noch ein unsicheres Hängen in alten Standesüberlieferungen das Urteil befangen macht, er wird mit Lächeln zusehen, wenn sich ihr Blick sehnsüchtig in die geschwundene Zeit zurückwendet, wo ihre Vorrechte zahlreich und unbestritten waren, er wird, vielleicht geschickter als sie selbst, die Vergangenheit ihres Geschlechts durchforschen, wo wirklich in ihm Tüchtigkeit und Gemeinsinn zutage kam. Aber er wird ein unerbittlicher Gegner aller der politischen und gesellschaftlichen Vorrechte sein, durch welche sie noch jetzt eine Sonderstellung im Volke beanspruchen. Nicht weil er ihnen diese Gewohnheiten mißgönnt oder sich selbst an ihre Stelle drängen möchte, sondern weil er ohne Freude erkennt, daß ihnen dadurch die Unbefangenheit des Urteils, Verständnis der Welt, zuweilen die Festigkeit des Charakters verringert wird, und weil einige dieser abgelebten Überlieferungen, wie ihre bevorzugte Stellung bei Hofe, sogar unsere Fürsten in die Gefahr setzen, in dem engen Gesichtskreis deutscher Junker zu verkümmern.

Denn in dem deutschen Bürgertum liegt die edelste Kraft, die Führerschaft auf dem Gebiet idealer und praktischer Angelegenheiten. Es ist seit dem Beginn des Jahrhunderts keine Kaste mehr, nach oben und unten abgeschlossen, es ist sehr unähnlich der Bourgeoisie Frankreichs, es ist sowohl Gentry als Volk. Die Entwicklung der Deutschen aber, welche hier in kleinen Bildern dargestellt wurde, ist zugleich die Zeit des Wachstums und der Befreiung des deutschen Bürgers.

Helgoland 26. Aug. 41.

Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über Alles,
Über Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über Alles,
Über Alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Und zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

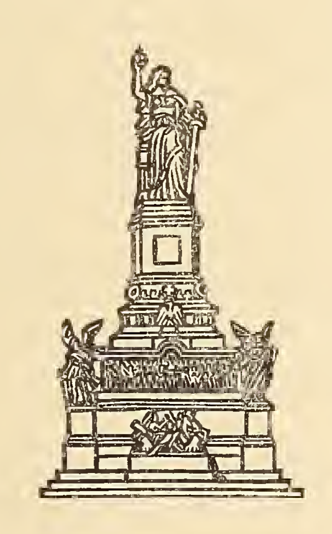
Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

Fest:
Besser u. nicht einstimmig:
Hoch das deutsche Vaterland!

Erste Niederschrift des „Liedes der Deutschen" von A. H. Hoffmann-Fallersleben.
(Preußische Staatsbibliothek, Berlin.)

In zweihundert Jahren von 1648 bis 1848 vollzieht sich die merkwürdige Erhebung des deutschen Volkes. Nach einer beispiellosen Zerstörung wächst seine Seele herauf an Glauben, Wissenschaft, politischer Begeisterung. Sie ist jetzt mitten in starker Anstrengung, sich das höchste irdische Besitztum, den Staat, zu bilden.

Es ist große Freude, in solcher Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttausende. Es ist eine Freude geworden, Deutscher zu sein; nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten.



Dieses Buch schließt in bescheidenem Rahmen Lebensäußerungen deutscher Menschen aus zwei Jahrtausenden ein, von der Zeit, wo das Bandum am Speer des deutschen Häuptlings flog, bis zur dreifarbigen Flagge eines deutschen Staates; von der Wagenburg der Kimbrer, in welcher die Frauen ihr Beschwörungslied über den Wunden der Krieger sangen, bis zu den Lazaretten, in denen unsere Frauen die Verwundeten pflegten; von der Zeit, wo der Teutone die Kunst eines römischen Genrebildes verächtlich fand, bis zu den Jahren, in denen die Völker Europas die wertvollsten Erzeugnisse ihrer Kunst und Gewerbtätigkeit in großen Palästen vereinigen.

Es ist das Recht der Lebenden, alle Vergangenheit nach dem Bedürfnis und den Forderungen ihrer eigenen Zeit zu deuten. Denn das Ungeheure und Unerforschliche des geschichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unserer Vernunft und der Sehnsucht unseres Herzens entspricht, in gehäufter Zerstörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden das Werdende. Darum liebt ein Volk, welches sich seiner Gegenwart freut, auch der vergangenen Zeit zu gedenken, weil es in ihr die geworfene Saat seines blühenden Halmenfeldes erkennt, und darum schwankt unsicher der Geschichtschreiber eines Volkes, dem seine Gegenwart verkümmert ist, denn Liebe und Haß sind ihm zufällig, und sein Urteil über den Wert des Geschehenen bleibt in vielen Fällen willkürlich. Darum hat auch jede Zeit ihr eigenes Urteil über die Vergangenheit, in vielem größere Hoheit und Sicherheit, und darum hat jede Zeit Recht und Pflicht, die Geschichte vergangener Perioden neu zu schreiben nach ihrem Bedürfnis.

Wir meinen, für den Deutschen ist jetzt die Zeit gekommen, wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahinfliegen darf, wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht.

Möge auch dieses Buch ein wenig dazu helfen, daß uns Kampf und Verlust unserer Ahnen verständlich werden, Kampf und Sieg der Gegenwart aber groß und glückverheißend.

Anmerkungen zu Band V.

Anmerkungen zu Kap. I.

[1] Z. B. die Kriegsschriftsteller Junghans und Jacobi, beide verständige Männer. Ein Vers, der um 1602 bei den deutschen Heeren Geltung hatte und hier aus einer handschriftlichen Sammlung von Rezepten und Wundsegen des Büchsenmeisters Theobald Zatzer in Augsburg angeführt wird, drückt eine damals weitverbreitete Volksauffassung in Süddeutschland aus:

Ablasbriff thu ich nicht kauffen,
Zu keiner Walfarth mag ich nit lauffen,
Ich ehr aber Gottes Mutter
Und glaub nicht an Doctor Luther.
Dennoch bin ich kein Papist,
Desgleichen auch kein Calvinist,
Ich glaub an Herrn Jesum Christ,
Der vor mich und mein Sündt gestorben ist.

[[2a] Über den Pietismus ist vor allen Dingen zu vergleichen das große Werk von A. Ritschl, Geschichte des Pietismus. 3 Bde. Bonn 1880—86. Über Spener im besonderen P. Grünberg, Philipp Jakob Spener. 3 Bde. Göttingen 1893—1906. — E. B.]

[2] Joh. Heinrich Reitz, Historie der Wiedergebohrnen, in der Zuschrift.

[3] Lebens Beschreibung Johannis Wilhelmi Petersen. 1717; 2. Aufl. 1719. 8. — Leben Frauen Johannä Eleonorä Petersen. 1718; 2. Aufl. 1719. 8.

[4] Der Fremde war Spener.

[5] Der Vater war jetzt an einem frommen Hofe angestellt, die Fürstin, welcher er aufwartete, war selbst bei der Partie als Vermittlerin tätig.

[6] Der Aberglaube schrieb nicht nur vererbtem Metall besondere Kraft zu, auch vererbtem Wissen, zumal bei Schmieden, Schäfern, Nachrichtern.

[7] Berittener Söldner, welcher keinen reisigen Knaben hatte. Die Einspänner verrichteten im Frieden Dienste der Gendarmen.

[8] Der Herzog von Holstein ist Bischof von Lübeck. Der Hofprediger nennt ihn je nach Bedürfnis seinen Herzog und Bischof. Diese Doppelstellung des schwachen Herrn und sein Benehmen sind bezeichnend für die hilflose Lage der protestantischen Kirche.

[[8a] Über diesen Kreis handelt ausführlich G. Kramer, Hermann August Francke. 2 Bde. Halle 1880—82.]

[9] Die ärgerlichen Vorfälle, welche schon Thomasius mit großem Behagen dargelegt hatte, sind in dem fleißigen Werke: Max Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche, II, 2. und 3. Abteilung, ausführlich nach den Quellen dargestellt.

Anmerkungen zu Kap. 2.

10 Es galt als besonders anstößig, daß eine ältere Schwester der Gemahlin Anton Ulrichs gerade in Meiningen an den herzoglichen Kapellmeister Schurmann verheiratet war.

11 Für diese Darstellung sind benutzt: Archiv für die Herzoglich Sächsisch Meiningischen Lande II, 1834; darin: Biographie Anton Ulrichs. — Der Wasunger Krieg von A. von Witzleben, 1855. — Ferner die als Manuskript gedruckten Beschwerdeschriften des Meininger Hofes gegen Anton Ulrich von 1721, 1733, 1745, 1747. — Die Erzählung des Leutnants Rauch selbst ist der Handschrift desselben entnommen, welche sich in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha befindet.

Anmerkungen zu Kap. 3.

12 J. M. von Loen, Der Adel. 1752. S. 133 u. 134.

[12a Die Bedeutung des französischen Einflusses scheint Freytag hier doch etwas zu gering einzuschätzen. — E. B.]

13 Er hat die Geschichte später fröhlich erzählt, seine Frau war neben ihm allerdings eine andere geworden. Die Frage Käthes aber, ob der deutsche Heermeister ein Bruder des preußischen Herzogs sei, war für Luther so auffallend, weil gerade damals (1525) die Person Albrechts von Preußen mit allen Einzelheiten im Kreise der Wittenberger besprochen wurde. Und sie, die Luthern am nächsten stand, wußte so gar nichts davon. Katharina hatte übrigens damals schon zwei Jahre in befreundeter Familie zu Wittenberg gelebt, nicht das Kloster allein trug die Schuld, daß die starke Frau so still und hilflos im Haus des Gatten saß. — [Über die Stellung der Frau im 18. Jahrhundert ist seitdem eine reichhaltige Literatur erschienen. Ich erwähne daraus G. Stephan, Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts. Wiesbaden 1891. A. v. Hanstein, Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. 2 Bde. Leipzig 1898—99. W. Nowack, Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeit. Bern 1906 E. B.]

14 Dr. Johann Salomo Semlers Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt, 2 Teile, erschien im Jahre 1781. Die hier erwähnte Freundin ist nicht genannt, sie scheint von Adel oder aus dem höhern Beamtenstande gewesen zu sein.

15 Er sucht Fassung dadurch, daß er wieder an die beiden Demoisellen in Halle und Saalfeld denkt.

16 Der Brief wird hier mitgeteilt, weil er fast denselben Inhalt hat, wie ein Schreiben der schönen Ursula Freherin an ihren Bräutigam aus dem Jahre 1598 in Bd. III, 2. der Bilder aus der deutschen Vergangenheit, S. 338. Den hier abgedruckten Brief verdankt Herausgeber der Güte des Baron Ernst von Stockmar.

Anmerkungen zu Kap. 4.

17 Sie betrug zur Zeit Friedrichs II. für das große Rittergut, welches ein ganzes Ritterpferd zu stellen hatte (es gab auch halbe und Viertelpferde), je nach den Landschaften 18 bis 24 Taler, ungewöhnlich viel in der Kurmark: 40 Taler.

18 Die Stärke der Landmiliz unter Friedrich I. wird von Faßmann (I. S. 720), wohl zu hoch, auf 60000 Mann angegeben.

[18a Aus der reichhaltigen Literatur über die Entstehung der stehenden Heere, namentlich in Preußen, seien folgende Schriften hervorgehoben: G. Schmoller, Die Entstehung des preußischen Heeres (in dessen Umrissen und Untersuchungen zur Brandenburgisch-Preußischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte); M. Lehmann, Werbung, Wehrpflicht und Beurlaubung im Heere Friedrich Wilhelms I. (Hist. Ztschr. 67.) E. B.]

[19] Faßmann, Leben Friedrich Wilhelms I., und von Loen, Der Soldat, schildern ziemlich anschaulich.

[20] von Loen, Der Soldat, S. 312.

[21] G. von Griesheim, Die Taktik, S. 75. — von Liebenroth, Fragmente, S. 29.

[22] Nicht die schlechte Zusammenstellung der Farben: blauer Samtsattel und gelbe Schabrake, ärgerte den sterbenden König, das waren die Farben seines Leibregiments, er wollte wahrscheinlich die Regimentsfarben des Dessauers darauf sehen: blau, rot und weiß. — [Das Urteil Freytags über König Friedrich Wilhelm I. entspricht nicht mehr der heutigen Auffassung und den Ergebnissen der neueren Forschung. Vgl. besonders G. Schmoller, Das politische Testament Friedrich Wilhelms I. von 1722 (Deutsche Ztschr. f. Geschichtswissensch. N. F. 1), und die Würdigung der Regententätigkeit des Königs auf den verschiedenen Gebieten der Verwaltung in G. Schmollers Umrisse und Untersuchungen zur Brandenburgisch-Preußischen Verfassungsgeschichte. E. B.]

[23] Von Schlesien vor und seit 1740, S. 22.

[24] Lafontaines Leben von Gruber, S. 126.

[25] Der arme Mann im Tockenburg, herausgegeben von Füßli. Zürich, 1789 und 1792; von E. Bülow. Leipzig, 1852.

[26] die Schlimmsten.

Anmerkungen zu Kap. 5.

[27] Kurfürst Friedrich Wilhelm erbte 1451 Quadratmeilen mit vielleicht 700 000 Einwohnern, diese zum größten Teil im Ordensland Preußen, welches durch die Verwüstungen des Krieges nicht so sehr verödet war.

		Quadr.-M.		Einw.
Im Jahr 1688 hinterließ	der Große Kurfürst	2034	mit etwa	1 300 000
„ „ 1713 „	König Friedrich I.	2090	„ „	1 700 000
„ „ 1740 „	König Friedrich Wilhelm I.	2201	„ „	2 240 000
„ „ 1786 „	König Friedrich II.	3490	„ „	6 000 000
„ „ 1805 waren		5463	„ „	9 800 000
	(vor dem Eintausch von Hannover).			
„ „ 1807 blieben		2877	„ „	5 000 000
„ „ 1817 waren		5015	„ „	10 600 000

„ „ 1830 waren 13 Mill. Einw., im Jahre 1865 aber 19 Mill. Einw. auf 5046 Quadratmeilen.

[[27a] Es hätte hier noch etwas schärfer darauf hingewiesen werden können, daß sich viele Eigentümlichkeiten der Bevölkerung und des Staatslebens aus dem kolonialen Charakter dieser Gebiete erklären. E. B.]

[[27b] Über Friedrichs des Großen Jugend und seine Kämpfe mit dem Vater siehe R. Koser, Friedrich der Große als Kronprinz. 2. Aufl. Stuttgart 1901. Über Friedrichs Wirken als Herrscher und seine Persönlichkeit: R. Koser, König Friedrich der Große. 5. Aufl. in 4 Bänden. Stuttgart 1912. Unter den kürzeren Skizzen ragen hervor: L. v. Ranke, Friedrich II., König von Preußen (in dessen Ges. Werken, Bd. 51) und W. Wiegand, Friedrich der Große (in Velhagen und Klasings Monographien zur Weltgeschichte). 2. Aufl. Bielefeld 1909. E. B.]

[28] Journal de Seckendorf. 2. Januar 1738.

[29] Oeuvres T. XVII. Nr. 140, p. 213.

[30] Oeuvres T. XVIII, Nr. 10.

[31] Es ist hier allerdings nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, wozu auch seine dramatischen Versuche einladen. — Wir besitzen endlich eine sorgfältige Ausgabe seiner Werke. Aber es wäre nicht minder Pflicht, eine Auswahl seiner Poesien und sein größeres Geschichtswerk in guter

deutscher Übertragung zu einem Gemeingut der Nation zu machen, welcher diese Seite im Leben ihres Königs bis jetzt noch zu fremd geblieben ist. — [Dieser Wunsch Freytags ist inzwischen erfüllt worden. „Die Werke Friedrichs des Großen in deutscher Übersetzung", 10 Bände mit Illustrationen von Adolph Menzel, Berlin, Hobbing 1913f., bieten die Geschichtswerke Friedrichs und seine Dichtungen (Bd. 9 und 10) in recht guten Übertragungen, zugleich aber auch seine philosophischen und politischen Schriften, sowie das für das Verständnis seiner Regierungsweise besonders wichtige politische Testament von 1752. Zwei Ergänzungsbände bringen eine gute Auswahl aus seinen Briefen. E. B.]

[32] Die Teile seines Geschichtswerks erschienen bekanntlich unter besondern Titeln, mit mehreren Einleitungen. Die Memoiren des Hauses Brandenburg (begonnen 1746), im größten Teil unbedeutend und zusammengeschrieben, dann Geschichte meiner Zeit (verfaßt 1746—75), sein Meisterstück, dann die große Geschichte des Siebenjährigen Krieges (beendet 1764), endlich die Memoiren seit dem Hubertusburger Frieden (verfaßt 1775—79): sie bilden trotz ungleichmäßiger Behandlung doch ein zusammenhängendes Ganzes.

[33] von Tempelhof, Siebenjähriger Krieg. I, S. 282.

[34] Sulzer an Gleim in: Briefe der Schweizer von Körte, S. 354.

[35] Er hatte 1759, ein Jahr, bevor er vorstehende Worte an den Marquis d'Argens schrieb, durch diesen Vertrauten seinen Aufsatz: Réflexions sur les talents militaires et sur le caractère de Charles XII roi de Suède drucken lassen, eine der merkwürdigsten Abhandlungen des Königs. Sein Blick für die Fehler Karls XII. war geschärft durch die geheimen Erfahrungen, die er an sich selbst in den verlorenen Schlachten der letzten Jahre gemacht hatte, und indem er mit Achtung dem unglücklichen Eroberer das Urteil sprach, stellte er dabei sich zugleich die höhere Berechtigung seiner eigenen maßvollen Politik fest. Die Schrift ist deshalb nicht nur eine bemerkenswerte Urkunde seiner weisen Mäßigung, sie ist auch ein Denkmal stiller Selbstbefreiung und eines innern Fortschritts. — [Sie steht jetzt in deutscher Übersetzung in der oben, Anm. 31, zitierten Ausgabe, Bd. 6, S. 367. E. B.]

[36] Oeuvres T. XXVII. 1. Nr. 328 vom 17. September.

[37] Im Jahre 1740: 1100000, im Jahre 1756: 1300000, 1763 war die Zahl auf 1150000 gesunken, 1779 waren 1500000. Man nahm damals an, daß das Land noch 2—300000 Menschen mehr erhalten könne, — es zählte im 19. Jahrhundert über 3000000.

[38] Neue preußische Provinzialblätter, Jahrgang VI. 1854. Nr. 4, S. 259.

[39] von Held, Gepriesenes Preußen, S. 41. — Roscius, Westpreußen, S. 21.

[40] Als 1815 die spätere Provinz Posen an Preußen zurückfiel, waren auch dort die Wölfe eine Landplage. Nach Angaben der Posener Provinzialblätter wurden im Regierungsbezirk Posen vom 1. September 1815 bis Ende Februar 1816 41 Wölfe erlegt, noch im Jahre 1819 im Kreise Wongrowitz 16 Kinder und 3 Erwachsene von Wölfen gefressen.

Anmerkungen zu Kap. 6.

[41] von Liebenroth, Fragmente. S. 95.

[42] Nach handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1790.

[43] Neue Preußische Provinzialblätter VIII, 3. 1849. S. 175.

[44] Zuerst 1836 im I. Band (S. 475) der Quartausgabe gedruckt. — Am Ende des Jahres 1783 schreibt Goethe an Lavater: „Ergötzen dich nicht auch die Luftfahrer? Ich mag den Menschen gar zu gerne so etwas gönnen, beiden den Erfindern und den Zuschauern"; uud am 27. August 1784 schickt Goethe aus Braunschweig an Frau von Stein Pariser Zeitungen, worin die Luftreise von Blanchard beschrieben war.

[45] Ausführliche Beschreibung der achtundzwanzigsten Luftreise, welche Herr Blanchard den 12. November 1787 zu Nürnberg unternahm und glücklich vollzog. Mit vier Kupfertafeln begleitet. Verfaßt und verlegt von Johann Mayer, Schriftstecher und Kupferdrucker in Regens-

burg, 1787. 4. Auf dem Titel befindet sich Blanchards Silhouette von Lorbeer und Rosen umgeben, mit der Unterschrift: Le plus célèbre Aéronaute. Die vier Kupfertafeln stellen dar: die Auffahrt selbst mit der staunenden Volksmenge, die triumphierende Rückfahrt des Ballons auf einem Wagen, die Maschinen zur Füllung und den Fallschirm, endlich sogar den Grundriß des Platzes, von welchem die Luftfahrt ausging.

46 Zink.

Anmerkungen zu Kap. 7.

47 Die Klage ist besonders häufig. Vgl. von Liebenroth, Fragmente. S. 59.

48 Über die gesellschaftlichen Zustände des nördlichen Deutschlands seit 1790 mehreres Beachtenswerte in: Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtisch. S. 46 f.

49 Kants Werke XI, 2. S. 80. Der Betroffene war ein Mensch von zweifelhaftem Ruf.

[49a Freytag hätte hier jedoch auch betonen müssen, daß die humanistische Bildung des oberen Bürgertums den geistigen Abstand zwischen diesem und den unteren Volksklassen zu vergrößern geeignet war. E. B.]

50 Der Zecher war Klopstock mit seinen Freunden.

51 Die Reisenden sind Fritz Jacobi und sein Bruder.

52 Der Ankommende ist Wieland, die Wirte Sophie Laroche und ihr Gatte, der Erzähler wieder Fritz Jacobi.

53 Der Erzähler ist Laukhardt in seiner Lebensbeschreibung; es ist kein Grund, solchen Mitteilungen des unordentlichen Mannes zu mißtrauen.

Anmerkungen zu Kap. 8.

54 Reise von Mainz nach Köln im Jahre 1794. S. 222. — Briefe eines reisenden Franzosen 1784. II. S. 253. Beide Bücher sind nur mit Vorsicht zu benutzen.

55 Schilderung der jetzigen Reichsarmee. 1796. 8. — Die bemerkenswerte Schilderung ist oft von Späteren benutzt, sie ist nicht überall zuverlässig. Verfasser ist jener Laukhardt, ein zuchtloser Theologe, der als Musketier im Regiment Thadden den Rheinfeldzug mitmachte. Seine Selbstbiographie ist ebenso lehrreich als widerwärtig.

56 Daß diese Schilderung nicht zu viel sagt, dafür bürgen viele Berichte jener Zeit, z. B. Reise von Mainz nach Köln im Frühjahr 1794. Lafontaines Leben, S. 154. Auch die Beschreibung, welche Laukhardt (Selbstbiographie) von den Emigranten macht, mag verglichen werden, selbst ihm erregte das keltische Treiben Ekel und Abscheu.

57 Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtisch. S. 58.

58 Von Helds Schriften wurden „Das schwarze Buch" — jetzt sehr selten zu finden —, „Die preußischen Jakobiner", „Das gepriesene Preußen" die berüchtigtsten; sie und ihre Widerlegungen machen den Eindruck, daß der Verfasser, wie häufig in solchem Falle, manches richtig, anderes ungenau, im ganzen ehrlich berichtet, daß er aber kein zuverlässiger Beurteiler seiner Gegner ist. Varnhagen hat auch ihn gekannt und auch sein Leben beschrieben.

59 Z. B. Gründliche Widerlegung des gepriesenen Preußens. 1804.

60 Buchholz, Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Preußen. I.

61 Der Erzähler ist Adelbert von Chamisso. Sein Brief vom 22. November 1806 ist eine der wertvollsten Überlieferungen des treuen Mannes. Die Schlußworte verdienen wohl, daß der Deutsche sich ihrer erinnere: „O, mein Freund, ich muß durch freies Bekenntnis das stille Unrecht büßen, das ich diesem braven waffenfreudigen Volke tat, Offiziere und Gemeine im Einklange hoher Begeisterung hegten nur einen Gedanken. Es galt, bedrängt vom äußern und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge

wäre abgefallen. Ja, wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk. O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!"

62 Das Folgende ist aus einer Selbstbiographie genommen, welche er seinen Kindern in Handschrift hinterließ; der Herausgeber ist für die Mitteilung der Familie des Verewigten zu Dank verpflichtet.

63 In den alten preußischen Rheinlanden hatte Stein bereits die ersten Chausseen gebaut.

64 Die drei Offiziere waren die Leutnants von Blücher, von Lepel und von Treskow, die drei Domherren: von Korff, von Böselager zu Eggermühlen, und von Merode.

65 Vincke war als Oberpräsident auf Stein gefolgt.

Anmerkungen zu Kap. 9.

66 Bei der Summe von 247 000 Kriegern sind die Freikorps abgezogen, weil sie meist aus Nichtpreußen bestanden. Die Berechnung Beitzkes, deren Ziffer hier festgehalten wurde, weil sie die niedrigste ist, rechnet allerdings auch die Landwehrbataillone und Schwadronen, welche im Lauf des Feldzuges aus dem verlorenen Lande jenseit der Elbe gebildet wurden, es sind daher etwa 20 000 Mann von seiner Summe abzusetzen. Aber da seine Rechnung nur die Stärke des ausrückenden Heeres begreift, nicht auch die Ergänzungen, welche bis zur Schlacht bei Leipzig fast ganz aus dem verkleinerten Gebiete Preußens aufgebracht wurden, so ist doch die Ziffer eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. — Im Jahre 1815 war das Verhältnis der Krieger zur Bevölkerung noch auffallender. Damals hatte Ostpreußen sieben Prozent seiner Einwohner, jeden siebenten Menschen männlichen Geschlechts in den Krieg gesandt, es waren fast nur Kinder und ältere Leute im Lande, sehr wenig Männer von 18—40 Jahren. — [Nach den neueren Berechnungen (vgl. R. Friedrich, Die Befreiungskriege, Bd. I, S. 135) betrug die Zahl des preußischen Heeres im Frühjahrsfeldzug 1813 nur 135000 Mann und 272 Geschütze. E. B.]

Die Ziffer der Bevölkerung ist nach der letzten amtlichen Zählung von 1810 gerechnet. Preußen hatte nach dem Frieden von Tilsit noch Neuschlesien an Polen abgeben müssen, dadurch und in der elenden Zeit seit 1806 mehr als 300 000 Menschen verloren. Es ist deshalb auch bis Frühjahr 1813 keine Zunahme der Bevölkerung anzunehmen. Außerdem waren die Hauptfestungen in französischen Händen, und ihre Einwohnerzahl ist bei einer Abschätzung der Leistungen des Volkes noch abzurechnen.

67 (Schlosser), Erlebnisse eines sächsischen Landpredigers von 1806 bis 1815. S. 66. Die fremden Nationen, Portugiesen, Italiener waren mäßiger.

68 Schlosser, Erlebnisse. S. 129.

69 Mehrere Einzelheiten hier und im folgenden nach einer handschriftlichen Aufzeichnung des Appellationsrat Tepler in Naumburg, für deren gütige Mitteilung der Herausgeber dankbar ist.

70 Denknisse eines Deutschen. S. 229.

71 Es sei verstattet, hier aus den Quittungen, welche Heun in den Zeitungen ausstellte, noch einiges anzuführen. Es ist freilich zufällig, was gerade in ihnen an die Spitze gestellt wird, zumal seine Listen nur einen sehr kleinen Teil der Gaben aufzählen, die ostpreußischen gar nicht. — Vor allen sei die erste Gabe für das Vaterland aufgeführt, welche überhaupt im Jahr 1813 öffentlich erwähnt wird. Schon um Neujahr, lange bevor die freiwilligen Jäger gerüstet wurden, stellte die katholische Gemeinde zu Marienburg in Westpreußen alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 Mark an Gewicht, dem Staat zur Verfügung, und bat, weil sie Kirchengut nicht wegschenken dürfe, in Zukunft um die Zinsen des Silberwerts. Der erste Geldbeitrag aber, den Heun verzeichnet, war vom Schneidermeister Hans Hofmann in Breslau, 100 Taler. — Die ersten, welche ein Pferd schenkten, waren die Bauern Johann Hinze in Deutsch-Borgh, Amt Saarmund, und Meyer in Elsholz desselben Amts, der letztere hatte nur zwei Pferde. — Der erste, welcher Hafer schenkte, 100 Scheffel, war ein Arleben. — Die ersten, welche ihre goldenen Trauringe einsandten und die Hoffnung aussprachen, daß viel Gold zusammenkommen

könne, wenn das jeder tue, waren der Lotteriekollekteur Rolin und Frau in Stettin. — Die ersten Beamten, welche auf einen Teil ihres Gehalts verzichteten, waren Professor Hermbstädt in Berlin, jährlich 250 Taler, Professor Gravenhorst in Breslau, die Hälfte seines Gehalts, und Professor David Schulz, jährlich 100 Taler. — Der erste, welcher einen Teil seines Vermögens gab, war ein ungenannter Beamter, von 4000 Talern gab er 1000. — Der erste, welcher sein Silbergeschirr einsandte, war Graf Sandretzky auf Manze in Schlesien, Wert 1700 Taler, dazu 3 schöne Pferde. — Ein Kanzleidiener 4 silberne Eßlöffel. — Ein Ungenannter 2000 Taler. — Das Schlächtergewerk von Berlin 1000 Taler. — Ein Ungenannter 3 goldene Dosen mit Brillanten, Wert 5300 Taler. — Ein alter Krieger sein einziges Goldstück, Wert 40 Taler. — Eine alte Frau aus einer kleinen Stadt ein Paar wollene Strümpfe.

[72] Es wurden 10 000 Mann freiwilliger Jäger und etwa die Hälfte der Freischaren mit 2500 Mann aus den alten Provinzen gerüstet, darunter etwa 1500 Pferde. Schlägt man die Kosten eines Jägers zu Fuß auf 60 Taler, die eines Reiters auf 230 Taler an — der Pferdepreis war hoch —, so erhält man die Summe von 1150000 Talern, welche sicher zu niedrig ist. Dabei sind der Sold und die Zuschüsse, welche den einzelnen Jägern von Privaten gezahlt wurden, gar nicht gerechnet.

[73] Für mehreres ist der Herausgeber einer Aufzeichnung des würdigen Oberregierungsrat Häckel zu Dank verpflichtet.

[74] Nach Familienerinnerungen.

[75] Aufzeichnung des Appellationsgerichtsrat Tepler, der selbst als Knabe mit dem Landsturm gegen die Franzosen in Magdeburg zu Felde zog.

[76] Sie starb 1864 in Berlin als Mutter eines großen Geschlechts.

[77] Aus dem Tagebuch des Pastor Fricke in Bunzlau.

[78] Szene aus dem Gefecht in Goldberg am 23. August, nach Mitteilung eines Augenzeugen.

[79] So am 22. Mai in Bunzlau während des Rückzuges nach der Schlacht bei Bautzen; die Gefangenen, rote Husaren, lagen in der Vorstadt neben dem Galgenteich.

[80] Vossische Zeitung Nr. 45 vom 15. April.

[81] Gestorben als praktischer Arzt in Halle. Die Mitteilung ist aus dem Munde des verehrten Mannes.

Anmerkungen zu Kap. 10.

[82] Z. B. am 14. November 1819.

[[83a] Der Zollverein kann unmöglich als ein Werk Friedrich Wilhelms III. bezeichnet werden. Der König hatte persönlich gar keinen Anteil daran. Er war, soweit man überhaupt einem einzelnen Manne die Urheberschaft daran zuschreiben kann, ein Werk des Ministers v. Motz. Vgl. jetzt H. Petersdorff, Friedrich v. Motz. 2 Bde. 1913. E. B.]

[83] Ein Wohngebäude, nur für Menschen, ohne Scheuer und Stallung, heißt nicht „Haus", sondern „Stock".

Unser Volk ist der Schöpfer, von dem die Eltern stammen, der uns Sprache, Recht, Bildung, Erwerb und jede
Möglichkeit des Lebens, fast Alles, was unser Schicksal bestimmt, unser Herz erhebt, geschaffen oder
zugetragen hat. Freilich nicht unser Volk allein; denn auch die Völker der Erde stehen wie Geschwister
neben einander, alle zusammen haben gelebt, gelitten und gearbeitet, damit wir leben, schaffen
u. uns freuen.
Dein Volk hat dir Vieles gegeben, es verlangt dafür ebensoviel von dir. Es hat dir den Leib
behütet, den Geist geformt, es fordert auch deinen Leib u. Geist für sich. Wie frei du als Einzelner
die Flügel regst, diesem Gläubiger bist du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich, gleichviel
ob er als milder Herr dein Leben friedlich gewähren läßt, oder ob er es sich mit hoher Mahnung
in einer Stunde fordert.　　　　Gustav Freytag.　　　　1. 3. 1881.

Orts- und Personennamenregister zu Band I—V.

A

Aachen I 227, 277, 291, 361; II 96, 140, 146, 178, 180, 304, 508; III 460; V 119.
Aar III 457.
Aargau II 93.
Aaron s. Hildebold.
Abeles, Lazarus IV 357—363.
— Simon IV 357—375.
Accon II 213, 214.
Achatius III 38.
Achenwall, Prof. V 144.
Adalbert, Erzbischof v. Mainz I 382, 385, 392.
Adames I 144.
Adelheid, Gemahlin Ottos I. I 307, 308, 337.
Adulis I 241.
Aëtius I 127, 128, 136, 143, 145, 199.
Afrika I 63, 94, 104, 148, 189, 243.
Agde V 11.
Agenarich I 81.
Agilulf, Langobardenkönig I 160, 175, 176.
Agnes, Herzogin von Österreich II 244.
Agricola, Leonhard III 490.
— Sixtus III 484, 490.
— Wolfgang III 486.
Agromainzus III 466.
Ägypten I 297.
Ahriman III 466.
Alarich I 112, 169.
Alba, Herzog III 102, 198, 213.
Albert, Herzog zu Eisenach IV 117.
Albingien I 28, 63; II 86.
Albinus s. Alkuin.
Alboin, Langobardenkönig I 62, 97, 169.
Albrecht II., König II 368, 369.
— Herzog v. Bayern III 199, 364, 376, 449.
— Herzog v. Brandenburg III 221, 222.
— Herzog v. Österreich II 100, 240—243, 480.
— Herzog v. Sachsen II 96, 414, 428, 446, 448, 458, 471.
— d. Jüngere, Markgraf v. Brandenburg III 189.
— Markgraf von Kulmbach III 199, 211.
— Graf v. Habsburg II 103.
— Erzbischof von Mainz III 107, 326.
— Achilles, Kurfürst v. Brandenburg II 405.
Alexander, Kardinallegat III 126.
Alexandrien I 237, 241, 395.
Alexius, Kaiser in Konstantinopel I 398.
Alf, Graf II 270.
Algarotti V 249.
Alkuin (Albinus, Flaccus), Gelehrter I 267, 276, 278, 279, 283, 284, 290, 300, 309.
Alpen I 29, 31, 33, 54, 80, 244, 254.
Alpirsbach III 77, 78, 80.
Alsweiler III 300.
Altdorf V 149.
Altenburg II 190.
Altenhausen IV 110.
Altmark II 251.
Altringer, General IV 11.
Altstadt II 270.
Amalasuintha I 106.
Amberg I 10.
Ambronen I 31.
Ambrosius, Meister II 359.
Amelot d. Freudige III 381.
Amerika I 4, 396.
Ammianus Marcellinus I 81.
Amsdorf, Nicolaus von III 99, 126, 161; IV 3.
Amsing, Kaufmann IV 323.
Amsterdam II 276; III 247, 326.
Anastasius, Kaiser I 108.
Anatolius I 132.
Ancona II 179.
Andlaw, Herr von IV 322.
Andreä III 484.
Andreas, König v. Ungarn II 100, 223.
Aeneas Sylvius III 26.
Anger I 417.
Angerburg II 237.
Angilbert (Homer), Dichter, Abt u. Kaplan I 276, 279, 288.
Angilramus, Erzkaplan I 279.
Anglesey, newanische Insel I 215.
Anna, Herzogin von Sachsen-Koburg IV 442.

Anna von Cleve, Gemahlin Heinrichs VIII. von England IV 442.
Annaberg III 63, 70.
Annaburg V 185.
Ansbach V 184, 188.
Anskar I 195.
Antiochien I 395, 407.
Anton, Pietist V 50.
— Ulrich, Herzog v. Sachsen-Meiningen V 57, 76.
Antonius, d. hl. I 297, 298.
Antricht II 449.
Antwerpen III 247, 305.
Apulien II 218.
Aquae Sextiae I 31.
Aquitanien I 262.
Arabien I 235, 241.
Arausio I 30.
Aravatius, Bischof zu Tongern I 199.
Ardarich, Gepidenkönig I 127.
Ardenner Wald I 288, 290.
Ares I 141.
d'Argens, Marquis V 229, 249.
Ariovist I 33, 53, 62, 86.
Arius I 179, 196, 226, 232, 237.
Armin I 50, 53, 62, 86.
Armius, Wechselbankbesitzer in Rom I 136.
Armorica I 227.
Arndt, Ernst Moritz I 6; IV 381; V 441, 473, 475.
— Johann V 10.
Arnim, Bettina von V 26.
Arnsdorf III 416.
Arnulf, Bischof v. Metz I 261.
Arnulfinger I 261.
Arras II 100, 449, 457, 458, 459, 460, 471.
Artois II 202, 448.
Artus, König I 477; II 32; III 381.
Aschersleben III 420.
Asien I 50, 52, 86, 94, 97, 102; II 221.
Askold II 200.
Asowsches Meer II 252.
Aspach IV 98.
Asseburg, Rosamunda Juliana von V 47, 48.
Athanarich I 102.
Atlantischer Ozean III 305.
Attalus, Enkel Gregors, des Bischofs v. Langres I 257 ff.
Attila I 72, 92, 102, 126 bis 146, 161, 169, 179; II 197.
Audubald, König I 219.
Audulf (Menalkus), Truchseß I 282.
Auge, Georg II 456.
Augsburg I 226, 320, 362, 418; II 140, 146, 250, 306, 317, 509; III 164, 192, 198, 305, 326, 328, 359, 364, 422, 423, 443, 446, 449, 451, 455, 457; IV 2, 68, 159.
August, Kurfürst v. Sachsen III 236, 450; IV 164, 383.
— d. Starke, König v. Sachsen V 171.
Augustin, engl. Missionar I 201.
Augustus, Kaiser I 23, 32, 33, 85.
— Herzog v. Sachsen III 199.
Austrichilde, Königin I 171.
Authari, Langobardenkönig I 175, 251.
Auxtote II 237.
Avern I 208.
Avignon II 252.
Aymar, General V 533.

B

Baalsebub III 466.
Babel III 403.
Bachellé, von V 144.
Bachmann, Andreas IV 118.
Baden bei Zürich III 267.
Baden-Durlach IV 14.
Baier, Peter IV 180, 181.
Baierburg II 237.
Baireuth V 184.
Baite (Baitin) II 237.
Baldar I 181.
Baldeck II 111.
Baldur III 467; IV 66.
Balga II 227.
Balhorn, Johann III 263.
Balko, Hermann II 226.
Balthasar, Landgraf von Thüringen II 314.
Balthen I 97.
Bamberg I 361, 364; II 140, 202, 414; III 195; IV 92.
Bancke, Michel II 362.
Bancor, Kloster I 299.
Banér, General IV 11, 85, 195, 200.
Banz, Kloster IV 97, 98.
Bar bei Zug III 52.
Barcelona II 252.
Barnim, Herzog v. Pommern III 192, 197.
Barns, Robertus III 262.
Bartholmä von Kroatien, Graf II 379, 381.
Basel I 214; II 96, 102, 105, 111, 140, 250, 306, 312, 348, 518; III 1, 27, 54, 83, 274 ff., 423, 446.
Basich, Humie I 141.
Basiliskus I 107, 123.
Basina, Muhme der Chrodielde I 312.
Bathilde, d. heilige I 171.
Bäuerlein, Johannes III 488.
Baumgarten, Prof. V 139, 148.
Baur von Eysenect V 30, 39.
Bautzen V 453, 454.
Baye II 275.
Bayern I 28, 113, 253, 255, 320, 360, 378, 407; II 86, 108, 179, 197, 286—288, 408; III 381, 443, 460; IV 220, 384; V 379.
Bebel, Heinrich III 13.
Becherer, Dorly III 274.
Beda, d. Ehrwürdige I 215, 224, 252.
Beer, Johann II 273.
Beethoven, Ludwig van IV 207.
Behr, Georg, von Düvelsdorf IV 250.
Belisar I 63, 107, 122, 123, 167, 179.
Bellus (Fluß) II 214.
Benedikt, d. heilige I 205.

Benedikt von Nursia I 300.
Beneke, Paul II 276, 277, 278, 279, 280.
Benevent, Herzogtum I 263.
Benkendorff, Major v. V 81 ff.
Beowulff I 166.
Berchtold, Prediger II 346, 367.
Berg IV 383.
Bergen II 253, 261, 267.
Berich, Mythe I 142, 144.
Berlichingen, Götz von I 483; III 344—360.
Berlin III 403, 460; IV 443.
Bern I 28; II 140, 306.
Bernhard, Herzog von Kärnten I 427.
— Herzog von Weimar IV 11, 110, 111, 158.
— Abt von Clairvaux I 424.
Bernhard Baptisé II 344.
Berta (Delia), Tochter Karls d. Gr. I 276, 279, 288.
Berthrada, Mutter Karls d. Gr. I 262.
Berus, Oswaldus III 283, 298.
Berytus I 242.
Beseleel s. Einhard.
Bessin III 261.
Bibran, Abraham von III 380.
Bieberstein, Burg I 366.
Birghden, Johann von den IV 123.
Birkmann, Prediger V 154, 155.
Bischop, Walter II 273.
Biskaischer Meerbusen II 263.
Bissingen III 360, 361, 364, 365, 377.
Blanchard, Jean Pierre V 314 ff.
Blankenburg III 420.
Blaurer, Ambrosius III 77—80.
Bleda, Bruder d. Attila I 135, 136, 143.
Bleicha I 425.
Blotzheim II 105.
Blücher, Fürst V 408.
— Franz von V 409.
Bober, Fluß IV 178.
Boccalini IV 123.
Bode (Fluß) I 62.
Bodmer, Joh. Jak. V 129.
Bögendorf II 363, 365.
Böhme, Georg IV 107.
— Jacob V 10.
— Michael IV 105.
Böhmen II 86, 101, 108, 195, 197, 200, 208, 209, 252, 299, 319, 430; IV 7, 384.
Boleslaus, Heide II 319.
Bolkenhain II 358, 360, 363, 364, 365.
Bologna II 319.
Bonge II 276.
Bonifacius (Winfrid) I 18, 189, 195, 211, 300.
— Papst I 219, 220.
Bora, Katharina von I 455; III 148, 161, 165.
Borcke, Major von V 474.
Borna III 182.
Borneff II 276.
Bornhart, Matthias III 282.
Böselager, von V 410, 412.
Böttiger, Johann Friedrich IV 443.
Bötzinger, Martin IV 89, 104—118.
Boulogne II 458.
Bourgneuf II 264.
Bozen II 179.
Brabant II 461, 471.
Bräcker, Ulrich V 198 ff.
Brandenburg II 86, 200; III 460.
Brandenstein, Eberhard von II 428.
Brandis, Hauptmann V 89.
Brandstedter, Johannes IV 367.
Brant, Sebastian III 18; IV 1.
Braun, Kaspar IV 308.
Braunschweig I 361; II 32; III 320, 420, 460, 499; IV 160, 384, 411; V 184, 188.
Breisach II 102, 104.
Breitenfeld IV 35.
Breithaupt, Pietist V 50.
Breitkopf V 131.
Bremen I 361; II 140, 156, 213, 219, 245, 252, 253, 267, 270, 279—281; IV 267, 304, 384.
Breslau II 140, 154, 202, 206, 208, 241, 362, 509; III 30, 405, 423, 434, 449, 451, 460; IV 267, 269, 277; V 119.
Bretagne II 264.
Brettwitz, von V 35.
Brieg IV 302.
Briesger III 167.
Brixen I 382.
Bromberg V 265.
Brönner, Verleger IV 302.
Brügge II 252, 253, 266, 277, 448.
Brumhardt, Magister V 52.
Bruna, Königstochter I 175.
Brunhilde I 76, 169; III 449.
Brunichilde, Königin I 161, 236.
Bruno von Sconenbecke II 32.
Bruser, Hermann III 255, 260.
Bucer, Reformator III 456.
Buchenau II 313, 314.
Buchenhofen III 364.
Buchhorn, Grafensitz I 325.
Buddeus, Prof. V 52.
Buermeister, Gerd IV 321.
Bugenhagen, Johann III 176; IV 3.
Bunde II 276.
Bunyan II 348.
Bürde V 443.
Burg, Kircheninspektor V 137.
Burghausen II 61.
Burgund II 100, 101, 414, 431, 448.
Burkhard, Kämmerer II 214.
Burkhard von Magdeburg II 226.
Burlacherin III 280.
Burtenbach, Sebastian Schärtlin von III 221, 343, 359 ff., 408.
Burtolf III 283.
Burtscheid V 126.
Burzenland, siebenbürgisches II 223.
Bus, Valentin III 261.

Buscha II 471.
Büsching III 404.
Buttlar, Eva von V 52.
Buttmann, Phil. Karl V 451.
Byzanz I 63, 85, 86, 102, 106, 107, 108, 149, 179, 235, 241, 394; II 304.

C

Cadix IV 315, 333.
Caedmon, Angle I 340.
Cagliostro IV 443.
Cajetan, Kardinal III 109, 111.
— Graf IV 443.
Calais II 448, 449, 457.
Caligula I 362.
Camas, Frau von V 216, 238, 249.
Canuel, General V 417.
Carlowitz III 210, 213.
Carmer V 395.
Carolus I., König von England IV 304.
Carpen, Otto von II 219.
Carpfanger, Berend Jakob IV 325, 332.
Cäsar I 32, 33, 53, 54, 62, 67, 85.
Casaubonus III 380.
Catharinus, Ambrosius III 126.
Catulus I 31.
Cavallo V 314.
Cellarius IV 102.
Celtes, Konrad III 18.
Cerclement, Hauptmann II 456.
Cesar, Philippine V 57.
Charibert, König I 312.
Charietto I 147, 148.
Charlotte, Pfalzgräfin b. Rhein IV 239—249.
— Elisabeth, Herzogin von Orleans IV 249.
Chemnitz, Bogislav Philipp IV 222.
Childebert, Frankenkönig I 257.
Chilperich, Frankenkönig I 160, 207, 245.
China I 237, 241.
Chloderich, Königssohn I 160.
Chlodovech, König I 67, 160, 161, 175, 191, 192, 198, 207.
Chloe II 210.
Chlotar, Frankenkönig I 157, 207.
Chnodamar, Alemannenkönig I 81, 83, 504.
Chosroes, Perserkönig I 149.
Chram, Sohn des König Chlotar I 157.
Chrey, Konrad von II 241.
Christel, Pater IV 354.
Christian, der Fromme, König von Dänemark I 3.
— Bischof II 226.
Christoph, Herzog von Bayern III 449.
— Herzog zu Württemberg III 361, 377.
— Markgraf von Baden II 459.
Chrodichilde, Frankenkönigin I 191, 192.
Chrodielde, Tochter des Königs Charibert I 312.
Chrysaphios, Eunuche I 128.
Chunegunde, Gemahlin Heinrich II. I 377, 379.
Chunibert, Abt von Altnach I 332.
Chuno d. Ältere, s. Konrad II.
Chunrad, Kaiser, s. Konrad II.
Chuono, Vater Chuno d. Jüngeren I 378.
— d. Jüngere I 378, 379.
Cicero I 470, 471; III 13, 26.
Cilly, Hermann von II 242, 243.
— Ulrich von II 371, 376, 378, 379, 380.
Citzewitz, Jakob III 198, 211, 212.
Claudius, Kaiser I 245.
Clermont I 398.
Cneius Mallius I 31.
Cocceji V 395.
Cochläus III 113.
Coifi, heidn. Priester I 222, 223.
Colbitz, Kloster III 197.
Cölestin III., Papst II 214.
Columba s. Riktrudis.
Columban, Ire I 193, 195, 299.
Comersee I 160.
Compostella II 261.
Condé, General IV 11.
Constantinus Porphyrogenitus I 269.
Constantiolus I 140, 141.
Constantius, Schreiber d. Attila I 135, 136, 140, 144.
Contari, Kardinal IV 411.
Copernikus V 105.
Corbin I 300.
Cordis, von II 455, 457, 458, 459.
Cornwallis I 299.
Correy I 300.
Cranach, Lucas III 126, 161, 167.
Crato von Udenheim III 13.
Cremer, Amtsschreiber IV 110.
Cromwell IV 304.
Cuichelm, König von Wessex I 218.
Cunta II 449.
Custine V 384.
Czirnau, Heini von II 362, 366.
— Siegmund von II 362, 363.

D

Damaskus I 428.
Dambach V 81.
Daendels, General V 412.
Dänemark I 62; II 253, 265; III 250.
Dante II 348.
Danzig II 234, 245, 253, 262, 270, 277, 280, 281; IV 156; V 264.
Daphne II 210.
Dares, Pfarrer IV 308.
Darru, Generalintendant V 420.
Deckner, Pfarrer IV 195.
Degenfeld, Gustav von IV 248.
— Marie Susanne Loysa von IV 239, 240, 245.
Delia s. Berta.
Delphi I 166.

Dennewitz V 472.
Derby II 236.
Derwent, Fluß I 218, 224.
Descartes V 113, 114.
Desiderata, Karls d. Gr. Gemahlin I 262, 269.
Desiderius, Langobardenkönig I 262, 276.
Dessau V 184.
Dettingen, Hans von II 449.
Deventer III 13.
Diderot V 240.
Dido I 107, 307.
Dietrich von Bern I 401.
Dietrich, Veit III 104, 167.
Diocletian I 64, 187.
Dir II 200.
Disteli, Maler V 527.
Dnjepr I 93.
Dobeneck, Friedel von II 316.
Döbner V 149.
Dobrin, Fort II 226.
Dohna, Fabian von IV 69.
Dohna-Schlobitten, Graf Alexander von V 442.
Döllstedt IV 195.
Donar I 194, 196, 360, 361; II 483.
Donat II 155; III 26, 41, 52, 251.
Donau I 17, 20, 22, 23, 33, 39, 63, 92—96, 102, 103, 149, 196; II 281; III 377, 378; V 295.
Donauwörth III 108, 361, 378.
Don Quichotte I 477.
Dorfeld, von V 40.
Dörnberg V 421.
Dorpat II 267.
Dortmund II 266.
Doubs II 99.
Drakon (Fluß) I 134.
Dresden III 30, 37, 38, 422, 435, 445, 446; IV 3, 177.
Dressel IV 109.
Droste-Vischering, Frau von V 409.
Duellium (Hohentwiel) I 331.
Duhan V 238.
Düna II 267.
Durbin II 229.
Dürer, Albrecht II 185; III 328, 402.
Dürkheim II 103.
Dürrkragen, Theodor III 477.
Düvelsdorf, Georg Behr von s. Behr.

E

Eanfled, Tochter König Edwins I 218.
Eberhard, Herzog von Württemberg IV 246, 247.
— von Württemberg, Graf II 311, 425.
— Bischof von Konstanz II 104.
Eberlin, Johann III 234, 235; IV 6.
Ebernburg III 127.
Ebersdorf V 54.
Eberstein, Johann Jakob Graf von IV 241, 245.
Ebert, Andreas III 477.
Ebner, Kurator, von V 143, 154, 155.
Eck, Johann Dr. III 109, 110, 111, 112, 113, 140.
Eckart, Justizrat V 443.
Eckersberg II 237.
Eckhof, Schauspieler V 129.
Ecstatius, Pater II 404.
Edelbeck, Benedikt III 437.
Eder, Pater IV 354.
Ediko, Häuptling d. Skiren I 127ff.
Edilberga (mit d. Beinamen Tate) I 215, 218, 219.
Edilberkt, König von Kent I 215.
Edilfrid, König I 220ff., 299.
Edinburgh IV 304.
Edwin, König I 215, 218ff.
Egmont III 102.
Ehingen, Burkhard II 311.
— Georg von II 393, 414.
Eichhorn V 451.
Eichmann, Kriegsrat V 443.
Eichstädt III 499.
Eicke, von IV 308.
Eimbeck II 179; IV 411.
Einhard (Beseleel, Nardulus, Lavendel), Geschichtsschreiber Karls d. G. I 282, 283.
Einsiedel, Oberstleutnant von V 191.
— Heinrich von II 428.
Einsiedeln III 52, 54.
Eisen, Bernhard III 490.
Eisenach IV 117.
Eisfeld IV 97, 98, 102, 109.
Ekart von Walde II 236.
Ekkehard I., Dekan von St. Gallen I 317, 329ff.
— II., Mönch I 331ff.
— III. I 334ff.
— IV., Chronist I 317.
— der Rote, Vorsteher der Klosterschule Magdeburg I 309.
Elbe I 22, 28, 29, 33, 55, 68, 361; II 51, 277.
Elbing II 227, 230, 234.
Elfflein, Johannes IV 103.
Elias s. Hardberd.
Elisabeth, d. Hl. I 204.
— Königin von England III 405.
— Königin von Österreich II 368ff.
— Gemahlin Friedrichs von der Pfalz IV 238.
— Prinzessin von Bevern V 215.
Ellenhard von Straßburg II 99, 102.
Elrichshausen III 361.
Elsaß II 98, 101, 102, 103; III 265.
Elsner, Landschaftssyndikus V 443.
Embach II 267.
Emicho, Graf I 407.
Emmel, Egenolf IV 122.
Emser, Hieronymus III 111, 113, 126, 328.
Ende, Götz von II 429.
Endlicher, Stephan II 369.
Engelko II 230.

Engilbert, Abt von St. Gallen I 320, 323, 324.
England I 6, 22, 396; II 252, 275, 392, 448; IV 268.
Eodbald, König von Kent I 215.
Ephesus I 148.
Eppin (Nehemias), Schenke I 282.
Erasmus von Rotterdam III 18, 55, 77, 96, 106, 107.
Erchambald, Erzkanzler I 282.
Erfurt II 101, 140, 147, 178, 250, 338; III 104, 127, 235; IV 91, 92, 117, 169.
Erhardt, Andreas IV 196.
Erich, Graf I 277.
Erlingshausen, Konrad von II 222.
Ermland V 266.
Ernst, Herzog von Sachsen II 428.
— Herzog von Schwaben II 64.
— Markgraf von Baden III 188.
— d. Fromme, Herzog von Gotha IV 98, 102, 117, 195, 200.
— von Mansfeld IV 11.
Eskam I 134.
Esla I 134.
Essen IV 383.
Etsch I 31, 96.
Eugen, Prinz V 170.
Eugenius, Papst I 365, 424.
Eumer, Meuchelmörder I 218.
Euphrat I 148.
Europa I 4, 15, 86, 93, 97, 244.
Eutin V 43.
Ewald, Gregor IV 104.
Exelmann, Pfarrer IV 179.

F

Fabel, Hans IV 69.
Faber, Georg IV 102.
Fadinger, Bauernanführer IV 76.
Fahnes I 166.
Falkenburg II 236.
Falkenstein, Schloß II 362.
Falsterbo II 265.
Faßmann, David V 130.
Fastrada, Karls d. Gr. Gemahlin I 269, 278.
Faust IV 442.
Fechter, D. A. III 27, 274.
Fehmarn II 270.
Ferdinand II., Kaiser II 2; IV 14, 205, 266.
— III., Kaiser IV 443.
— Herzog von Braunschweig V 190.
Ferrara II 416.
Fichard, J. C. III 329.
Fichte, Philosoph V 421, 451, 453.
Fick, Kammerrat V 149.
Fickler, Martin III 282.
Finnischer Meerbusen II 196.
Fischart III 457.
Flaccus s. Alkuin.
Flacius I 3; IV 3.
Fläminge II 51.
Flandern I 398; II 101, 252, 263, 267, 414, 431.
Flavius s. Rikulf.
Flavus (Bruder Armins) I 62.
Fleck V 294.
Floh, Dorf V 81.
Flörcke, Geheimer Rat V 88.
Florentina von Oberweimar III 148.
Florenz II 251, 261.
Florinus s. Franz Philipp, Pfalzgraf.
Fol III 467.
Forkenbeck, von V 416.
Forojoli (Cividale in Friaul) I 149.
Forster, Georg V 386.
Francke, August Hermann V 27, 50, 127.
— Hans III 484.
Franken II 69, 195, 200, 408, 414, 418, 426; III 30, 326; IV 90, 91, 97.
Frankenhausen III 451.
Frankfurt a. M. I 361; II 92, 105, 140, 141, 146, 147, 250, 283, 509; III 305, 329, 335, 462; IV 122, 267, 269, 314, 352; V 10, 184.
Frankfurt a. d. Oder III 477.
Frankreich I 4, 16, 20, 234, 235, 396, 464; II 250, 339, 393, 448; III 380.
Franz I., Kaiser V 77.
— König von Frankreich III 191.
— Philipp, Pfalzgraf (Pseud: Florinus) IV 288.
— Meister, Pfarrer von Ofen II 377.
— — in Basel s. Jeckelmann.
Frauenburg II 42—44.
Fredegunde, Königin I 160, 169, 175, 198, 245, 257.
Frege, Kaufmann V 353.
Freher, Marquard III 335.
— Ursula III 335ff.
Freiburg III 18.
Freidank I 10.
Freising I 418; III 40.
Fresen, von V 35.
Frick, Kaufmann VI 323.
Friderun, Geliebte Neidharts II 60.
Friedrich I., Barbarossa I 379, 393, 446, 447, 450, 451, 454; II 8, 26, 38, 518.
— II., d. Hohenstaufe I 342, 343, 370, 373, 413, 446; II 45, 93, 180, 214.
— III., Kaiser II 100, 381, 431, 414—416, 448.
— I., König von Preußen IV 385.
— d. Gr. I 278; II 245; IV 35, 76, 292, 380, 381, 383, 390; V 79, 103, 187, 190, 192, 211ff., 272, 273.
— Herzog von Braunschweig II 314.
— III., Herzog von Gotha V 80.

Friedrich, Herzog von Holstein II 262.
— Herzog von Liegnitz, Vater u. Sohn III 194—196, 405 bis 408, 416—418.
— Herzog von Österreich II 41.
— Markgraf zu Baden IV 241.
— — von Brandenburg II 419.
— von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg II 92, 105, 113.
— von der Pfalz, König IV 10.
— d. Sieghafte, Pfalzgraf III 183.
— d. Weise, Kurfürst II 375; III 57, 107, 110, 126, 127, 134, 135, 180, 185, 191, 380.
— August, Kurfürst von Sachsen IV 290.
— Wilhelm I., König von Preußen IV 157, 291, 292; V 142, 167, 169, 171, 182, 186, 188, 190, 192, 211.
— — II. IV 76; V 184, 394.
— — III., König von Preußen IV 380; V 392, 394, 484, 502.
Friedrichshall IV 157.
Friedrichslohra II 517.
Friesach II 8, 29.
Friese, Wilhelm I 3.
Friesland II 275, 414, 448; III 236; IV 384.
Frisius, Konrektor in Altenburg II 190.
Fritzlar I 211.
Frodheri, e. Manne d. Königs Edwin I 218.
Fronsperg III 343, 359; IV 16.
Froumund, Mönch von Tegernsee I 342.
Frubos, Peter III 248.
Fuchs, Hans III 417.
Fugger III 305, 326, 327; IV 10, 268.
Fulda I 361, 364 ff.
Fürstenstein II 361.

G

Gadebusch III 263.
Galdulf, Herzog I 160.
Gailingen, Eppele von II 316, 318.
Gaislingen III 354.
Galilei V 105.
Gallien I 17, 22, 30, 32, 33, 53, 54, 62, 81, 86, 94, 97, 104, 108, 226.
Gallus, d. Hl. I 317, 320.
Gandersheim I 300, 313.
Ganymed II 210.
Garibald, Herzog I 175.
Garve, Christian IV 391, 392, 395.
Garzoni, Italiener IV 417.
Geelhar, Joachim III 264.
Geiler von Kaisersberg, Johann III 18.
Geißlbrecht, Apollonia III 484, 485.
— Hans III 484.
Geldern II 236.
Gelimer, Vandalenkönig I 107, 113, 161, 179, 482.
Gellershausen IV 102, 107.
Gellert, Christian Fürchtegott I 8; IV 292; V 129, 137, 141, 142, 143, 145.
Gemünd, Andreas von III 345.
Gengenbach, Pamphilus II 518.
Genserich, König I 63, 107, 108, 123, 167.
Gentz, Friedrich V 396.
Genua I 252, 395.
Georg, Herzog von Sachsen III 113, 138, 180, 181.
— Friedrich, Herzog v. Liegnitz III 419.
Gerald, Mönch von St. Gallen I 331 ff.
Gerberga, Äbtissin I 313.
Gerhof, Probst I 418, 419, 442.
Gerlach von Burg Haselstein I 366.
Germanicus I 362.
Gesner, Johann Matthias V 116, 146.
Gibika, Burgunderkönig I 127.
Gisela (Lucia), Schwester Karls d. Gr. I 283, 288.
Gießen V 42.
Girard, Dr. V 516, 518.
Girsik s. Podiebrad.
Glapio, Beichtvater Karls V. III 127.
Glaß, Dr. IV 117.
Glatz II 200.
Glauburg, von, Familie III 329, 335 ff.
Gleichen, Christiane Auguste v. V 79.
Gleim, Dichter V 134, 142.
Gleismuthausen IV 111.
Glogau II 209.
Göckel IV 111.
Godmunddingaham I 224.
Godmundham I 224.
Goldbeck, Kanzler V 393.
Golin, Martin von II 231, 234.
Göppingen III 422.
Görlitz II 359.
Görz, Graf Meinhard von II 44.
Goslar I 361; II 32, 157, 196; IV 406.
Gotelind, Helmbrechts Schwester II 62—67.
Gotha II 147; III 63, 70, 106; IV 66, 90, 91, 98, 103, 117, 198.
Goethe III 237, 344, 345; IV 207, 391, 443; V 272, 273, 315.
Gotland II 252, 260, 262, 266.
Gottfried von Straßburg II 404.
Göttingen IV 411.
Gottsched, Joh. Chr. V 128, 131, 142.
Göttweih I 382.
Götz, Pfarrer IV 104.
Götzinger, E. III 83.
Gräfenthal V 131.
Grams, Superintendent IV 116.
Gramsch, Postmeisterin V 425.

Gran II 377.
Granada II 393.
Granvella, von III 212.
Grätz II 359.
Grauden II 244.
Graz I 479.
Gregor I., Papst I 48, 201, 204, 444.
— VII. (Hildebrand), Papst I 16, 374, 394, 398, 444, 455.
— IX., Papst II 223.
— XII., Papst II 356.
— Bischof von Langres I 257ff.
— von Tours I 196, 200, 252, 257; IV 77.
Greifswald II 260; III 239, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 460; IV 76.
Grenchen V 516ff.
Grevenberg II 449.
Gribow III 246, 247.
Griechenland I 52, 54, 64, 168, 395, 426; III 380.
Grimmelshausen, Christoph v. IV 69, 277, 386, 423.
Grimoald, Abt I 308.
Grimsel III 27.
Grison, Kapitain II 449.
Gröben, Wilhelm Ludwig, Graf von der V 442.
Gröditzberg III 408ff.
Grolmann, preuß. General V 395.
Grönland I 396.
Gronsfeld IV 56.
Großohm II 276.
Großbeeren V 472.
Grul, Goswin II 273.
Grumbach, Komtur II 230.
— Argula von III 328.
— Wilhelm von I 3; IV 442.
Grumbkow, von V 213.
Grün, Dietrich IV 197.
Gruner, Justus V 421.
Gruterus, Gelehrter III 380.
Gryphius, Andreas II 210; IV 277.
Guerin, Thomas III 280.
Guido, König II 214.
Gumpershausen IV 97.
Gundeldingen III 275.
Gundrada (Eulalia), Hofdame Karls d. Gr. I 283.
Gunther, Burgunderkönig III 130.
Günther, schles. Dichter II 210.
Gunthram, Frankenkönig I 160, 167, 171, 209, 232.
Günzburg III 234.
Gustav Adolf, König IV 11, 32 bis 35, 48, 50, 56, 64, 76, 82, 106, 112, 152—157, 443.

H

Hackert, Maler V 248.
Hadburg, Gemahlin König Heinrichs I 313.
Hadrian, Papst I 263.
Haduwig, Herzogin v. Schwaben I 331ff.
Hagelsberg V 472.
Hagen I 178, 179, 401; III 130; IV 67.
Hagenau III 13.
Hagenbach, Goldschmied III 280.
Hailaga I 79.
Hainau III 408.
Hakon, König von Norwegen II 281.
Halberstadt I 62, 361; II 32; III 420.
Halle II 140, 250; III 30, 193, 420, 422, 460; IV 148; V 50, 131, 146.
Haller, K. L. von IV 267.
Hamburg I 361, 362; II 126, 140, 252, 263, 273, 274, 277, 279, 281; III 250, 454; IV 267, 314.
Hameln V 397.
Hammelburg III 352.
Hampden III 102.
Hanau V 188.
Hannibal I 17, 107.
Hans, Herzog von Sagan II 209; III 404.
Hans Adolf, Herzog von Plön IV 77.
— der Pilacher II 378.
Harburg III 361.
Hardberd (Elias), Kellermeister I 282.
Hardenberg, Fürst von V 422.
Hartmann d. Ältere von Kyburg II 104.
— Brand III 246.
— Georg III 249.
Harun al Raschid I 287.
Häse, Georg V 474.
Haselstein, Burg I 366.
Haßfurt II 417.
Hattstadt s. Konrad Wernher.
Hatzfeld, General IV 78.
Haugwitz, von, preuß. Minister V 443.
Haupt, Ernst Friedrich V 353.
— Moriz II 62; V 364.
Haydn IV 207.
Hebenstreit, Astrologe I 3.
Hedwig, Gräfin von Meran II 202.
Hegau I 336.
Hegel, Philosoph I 1; V 500.
Hegius, Alexander III 13.
Heidelberg II 338, 419; III 335.
Heilbronn IV 85.
Heiler, Dr. V 41.
Heinrich I., König I 313, 320, 369.
— II., Kaiser I 377; II 500, 508.
— IV., Kaiser I 363, 370, 373, 398.
— V., Kaiser I 381.
— VII., König von England II 448.
— VIII., König von England III 113.
— Herzog von Bayern I 392; II 97.
— — von Braunschweig III 196, 199; IV 411.
— XI., Herzog von Liegnitz III 326, 404ff.
— im Bart, Herzog II 202.

Heinrich, Markgraf von Istrien I 478.
— Bischof von Basel II 103, 104, 111, 112.
— der Teichner II 115, 240.
Held, von, Oberzollrat V 393.
Heldburg IV 104—118.
Heldrungen, Hartmann von II 224.
Helena I 176.
Helja I 191.
Hellas I 29.
Hellingen IV 114.
Helmbrecht, Meier II 61—68.
Henneberg II 414; III 460; IV 200.
Hennegau II 101, 449, 471.
Herbsthausen IV 84.
Heribald, Mönch I 321, 322, 323.
Herkules I 51.
Harmanarich I 97.
Hermann, Landgraf von Hessen II 313.
— Sarazene aus Schwaben II 229.
— von Salza II 219, 223, 224, 225, 226.
Hermin I 28.
Hermsdorf III 410.
Hersbruck IV 69.
Heß, Johann III 403.
Hessen I 119; II 195; IV 91, 384.
Hessen-Philippsthal, Prinzessin von V 78.
Hesychius, Freund d. Hilarion I 298.
Hettersheim V 30.
Heubach IV 117.
Heum, Christian IV 196.
Heun, Schriftsteller V 444.
Heyland, Samuel IV 246.
Hezilo, Herzog von Bayern I 377, 378.
Hieronymus, Prinz V 420, 425.
Hilarion, hl. Einsiedler I 297, 298.
Hilda, Braut Attilas I 146.
Hildburghausen IV 109, 110.
Hildebold, Erzkaplan, Bischof von Köln (gen. Aaron) I 279.
Hildebrand s. Gregor VII.
Hildegard, Karls d. Gr. Gemahlin I 269, 287, 289.
Hilderich, Vandalenkönig I 158.
Hildesheim I 361, 418; II 32; IV 384.
Hildtrud, Hofdame I 288.
Hiller, Stephan IV 357.
Hilperstein IV 47.
Hilspach, Michaelis III 13.
Hiltgund I 317.
Hinkmar II 483.
Hiob III 466.
Hochburgund II 99.
Höchst I 328.
Hoe, Hofprediger IV 149.
Hof II 315; III 451.
Hoffmann, Apotheker IV 116.
— Christoph IV 357.
— Heinrich II 358.
— Val. IV 113.
Hofmann, Hans II 316.
Hohberg, von III 419.
Hohenberg (Homberg) II 104.
Hohenburg III 360.
Hohenlohe, Wolf Julius, Graf von IV 247.
Hohenstaufen I 13, 278, 291, 308.
Hohenstein II 318; III 360.
Hohentwiel I 332.
Hohenzollern II 113, 211.
Hohnstein, Amt IV 382.
Hol den Bolz II 316.
Holk IV 76, 85.
Holland II 261, 275, 276, 448; III 454; IV 268.
Höllensack II 65.
Holstein II 195, 270, 271; IV 288.
Holtz, General IV 84.
Holzhausen IV 107.
Homberg II 104.
Hön, Klaus IV 115.
Hönn, ein Koburger IV 386.
Honorius III., Papst II 219.
Horaz I 472.
Horn, General IV 11.
Hornburg III 345.
Horne, Junker III 246, 247.
Horng, Margarete III 329.
Horst, Dorf III 250.
Hosten (Höchst) I 328.
Hoya, Grafschaft IV 384.
Hoyer, Heine II 273.
Hoym, Graf V 393.
Hradagais I 102.
Hrosvitha von Gandersheim I 313; III 266.
Hruodhard, Hofdame I 288.
Hruodrud, Tochter Karls d. Gr. I 269, 288.
Huber, Hans III 275, 280, 282.
Hübner, Melchior IV 180.
Hug, Batt III 282.
Hugo, Meister II 271, 272.
Humberfluß I 215.
Hummel III 275.
Hunigais s. Onegis.
Hüsel, Levi s. Kurtzhandl.
Huß, Johannes II 2, 349, 356, 357; III 62, 127, 133.
Hutten, Hans III 188.
— Ulrich von II 314; III 19, 76, 77, 97, 98, 159, 185, 235, 269, 305, 329, 343.

J

Jaffé II 102.
Jahn, Ludwig V 422, 444, 446, 475.
Jary, Subrektor V 373.
Idla, Fluß I 222.
Jeckelmann, Franz, Meister III 275 ff.
Jena III 83; IV 3.
Jenner, Arzt V 288.
Jericho I 395.
Jerusalem I 167, 395, 398, 413, 428, 429, 464; II 389, 500; III 3.
Iffland, Theaterintendant V 289, 353.
Igel s. Öttingen, Ludwig von.

Illyrien I 63.
Ilmenau IV 200.
Ilmensee II 252, 266.
Ilsan, Mönch II 514.
Immo, Abt I 332.
Indien I 241, 242; III 305.
Indus I 241.
Ingelheim I 277, 291.
Ingo I 20, 28, 66.
Ingolstadt III 328, 484.
Inn II 61.
Innozenz III., Papst I 16, 374, 445; II 214, 260.
— VII. III 472.
Innsbruck III 39.
Insterburg II 237, 241.
Joachim, Kurfürst von Brandenburg III 188.
Johann XXIII., Papst II 356.
— Kurfürst von Brandenburg II 408, 414.
— von Rostock II 276.
— von Sagan II 414.
— Friedrich, Kurfürst von Sachsen I 3; III 380.
— — d. Mittlere, Herzog v. Sachsen-Koburg IV 442.
— Georg, Kurfürst III 442, 445.
— Kasimir, Herzog III 422, 454; IV 105, 112, 442.
Johannes d. Täufer I 417.
— Tusculanus II 99.
Johannisburg II 237.
Johansdorf, Albrecht von I 475.
Johel, Jude IV 362.
Jonas, Justus Jodocus III 99.
Jorcze II 275.
Jordan, Freund Friedrichs des Großen V 230, 231, 238.
Jordanis, gotischer Priester, Geschichtschreiber I 72, 252.
Irland I 278, 299; II 275.
Irnach, Sohn des Attila I 143.
Isaak, Gesandter Harun al Raschids I 287.
Isabella von Burgund II 101.
Isambard, Sohn des Warin I 289.
Isar III 40.
Isidor, Bischof von Sevilla I 109, 234, 252.
Island I 80, 396; II 261, 263.
Isolani IV 85.
Isto I 28, 33, 191.
Italien I 4, 17, 22, 30, 31, 32, 54, 55, 62, 94, 97, 102 bis 104, 149, 209, 226, 232, 240, 300, 464; II 97, 224, 250, 304, 500; III 3, 13, 305, 380, 454; VI 3, 6.
Itz (Fluß) II 414; IV 103.
Judenburg II 43.
Julian, Kaiser I 48, 80, 85, 148.
Julius, Franziskaner IV 179.
Junghans, Adam IV 55, 56.
Jungingen, Konrad von II 222.
Jura I 33.
Jürgaß, Major von V 191.
Justinian, Kaiser I 92, 106, 108, 109, 123, 149, 161, 167, 237, 242, 243.
Justus, Erzbischof I 215.
Jütland I 63.
Iwein II 393.

K

Kabao, Häuptling der Mauren I 189.
Kaland II 346.
Kalbermatter, Hildebrand III 38.
Kalenberg I 10.
Kalkutta III 305.
Kallenberg, Fräulein von V 52.
Kalmar III 260.
Kanderowa, Katharina IV 360.
Kaneloser, Hauptmann II 470, 471.
Kant, Immanuel IX 392; V 253, 257.
Karl d. Große I 69, 97, 167, 206, 211, 248, 249, 262 ff., 375, 396, 406; II 180, 431, 483; III 131.
— II., König von Spanien IV 332, 337.
Karl IV., Kaiser II 157, 208, 289, 319, 368.
— V., Kaiser I 3, 283; II 2, 260, 476, 517; III 1, 159, 183, 191, 210, 211, 345; IV 6, 7, 266.
— VI., Kaiser V 76.
— VII., Kaiser V 77.
— König v. Frankreich II 448, 457, 459.
— XII., König v. Schweden IV 157.
— d. Kühne, Herzog v. Burgund II 277, 280, 405, 447, 448.
— Herzog von Württemberg V 378.
— Emil, Kurprinz V 191.
— Gustav, Pfalzgraf bei Rhein IV 194.
— Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, Kurfürst IV 238 bis 249.
— Viktor von Braunschweig III 199.
Karlmann, Bruder Karls des Großen I 262.
Karlstadt, Andreas III 141, 243.
Kärnten I 29, 30, 102; II 86, 98, 108.
Karoline, Herzogin v. Hessen V 378.
Karsthans II 88.
Karthago I 17, 63, 107, 148, 167, 179, 189.
Käse, Görg III 300.
— Wolff III 300.
Kassel II 418; IV 302, 411; V 188.
Kästner V 129, 130.
Katalaunische Schlacht I 102, 251.
Katharer II 87.
Kaufungen, Kunz von II 318.
Kawka, Georg IV 358—361.
Kayserlingk V 238.
Kehlheim III 460.
Keinz, Friedrich II 62.
Kennewy, von, schottischer Adel IV 304.

Kent I 215.
Kepler V 105.
Kerka, Gattin d. Attila I 139, 144.
Kerkio I 148.
Kesler, Dr., Generalsuperintendent IV 116, 117.
Kessel, Burggraf III 416.
Kesserlas, Totenschauer IV 362.
Keßke, Lubbe III 254.
Keßler, Johannes III 83 ff.
Kettenbach, Heinrich v. III 235.
Kinsberg, Utz von II 425.
Kirkland, James V 190.
Klarstein, Franz Maximilian, Frh. von IV 363.
Kleinägypten II 515.
Kleinasien I 54, 64, 148.
Klein-Polewitz IV 302.
Kleist, Ewald von I 8; V 140.
Klettenberg, Hektor von IV 443.
Kleuden V 353.
Kleve, Philipp von II 448.
Klingen, Herr von II 209.
Klopstock, Friedrich Gottlieb IV 292; V 129, 131, 134, 142.
Kmeten II 201, 203.
Knichen, Fürstl. Rat IV 308.
Knickekelch II 65.
Kniphausen, Kammergerichtspräsident V 49.
Kniprode, Winrich von II 235, 241.
Knipstro III 255.
Knoblauch, Anna III 330, 335.
— Johann III 330.
Knöwel, Wolfgang III 52.
Knud, König I 329.
Koblenz I 226; II 222; V 385.
Koburg III 103, 164, 194, 422, 435, 437, 442, 447; IV 103, 104, 106, 110, 116, 219, 442; V 149.
Koch, Schauspieler V 131.
Kock, Reimar II 270.
Köhler, Leutnant V 88.
Kolbel, Hans II 316.
Kolditz, Georg von II 316.
Kollin V 241.
Kollmann, Bürgermeister II 245.
Kolmar II 102.
Köln I 226, 362; II 126, 140, 222, 251, 253, 281, 338; III 305, 460, 499; IV 220; V 379.
Koloman, König von Ungarn I 407.
Kolowrat, Gräfin IV 365.
Kolschitzky IV 221.
Komorn II 371, 372, 375.
Königsberg (Ostpr.) II 228, 241, 244.
— (Thüringen) IV 104.
Königshofen IV 106.
Königsmark, Graf IV 84.
Königstein IV 443.
Konrad II., Kaiser (Chuno der Ältere, auch Chunrad) I 377, 378—381, 424, 425, 428.
— III., d. Hohenstaufer, Herzog von Schwaben I 309, 343, 364, 365, 381 ff., 419.
— Herzog v. Masovien II 223, 226.
— von Würzburg II 38.
— Kaplan II 214.
— Ritter (Zwerg) II 45.
— d. Teufel II 231.
— Wernher, gen. v. Hattstadt II 111, 112.
Konstantin d. Gr. I 85, 188.
Konstantinopel I 167, 394, 395, 407, 426; II 250, 252.
Konstanz I 323, 324; II 317; III 41, 77, 78, 456.
Kopenhagen II 273.
Köpenick V 203.
Korbach III 361.
Korchschwantz, Peter III 249.
Körner, Konsul IV 116.
— Theodor V 445.
Korsika II 97.
Kosegarten V 128.
Kostnitz I 214; II 102, 343, 344, 367; III 1, 133, 134; IV 266.
Kotelinde, Nonne I 334.
Köthen IV 56.
Kottanner, Helene II 369 ff.
Kotzenau III 419.
Kraft, Oberst IV 194.
Krain II 98, 101, 108.
Krakau II 197, 203; III 405; IV 290.
Kratander, Andreas III 54.
Krause, Kommerzienrat V 443.
Krebs, Hauptmann IV 111.
Krekler, Bürgermeister IV 187.
Krems II 108.
Kretzschmar, Magister V 366.
Kreuzburg II 46.
Kriemhild I 10, 76.
Krosigk, Heinrich von V 443.
Krug, Kaspar III 280, 282.
Kudar II 231.
Kühfraß II 65.
Kulm II 223, 224, 226, 228, 230, 315; V 265.
Kundmann, Johann Christian III 462.
Kurisches Haff II 244.
Kurland II 267.
Kursich, Hunne I 141.
Kurtzhandl, Levi IV 361, 366, 367.
Küstrin IV 443.
Kyburg II 93, 104.
Kynstut II 237.

L

Laa II 240.
Labadie, Jean de V 10, 25.
Labiau II 237.
Labienus I 85.
Ladislaus, König von Neapel II 356.
— V., König von Ungarn II 369 ff.
Lafontaine, Feldprediger V 192; V 353.
Lagebusch, Hans III 263, 264.
Lamboy IV 111.
Lämmerschling II 65.
Lampe, W. Andreas IV 148.
Landsberg II 181.
— von V 410, 412.
Landshut II 365.
Lang, Karl Heinrich V 396.

Lange, Joachim V 127.
Langensalza IV 103.
Langres I 257.
Lanzelot van See II 471.
Latium I 52.
Laufen II 40.
Läufer, Ratsmeister V 85.
Lauffenberg, Gottfried von II 104.
Lausanne II 97.
Lausitz I 63.
Lauterburg II 424.
Lautershausen III 484.
Lavendel s. Einhard.
Lear I 179.
Lecoq, General V 411.
Lehnin III 109.
Leibniz, Gottfried Wilhelm IV 267, 302, 377; V 113, 114.
Leiningen-Westerburg, Gräfin von V 52.
Leipzig II 140, 250, 283, 356; III 434, 446, 462; IV 3, 141, 147, 163, 164, 168, 169, 177; V 131, 134, 315.
Leist III 250.
Leitzkau V 452.
Lemberg II 197, 252.
Lemmermann, Pater IV 180.
Lengenbach, Freiherr v. I 481.
Lennep V 126.
Lentulus, Tafelmeister I 282.
Lenzengut II 61.
Leo III., Papst I 277.
— X., Papst III 109.
— Koch Gregors von Langres I 257ff.
Leopold, Kaiser IV 267.
— Erzherzog, Bischof zu Passau IV 69.
— Fürst von Österreich I 478; II 8, 29.
Lepper, Hermann III 263.
Leßer V 132.
Lessing, Gotthold, Ephraim I 16; III 134; IV 230; V 129, 273.
Leubus II 202.
Leuchsenring V 352.
Leupichis, Urgroßvater d. Geschichtschreibers Paul I 149.
Leuthold von der Saale III 418.
Leuvigild, Westgotenkönig I 159, 232.
Levin, Rahel V 453.
Lewark III 254.
Leweling, Jakob III 255, 260.
Lichtenburg II 316.
Lichtenfels III 63.
Lichtenstein, Eustach v. III 354.
Liebmann, Rebbe IV 357, 361.
Liechtenstein, Ulrich von I 453, 465, 477ff.; II 5, 29, 32, 38, 39, 41, 42—44, 405; III 266.
Liegnitz III 196, 416, 460.
Lilla, Diener d. Königs Edwin I 218.
Limmat III 457.
Lindau III 460.
Lindbach II 381.
Linden, Gottfried von II 243.
Lindenau IV 107, 113.
Linz V 34.
Lippspringer Heide II 236.
Lissabon II 261; IV 315.
Litauen II 223, 229, 237.
Littwach, Fritz von III 353, 354.
Liutgard, Karls d. Gr. Gemahlin I 269, 278, 283.
Liutpold, Markgraf I 382ff.
Liven II 267.
Livius II 270.
Livland II 196, 218, 224 bis 226, 245, 267, 270, 275.
Livorno IV 315.
Lobkowitz, Woldemar von III 361.
Logau II 210; III 419.
Loi de Wadre II 449, 454, 455, 461, 470.
Loire I 205.
Loison, General V 412, 416.
Lommatzsch IV 395.
Loen, Burg II 236.
London I 226, 243; II 252, 261, 266, 275, 457; III 326; IV 102.
Lorber III 255.
Löscher, Superintendent V 131.
Lothar, Herzog von Sachsen, Kaiser I 342, 343, 382ff.
Lothringen II 101.
Lötzenburg II 237.
Löwenberg II 362; III 411, 434, 455; IV 178—188.
Lowositz V 204.
Loyola IV 375.
Lübeck I 361; II 140, 213, 229, 245, 253, 261, 265, 270 bis 274, 277, 279, 281; III 250, 255, 262, 263; IV 7, 267; V 41.
Lucä, Friedrich, Pfarrer IV 302.
Lucia s. Gisela
Lucius, Caroline V 143.
Ludwig I., König von Aquitanien I 277, 284, 290.
— I., d. Deutsche (Enkel Karls d. Gr.) I 296.
— d. Bayer, Kaiser II 44, 45.
— Pfalzgraf v. Bayern II 96.
— IX., d. Heilige I 425.
— XI. von Frankreich III 1.
— XIV. IV 42, 220; V 56, 170.
— Michael IV 102.
Lülbüren III 300.
Lumpus, Oberst IV 84.
Lüneburg II 272; V 49.
Lünig IV 239.
Lupus s. Theodulf.
Luther, Hans III 103, 104, 174.
— Martin I 12, 16, 18, 214, 455; II 2, 367, 477, 518; III 57, 63, 76—79, 96ff., 237, 262, 269, 329, 475 bis 477, 499, 503; IV 2, 68, 410, 411.
Lützen IV 35, 65.
Luzern III 28, 456.
Luzifer III 466.

M

Maas I 53.
Machumet I 400.

Magdeburg I 309, 361; II 32, 136, 140, 206, 226, 229, 250, 270, 508; III 420, 443, 460; IV 76, 78, 83, 160, 174, 177, 411.
Magnus, d. hl. I 321.
Mähren II 101, 108, 195, 197, 244; IV 7, 384.
Main II 179, 414.
Mainz I 226, 312, 329, 362, 377, 382, 406, 407; II 8, 38, 140, 250, 417; III 38, 62; IV 322, 406; V 378.
Major I 3.
Mallet, General V 425.
Malta IV 315.
Man, newaniſche Inſel I 215.
Mansfeld III 103, 161.
— Graf IV 47.
Mäotis, See I 141.
Marc Aurel I 39, 50, 63, 93, 188, 240.
Marcellus zu Châlon I 167.
Marchfeld II 11, 98.
Marcus Aurelius Scaurus I 30.
Margarete, Königin v. Frankreich II 448, 459, 460, 461.
Margit, Keſſem II 376, 377.
Maria Thereſia, Kaiſerin V 229, 230.
Marienburg II 235, 241; IV 71.
Marius I 31, 39.
Markolfus III 99.
Maroſch I 63.
Marot, Clemens III 275.
Marquard, Abt I 364 ff.
— Johann III 212.
Marſchalk, Diez II 424.
Marſeille I 226, 243.
Marſen I 20, 28, 64.
Martin, Biſchof von Breslau III 410.
— Biſchof von Tours I 204.
— Kaufmann II 358, 366.
Martinitz, Reichsgraf von IV 365.
Maſovien II 223.
Maſſilia I 17.
Maſtricht II 252.
Mathilde, Königin, Mutter Ottos I. I 307, 340.
Mathy, Karl V 535.
Matterhorn III 27.
Matthias, König von Ungarn II 369, 414, 443.
— Erzherzog von Öſterreich IV 69.
Maultaſch, Margaretha II 367.
Maximilian I., Kaiſer II 431, 446, 448, 476, 477, 508; III 184, 344.
— II., Kaiſer III 381; IV 6, 137.
Maximinus I 129 ff.
— Thrax I 85.
Mazedonien I 29, 102.
Mechtild, Herzogin von Öſterreich II 317.
Mecklenburg I 17; II 86, 195, 271; III 263; IV 288, 384, 406.
Mecum, Friedrich ſ. Myconius.
Mederland I 141.
Megerlein, Pfr. II 359, 366.
Meginfrid (gen. Thyrſis), Oberkämmerer Karls d. Gr. I 278.
Meier, Chriſtoph III 248.
Mein, Heinrich IV 324.
Meiningen IV 90; V 77 ff.
Meißen I 361; II 195, 200, 201, 360; III 28, 236, 457, 460; IV 380, 406.
Melanchthon, Philipp I 3; III 96, 99, 100, 104, 106, 108, 138, 140, 141, 165, 175, 179, 235; IV 2, 3.
Mellingen III 492.
Memel II 229, 241.
Memmingen III 377.
Menalkas ſ. Audulf.
Menelaos I 51.
Meran II 202, 414.
Mercers, Familie IV 302—304.
Mercia I 222.
Mercy, General IV 11, 34.
Merian, Matthäus IV 417.
Merode, Graf IV 86.
Merſeburg I 361; II 508.
Merſwin, Rulman II 348.
Metternich V 501.
Metz, Stadt I 199; III 221.
Metzel, Samuel IV 355.
Mexiko II 225.
Meyer, Jakob III 298.
Michael, Jude III 199.
— Godeke II 263.
Michel, Herzog von Kleinägypten II 516.
— Kunz II 316.
Michalko, Pan II 362, 363.
Milo, Bernhard von IV 68.
Miltitz III 109, 111.
Minkwitz, Kanzler III 198.
Miſeco, Herzog von Polen I 313; II 180.
Mithras I 188, 206.
Mitwitz IV 112.
Modelsdorf III 409.
Mohamed ſ. Machumet.
Mohnike III 192.
Möhra III 103.
Moldau II 195.
Mollwitz V 192.
Mömpelgard II 111.
Mongolen II 40.
Montecuculi V 170.
Montpellier III 274.
Moosburg I 418.
Morgarten II 40.
Morgenſtern, Vorleſer V 142.
Moritz, Herzog von Sachſen III 192, 194, 211, 213, 220 bis 222; IV 3, 32.
— Wilhelm, Herzog von Sachſen-Zeitz V 50.
Moſcheroſch IV 82.
Moſer, Johann Jakob V 51, 142.
Möſien I 102.
Mozart IV 207.
Mucko aus Warmland II 234.
Muffel, Ratsherr II 179.
Mühlberg II 509; III 192.
Muley Ismael, Kaiſer von Marokko V 248.
Müller, Karl V 482.
Mümer, Georg IV 180.

Mummolus I 160.
Müncheberg II 203, 211.
München II 140, 141, 299, 304; III 27, 39, 421, 451, 462; IV 84.
Münchhausen II 181.
Mundiuch, Vater des Attila I 145.
Münster IV 7, 384; V 408ff.
Münsterland IV 384.
Münzer, Thomas III 234.
Munzinger, Landammann V 531ff.
Mupperg IV 112.
Murat, Joachim V 411.
Müring, Ott II 315.
Murner III 113.
Murviedro III 380.
Muschelwitz III 418.
Myconius III 52, 53, 54, 63ff., 298.
Mylius V 129.

N

Naissus I 128, 130.
Nakam II 231.
Nantes II 29, 38.
Napoleon Bonaparte, Kaiser V 412, 416, 422.
Nardulus s. Einhard.
Narses I 167.
Nassau, Graf Engelbrecht von II 459.
Naßhausen III 99.
Naumburg I 361; III 29, 30, 99, 194.
Navarra II 393.
Nebelland II 267.
Neckar II 179.
Nehemias s. Eppin.
Neiße II 202; III 460.
Neithardt, Kaspar IV 69.
Nele, Johann van der II 275.
Neuenburg II 38, 317.
Neugarten II 200.
Neukirchen III 250.
Neumarkt III 37.
Neuß II 414, 442.
Neustadt II 97; III 460; IV 113.
Nevers IV 71.
Nevita I 85.
Newanische Inseln I 215.
Nichus I 194.
Nickelasko II 316.
Nickelstadt IV 304.
Niebuhr, Historiker V 500.
Niederlande II 448.
Nikolaus, Knabe aus d. Kölnischen I 413.
Nil I 297.
Nimbschen III 148.
Nimtsch II 362, 363.
Nithard, Graf I 276.
Nizäa I 407.
Nonarra Narreia, Herzogin II 65.
Nordenburg II 237.
Nordhausen IV 411.
Nordheim IV 411.
Nördlingen II 311; III 378; IV 14, 104, 163, 177.
Nordpol II 263.
Nordsee I 29, 32, 33, 64; II 87.
Noreja I 30.
Norsund II 272.
Northumberland I 215.
Norwegen II 260, 267.
Nostitz, Balthasar III 418.
Notker (Pfefferkorn), Mönch und Arzt in St. Gallen I 332ff.
Notleben IV 117.
Nova, thrakische Stadt I 128.
Nowgorod II 200, 224, 252, 261, 266; V 126.
Nürnberg I 361, 362; II 38, 137, 140, 146, 184, 185, 250, 289, 300, 304, 306, 315, 318, 509; III 12, 28, 38, 98, 194—196, 305, 328, 335, 353, 423, 443, 457, 492; IV 165, 189, 267; V 136, 154, 315, 378.
Nützel II 179; III 341.

O

Obereschenbach III 345.
Oberringingen III 376.
Oda, Herzogin von Polen I 313.
Oder I 23, 28, 29, 62, 93; II 202; III 37.
Odoaker I 102, 127, 193.
Oëbarsios, Oheim des Attila I 144.
Ofen II 197, 370, 374, 375, 377.
Oliva II 225, 245.
Olymp I 6.
Onegis (Hunigais) I 129ff.
Onolzbach III 353.
Opitz, Dichter II 200; IV 230.
Oporto IV 315.
Oppeln III 404.
Oranien III 102.
— Prinz IV 71.
Orestes I 127ff.
Orlamunde III 99.
Orleans I 205, 226.
Osnabrück II 266; IV 384.
Osten zu Quilow III 246.
Österreich I 28; II 61, 86, 97, 98, 101, 108, 234, 244, 299, 517; IV 7, 384.
Ostsee I 17, 29, 32, 33, 97, 236; II 260—264, 281.
Osulf I 282.
Oesy, Batt III 283.
Otfried, Helianddichter I 197.
Otker, Mönch I 334.
Otmar, d. hl. I 320.
Öttingen, Graf Lothar zu III 364, 377.
— Graf Ludwig von (gen. Igel) III 361, 364.
— Wolf von III 377.
Otto I., Kaiser I 307, 329.
— II., d. Rote I 307, 308, 331, 337.
— III., Kaiser II 180.
— IV., Kaiser I 445.
— Herzog von Bayern II 61.
— Herzog von Braunschweig II 227.
— Pfalzgraf in Hochburgund II 99.
— Bischof von Freising I 427.
— der Quade II 313.
— Johann IV 102.

Ottokar I., König von Böhmen II 228.
— II., König von Böhmen II 92, 96, 97, 98, 105, 108.
Ovid I 316, 466, 473; II 426.
Oxenstierna IV 160.

P

Pannovien I 62, 127.
Papirius Carbo I 29.
Pappenheim, General II 416; IV 11, 76.
— Ulrich von III 130.
Paris I 6, 226, 234; II 100, 319, 338, 356, 392; III 52, 62, 422; IV 102.
Parzival II 393.
Pasewalk IV 152.
Passau III 40; IV 69.
Pauker, Martin III 442.
Paul III., Papst IV 411.
Paulellus, Presbyter I 259.
Paulinus, Bischof I 215, 218 ff.
Paulus, Papst II 415.
— Diakonus, Geschichtschreiber I 55, 149, 205, 252, 276.
Pavia I 234.
Pempelfort III 280.
Perlas, Marquis de V 76.
Perschdorf III 417.
Perseus I 29.
Persien II 515.
Peru II 225.
Peter von Pisa, Gelehrter I 276.
Petersen, Johann Wilhelm V 29, 41—50.
— Johanna Eleonora V 29, 30—50.
Petri, Henricus III 282, 283.
Petrus, Bischof von Verona I 341.
Peutinger III 328.
Pfaffenrath, Frau von V 79.
Pfalz III 381; IV 406.
Pfefferkorn s. Notker.
— Jude III 55.
Pfirt II 111.
Pflock, Hans III 71.
Pforte a. d. Saale II 202.
Philipp, König von Spanien III 405.
— Herzog von Burgund II 408, 446, 448, 459—461.
— Herzog von Pommern III 261.
— Herzog von Savoyen II 99.
— Landgraf von Hessen III 194.
— Ludwig, Herzog von Holstein V 33.
Philippseck, Fürstin von V 39.
Phineas, Patriarch IV 362.
Phönizien I 51; II 267.
Phyller, Gottfried I 3.
Piasten II 202, 211.
Piccolomini, General IV 194.
Pilgerin von Karb II 42—44.
Piligrin, Erzbischof I 379.
Pilsen IV 69, 78.
Pippin, Hausmeier I 262.
— König von Italien I 277.
Pirkheimer III 328.
Pirna III 70; V 203.
Pirner, Thomas IV 304.
Pisa I 395; II 180.
Piscinarius s. Meier.
Pitt, engl. Minister V 247.
Plato I 92, 106.
Platter, Antony III 27 ff.
— Felix III 274 ff.; IV 309.
— Thomas III 27 ff., 274.
Plautus III 54.
Pleißner, Zinngießer V 92.
Plettelius, Wilibald III 490.
Plinius I 54, 236.
Plintenburg II 370, 371, 372, 375.
Po I 32, 102.
Pochmann, Andreas IV 102.
Pock den Stein II 316.
Podiebrad, Georg von (gen. Girsik), König II 208, 365, 414.
Poggio III 267.
Poitiers I 204, 205, 312.
Polen II 202, 220, 224, 225, 240; III 30, 236; IV 46.
Polling (Oberbayern) I 418.
Pommern II 86, 146, 195, 234, 260, 270; III 236, 239; IV 384.
Pompejus I 85.
Poppenhausen IV 105, 113.
Portugal II 252.
Poser, Heinrich von IV 305.
Posset, Jean IV 423.
Potsdam, V 189.
Prag II 108, 140, 319, 338, 339, 349, 356, 359; III 381, 405; IV 84, 123, 267, 353.
Praunheim, von V 31.
Pregel II 228.
Preseka II 201.
Preßburg II 375.
Preußen II 46, 114, 146, 196, 218, 220 ff., 252, 267, 275 bis 277, 517; V 390.
Priscus, Geschichtschreiber I 92, 127 ff.
Probus, Kaiser I 148.
Procopius, Geschichtschreiber I 92.
Prokop, Byzantiner I 109.
Promutus, Präfekt von Noricum I 135, 140.
Propontis I 148.
Provence II 101.
Purchard, Abt I 328, 329 ff.
— Herzog von Schwaben I 331.
Putlitz, Oberst V 448.
Pütter V 142, 143, 144.
Puysegur, Messire Jacques de IV 76.
Pyrenäen I 31.
Pytheas I 17.

Q

Quaden I 20, 28, 93, 119, 148.
Quedlinburg I 361; II 32; III 420.

R

Rachildis I 325.
Raganard, Schüler des Alkum I 309.
Ragnachar von Chambrai I 161.

Ragnit II 237.
Raimund von Toulouse, Graf I 416.
Rais, Xaver V 520.
Rammingen II 222.
Ranzin III 246, 247.
Rapesulver, Hinrik II 274.
Rapperswyl II 104.
Rasserschaffsky III 409.
Rastenburg II 237.
Rauch, Leutnant V 81 ff.
Raudische Ebene I 31.
Raum den Kasten II 316.
Rausch, Ulrich III 409.
Ravenna I 277.
Rechberg, Wilhelm von II 425.
Reck, von der V 410, 412.
Redwald, König der Angeln I 220.
Redwitz, Freifrau von V 324.
Regenheri, Sohn des Königs Redwald I 222.
Regensburg I 226, 362; II 140, 250; III 422, 435, 443, 450, 460; IV 17, 159, 411.
Reibnitz, von, Familie II 360, 361.
Reichenau I 320, 324; II 317.
— Mangold von II 317.
Reichenbach III 161.
Reichersberg im Bistum Salzburg I 418.
Reil, Arzt V 453.
Reinerin, D. III 339.
Reinmar der Alte I 474.
Reischach, Haman von II 317.
Rekahn IV 395.
Remigius, der heilige Bekenner I 378.
Reuchlin, Johann III 18, 106, 326.
Reuenthal, Neidhart von I 451; II 60, 61.
Reuß von Plauen II 318.
Reval II 253, 263, 267.
Rhein I 28, 29, 33, 81, 83, 255; II 51, 86, 87, 102, 179, 201, 252; III 457, 472.
Rheinfelden II 105.
Rheinland I 28; II 109, 408.
Rheinsberg V 216, 217.
Rhodus II 389, 392, 393.
Rhone I 30, 31, 53; III 27.
Ribbenitz III 263, 264.
Ribbentrop V 410.
Richard, Erzbischof von Trier III 135, 186.
— von Cornwallis II 91.
— Löwenherz II 29, 38.
Richere, Kämmerer von St. Gallen I 330.
Riesenburg II 244.
Riesengebirge II 200.
Riga II 224, 253, 260, 267.
Rigunthe I 160.
Riktrudis (Columba) I 283.
Rikulf (Flavius) I 282.
Ringwald, Bartholomäus IV 8.
Rischach, Ludwig von III 275.
Ritterwerder II 237.
Robert, Graf von Flandern I 398.
Rochow IV 395.
Rodach IV 109.
Röder, Erhard II 316.
Rodulf, Bruder des Herulkönigs I 171.
Rohle, Pfarrer in St. Martin II 349.
Rohrbach, Johann Wolf III 330.
Röhrig IV 123.
Rolland V 324.
Rom I 17, 18, 19, 21, 30, 31, 39, 48, 85, 86, 92, 93, 108, 109, 112, 149, 169, 186, 187, 205, 226, 234, 237, 240, 241, 277, 395; II 389, 392, 415, 416, 482; III 106.
Romanus, Oberster I 135, 140.
Römhild IV 109.
Romulus I 135, 140.
Romulus Augustulus, Kaiser I 127.
Rony, Hauptmann von II 461, 470.
Rosamund, Gepidentochter I 169.
Rosenberg, Georg von II 419, 424, 425.
Roskowski, poln. Edelmann V 264.
Rossinien II 243.
Rößner, Bürgermeister V 264.
Rostock II 260, 262, 272; III 262, 264; V 50.
Rotes Meer I 86, 241.
Rothart, Erzbischof zu Mainz I 406.
Rothe, Johannes, Chronist II 46.
Rothkirch V 443.
Rousseau V 240.
Röwershagen III 252.
Rozmital, Leo von II 414.
Rübendunst II 316.
Rübezahl II 200.
Rüchel, General V 393.
Rückendorf II 316.
Rüdiger, Mönch II 109.
Rudolf von Habsburg II 11, 36, 45, 92 ff., 180, 431; III 402; IV 7, 443.
Rügen II 69; IV 381.
Rühs V 451.
Rumänien II 516.
Rumtrud, Langobardentochter I 171.
Rumpolt, Hans III 361.
Rumensattel II 316.
Ruodmann, Abt v. Reichenau I 332 ff.
Ruprecht, Meier II 62.
Rurik II 200.
Rußland I 396.
Rust, Schreiber III 283.
Rusticius I 132 ff.
Rüttelschrein II 65.

S

Saale III 193.
Saalfeld IV 113.
Saberkt von Essex, König I 196.
Sachs, Hans III 223.
Sachse, Rentcommissarius V 85.
Sachsen II 69, 86, 195, 227, 318, 414; III 451.
Sachsendorf IV 104.
Sack V 395.

Sagan II 209.
Salomon, Bischof von Konstanz I 308, 325.
Salza III 420.
Salzach II 61.
Salzburg I 263, 361; II 86; III 460.
Samaiten II 237, 242.
Samland II 241.
Samo, König II 197, 200.
San Jago II 392.
St. Alban, Kloster I 312.
St. Fridolin I 204.
St. Gallen I 268, 308, 309, 317ff., 341; II 99; III 83, 455.
St. Georg, d. Drachentöter I 206.
St. Olaf II 266.
St. Peter II 266.
Saône I 167.
Sapidus, Johannes III 13, 41, 52.
Sardinien II 197.
Sastrow, Familie III, 192 bis 220, 239ff.
Savigny V 451, 500.
Savoyen II 99, 104.
Schaffhausen III 300.
Schäffler, Engelhard IV 239.
Schalauen II 228.
Schallbether, Antoni III 29.
Scharnhorst, Gerhard von, preuß. General V 396, 421.
Schärtlin, Sebastian s. Burtenbach.
Schauenburg, von, Familie II 392, 414ff., 448ff.
Schaumburg, Hans von II 376.
Scheerer, Georg IV 69.
Scheffler, Katholik IV 338.
Scheiding, Heinz II 316.
Schelde II, 253.
Schenkin, Dorothea III 283.
Schievelbein V 443.
Schildburg I 10.
Schill V 421.
Schiller, Friedrich von III 237; IV 207.
Schleiermacher V 451, 475.
Schleinitz, Haubold von II 428, 429.
Schlepusch, General IV 302.
Schlesien I 63; II 86, 101, 195, 196, 200—203, 208ff., 509; III 28, 236, 419, 451, 460.
Schleswig IV 77.
Schlettstadt III 13, 41.
Schlick, Sylvia Katharina Reichsgräfin IV 364.
Schlieben III 380.
Schlingdengau II 65.
Schluckdenwidder II 65.
Schmalkalden VI 7; V 81.
Schmeltzer, Jesuit V 50.
Schmidt, Johann IV 102.
Schnellen, Dr. IV 304.
Scholastica, d. hl. I 205.
Schölin, Gregorius III 282.
Schön, preuß. Staatsmann V 395.
Schönauer, Thiebold III 275, 280.
Schönburg, Graf IV 395.
Schönemann, Schauspieler V 129.
Schonen II 260, 264.
Schopf, Schauspieler V 324.
Schottland I 22; II 393.
Schubert, Bürgermeister IV 179.
Schubert, Nikolaus IV 104.
Schulte, Johann IV 315.
Schulze, Gottfried IV 320.
Schürer, Jungfer V 518.
Schurf, Augustin III 96, 100.
— Hieronymus III 96, 99, 100, 130.
Schurmann, Anna Maria von V 25, 29.
Schüßler, Hans III 442.
Schüttesam II 316.
Schwaben II 69, 86, 197, 408; III 236, 443, 460; IV 384.
Schwallungen, Dorf V 82, 90.
Schwarz, Prof. V 155.
Schwarzes Meer I 63, 97, 148.
Schwarzig IV 109.
Schweden II 274.
Schweidnitz II 244, 363.
Schweinfurt III 442, 460.
Schweinichen, Hans von III 326, 378, 404ff.
— Heinrich III 411.
Schweinsburg, Schenk von III 335.
Schweinwart, Konrad von II 243.
Schweiz II 86, 87, 298, 443; III 302.
Schwenkfeld I 3.
Schwerin, Graf V 137.
Schwob, Franze IV 180, 187.
Schwyz II 443.
Seotus, Hieronymus IV 442.
Seckendorf, Hans von III 353.
Seehofer, Arsatius III 328.
Seeland II 275, 448.
Seidenstadt IV 108.
Seiler, Daniel IV 180, 181.
— Elias IV 180.
Seine I 53.
Selbitz, Hans von III 353.
Semler, Johann Salomo, Prof. V 52, 136, 139, 140, 143, 147, 148ff., 267.
Semnonen II 197.
Sempach II 40.
Senftleben, Prediger V 454.
Septa II 393.
Serapio I 81.
Serdika I 128, 130.
Servilius Caepio, röm. Konsul I 30, 166.
Sethe, Christoph Wilhelm Heinrich V 407ff.
Severin, d. hl. I 193, 195.
Sevilla I 226.
Sickingen, Frz. von II 314; III 127, 185, 235, 343.
Siebenbürgen II 196.
Siebleben IV 198.
Siebrand, Hauptmann II 214.
Siegfried I 169, 401; II 89; III 130, 449; IV 66.
Sifried, Bischof von Würzburg I 425.
Sigestab von Starke III 381.

Sigibert, Frankenkönig IV 77.
Sigismund, Kaiser II 357, 515.
— Herzog von Österreich V 408.
Sigurna (Fluß) II 226.
Siguruna I 79, 465.
Silanus I 30.
Silvanus I 136.
Simau IV 103.
Sinte II 515.
Sintenis, Direktor V 374.
Sint-tria-unum (Fluß) I 320.
Sirmium I 136.
Sisebut, Westgotenkönig I 112.
Sixtus VI., Papst II 388.
Sizilien II 224, 261.
Skandinavien I 22, 62, 63, 93, 123, 148.
Skanör II 265.
Skotta I 131, 132.
Skythenland I 29.
Sluis II 277, 448.
Smiterlow, Familie III 247 ff.
Sobbe, von V 410, 416.
Soest II 236, 266.
Soisson I 67, 226.
Solingen V 119.
Solleck III 345.
Solms-Rödelheim, Gräfin von V 32.
Solothurn III 52; V 531 ff.
Sonneberg, Heinrich III 263, 264.
Sonnenfeld IV 102.
Sottenberg III 345.
Spalatien III 107, 110, 111, 113, 127, 138, 141.
Spalt III 484.
Spandau III 475.
Spanien I 94, 97, 226, 235, 243, 464; II 264, 392; IV 3, 6.
Spartacus I 32.
Spee, Friedrich von III 501; IV 338, 376.
Speier I 226, 362; II 101, 307, 314, 348; III 239, 255.
Spener, Philipp Jakob IV 338; V 10, 27, 42, 147.
Spinoza V 113.
Spoleto IV 418.
Stadler, Anna III 485.
Staffelstein, Andreas III 74.
Stalden III 27.
Stargard V 443.
Starhemberg, Graf IV 221.
Stäubemehl II 231.
Staupitz III 104, 105, 107, 110.
Stedinger II 87.
Stedingerland III 472.
Steen, Tidemann II 272, 273, 274.
Steffens, Prof. V 444.
Steier II 86, 98, 101, 208.
Steierland I 478, II 44.
Steiermark IV 384.
Stein, Hans III 361.
Stein, Freiherr Karl von V 395.
Steinach I 332, 333.
Steinau II 418.
Steinbach IV 109.
Stekna, Magister II 349.
Stelzen IV 103, 111.
Steno, kathol. Bischof V 11.
Stenzel III 404.
Stephan, d. hl. von Ungarn II 369.
Stephanus, Diakon in Metz I 199.
Sternberg, Reichsgraf von IV 356.
Stettin III 197.
Stockgarten II 419.
Stockholm II 271; III 260.
Stockmann, Paul IV 65.
Stockstadt III 342.
Stoientin, Valentin III 249, 258.
Stolberg, Reichsgrafen IV 292.
Stolpe II 236; V 443.
Stortebeker II 263.
Stralsund II 32, 260, 272; III 239, 250, 251, 254, 264.
Straßburg I 80, 226; II 92, 93, 102, 103, 140, 147, 250, 306, 348, 388, 430; III 41, 422, 423, 435, 446, 449, 454 bis 457; IV 123.
Strehlen II 362.
Streif, Hennele II 307, 314.
Striegau III 422.
Stromer II 137, 179.
Struensee, von, Finanzminister V 288.
Stumpf, Max III 345.
Sturm, Caspar III 126.
Stuttgart III 361, 449, 457.
Suchdenwirt, Peter II 240 ff.
Sudauen II 231.
Sue, Eugen V 501.
Sueton, Geschichtschreiber I 282.
Suhl V 119.
Sulpicius III 26.
Sulz, Graf Rudolf von II 414.
Sulzer, Dr. Pfarrherr III 275.
Summermann, von V 144.
Summermatter, Paulus III 27.
Sund II 262, 264, 274.
Suppe (Szeßuppa) II 241.
Sursee III 456.
Sutorius IV 179.
Swantepolk, Herzog von Pommern II 226.
Sylvester II., Papst I 398.
Symmachus I 176.
Syrakus I 148.
Szeßuppa II 241.

T

Tacitus I 18, 19, 20, 21, 22, 28, 54, 64, 73.
Tajo I 237.
Tannenberg II 261.
Tannhäuser III 83.
Tanta, Johannes IV 358.
Tarent II 179.
Tassilo, Herzog I 263, 276.
Tate s. Edilberga.
Tatulus I 135.
Tauler II 346, 348, 404; III 105.
Tauß II 430.
Terzka IV 71.
Tetzel, Johannes III 62, 70, 71, 76, 107, 109, 159, 326.
Thaja II 240.
Themar IV 109.
Themse II 266.

Theodahad, Gotenkönig I 106.
Theodorich, König I 85, 97, 102, 105, 106, 109, 156, 176, 243, 251, 277.
— Bischof von Metz I 377.
Theodosius II., Kaiser I 127ff.
Theodrada, Hofdame I 288.
Theodulf, Bischof von Orleans (Lupus) I 279, 342.
Theokrit I 451.
Theudelinde, Langobardenkönigin I 175, 176, 236, 251.
Theuderich, Frankenkönig I 257.
Theudis, Westgotenkönig I 176.
Thietmar, Bischof von Merseburg I 342.
Thieto I 320.
Thiuda I 23.
Thomas, Prinz IV 76.
— Hamerken von Kempen II 404.
Thomasius, Christian V 51, 113, 114.
Thomaswaldau III 411.
Thomsen, Kapitän IV 336.
Thon V 318.
Thorismund, Sieger der Katalaunischen Schlacht I 161.
Thorn II 226, 231, 234, 241; V 264.
Thunegersheim I 425.
Thüngen, Neidhart von III 345, 352.
Thurgau II 93.
Thüringen II 69, 146, 195, 200, 201, 408, 517; III 63, 236, 451, 460; IV 90, 91, 92, 93, 384.
Thüringer Wald I 28; II 178, 179, 414; III 30.
Thurn, Graf IV 47.
Thurneisser IV 71.
Thurneysser, Leonhardt IV 443.
Thusnelda I 77.
Thyrsis s. Meginfried.
Tiber I 51.
Tigras (Fluß) I 134.
Tigris I 148.
Tillendorf V 454.
Tilly, General IV 9, 11, 35, 56, 76, 83, 104, 106, 151.
Tiphisas (Fluß) I 134.
Tirol III 236; IV 384.
Titus I 167.
Toggenburg II 105; V 198.
Tolosa I 161, 166, 167.
Torgau IV 177.
Torstensson, General IV 11, 102, 265.
Totila I 112, 123; III 265.
Toul I 316; III 221.
Toulouse I 226.
Tours I 204, 205, 226, 279.
Trasamund, Vandalenkönig I 158, 189.
Trave II 270, 271.
Trebnitz II 202.
Trient II 343; III 101; IV 4.
Trier I 147, 257ff., 362; II 108; III 499.
Tripolis I 189.
Tristan II 89.
Troja I 148.
Trümper, Pfarrer IV 195.
Truper, Kersten II 275.
Tschammer, Hans III 416.
Tschernitschef, von V 439.
Tübingen III 13, 300.
Tüfenstein, von II 104.
Tuisko I 15.
Tüngen, Diez von II 424.
Tuotilo, Maler I 312.
Turenne, General IV 11.
Turon (Berg) II 213, 224.
Tyrus I 242.

U

Uckermann, Kaufmann IV 304.
Udalrich, Bischof I 320.
— Graf I 325ff.
Udenheim III 13.
Ulfila, Bischof I 102.
Ulm I 361; II 140, 146, 179, 247, 250, 289, 306, 317, 431; III 27, 38, 40, 234, 305; IV 267, 378.
Ulrich, Herzog von Württemberg III 188.
Umbria IV 418.
Ummerstadt IV 96, 109, 202.
Ungarn I 68, 320—322, 407; II 40, 98, 179, 223, 252; IV 6, 46.
Unterwalden III 456.
Unverdorben, Peter II 317.
Unzelmann, Schauspieler V 294.
Uodalrich, Schwager Karls d. Gr. I 269.
Urban II., Papst I 374, 394, 398.
Utrecht I 362; II 280; V 25.
Utzensdorf III 300.
Üxküll II 267.

V

Valamir, Gotenkönig I 96.
Valentinian I 108.
Vargula IV 196.
Varus I 86.
Vater, Hans III 492.
Venedig II 252; IV 122.
Venetz, Anton III 41.
Venezuela III 305.
Venus I 6, 453; II 89.
Verden IV 384.
Verdun III 221.
Vertenberg II 105.
Vesalia, Johannes III 62.
Vidal, Pierre III 266.
Vigila, Dolmetsch I 128ff.
Viktor Anton, Bischof V 408.
Vilseck III 353.
Viminacium, Stadt in Mösien I 138.
Vincke, Ludwig von V 395, 412, 417.
Virgil I 279, 307, 466.
Visp III 27, 41.
Vissegrad II 349.
Visumar, Vandalenkönig I 96.
Vitigis, Gotenkönig I 161.
Vitzthum II 318.
Vläming II 196.
Vogelbach, Junker IV 278, 279, 286.
Vogelsang (Burg) II 226.
Vogtland II 316.
Volker, Spielmann II 509.
Vollark II 501.

Voltaire V 131, 239, 249.
Voris, von, Hauptmann II 461.
Vorlingen, Konrad von II 419.
Vreſin, Sara IV 361, 364.

W

Waaler, Kraft II 317.
Wagrien II 195.
Wahlwies I 336.
Walachei II 515.
Waldeck V 188.
Waldemar, König von Dänemark II 253, 267, 281.
Waldmann, Hans III 449.
Waldſtein, Albrecht III 343.
Walewis I 336.
Walhalla I 9.
Wallenfels, Hans und Fritz II 315.
Wallenſtein, kaiſ. Generaliſſimus II 210, 517; IV 9, 11, 14 56, 76, 151.
Wallhauſen IV 48, 51, 55.
Wallis III 27, 41.
Walpot II 219.
Walpurg Fuchs II 414.
Walther von der Vogelweide I 442, 451, 474, 483; II 44.
Waltz Paul IV 109.
Wan, Laßla von Gara II 370.
Waräyer II 200.
Warin, Vater des Iſambard I 289.
Warnawa V 406.
Warne II 271.
Warnefried I 149.
Warnemünde II 270.
Warſchau II 197; V 119.
Wartburg III 83, 103, 138.
Waſhington III 102.
Waſſerberg, Heinrich von I 481.
Waſungen V 80ff.
Watzdorf, Balthaſar von II 315.
Weber, Veit V 385.
Wedell, Georg von III 192, 195.
Wederau II 360, 361.
Wedirſich, Knyzze II 362, 363.
Wehlau II 237.
Weichſel I 22, 68, 97; II 223, 270.
Weida, Mikloſch II 379, 380.
Weidmann, Buchhändler V 129.
Weier, Johann lat. Wierus od. Picinarius III 501.
Weigger II 181.
Weil II 311.
Weilhart II 61.
Weimar I 278; III 175; IV 117.
Weinold II 42.
Weißenburg II 379, 380.
Weißer Berg II 91.
Welſer III 305, 325, 326, 328.
Wenckheim, Hund von V 76.
Wenden II 195.
Wendilgard, Gemahlin Graf Udalrichs I 325ff.
Wenzel, König II 314, 349, 357, 367; IV 266.
Wenzeslaus II 319.
Werden IV 383.
Werdenberg, Haug von, Graf II 416.
Werdenſtein II 236.
Wernher der Gartenäre II 61, 62.
— von Tegernſee I 470.
Werth, Jean de IV 265.
Wertheim II 314.
Wertheim, Graf Görg von III 235.
Weſer I 51; II 263.
Weſſel III 62.
Weſſex I 218.
Weſtfalen II 251.
Wetterau II 313, 314.
Wetzlar V 352.
Wibod, Ritter I 283.
Wiborada, Büßerin I 323, 325.
Wiclif, II 339, 349, 356.
Wien II 98, 109, 111, 112, 140, 338; III 18; IV 69; V 384.
Wierus ſ. Weier III 501.
Wieſenburg V 34.
Wikterb, Abt von Tours I 306.
Wilegis, Erzbiſchof I 331.
Wilhelm, König von England V 191.
— IV. von Holland II 235, 236.
Wilhelm, Herzog von Geldern II 236.
— Biſchof von Eichſtädt II 459.
Willamſoen, Dyrik II 275.
Willenger, Ahas IV 76.
Willich, Prediger V 264.
Wilmerstorff, IV 153.
Wimpfeling, Jacob III 13, 26.
Winckelmann, J. J. V 116, 274.
Winckler, Paul IV 276.
Winfrid ſ. Bonifacius.
Winſtein, Jakob II 275.
Winterthur III 77.
Wipo, Kaplan I 377.
Wisby II 253, 266.
Wiſche II 270.
Wismar II 253, 260, 262, 271, 272, 277; IV 102.
Witege II 157.
Wiltenbach III 235.
Wittenberg III 76, 83, 457, 106, 141, 148, 161, 330, 476; IV 3; V 50.
Wittgenſtein, ruſſ. General V 439.
— Gräfin von V 52.
Wittmeier, Georg III 490.
Wladislaus, König von Polen II 370, 381.
Wobeſer, von, General V 408, 409, 410.
Wodan I 77, 78, 80, 196, 340; II 483; III 467.
Wolchow II 266.
Wolf, Chriſtian IV 267; V 51, 113, 114, 126, 216.
Wolfgang, Herzog zu Bayern III 199, 364, 377, 449.
Wolfram von Eſchenbach I 464; II 461.
Wolfsgaumen II 65.
Wolfsrüſſel II 65.
Worms I 118, 226, 362, 377; II 307, 314, 476; III 77, 109, 126—135.
Wrangel, General IV 11, 87, 194.
Wulflam, Wulf III 261.
Wünſchelburg II 358—360.
Wuotan ſ. Wodan.

Württemberg II 314; III 381.
Würzburg I 3, 424, 425; II 99, 408, 417, 418; III 354, 460, 499.
Wymbrsky, Wenzelslaus IV 356.

Y

York, Ortschaft I 224, 278.
York, General V 439, 448.

Z

Zähringen II 103.
Zarathustra III 465.
Zasius, Ulrich III 118.
Zaunried, Wilhelm III 449.
Zehdenick V 452.
Zehntland I 20, 28, 254.
Zeitz I 361.
Zell II 373.
Zerbst V 188.
Zerkon, Maurusier I 143.
Zermatt III 27.
Zernikaw V 43.
Zettritz, Hermann von Fürstenstein II 361, 362.
Ziethen II 211.
Zimmermann, Leutnant V 82.
Zinkow, Gräfin von IV 355.
Zinzendorf, Graf von, kaiserl. Kammerpräsident V 33, 34.
Zinzendorf, Ludwig von V 50.
Zirfeo III 381.
Zittau V 353.
Zollern, Eitelfritz II 459.
Zollner, Martin II 417.
Zosimus I 92, 112.
Zug III 52.
Zürich II 140, 516; III 41, 52, 54, 423, 434, 435, 446, 449, 451, 455, 456, 457.
Zweili, Guardian V 516, 522.
Zwickau III 422, 437, 445, 448, 449.
Zwingli III 53, 54, 101, 140.
Zypern II 389, 393, 515.

Bilderverzeichnis Band I.

23. Germanien zur Zeit des Tacitus.
24. German. Schnallen, Spangen, Riemenbeschlag, Hängeschmuck.
25. Germanische Waffen und Gegenstände z. Körperpflege.
26. Germanische Tongefäße.
27. Germanisches Blockhaus. — Hausurnen.
34, 35. Kastelle des obergermanisch-raetischen Limesgebietes.
36—38. Limesgebiet.
40—46. Darstellungen aus dem german. Leben u. den Kriegen der Markomannen.
56. Mahltrog.
57—59. Altgermanische Bart- u. Haartracht.
60. Büste einer Germanin. — Germanin u. Germane mit Halsring.
61. Germanische Frauen. — Germanisches Ehepaar mit 4 Kindern.
87. Grabstein des M. Caelius.
88. Grabstein des Dalmatiners Andes.
89. Grabstein eines römischen Soldaten.
90. Ehrenbogen in Mainz.
91. Bleiabschlag e. röm. Goldmedaillons.
98. Spalato. Palasthof.
99. Palast Theodorichs in Ravenna.
100. Ravenna. Turm.
101. Cividale. S. Maria in Valle.
110. Schildbuckel. — Sarg.
111. Waffen, Gerät u. Schmuck aus e. Fürstengrab.
114, 115. Banos de Cerato.
116. Sta. Christiana de Lena. Span.-westgot. Kirchenbau.
117. S. Miguel de Lino bei Oviedo. Spanisch-westgot. Kirchenbau.
120. Fällen u. Verladen des Holzes. — Pflug mit Rad u. Sech.
121. Arbeiten mit d. Sense. — Dreschen, Sieben u. Wegbringen des Getreides. — Schneiden u. Binden des Getreides.
124. Axt u. Beil beim Bäumefällen u. Stämmebehauen. — Beil u. Bohrer beim Schiffbau.
125. Zeltschere eines Wikingerschiffs. — Wikingerschiff.
150. Trier. Porta Nigra. — Trier. Römerbrücke.
151. Trier. Grabmal der Sekundimer, einer Tuchhändlerfamilie.
152. Trier. Dom. — Kaiserthermen.
153. Trier. Barbarathermen. — Basilika.
154. Römische Wasserleitung über das Moseltal.
155. Römisch ländliches Gutshaus.
162, 163. Waffen, Schmuck u. Geräte aus fränkisch alamannischer Zeit.
164. Waffen, Schmuck u. Geräte aus slawischer Zeit.
165. Gotische Krieger.
173. Gerichtlicher Zweikampf zwischen Mann u. Weib.
174. Kaiserin Kunigunde unterwirft sich einem Gottesurteil.

176, 1—3. Niederschrift des Hildebrandliedes.
184. Tempel d. Matronae Vacallinehae. — Steinbild eines heidnischen Priesters.
185. Schwedenkönig Gylfki fragt als Gangleri die drei Asen nach der Religion der Asen.
202. Johannes ruft Drusiana ins Leben zurück.
203. Die hl. Maria aus Ägypten.
212. Runen.
213. Sächsisches Taufgelübde.
216. Fränkischer Fürst zwischen zwei Bischöfen.
217. Aufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen durch die Taufe.
228. Germanische Tracht. — Krieger 10. Jahrh.
229. Apokalyptische Reiter.
230. Lorsch, Torhalle.
231. Westturm der Kirche zu Earls Barton.
238. Gewerbliche Tätigkeiten.
239. Familienleben.
246. Juden. — Judentaufe.
247. Jude vor dem Richter. — Eidesformel der Erfurter Juden.
264. Reiter auf leichten Pferden.
265. Angriff eines befestigten Platzes u. seine Einnahme.
270. Fränkische Krieger.
271. Fränkische Schreiber.
272. Niederschrift der Straßburger Eide.
273—275. Alemannische Rechtsformeln in latein. Sprache.
280. Karl der Kahle.
281. Der hl. Hieronymus, die Bibel erklärend, übersetzend und verteilend.
292. Die karolingischen Könige von Pipin bis auf Karl den Kahlen.
293. Karl der Große mit seinem Sohn Pipin.
294. Christlicher Priester. — Karl der Große.
295. Münster zu Aachen.
304. Mönchsschreibstube.
305. Stammbaum der abendländischen Schrift.
310. Roswitha und Kaiser Otto I.
311. Bekehrung des Thais.
314. Kloster St. Gallen.
315. Cistereienser-Abtei Maulbronn.
316. Bauriß für das Kloster St. Gallen.
318. Arbeiter im Weinberg.
319. Christus und die Kirche, Wein kelternd.
326. Geistliche Trachten.
327. Städtische Trachten.
346. Mädchen und Frau. — Mann in der Bruch (Kurzhose). — Knabe u. Mutter mit Tragkind. — Kinder.
347. Herr und Dame des 13. Jahrhunderts.
348. Siegel der Gräfin Elisabeth von Flandern. — Mädchentracht.
349. Tracht einer vornehmen Frau.
350. König auf dem Lehnstuhl thronend. — Hochsitz mit einem Ehepaar.
351. Ruhebett und Ofen.
352. Mariä Verkündigung.
353. Vornehme Frauentracht. — Schwertträger.
354. Sämann.
355. Vornehme Mädchentracht.
356. Verlöbnis.
357. Vermählung.
359. Fürstliche Tafel.
359. Prunkbett.
386—391. Miniaturen aus d. Codex Balduini Trevirensis. — Bankett beim Erzbischof von Trier. — Königswahl Heinrichs VII. — Krönung Heinrichs VII. — Ritterkampf. — Hinrichtung eines Hochverräters. — Bürger in Brescia. — Gericht Heinrichs VII. über Brescia. — Heinrich VII. auf dem Rückweg von seiner Kaiserkrönung. — Festmahl im Freien. — Ritterkampfspiel. — Seefahrt.
402. Bewaffnung u. Rüstung. 12. Jahrhundert.
403, 404. Armbrustschützen. — Krieger.
405. Kriegswaffen.
408. Kaiser Friedrich I. in Kreuzfahrertracht.
409. Ritterkleidung. 12. Jahrh.
410. Ritterkampf. — Erstürmung einer Burg.
411. Troßknecht mit Packpferd und Maultier.
420, 421. Deutsche Judentracht. — Juden in der Synagoge.
422. Synagogenvorhalle in Regensburg.
423. Synagoge in Regensburg.
430—439. Belagerungsmaschinen des Mittelalters.
440. Belagerung.
441. Angriff mit dem Burgfrit.
448, 449. Die gesellschaftliche Gliederung nach Ständen.
456. Turniersieger. — Ritter, von einer Edeldame den Helm empfangend.
457. Walther von der Vogelweide. — Nithart v. Rauenthal.
458. Wolfram von Eschenbach. — Gottfried von Straßburg.
459. Ullrich von Lichtenstein. — Dietmar von Eist.
460. Sängerkrieg auf d. Wartburg. — Jaeob von Warte im Bade.
461. Krüppel. — Tannhäuser.
462. Der von Kürnberg. — Johannes Hadlaub.

463. König Konradin auf der Falkenbeize. — Markgraf Heinrich von Meißen auf der Falkenbeize.
466/67. Fürstliche Tafelbelustigung.
468. Zweirädriger Wagen. — Karren. — Reisewagen.
469. Reiterin im Reisemantel. — Reiterinnen im Herrensitz.
481/82. Deutscher gewirkter Wandteppich vom Ende des 14. Jahrhunderts.
484—503. Bauausführungen deutscher Burgen. — Bild einer Burganlage. — Burg Reichenberg. — Burg Thalheim. — Bergfrit von Großsteinheim am Main. — Wehrturm von Baierdorf. — Kronburg am Inn. — Burg Rapperswil am Züricher See. — Burg Carneid bei Bozen. — Wasserburg bei Hagenwyl. — Ganerbenburg Eltz an der Mosel. — Feste Rheinfels am Rhein. — Burg Dorneck. — Burg Eltz. — Rosenburg am Kamp.

Bilderverzeichnis Band II.

6, 7. Falkenbeize.
12—25. Entwicklung d. ritterlichen Rüstung.
30. Ansprengende Ritter. — Turniergetümmel. — Tjost.
31. Schwerterkampf. — Speerkampf.
34. Kämpfende Ritter.
35. Rittertracht um 1300.
52, 55. Bauern.
53. Unterschlächtige Wassermühle.
54. Niederdeutscher Ackermann.
55. Jäger.
56, 57. Bauern auf dem Wege zum Markt. — Müller mit Esel.
58. Fischfang.
59. Bienenzucht.
64. Schafschur. — Bauernkalender.
70—85. Feldarbeiten u. bäuerliches Leben.
94. Berthold von Regensburg.
95. Geißlerzug.
106. Grabmal Rudolf von Habsburg zu Speier.
107. Krönungsornat der deutschen Kaiser.
116. Gerichtl. Verhandlungen.
117—119. Werkleute beim Bau.
120—124. Beispiele älter. deutscher städtischer Hausbauten.
125. Mittelalterl. Holzschloß.
128—133. Gewerbl. Tätigkeiten.
134. Übergang des Stadtregiments an die Zünfte.
135. Ratsherren des 15. Jahrhunderts.
138. Arzneimittel gegen die Pest. Einblattdruck.
139. Gebet zu Minus gegen die Franzosenkrankheit.
140. Verhaltungsmaßregeln gegen die Pest. (Flugblatt.)
142—144. Niederdeutsche städtische Trachten.
145. Nächtliche Heimkehr bei Fackellicht.
148. Bürgerl. Tischgesellschaft.
149. Badetreiben. 15. Jahrh.
150. Fechthaus u. Badehaus.
151. Frauenhaus. 15. Jahrh.
152. Kampf um die Hose.
153. Schragen- und Stollentische.
158—161. Badestube. — Schröpfen und Aderlassen. — Tierkreismännchen.
164. Kalendertafel.
165. Hausgerät.
166. Verlobung.
167. Bürgerliche niederdeutsche Tracht.
168, 169. Häusliches Leben.
170. Anleitung z. Haushalten. (Flugblatt.)
172. Harfen- u. Lautenspieler.
173. Ballspiel.
174. Reigentanz.
175. Glasbecher. — Töpfer.
176. Fischer auf dem Markte. — Fleischbank der Knochenhauer.
177. Fürstliche Tafel.
178. Weinlese.
182, 183. Leuchter u. Lampen.
186—189. Schmied. — Kupferschmied. — Goldschmiedewerkstatt. — Hufschmiede.
198. Bergwerk.
199. Gebläseofenanlage.
204. Bau eines Hauses durch Bauern. — Dorfbefestigung durch Palisaden.
205. Bauern bringen den Zins. — Bauern auf dem Felde fronend.
208. Feldbestellung und Flußschiffahrt.
232, 233. Ordenshaupthaus Marienburg.
240. Plan des Schlosses Marienburg.
248. Münz- und Eichwesen. 11. Jahrhundert.
249. Kaufmann. 12. Jahrh.
250. Zeichen der falschen Gulden.
252. Ansicht von Köln.
254. Kaufhaus zu Mainz.
255. Wollenweber. — Handelskarren.
256. Normannenschiff.
257. Hansakogge.

258. Wechsler.
259. Kaufmann. — Kleinhändler.
260. Ältester deutscher Zolltarif.
262. Lied vom Störtebecker u. Jödge Michael.
268. Weinmarkt.
269. Rathaus und Artushof in Danzig.
280. Klagebericht, die Hansa u. den Londoner Stahlhof betreffend.
284. Männer mit lebhafter Gebärdensprache. — Fembrief.
285. Fehdeansage.
288. Älteste bekannte Handschrift der Fragen des Königs Ruprecht über die Femgerichte.
290. Boten.
291. Stadtschreiberei.
292—294. Handbüchsen. — Städtisches Fußvolk. — Befestigung e. mittleren Stadt.
295. Kampf zwischen Fußvolk und Rittern.
296. Ritter vor dem Stadttor.
297. Belagerung einer Burg.
302. Dorfplünderung durch Raubritter.
303. Wagenburg.
308. Richter und Urteiler. — Schwur und Wasserurteil. —
309. Wippe. — Galgen. — Gefangener im Fußblock.
320. Gelehrtentracht.
321. Turm der Weisheit.
322. Gesangunterricht.
323. Schulunterricht.
324, 325. Universitätsvorlesung.
326. Ärzte am Krankenbett.
327, 328. Ärzte in d. Apotheke.
329, 330. Apotheke.
331. Pestarzt beim Beulenschneiden.
332. Amputation mit Knochensäge.
333. Chirurgische Instrumente.
334. Grabmal e. Apothekers.
335. Harnglas. — Rötelhändler.
336. Wassergefäß. — Essigkrug. — Schwestermiller: Pestregiment.
337. Arzneibüchse und Arzneischachtel.
340. Ablaßbrief.
341. Sixtus IV., Ave Maria mit Ablaßverheißung.
346. Sequenz von unser lieben Frowen des Mönchs von Salzburg.
350, 351. Markttreiben.
352. Prüfung der Speisen im Konklave.
353. Verbrennung des Huß.
354, 355. Belehnung d. Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Markgrafschaft Brandenburg.
368. Fürstliche Tafel.
384. Seeschiff mit Schwimmdock.
385. Rhodus-Ritter.
386. Wappen-Wandmalerei.
387. Reigentanz.
390. Ball einer niederdeutschen fürstlichen Hofgesellschaft.
391. Ball am Hof zu München.
394. Ritter und Dame.
395. Deutsche Edelleute.
396. Gotischer Kronleuchter.
397. Gotischer Ofen.
398. Romanischer Faltstuhl.
399. Gotischer Stuhl.
400. Gotisches Betpult.
401. Gotisches Bett.
402. Gotischer Schrank. — Ehepaar im Betstuhl.
406. Grabstein in der Kirche zu Schönberg.
407. Herzog Albrecht von Österreich.
410. Ritter im Turnier. 16. Jahrhundert.
408. Peter von Hagenbach.
411. Turnier auf einem städtischen Markt.
412, 413. Turnier. 16. Jahrh.
420—423. Zelt, Bogenschützen, Reitertruppen.
426. Jacob Köbel: Tischzucht.
432—441. Landsknechtswesen. — Fahnenträger. — Pfeifer bei den Landsknechten. — Edelmann als Landsknecht. — Landsknecht u. sein Weib. — Landsknechte mit Luntenschlössern. — Landsknechttracht. — Landsknechthauptmann. — Hurnweibel mit Dirne. — Landsknechtskampf. — Landknechtskampf und Landsknechtslagertreibereien.
444. Landsknecht und Tod.
450—453. Belagerung eines befestigten Platzes.
462. Eidschwur des Generaloberst.
463. Gericht vor besetzter Bank.
464. Das Recht der langen Spieße.
465. Herausziehen eines Pfeiles aus der Wunde.
466. Feldprofoß. — Lagertreiben.
467. Landsknechte beim Würfelspiel. — Raufende Landsknechte.
468. Troßzug.
469. Landsknecht u. Mädchen.
472. Beschießung und Bestürmung einer Stadt.
473. Landsknechte mit Büchsen.
474, 475. Landsknechte mit Zweihändern und Dolchen. — Landsknecht mit Schwert, Pfeifer, Trommler usw. — Landsknecht mit seinem Weib.
476. Fliegendes Blatt von 1525 auf die Schlacht von Pavia. — Ankündigung des ewigen Landfriedens durch Maximilian I.

478, 479. Lied auf d. Schlacht von Pavia 1525.
480, 481. Lied geg. d. Türken.
484—498. Fahrende Leute. — Arme Leut'.
499. Conrad, der Hofnarr Kaiser Maximilians I.
502—506. Bühnenbilder. 15. Jahrhundert.
507. Gesamtbild e. Theaters.
510—513. Fechter u. Ringer.
519. Fechten mit Stangen. — Hirschjagd.

Bilderverzeichnis Band III.

1. Eine Ermahnung der Christenheit wider die Türken.
2. Älteste bekannte Ausgabe des Kolumbusbriefes in deutscher Sprache.
4. Türkenfamilie.
5. Kriegsleute.
6. Landsknechte.
7. Türke mit gefangenen Bauern.
8. Türkengreuel.
9. Erste Belagerung Wiens durch die Türken.
10. Dirne, Landsknechte und Tod.
11. Spaziergang. 16. Jahrh.
12. Ausbreitung der Buchdruckerei in Deutschland bis zum Jahre 1500.
14. Papiermühle.
15. Druckerei.
16. 17. Buchgewerbe.
18. Sebastian Brant, von dem Donnerstein. Einblattdruck.
20. Niederdeutsche Tracht.
21. Stadtmauerbau. — Bote am Brunnen. — Winzer u. Winzerin. — Traubentreter.
22. Küfer.
23. Hochzeitsmahl. — Häuslicher Streit.
24. Frauenklatsch während des Gottesdienstes. — Edelfrau in ihrer Kammer vor dem Spiegel.
25. Galgenstrafe. — Schlafkammer und Badewanne.
31—36. Bücheranzeigen.
38. Der Schulmeister.
42. Bruchstück eines Donatdruckes.
43. Aushängeschild e. Schulmeisters.
44. Gelehrter mit einem Scholaren. — Spieler.
45. Erfurter Studenten mit Handwerker streitend.
46. 47. Depositionsgebräuche.
48. Astrolog.
49. Totenbild des Konrad Celtis.
50. Erasmus von Rotterdam.
51. Willibald Pirkheimer.
58. Kaiser Maximilians I. Messe.
59. Reliquien. — Gewandkasten.
60. Wallfahrer.
61. Bittgang gegen die Pest.
64. Mönchszelle. — Ablaßhandel. — Bettelmönche.
65. Johann Tetzel.
66. Ablaßbrief.
67. Ablaßzettel.
68. Die falschen und wahren Apostel Christi.
69. Evangelischer und katholischer Predigtgottesdienst.
78. Trachtenbilder. 16. Jahrh.
80. Luther und Hutten.
81. Ein Lied von dem von Hutten.
82. Hans Sachs, die Wittenbergisch Nachtigall.
84, 85. Die Eltern Luthers. — Martin Luther.
86, 87. Philipp Melanchthon.
88. Katharina von Bora.
89. Spottbilder auf Luther.
90. Kaiser Karl V.
91. Ulrich von Hutten. Franz von Sickingen.
92. Friedrich der Weise und Johann der Beständige von Sachsen. — Luther, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen mit Gemahlin und drei Söhnen.
93. Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen.
94. Ulrich Zwingli.
95. Reformatoren-Unterschriften.
106,1—3. Luthers Thesen.
110. Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen.
114, 115. Spottbilder gegen Mönchstum und Papsttum.
116. Passional Christi u. Antichrist.
117—119. Buchbilder aus der „Septemberbibel".
120—125. Bild zur Fabel Luthers von dem Löwen und dem Esel. — Spottbilder auf Papst und Kardinäle.
126. Die päpstliche Lutherbulle vom 15. Juni 1520.
128, 129. Geleitbriefe Luthers zur Reise nach Worms. — Deutsche kaiserliche Reichsherolde.
136, 137. Jagden.
138. Luther als „Junker Jörg".
140. Von der Mönche Ursprung.
142—146. Bauern. — Belagerung der Veste Ebernburg.
147. Ritter und Fußknecht.
148. Aufruf von Thomas Münzer gegen die Papisten.
149. Lied von dem üppigen Bauern.

151. Landsteuerverordnung.
153. Lied aus dem Bauernkriege.
155. Verzeichnis der von den Bauern geplünderten Schlösser.
157. Wehrordnung b. Bauernaufstand.
160. Hans Hergot, von der neuen Wandlung eines christlichen Lebens.
166. Flugblatt auf eine Himmelserscheinung.
168, 169. Kinderspielzeug.
170. Kindbettstube.
171. Mutter und Kind.
172. Häusliche Kinderzucht. — Kinderstube.
173. Deutsche Schulstube.
178. Luther auf dem Totenbett.
186. Eine Gesandtschaft vor Kaiser und Kurfürsten.
187. Versammlung unter kaiserlichem Vorsitz.
190. Unterrichtung über das Erbschaftsrecht.
192. Deutsches Feldlager.
194. Truppen auf d. Marsch.
200—204. Koch und Küche.
205. Deutsche Trachten.
206. Festmahl und Gelage.
207. Eßgerät. — Edelmann u. Goldschmied.
208. Hofmann und Hofdame. — Tanzfest einer vornehmen Gesellschaft.
209. Höfischer Mohrentanz.
214, 215. Schlittenfahrt.
216. Reiter.
217. Die Legende von Nôtre-Dame du Sablon.
218. Reisewagen.
219. Abschied Kaiser Karls V. vom Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen.
220. Briefzeitungsdruck. — Mandat Kaiser Maximilian II.
224, 225. Ländliche Tätigkeiten.
226—230. Bauernwesen. — Bauerntanz.
231. Volkstreiben.
232. Ländliche Tätigkeiten.
233. Städtische Tätigkeiten.
234. Eberlin, Mich wundert, daß kein Geld im Lande ist. — Die Hauptartikel aller Bauerschaft und Hintersassen vom Jahre 1525.
236. Dorf Kalkreuth bei Nürnberg.
240. Männerbad.
241. Holzbildhauer. — Malerwerkstatt.
242. Hans Sachs.
243. Einladung zur Meistersingerschule.
244. Meistersinger auf der Kanzel.
245. Lade der Meistersinger.
256. Der Gang des Zivilprozesses.
257. Gerichtsverhandlungen.
258. Strafvollzug. — Gerichtshandlung.
259. Folter- und Strafgerät.
270. Baslerin.
271. Prunkbett. — Wohnzimmer.
272, 273. Tanz und Spiel.
274. Wer essen will, der geh zu Tisch. — Anleitung für Fischesser.
276. Lautenspieler.
277. Nürnberger Tracht.
278, 279. Bräute, Wäscherinnen, Mägde.
280. Dienstmagd und Kindbettkellnerin. — Klage dreier Hausmägde.
284—292. Arzt und ärztliche Behandlung.
293. Baumölgewinnung.
294. Glasofen, Salzsiederei, Alaunsiederei.
295—297. Apotheken. — Zahnbrecher.
298. Hans Holbeins Entwurf zur Fassadenmalerei des Hauses „Zum Tanz" in Basel.
302. Kaufmännische Tätigkeiten.
303. Nürnberger Bettlerordnung.
304. Verordnung über Kleidung und Lebenshaltung vom Jahre 1546.
306. Kaufmännisches Rechnen.
307. Wechsler.
308. Kaufmann Fuhrmann. — Hafen- und Handelsplatz.
309. Briefbote.
310, 311. Reisende.
312, 313. Händler u. Krämer.
314—318. Gewerbetreibende.
319. Ratsverordnung über Fleischpreise.
320. Einführung der Seidenraupe in Europa.
321. Zuckersiederei.
322. Tafel zur Uhrenvergleichung.
322. Lehrvertrag.
323. Gerichtskalender.
324. Jakob Fugger. — Wappen der Fugger.
325. Badestube im Fuggerpalast.
326. Bericht über die erste deutsche Indienfahrt.
331. Hochzeitsordnung.
333. Michael Springenklee.
336, 337. Hochzeitszug.
346. Jagsthausen.
347. Götz von Berlichingen.
348—350. Die eiserne Hand Götz von Berlichingens.
351. Fuchsjagd.
355. Ausschreiben betr. die Verhängung der Reichsacht über Götz von Berlichingen u. a.
356. Ausschreiben Berlichingens gegen Johann von Riefferschyot.
357. Ausschreiben betr. Verhängung der Reichsacht über Franz von Sickingen.

362. Sebastian Schärtlin.
363. Kriegsrat.
366. Landsknechte auf dem Zuge.
367. Belagerung einer Stadt.
368. Erstürmung einer Burg.
369. Fliehende Bürger.
370. Feldscherzelt.
371. Bindfutter.
372, 373. Geschütze. — Troßzug.
374, 375. Gewinnung von Schwefel. — Salpetersiederei.
382. Kanne und Becher.
383. Geschlechtertanz Augsburger Patrizier. — Zinngießer, Münzmeister.
384. Kinderspiele.
385. Bogenschießen.
386. Gemsjagd.
387. Angeln und Fischen.
388. Zimmerplatz.
389. Bauarbeiten.
390. Münzschmiede.
391. Harnischschmiede.
392. Fechten.
393. Hellebardenfechten.
394. Musiker.
395. Malerwerkstatt.
396. Mummerei.
397. Schenktisch.
398. Brettspiele.
399. Superbia. — Ritterspiel.
400. Festzug-Trompeter. — Festwagen.
401. Aufzug z. Ringelrennen. — Argonautenschiff.
404. Turnier.
412. Liebespaar.
413. Dirnen.
414. Fischerei.
415. Wolfsfalle.
422. Kölner Schützenbrief. — Münchner Schützenbrief. — Leipziger Schützenbrief.
424. Armbrustschütze.
425. Armbrust- u. Bogenschütze.
426. Zielwand.
427. Bogenschützen.
428—432. Stahlschießen zu Regensburg.
433. Schützenplatz. — Gesellenschießen.
436. Festschießen und Festbelustigung zu Zwickau.
438. Festzugsmusikanten.
439. Pritschenmeister.
440. Nürnberger Spruchsprecher Wilhelm Weber.
441. Nürnberger Pritschenmeister Wolfgang Dorsch.
450. Nürnberger Schönbartlauf.
452. Lotterieplakat.
453. Gabentempel.
456. Festplatz d. Straßburger Freischießens.
458. Geschütze.
459. Nürnberger Stückschießen.
468. Ankunft des Antichrist.
469. Der Höllenrachen.
470, 471. Teufel und Hölle.
476. Teufelsbündnis des Herzogs von Luxemburg.
478. Hexe.
478. Hexensabbat.
480, 481. Hexen und Teufel.
482. Alte Frau im Kampf mit dem Teufel.
483. Malefizhaus zu Bamberg.
492. Streit der Teufel mit einem zänkischen Weibe.
493. Wie der Teufel ein Weibsbild entführte.
495. Hexenverbrennung zu Derneburg.
497. Hexen im Fürstentum Jülich.
516. Mittelmeergaleere.
517. Magnetsteinkompaß.
518. Lübeck. Marktplatz.
519. Haus d. deutschen Hansa in Antwerpen.
520. Erdbild u. Globusstreifen.
521. Atlas.
522. Weltkarte.

Bilderverzeichnis Band IV.

10. Soldatentrachten. 17. Jahrh.
12,2. Zeitung aus Prag.
13. Prager Fenstersturz.
14,1. Bericht über Belagerung u. Eroberung Magdeburgs.
14,2. Beschreibung von Wallensteins Tod.
18. Arkebusier, Musketiere, Pikeniere.
19. Fußsoldaten im Kampf.
20. Gewehre und Karabiner.
21. Ausrüstungsgegenstände.
22. Niederländischer Musketier.
23—25. Geschütze u. Geschosse.
26. Pulvermühle und Stampfwerk.
27. Konstabler.
28—31. Reitertruppen des Dreißigjährigen Krieges.
38—41. Fahnenspiel.
44. 45. Verordnungen.
52. Landstreicher und Wegelagerer.
53. Ermordung Wallensteins.
72, 73. Alraunmännlein und -weiblein.
74, 75. Amulettmünzen.
76. Keplers Horoskop für Wallenstein.
78,2. Teutsche Michel.
80, 81. Tabakrauchen.
82. Belagerung Magdeburgs.
94. Des ehemaligen Pfalzgrafen Glück und Ende.
95. Flugblatt auf die Flucht des „Winterkönigs" Friedrich V.
96. Callot, Kriegsleiden und -unglück.

120. Urhemmung mit Wage. — Regierender Bürgermeister und Ratsbote.
121. Henleinsche Taschenuhr. — Buchdruckereiwerkstatt.
122,1. Krämer mit neuer Zeitung.
122,2. Älteste bekannte Zeitungsnummer.
124. Verwendung der Wünschelrute. — Probierofen. — Probierwagen.
125. Untersuchung einer Gold-Silberlegierung.
126—134. Gold-, Silber-, Quecksilber- und Erzgewinnung. — Bergbau.
135. Falschspieler. — Chemisches Laboratorium.
142, 143. Alchemisten.
144. Hinrichtung des Hofjuden Lippold.
145. Jud Süß am Galgen.
146. Flugblatt gegen Kipper und Wipper.
148. Spottblatt auf die Friedensnöte des Geldmangels und der Geldscheine.
150. Flugblatt auf das Hinscheiden des Kredits.
156. Wehklage.
164. Feuerordnung der Stadt Leipzig.
166. Feuerspritze. — Frauenleben.
167. Umzug der Metzgerzunft.
168. Tischzucht.
170, 171. Schneiderstube. — Kopftrachten. — Deutsche Tracht.
172. Modenblatt.
173. Nürnberger Trachten.
175. Spottblatt auf die alte u. neue Mode. 17. Jahrh.
178. Bilderbogen der verkehrten Welt.
190. Namensunterschriften von Johann Tserclaes, Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf.
191. Nürnberger Friedensfest.
192. Festmahl z. Feier d. Friedensschlusses in Nürnberg am 25. 9. 1649.
193. Marktplatz zu München.
194,1. Flugblatt auf den Friedensschluß v. Münster 1648.
194,2. Flugblatt auf die Friedensschlußsitzung. Nürnberg 1650.
210. Bankett bei Kaiser Ferdinand I.
211. Krönungszug d. Kaisers Matthias z. Frankfurt a. M. 1612.
212. Feierl. Festmahl d. Abgesandten z. Regensburger Reichstag 1717.
213, 214. Erbhuldigung d. niederösterr. Stände vor Kaiser Joseph I.
215. Beklagung der Drangsale eines evangel. Salzburgers. Flugblatt.
220. Belagerung Wiens durch Türken.
232. Ball um 1680/1700.
234. Flußhafenanlage. — Heidelberger Schloß.
235. Schlittenfahrt. — Maskenaufzug.
236, 237. Bühnenbilder einer Prunkaufführung.
238. Heidelberg.
254. Edelleute.
255. Studentenbelustigungen. — Studentenwohnung.
256, 257. Nächtlicher Ausflug. — Brunnen zu Schwalbach. — Spottbild auf den „Haserei".
258. Ringelstechen.
259. Feldlagerleben.
260. Apotheke. — Behandlung d. Hundswut.
261. Reisewagen.
262. Fuchsprellen.
263. Hirschjagd.
264. Badeleben.
270. Nächtl. Unterhaltungen.
271. Mahlzeit in e. vornehmen Hause.
272. Nürnberger Schauküche.
296, 297. Augsburg. Rathaus.
298. Apotheke zum Mohren in Nürnberg.
299. Auspeitschung vor dem Gefängnis.
300. Festungsbauspielplan.
306. Lutherische Tauffeier. — Haustrauung.
307. Wochenstube.
308,1,2. Puppenhaus d. Anna Köferlin.
310. Grundsteinlegung e. evangelischen Kirche.
311. Guerickes Versuch mit luftleeren Halbkugeln.
312, 313. Elektrisier- u. Dampfmaschine.
316—319. Postwesen.
320,1. Brieftaxordnung.
320,2. Nachricht ü. e. „Post-Kalesch".
320,3. Bekanntmachung ü. d. Postverkehr.
326. Kaufmann.
327. Ausschlachten eines Walfisches. — Seefrachtschiff.
334. Untergang des Admirals Carpfanger u. s. Flaggschiffes i. Hafen v. Cadix 1683.
328—331. Kriegsschiff.
340, 341. Flugblatt u. Spottbild auf Jesuiten.
342. Der Priester küßt den Altar.
343. Der „ewige Jude".
344. Deutsche Judentracht.
345. Reinigungs- u. Tauchbad
346. Jüdische Sabbatsfeier. d. Weiber nach jüd. Ritus.
347. Synagoge.
348. Jüdischer Hochzeitszug.
349. Jüd. Sterbe- u. Trauergebräuche.
350. Jüd. Gebräuche bei einer Geburt.
351. Beschneidung. — Geleitschein f. fußreisende Juden.

368—373. Folter.
374. Erster Druck d. dt. Volksbuch vom Ahasverus.
396—405. Bauernwesen.
412—413. Gaunerzinken.
414. Schinderhannes.
415. Rinaldo Rinaldini.
416. Grimmelshausen, d. erste Bärenhäuter u. Simplicissimi wunderliche Gaukeltasche.
418. Flugblatt von Grimmelshausen.
424—429. Quacksalber u. Landfahrer.
430, 431. Doktor Eisenbart.
432—441. Fahrende Spielleute. — Theaterzettel.
456. Ausdehnung des europ. Postnetzes 1563—1623.

Bilderverzeichnis Band V.

12. Ankleide- und Empfangszimmer e. Dame.
13. Frau im weißen Regentuch.
14. Reifrock.
15. Laden einer Modewarenhändlerin.
16, 17. Spottbilder auf Modenarren u. Schönheitsmittel.
19, 20. Perücke u. Zöpfe.
21. Ausartungen d. Mode.
22. Berliner Coiffüren-Moden.
23. Berliner Moden.
26. Kupferstich aus Beschreibung d. Hallischen Waisenhauses.
58. Grundriß eines fürstlichen Palastes.
59. Fürstl. Paradezimmer. — Porzellan- und Spiegelkabinett im Schloß Weißenstein.
60, 61. Porzellankabinett im königl. Schlosse Charlottenburg. — Aufbau d. Prunktafelsilbers.
62. Haupttreppe im Schloß Weißenstein.
63, 64. Marmorsaal, Audienz- u. Paradezimmer i. Palaste des Prinzen Eugen von Savoyen.
65. Gartenkabinett i. Belvedère-Schloß des Prinzen Eugen von Savoyen.
66, 67. Sänften.
68. Kammermädchen u. Türsteher.
69. Menuett. — Besuchswagen.
70, 71. Wien. — Hofburg.
72, 73. Schönbrunn.
74. Zwinger in Dresden.
75. Pavillon u. Galerie.
76. Fürstl. Reisezug.
78. Römerberg.
94—101. Belagerungstruppen. — Einquartierung. — Werbeplakat. — Militär. Exerzieren. — Werbung. — Militärstrafen.
106—109. Buchdruckwesen.
110. Anzeige von Goethes Geburt.
111. Besuchskarte Goethes. — Anzeige von Goethes Tod.
116. München.
118. Hoch-Gericht.
120, 121. Wohnhäuser.
122. Kaufmänn. Büro.
123. Postbüro.
124. Botenfrau. — Frachtbrief.
125. Berliner Wechselkurs.
128. Frauenzeitschrift. — Die vernünftigen Tadlerinen.
132. Der Neumarkt in Dresden.
156. Waisenhaushalle.
157. Doktorpromotion.
158, 159. Chemisches Laboratorium. — Botanischer Garten. — Studentenbude. — Tanzunterricht. (Universität Altdorf.)
160. Studenten-Möbel.
161. Tanzunterricht.
162. Pedell u. Student.
162, 163. Guaschemalerei. — „Landesvater"-Lied.
170. Berlin u. Umgebung.
172. Erbhuldigung d. Großen Kurfürsten.
173. Volksbelustigungen bei d. Krönungsfeier König Friedrich I.
174—177. Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin. — Garde du Corps. — Bericht üb. d. Sieg von Fehrbellin.
178. Krönung Kurfürst Friedrich III.
179. König Friedrich I. im Ornate des Schwarzen Adler-Ordens.
180. Offizier vom preuß. Dragoner-Rgt.
181. Preuß. Reiter.
194, 195. König Friedrich Wilhelm I. im Tabakskollegium. — Kriegsschule d. Offiziere. — Handgranatenwurf.
196. Stockdrill.
197. Preuß. Truppen im Siebenjährigen Krieg.
212. Etat.
218, 219. Berliner Zeitungswesen.
220—223. Randbemerkung. u. Schreiben Friedrichs d. Gr.
224, 225. Baupläne z. Opernhaus.
226, 227. Ballettfigurinen.
230. Spottblatt auf d. Österr. Erbfolgekrieg.

232—235. Schlachtenpläne von Wallwitz, Lobositz, Hohenfriedberg.
236. Ziethen.
237. Preuß. Infanteristen. — Eigenhänd. Nachschrift Friedrichs d. Gr. zu einem Briefe an Zieten.
238. Preuß. Relation.
244, 245. Friedrich d. Große.
246. Brief Friedrichs d. Gr. an den Herzog von Braunschweig-Bevern.
250. Schreiben Friedrichs d. Gr. an Graf Finkenstein.
252. Offiziere und Soldaten Friedrichs d. Gr.
258. Erinnerungsblatt an den Frieden von Hubertusburg.
259. Spottblatt a. die Teilung Polens.
260. Friedrich der Große.
261. Carl August, Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach.
268. Versammlung der Freimaurer.
269. Friedrich d. Gr. als Meister vom Stuhl in der Freimaurerloge Royal York. — Flugblatt a. d. Tod Friedrichs d. Gr.
272. Schattenrisse u. Scherenschnitte.
276—279. Weimar.
280. Schillers Garten in Jena.
281. Goethes Hausgarten.
282. Goethes Gartenhaus.
283—286. Goethes Wohnhaus.
287. Eigenhändig. Spruchblatt Goethes.
290, 291. Kellner. — Billardsaal. — Hotel de Venus.
292. Prügelstrafe außerehelich. Mütter.
293. Wahrsagerin. — Magnetiseur.
296, 297. Ländlich. Wirtshaus.
298. Fähre.
299. Torwache.
300. Schloß u. Park Charlottenburg.
301. Nymphenburg.
302, 303. Park in Neu-Waldeck. — Schnurbeinscher Garten. — Stimmungsbild.
304. Schmaußengarten in Nürnberg.
305. Unter den Zeiten.
306. Promenade.
307. Lange Gasse in Danzig.
308, 309. Reisende Maler. — Blick auf München. — Ansichten aus dem Park von Hohenheim.
310, 311. Stimmungsbilder.
320—323. Kupferstiche von J. P. Blanchards Luftreisen.
332—347. Gesellschaft a. Spieltisch. — Natürliche u. affektierte Handlungen des Lebens.
350. Werther in der adligen Gesellschaft. — Entwurf e. Wertherfächers.
351. Lotte, Brot schneidend. — Sterbezimmer Werthers.
354. Vornehme Tischgesellschaft.
355. Bürgerl. Tischgesellschaft.
356. Schlafzimmer.
357. Weihnachtsabend. — Mägdezimmer.
358, 359. Stubenmädchen. — Kleinmädchen u. Köchin.
360. Begräbnis.
361. Patenbriefumschlag.
362. Auerbachs Hof.
363. Christmarkt.
380. Spottblatt auf die „alte" u. die „neue" Mode.
381. Stickmuster der Königin Luise.
382. Nachmittagstee.
383. Deutsches Modenbild.
386. Ankündigung e. deutschen revolutionären Zeitschrift. — Aufruf an die Deutschen z. Anschluß an die französ. Revolution.
388, 389. Brandenburger Tor. — Petrikirche (Berlin).
398. Schütze. — Tambours.
399. Preuß. General d. Infanterie. — Generalsuniform.
400—405. Unteroffizier u. Offizier v. Regiment Gendarmes. — Kürassieroffizier. — Dragonertrompeter. — Unteroffizier. — Dragoner. — Offizier u. Jäger. — Füsiliere.
412. Darstellung d. Schlacht bei Jena.
414. Franzosenquartiere. — Durchzug preuß. Gefangener.
415. Spottbild auf die Kontinentalsperre.
420. Deutsche Bilderbogen.
422. Verordnung üb. die Kontinentalsperre.
426, 427. Trümmer d. französ. Armee.
428, 435. Deutsche Napoleon-Karikaturen.
436. Wiener Kongreß.
437. Napoleonstag a. der Insel Helena.
438. Urkunde d. Konvention von Tauroggen.
440. Arndt, Was bedeutet Landsturm und Landwehr? — An mein Volk. — Einblattdrucke 1813.
444. Erstdrucke Körnerscher Lieder.
446. „Preuß. Korrespondent" u. „Rhein. Merkur".
452. Erste deutsche Frauenzeitschrift.
458. Kgl. Preuß. Garde du Corps.
459. Kgl. Preuß. Garde-Jäger-Bataillon.
460. Westpreuß. Infanterieregiment.
461. Fichte a. Landsturmmann.
464. Hetman Platow mit Kosaken.
465—469. Bilder aus der Leipziger Völkerschlacht.

470. Preuß. Feldlager auf d. Marsfelde bei Paris.
471. Briefzettel d. Fürsten Blücher. — Seifenpackung. — Tabakpackung.
472. Feld-Zeitung.
474. Amtlicher Bericht üb. d. Schlacht bei Leipzig.
476. Deutscher Turnplatz in d. Hasenheide bei Berlin.
477. Schwingpferd. — Schlittschuhlauf.
478. Jüngling in „deutscher Nationaltracht".
479. Deutsche Studentrachten.
480, 481. Deutsches Studentenleben.
484. Wartburgnummer d. Zeitschr. „Isi".
486, 487. Blumenbach in seinem Arbeitszimmer. — Chemisches Laboratorium von von Liebig. — Humboldt in seinem Arbeitszimmer.
488, 499. Postwesen.
490—493. Eisenbahnwesen.
494. Nachtwächter.
495. Berliner Polizei- u. Feuerwehr-Uniformen.
496. Paketschiff des Norddeutschen Lloyd in Bremen.
497. Dampfschiffe.
498, 499. Anfänge d. Kruppwerke. — Alte Börse am Lustgarten. — Alte Börse in Hamburg.
504. Unter den Linden, Berlin.
505. Marktplatz in Leipzig.
506, 507. Münchener Straßenbild. — Berliner Straßenbild.
508. Richters Kaffeehaus in Leipzig.
509. Raucher.
510. Kegelbahn u. Bockkeller in München.
511. Speisekarte d. Restaurant Jagor, Berlin.
512. Das erste Wettrennen in München.
513. Stralower Fischzug.
514. Kölner Dom.
515. Entwurf für e. Berliner Dombau.
538. Die ersten Schnellpressen von Friedrich König.
539. Zeitungskorrespondent. — Stadtbuchdruckerei J. Zängl.
540. Recht der Straße.
542. Manifest d. Kommunist. Partei.
543. Aus den „Fliegenden Blättern".
544. Angriff auf die Barrikade am Alexanderplatz zu Berlin 1848.
544. Rethel, Todtentanz.
545. Spottbilder auf Konjunkturpolitiker.

JLV.


VICTORIA UNIVERSITY
LIBRARY

